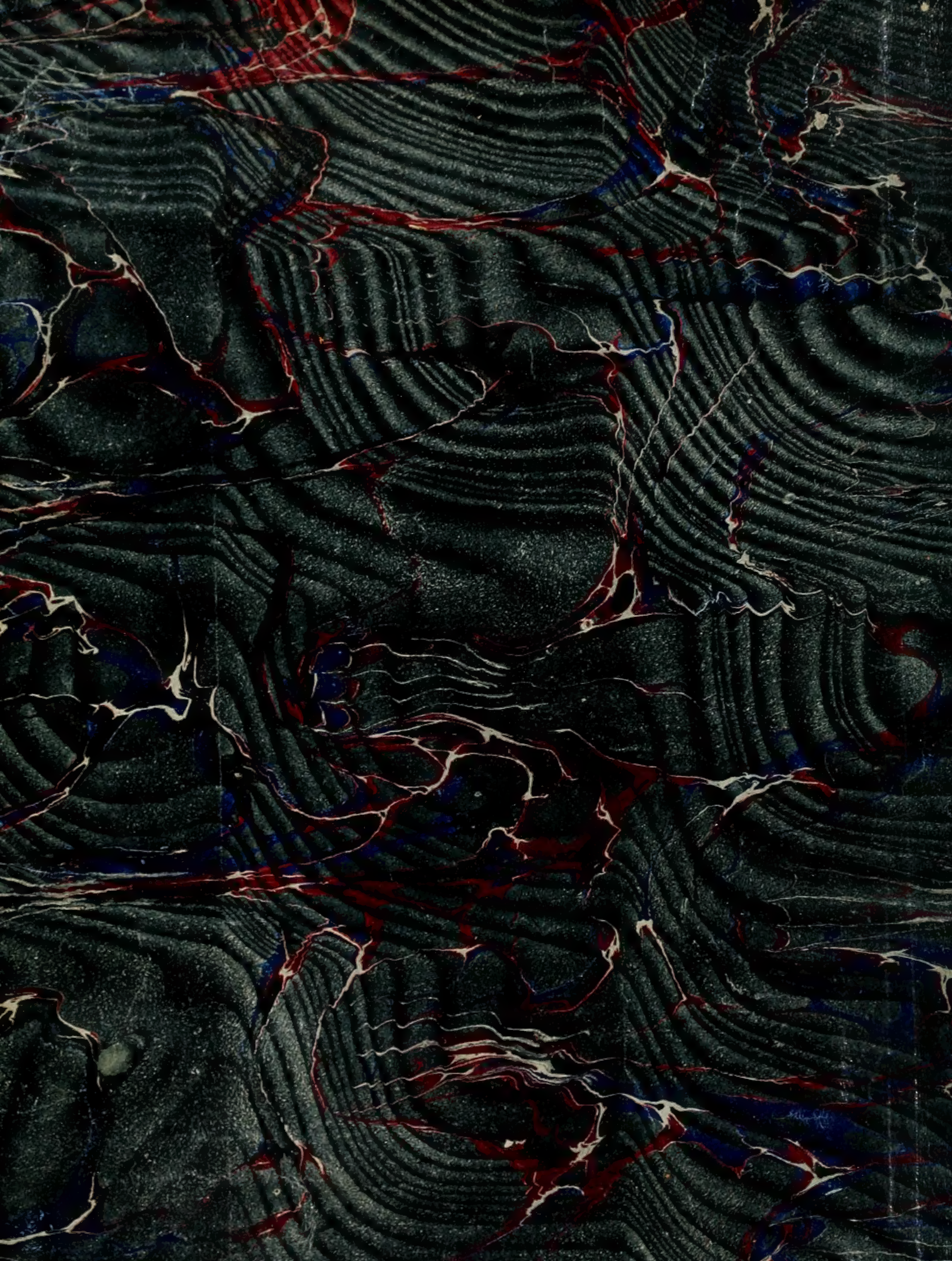






Verkehrsgeschichte der Alpen

I. Band

(Bis zum Ende des Ostgotenreiches Theodorichs des Großen)

von

P. H. Scheffel

Königl. Sächs. Hauptmann z. D.



Berlin 1908

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.

Inhalt.

I. Kapitel.

Die Alpen in der Geschichte Europas. Die drei Arten des über die Alpen gegangenen geschichtlichen Verkehrs. Die großen historischen Persönlichkeiten und die Alpen.

Die Absicht, aus der dieses Buch geschrieben ist, erklärt sich aus den Worten seines Titels. Wenn Menschen, zu welchen Zeiten und unter welchen Kulturverhältnissen dies auch gewesen sein mag, das Bedürfnis hatten, in gegenseitige Wechselbeziehungen zueinander zu treten, so hat den dadurch hervorgerufenen Verkehr das Fehlen natürlicher oder künstlicher Hindernisse wohl stets von vornherein erleichtert und gefördert. Waren solche Hindernisse aber vorhanden, so mußten sie schon sehr stark sein, um einen Verkehr, der sich einmal geltend machen wollte, ganz abzuschrecken oder zu verhindern. Die Regel ist, daß der Menschenwille es schließlich trotzdem mit den mannigfachsten Mitteln erreicht hat, die ihm entgegenstehenden Verkehrshindernisse durch Umgehung oder Überwindung zu besiegen.

Erst mit dem Fortschreiten der Kultur ist die Menschheit immer mehr dazu gelangt, ihre Verkehrsmittel immer künstlicher zu gestalten und so auch die natürlichen Hindernisse leichter zu überwinden. Von je her haben aber nicht jene künstlichen Verkehrsmittel, sondern die von der Natur einmal geschaffenen Verkehrsbedingungen die Übermacht über die Gestaltung alles Verkehrslebens behauptet. In der Art, wie die Natur Land, Meere, Gebirge und Flüsse aneinandergeschoben und zusammengebaut hat, so und nicht anders hat es zunächst die Menschheit annehmen müssen, um in dieses Gebilde die Bahnen ihres Verkehrs hineinzulegen oder bei entgegengesetzter Absicht auf Mittel zu sinnen, deren Herstellung zu verhindern.

Wenn wir nun die Stärke, mit der die natürlichen Gebilde dem Verkehr der Menschen untereinander hinderlich oder förderlich gewesen sind, abschätzen,

wird sich finden lassen, daß Meer und Fluß, so verkehrsfeindlich diese auf den ersten Blick auch dem Naturmenschen erscheinen mögen, gerade am bereitwilligsten der aus dem Naturzustand zur Kultur fortschreitenden Menschheit die Mittel des Verkehrs an die Hand gegeben haben, während die Gebirge dagegen zu allen Zeiten weit mehr ein Mittel der Trennung als der Verbindung gewesen sind. Je höher und gestreckter ein Gebirge ist, um so sicherer hat es in der Regel als Trennungslinie für die menschlichen Kulturzonen, deren Grenzen sich an dasselbe lagern mußten, gewirkt. Die Menschen südlich und nördlich des Himalaya sind grundverschieden voneinander; der Kaukasus hat, seitdem man überhaupt von einem Occident sprechen kann, die Trennung desselben vom Orient übernommen, und die Pyrenäen haben die ihnen anliegenden Länder stets derartig voneinander geschieden gehalten, daß diese seit Ende des römischen Altertums niemals mehr wieder ein politisch geeintes Gebilde abgeben konnten, und auch Böhmen hat es allein den es abschließenden Gebirgen zu verdanken gehabt, daß es in der Länderkarte Mitteleuropas unter den vielen im bunten Wechsel entstandenen und vergangenen Gebilden stets ein eigenartiges, und zuweilen besonders lebenskräftiges und selbständiges Dasein geführt hat. Nur ein südlich gelegenes Zentrum konnte es schließlich erreichen, Böhmen längere Zeit an sich zu ziehen, weil jenem Lande an dieser Seite allein der Gebigsabschluß fehlt.

Auch heute noch ist Europa der Hauptschauplatz menschlicher Geschichte; und es ist, lediglich abgesehen von den frühesten Zeiten menschlichen Denkens und der neuesten Zeit, auch stets der einzige Schauplatz jener gewesen. Eine eigene Schickung hat es nun gewollt, daß sich gerade im Mittelpunkt dieses Erdteils, in dem bislang fast jeder menschliche Fortschritt emporgewachsen ist und sich somit auch allein alle das tiefere Interesse herausfordernden geschichtlichen Vorgänge abgespielt haben, eines der höchsten und räumlich ausgedehntesten Gebirge der Erde, die Alpen erheben. Merkwürdige Konsequenzen sind es, die sich zunächst bieten, wenn wir einmal den Fall setzen, daß an der Stelle, wo die Alpen liegen, sich eine große Ebene ausbreiten würde. Gehen wir bei dieser Annahme zunächst von dem heutigen Zustand der Erde aus, so müßten wir bei der Nivellierung aller europäischen Kulturverhältnisse, die sich aus dem Fehlen des Alpengebietes ergeben müßte, unmittelbar vor der Verwirklichung der Idee der Vereinigten Staaten von Europa stehen. Fassen wir dagegen den Gang der geschichtlichen Ereignisse von alters her ins Auge, so können wir ein Gefühl des Dankes nicht unterdrücken, daß es so und nicht anders gewesen ist; denn ohne die trennende Schutzmauer der Alpen wäre es dem Römertum niemals gelungen, seine Herrschaft und Kultur zu jener bewunderungswerten Ausdehnung und Tiefe auszugestalten: der Sieg der keltischen und der gewaltigen germanischen Völkerwanderung wäre von vornherein so früh und vollständig eingetreten, daß mit ihm alle lebenskräftigen Keime des Altertums, vor allem auch die kostbarste unter ihnen, das Christentum, ihren Tod gefunden hätten.

So hat die Menschheit den Alpen, indem diese wie alle anderen Gebirge in erster Linie scheidend und trennend gewirkt haben, zunächst einen ungeheuren Segen zu verdanken. Es ist dies aber nur die eine grundlegende Seite ihres Einflusses auf die Geschichte gewesen. Auch nach der anderen entgegengesetzten aber nicht minder wichtigen Beziehung haben die Alpen gleich stark auf die europäische Geschichte gewirkt. Darin gerade unterscheiden sich die Alpen von den anderen Gebirgen, daß bei ihnen das natürliche Moment der Trennung, das die Gebirge überall hervorzubringen pflegen, nicht allein nicht vorherrscht, sondern daß sie trotz ihrer Massenhaftigkeit, stärker selbst als andere weniger bedeutende Höhenzüge, verkehrsfreundlich gewesen sind. Und um so umfassender mußte auch dies in seinen Folgen werden, weil die Alpen gerade in der Mitte des alten Europas gelagert sind. Selbst die Pyrenäen und Karpathen haben fast stets zwei politisch verschiedene Gebilde voneinander getrennt, während das viel höhere Alpengebirge es zugelassen hat, daß im römischen Altertum volle vier Jahrhunderte hindurch die Länder nördlich und südlich seines Kammes zu demselben Reiche gehörten. Aber auch im Mittelalter war ein halbes Jahrtausend lang ein Hauptgrundsatz des politischen Denkens die Vereinigung Deutschlands und Italiens in einer Hand. Uns heute in der Zeiten Ferne ist es zwar leicht gemacht, sofort das Phantastische, die vollständige Ignorierung aller aus der natürlichen Geographie aufsteigenden realen Mächte, von der diese Idee ausgeht, herauszufühlen. Es war aber doch die aus dem Ideengehalt der damaligen Zeiten hervorgehende mächtige Wucht der Tatsachen, die in den Römerzügen der deutschen Könige, einem nach dem andern, diese Anschauungen in die Wirklichkeit zu versetzen suchte. Und selbst in der neueren Zeit hat der hohe Alpenwall im Norden Italiens es ebensowenig verhindern können, daß dieses Land Jahrhunderte hindurch den fast einer Fremdherrschaft gleichenden Einflüssen fremder Mächte überliefert war.

Die glückliche Mischung nördlicher und südlicher Elemente ist es, die den reichen Inhalt der europäischen Kultur ausmacht. Zu dieser Gestaltung der Dinge hat aber das Wesen der Alpen die Hauptsache beigetragen, indem diese teils hemmend teils wieder fördernd, aber stets mit einem schönen Gleichmaß in den Wechsel der europäischen Kulturbeziehungen eingegriffen haben. Geht man freilich auf die frühesten Anfänge der europäischen Kultur zurück, so findet sich, daß diese aus der Fremde, aus dem Orient, ihren ersten Ursprung ableiten. Schon längst hat zwar der orientalische Einfluß auf Europa an seiner früheren Kraft verloren, aber ein sprechendes Zeugnis, wie sehr überhaupt in dem Teile Europas, der die Alpen einschließt, die Fäden aller Kultur von alters her zusammengelaufen sind, ist es doch, daß das, was der Orient auch späterhin von Einfluß auf Europa hinüberzusenden hatte, gerade an den beiden Enden der Alpen, dem Ost- und Westende, da, wo sie sich auf das Alles verbindende Meer stützen, mit Vorliebe an das Land gestiegen und von dort aus zu uns

hineingewandert ist. Aber auch heute leiten noch mitten aus Innereuropa, von dem Meerbusen von Genua und der Nordspitze der Adria aus, unsichtbare Fäden nach dem Orient hinüber.

Es hat Zeiten gegeben, in denen sich das Gestade der ligurischen Riviera wie eine Kolonie des Ostens auf westeuropäischem Boden ausgenommen hat. Auf die Phönizier (Monaco) folgten hier die Griechen (Massilia, Nicaea, Mentone, Antipolis - Antibes). Hier blieben dann auch, als ringsherum schon längst alles Land den Franken und Langobarden untertan war, die byzantinischen Statthalter heimisch, denen später an dem gleichen Gestade die See- und Straßenräuberkolonien der Sarazenen folgten. Hier sammelten sich die Scharen der nach Asien ziehenden Kreuzfahrer, und auch in der Jetztzeit hat die Eröffnung des Suezkanales Genua wieder zu einem ganz neuen Leben emporgebracht.

Ein gleiches Bild bietet sich aber auch an dem gegenüberliegenden Ende, an der Nordspitze der Adria. Auch hier weisen schon die Ursprungssagen der ältesten Einwohner, der Veneter, nach dem Osten. Im Altertum war Aquileja tatsächlich die Schwelle des Orients, und es wurde deshalb auch in Italien nächst der Hauptstadt Rom die erste Pflanzstätte des aus dem Osten gekommenen Christentums. Auf dem östlichen Vorlande dieser Stadt fielen in der späteren Kaiserzeit zumeist die ersten Entscheidungen über die aus dem Orient nach Italien ziehenden Thronprätendenten, und die Kaiser von Byzanz behielten auch auf diesen Landstrich noch lange ihren Fuß gesetzt, als im übrigen Abendland ihre Macht schon längst verschwunden war. Venedigs Blüte und Bedeutung ging allein daraus hervor, daß es für das Mittelalter die Rolle Aquilejas in vergrößertem Maßstabe übernahm, und das Dasein des in byzantinischem Stile aufgeführten Markus-Domes und der Fondaco dei Turchi sind heute noch die Zeugen, wie sehr auf diesem Stadtboden orientalisches Wesen sich heimisch fühlte. Auch die Bedeutung der Erbin Venedigs, von Triest, beruht heute in der Hauptsache auf den zahlreichen Verbindungen, die von hier nach dem Orient abgehen.

In dreierlei Hinsicht hat sich nun der über die Alpen gehende Verkehr, seitdem diese in das Licht der Geschichte eingetreten sind, betätigt, in ethnologischer, kriegerisch-politischer und handelsgeschichtlicher Beziehung, jedoch so, daß Erscheinungen, in denen sich derselbe nach der einen oder anderen Hinsicht ganz rein und unvermischt beobachten ließe, äußerst selten sind. Die Regel ist, daß die eine Art des über die Alpen gehenden Verkehrs mit der anderen Hand in Hand läuft, die eine die Ursache der anderen wird, oder an die andere anknüpfend ihr nachfolgt. Hat ein Volksstamm erst still und unbeobachtet in den Alpen Platz genommen, so muß er sich zumeist dann doch noch den Nachbarn gegenüber auf kriegerische Weise die Daseinsberechtigung erkämpfen (die Kämpfe der Bayern und Slaven im Pustertal zu Beginn des Mittelalters), oder umgedreht die kriegerischen Ereignisse und die politischen Veränderungen in deren Gefolge schaffen wie nach dem Gesetz der Schwere

den Raum für das siegreiche Volk und dessen Kultur (die Latinisierung der Räter nach der römischen Eroberung), die nun die eroberten Gebiete tatsächlich besetzen. Andererseits führt aber auch die in einem der den Alpen anliegenden Gebieten erstarkte politische Macht und die erhöhte Sicherheit des Besitzes zur Belebung des Handels hinüber und herüber (der Aufschwung Mailands nach Verdrängung der deutschen Kaisermacht aus Italien), oder wenn durch langandauernden Handel und Wandel hüben und drüben gleiche Kulturen und ähnliche Lebensbedingungen geschaffen worden sind, so tritt dieser Zusammenschluß dann wieder in die Erscheinung durch politische Ereignisse (der Zusammenschluß der Ostalpen unter Österreich; die zugewandten Orte der Schweizer Republik).

Die Darstellung der aus kriegerischen und politischen Anlässen hervorgegangenen Verkehrsbewegungen in den Alpen bietet die geringsten Schwierigkeiten, da diese in solchen äußeren Ereignissen ihren bestimmten Ausdruck gefunden haben, deren Kunde am ehesten der Geschichte erhalten bleiben konnte. Eine Geschichte der Schicksale, von der die einzelnen Alpenstraßen in der Folge dieser äußeren Ereignisse betroffen worden sind, ist daher dasjenige, was sich für die Darstellung der Masse der Verkehrsbeziehungen, in denen die Menschheit zu den Alpen gestanden hat, am dankbarsten heraushebt. Das charakteristische Merkmal haben zunächst alle in den Alpen ausgefochtenen Kriegsereignisse an sich gehabt, daß sie allein für sich keine großen Entscheidungen darstellen, sondern nur als die Vorbereitungen oder Folgeerscheinungen solcher Entscheidungen auftraten, die in den Ebenen südlich oder nördlich des Gebirges gefallen sind. Am deutlichsten läßt sich dies bei allen Kämpfen, in denen die Parteien in nördlicher und südlicher Front gegenüberstanden, beobachten. Nicht die Eroberung der Alpen durch die Römer brachte die Unterwerfung Galliens, sondern diese die Eroberung der Alpen mit sich; die entscheidenden Kämpfe der Völkerwanderung spielten sich nicht in den Alpen, sondern zuerst nördlich und dann südlich des Gebirges ab, und im Mittelalter ist kein deutscher Fürst auf einem Römerzuge in den Alpen selbst umgekehrt. In den Kämpfen der letzten Jahrhunderte haben sich die Parteien dagegen zumeist in westlicher und östlicher Front gegenüber gestanden, aber auch dann lag das Hauptkriegstheater auswärts, während die Alpen nur ein Nebenschauplatz waren. In den Fällen dieser Art, in denen die Partieen wirklich bis zu Ende ausgespielt worden sind, wie in den Kriegen Napoleons I. gegen Österreich, haben dessen Siege in den Ebenen auch eine Besetzung des anliegenden Alpenlandes durch den Sieger nach sich gezogen.

Der Grund zu diesem Allem liegt offensichtlich in der Natur des Gebirgslandes selbst, dessen Oberfläche, zu kompliziert und für ausholende Bewegungen zu schwierig, den für die Herbeiführung großer Entscheidungen nötigen freien Raum nicht bietet. Napoleon I. ist in den ersten Jahren seiner aufsteigenden kriegerischen Kraft gerade die strategische Bewertung der Alpen derart trefflich

gelungen, daß sein Eingreifen in verkehrsgeschichtlicher Beziehung für dieses Gebirge eine neue Zeit heraufführen konnte. Der Ausspruch desselben aber, daß in den Alpenkämpfen der Verteidiger im Vorteil sei, kann nur vom rein taktischen Standpunkte aus gemeint sein; denn für diejenige Partei, die große Entscheidungen sucht, fehlt trotz aller formidabeln Stellungen, die das Alpengebirge überall und zu allen Zeiten dem Verteidiger geboten hat, hier doch der zur Herbeiführung des letzten Zieles, d. h. der angriffsweisen Vernichtung des Gegners, nötige Raum. Jener Mangel, den die aktive Verteidigung hier findet, hat es daher im Gegensatz zu Napoleons Ausspruch herbeigeführt, daß in den Alpenkriegen kaum ein Fall zu finden ist, in dem die Verteidigungsstellungen schließlich nicht doch genommen worden wären, weil das unübersichtliche Gebirge dem Angreifer viel zahlreichere und viel verstecktere Rinnen bietet, die feindliche Position an ungeahnter Stelle zu fassen.

Dagegen ist es viel schwieriger, den Verlauf der über die Alpen gegangenen Völkerbewegungen in bestimmte Ereignisse zu fassen. Das Auftreten, die Ausbreitung und das Verschwinden der Völker in den von ihnen bewohnten Gebieten vollzieht sich zumeist als langandauernde aber stille Folge der politischen Veränderungen. Ereignisse, deren zeitliche Dauer kaum ein Jahr ausfüllt, vermögen nach dieser Seite hin Nachwirkungen im Gefolge zu haben, die Jahrhunderte lang andauern. So zog die Tatsache der römischen Eroberung der Alpen die Umbildung der dieses Gebirge bewohnenden Völker in Romanen nach sich. Der Zerfall des Römerreichs lieferte dann wieder die Nordhälfte des Gebirges einer von Norden kommenden germanischen Besiedelung aus, einer Bewegung, die das ganze Mittelalter hindurch bald stärker bald schwächer fortgewirkt hat. Auch wissen wir zwar, daß von der kriegerischen Abweisung der Slaven durch die Bajuvaren im Pustertal einst die deutsche Kolonisation der Ostalpen ihren Ausgang genommen hat. Wie diese aber dann im einzelnen vor sich gegangen, wann sie schließlich zum Stehen gekommen und ein anderes an ihre Stelle getreten ist, läßt sich nicht genau erkennen. Bei allen diesen Völkerbewegungen sehen wir demnach wohl die Ereignisse, von denen sie ausgehen, nicht aber ihren weiteren Verlauf und vor allem sind während desselben nicht die Gründe zu erkennen für das Maß der Stärke, die solchen Völkerbewegungen innegewohnt hat. Wie aber im Nordland zuweilen alte, weit landeinwärts sich findende Schiffspfähle bezeugen, daß hier einst Meeresstrand war, so liefert uns in den Alpen heute oft der fremdartige Klang der Ortsnamen mitten innerhalb einer anders sprechenden Bevölkerung den Beweis, daß hier einst ganz andere Völker als die gegenwärtigen saßen. Diese Namen werden so zu einem willkommenen Hilfsmittel für die Festlegung der Grenzen der alten Bevölkerungszonen, während alles, was sonst noch aus schriftlichen Quellen und archäologischen Funden zur Rekonstruktion des alten Völkerbildes herangezogen werden kann, im Vergleich hierzu einen verschwindend geringen Wert besitzt.

Zunächst zeigt das Auf und Ab der Völkerbewegungen in den Alpen ein viel größeres Zusammenstimmen mit den geographischen Gebilden als in der Ebene; denn in der Hauptsache haben doch die Hauptkämme des Gebirges das Hinüber- und Herüberfließen der Völker von der einen nach der anderen Richtung geregelt. Besonders an den Stellen, wo diese Kämme nicht von den Hauptpässen überschritten werden, tritt die Erscheinung ganz deutlich zutage, daß sich hier, — und je ruhiger und politisch matter die Zeiten waren, desto reinlicher auch die Völkerstämme geschieden haben. Anders verhält es sich jedoch zuweilen an den Hauptübergängen. Hier hat die überschießende Kraft eines Volksstammes oder die überlegene politische Macht auf der einen Seite des Kammes zeitweise dazu geführt, die Grenzpfähle ihres Machtbereiches auch jenseits der Übergänge einzupflanzen. Bleibende Dauer haben diese Festsetzungen jenseits jedoch selten gehabt; was der eine Zeitraum hier ethnographisch und politisch gewinnt, geht im nächsten wieder verloren. So ist im Mittelalter das nördliche Volkstum in seinem Siegeslauf schließlich wohl fast auf der ganzen Linie bis südwärts des Hauptkammes der Alpen herübergedrungen, während seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine der ersteren gerade entgegengesetzte Bewegung von Süden aus wahrzunehmen ist, die, heute noch nicht zur Ruhe gekommen, ihrerseits bestrebt ist, nach Norden vorzurücken; als Hauptmoment, diese Bewegungen zu moderieren, dient eben der von West nach Ost laufende Hauptkamm der Alpen.

Ein anderes, nicht bloß zwischen Norden und Süden, sondern ein an verschiedenen Stellen des Gebirges nach verschiedenen Himmelsrichtungen wirkendes natürliches Mittel der Trennung haben ferner zu allen Zeiten die hohen Bergstöcke, die höchsten Gipfel mit ihrer gleichartigen Umgebung gebildet. Wenn die Alpenpässe für jede Art des Verkehrs förderlich gewesen sind und das Leben an sich gezogen haben, so vertreten jene über das ganze Gebirge verteilten Riesen ihrerseits das entgegengesetzte Moment der Ruhe; sie sind die Alpenpässe in der Negative, an denen seit Jahrhunderten unausgesetzt die ethnologischen und politischen Grenzen der einzelnen Teile des Alpengebietes verankert sind.

Die Schnelligkeit, mit der in der Ebene die einzelnen sieghaften Völker ihr Volkstum ausgebreitet und hierauf die innerhalb der von ihnen eingenommenen Kreise noch zurückgebliebenen Reste der alten Bewohner aufgesogen haben, ist viel größer als diejenige, mit der in den Alpen die Umformung der einzelnen Gebiete in ethnologischer Beziehung vor sich gegangen ist. Deshalb haben auch die einzelnen Teile der verschiedenen Völkerschaften in den Alpen ein zäheres Leben gezeigt als anderswo. Der einleuchtende Grund dafür ist auch hier die Gestaltung des nach allen Richtungen hin in tausend Spalten und Falten geteilten Gebirges, das keinem Völkersturm wie in der Ebene erlaubte, seine Wellen in weiter ungebrochener Flut über sein Gebiet hinweg zu treiben. So konnte es hier geschehen, daß in den Winkeln und Ecken oft ungestört die Reste der

alten Völker ausdauerten und ihre gesonderte Entwickelung nahmen, während wenige Wegstunden entfernt im Haupttale längst die Sprache des zur Zeit herrschenden Volkes erschallte. Es ist dieses die Ursache geworden, weshalb auch heute noch das Völkerbild der Alpen so ungemein mannigfaltig ist, und dies um so mehr, als die Mehrzahl der Völker, die im Laufe der Geschichte den europäischen Schauplatz betraten, das Schicksal auch am ehesten in den Bereich des die Mitte des Erdteils einnehmenden großen Gebirges führen mußte. Hieraus folgt aber ferner, daß die Diagnose der Entstehung der Völker, die heute die Alpen bedecken, äußerst kompliziert ist, da diese sich innerhalb des gleichen Zeitraumes aus viel zahlreicheren und verschiedenartigeren Völkerschichten aufgebaut haben als in den Nachbarländern. Am zersplittertsten und problematischsten ist das Völkerbild zurzeit am Südabhang der Alpen, weil einesteils die seit Ende des Mittelalters von Süden aus aufgetretene Völkerbewegung bei weitem nicht mit derselben Stärke eingesetzt hat wie die ihr seit Anfang des Mittelalters vorangegangene nördliche, besonders aber, weil auf der Südseite der Abfall in die Ebenen viel steiler und unvermittelter vor sich geht als nördlich, und so auf dieser Hälfte das Schluchtartige, das einer Nivellierung der Bevölkerung am meisten entgegenwirkt, am stärksten ausgeprägt ist.

Die dritte Art des Verkehrs, der über die Alpen gegangen ist, ist die des Handels. Die Veränderungen ethnologischer und politischer Art sind schließlich durch die verschiedenartigsten geistigen Mächte heraufgeführt worden, während die Bedeutung aller Handelsbeziehungen für die Geschichte sich gerade dadurch charakterisiert, daß bei ihrer Entstehung alle tieferen Impulse von vornherein ausgeschaltet werden müssen, und daß die Tatsachen, die durch den Handel geschaffen worden sind, zunächst nur als große Gebilde erscheinen, die zellenartig aus dem Willen vieler Tausende, die alle nur ihren materiellen Vorteil suchten, zusammengesetzt sind. Daher auch das unglaublich Launenhafte in dem Werden und Vergehen aller Handelskonstellationen. Was der einzelne gekauft oder verkauft hat, ist stets Privatangelegenheit gewesen, über deren Gründe Rechenschaft zu geben jedem erspart ist. Von alters her war es daher wohl ein dankbares Thema, den Gründen der verschiedensten geschichtlichen Erscheinungen nachzuforschen. Eine der peinlichsten Arten der Geschichtsschreibung ist aber stets Handelsgeschichte gewesen, und erst unseren Tagen, in denen der überall herrschende Trieb nach Spezialisierung die Scheu vor der Schwierigkeit des Unternehmens überwand, blieb es vorbehalten, auch an eine Geschichte des Alpenhandels heranzugehen.

Auch in den Alpen ist das Werden und Vergehen der Handelsbeziehungen zumeist die Begleiterscheinung politischer Ereignisse; entweder liefern diese den Ausgangspunkt und die Grundlage für das Aufkommen der Handelsbeziehungen, oder die Tatsache, daß da und dort neue Handelswelten emporgewachsen sind, zeitigt wiederum einzelne sich auf den ersten Blick offenbarende Begebenheiten,

indem die an dem Handel interessierten Mächte die ohne ihr Zutun emporgewachsenen Zustände auch politisch zu beeinflussen suchen. Jedenfalls bewegt sich da, wo der Handel hoch entwickelt ist, auch stets die politische Geschichte in höherem Schwung, weil ein reiches Handelsleben auch hohe Kultur zur Folge haben muß, während es im Gegensatz hierzu auch sehr gut denkbar ist, daß selbst den größten geschichtlichen Ereignissen jegliche Beziehung auf Handel und Wandel fehlt. In der Geschichte der Alpenländer bietet Hannibals Alpenübergang für letzteres ein Beispiel.

Noch selbständiger steht die Entwickelung der Handelsbeziehungen neben den Ereignissen ethnologischer Natur; denn der Handel ist von jenen nur dann beeinflußt worden, wenn sie wie die Völkerwanderung oder die Raubzüge der Sarazenen eine gründliche Zerstörung mit sich brachten, also kulturfeindlich wie sie waren, auch den Handel wie alles andere vernichteten. Die langsamen und lautlosen Verschiebungen, die, nur an den Völkergrenzen sichtbar, sich innerhalb des Rahmens der Kulturvölker vollzogen, haben den Handel an sich dagegen weder gestört noch gefördert. Den Venezianer und Augsburger Kaufleuten konnte es ganz gleichgültig sein, ob die aus Venedig heraufgebrachten Produkte des Orients in Imst am Fernpaß von Fuhrleuten bajuvarischen oder schwäbischen Stammes übernommen wurden, und es waren andere Gründe als solche, ob das italienische Volkstum schon in Airolo oder erst in Chiavenna begann, die bei den Züricher Kaufleuten bei der Wahl zwischen dem Gotthard und dem Septimer als Handelsstraße ausschlaggebend waren.

Bei der Eröffnung der einzelnen Handelsstraßen, die über die Alpen führen, macht sich wiederum als ein wichtiges Moment geltend, daß das den Verkehr meisternde hohe Gebirge eben gerade in dem Herzen Europas, wo alle Fäden zusammenlaufen, gelagert ist. Der menschliche Scharfsinn sah sich daher hier vor die größten aber auch die lockendsten Aufgaben bei der Überwindung dieser Hindernisse gestellt. Und gerade in der Besiegung solcher Hindernisse, in der Auffindung neuer Verkehrsstraßen hat der Handel mit der ihm eigenen Zähigkeit und Unverdrossenheit in der Geschichte der Alpenstraßen oft Größeres geleistet, als die Bedürfnisse des politischen und ethnographischen Verkehrs. Es ist das charakteristische aller Handelsbeziehungen, daß sie sich stets selbständig und ohne irgend welche Rücksichten anderer Art zu nehmen ihre Straßen gebahnt, diese aber auch ohne weiteres wieder bei Seite geworfen haben, sobald sie nicht mehr ihren besonderen Zwecken dienten. Bei politischen Bestrebungen, den Handel in bestimmte Bahnen zu lenken, mußte daher auch die Größe der aufgewendeten Mittel zumeist hinter dem, was wirklich erreicht wurde, zurückbleiben. Auch dieses kann ein Zeichen sein, wie grundverschieden voneinander die geistigen und materiellen Triebe der Menschheit sind, die, von verschiedenen Quellen ausgehend und verschiedenen Zielen zustrebend, selten die gleiche Bahn verfolgen.

Nach allem diesen mag es scheinen, als ob die Ursachen, die jede Art des Verkehrslebens in den Alpen hervorgerufen haben, stets nur von den Ideen oder Instinkten ganzer Staaten, Völker oder Klassen ihren Ursprung genommen haben können, wie ja andererseits auch alle diese Gebilde stets ohne weiteres den Einfluß über sich ergehen lassen mußten, den die ohne das Zutun jener hervorgerufenen Veränderungen solcher Verkehrsbedingungen mit sich brachten. Man könnte daher geneigt sein, zu glauben, daß der Wille des Einzelnen bei diesen Vorgängen ganz ausgeschaltet wäre, und es der Kraft einer einzelnen, kurzlebigen Persönlichkeit versagt sei, auf diesem Gebiete bahnbrechendes zu schaffen. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Bei näherer Betrachtung enthüllt sich in dem Auf und Ab aller dieser Verkehrsbeziehungen die erstaunliche Erscheinung, daß es zu allen Zeiten weniger das ungeleitete Streben großer Massen als vielmehr der bewußte Wille der einzelnen großen Persönlichkeiten gewesen ist, die in dem Verkehrsbilde der Alpen das wirklich Bleibende geschaffen haben, fast, als habe die Schwierigkeit der Aufgabe, hier die Natur durch den Menschengeist zu meistern, besondere Anziehung ausgeübt. Es ist dies eine beachtenswerte und zur Vorsicht mahnende Tatsache für diejenige Auffassung, die den Ursprung aller historischen Ereignisse lediglich auf aus breiten Geistesschichten hervorgehende Ursachen zurückführen will und so die Macht der Persönlichkeit und das Heldenhafte in der Geschichte einzudämmen sucht. Es bleibt jedenfalls auch in der Verkehrsgeschichte der Alpen dabei, daß es stets eine Eigentümlichkeit wirklich großer Herrscher gewesen ist, daß sie ganz besonders auf das Verkehrsleben ihr Augenmerk gerichtet haben, was hier zumeist in der Erbauung von Straßen seinen Ausdruck gefunden hat.

Unter den großen Männern, denen wir in der Verkehrsgeschichte der Alpen begegnen, sind zwei Arten zu unterscheiden, einmal solche, bei denen der militärische Gesichtspunkt vorwiegt, die in den Alpen Straßen bahnten, um über diese ihre Heere marschieren zu lassen. Die andere Art, die noch gewaltigeren, sind aber diejenigen, die aus rein organisatorischen Gründen das kulturelle Bild der Alpen umformten und hierdurch grundlegend für lange Epochen geworden sind.

Zu den ersteren gehört zunächst der Name des Mannes, mit dem die Alpen in die Kriegsgeschichte eintreten. Der Gedanke Hannibals, die Alpen mit einem Heere zu überschreiten, war für die damalige Zeit eine der größten genialen Taten, und allein auf den Zauber dieses Gedankens, der auch heute noch fortwirkt, ist es zurückzuführen, wenn die gelehrte Forschung immer wieder daran arbeitet, den genauen Weg zu bestimmen, den Hannibal damals eingeschlagen hat. Eine gleiche Kühnheit des Gedankens, wenn auch nicht der Tat, zeigt sich dann auch bei dem Mazedonierkönige Philipp, der von Osten her auf dem Landwege in Italien einzudringen suchte. Es ist wie ein Nachwehen des geistigen Erbes Alexanders des Großen, dieses weitausgreifende

militärische Projekt der damaligen östlichen Großmacht, eine Idee, die am Ende, des Altertums als die militärische Lage die gleiche war, der Feldherr Justinians, Narses, mit Geschick und Glück aufgenommen hat. Zu Ende des Römerreichs waren es gerade die tüchtigsten römischen Kaiser, die in den Alpen unermüdlich Militärstraßen bauten, und bei Napoleon I. hat es, entsprechend dem Überwiegen der Feldherreigenschaften in seinem ganzen Wesen, fast den Anschein, als ob für diesen das ganze Alpengebiet lediglich um der dasselbe überziehenden Militärstraßen willen vorhanden gewesen wäre. Zu dem kräftigen Abenteurertrieb des Kurfürsten Moritz von Sachsen paßte ganz gut die fröhliche Kriegstat, die der Einbruch seines Heeres in das Alpenland bedeutete und die für die kriegerisch mattlebige Zeit von damals ein unerhörtes Ereignis war. In der neueren Zeit haben Richelieu, Prinz Eugen und Suwarow, selbst Metternich, doppelte Energie eingesetzt, wenn es sich um Einflußnahme auf die Alpenlinien handelte, und es ist kein Zufall, daß Turin und Mantua, die Herzkammern der von dem westlichen bezl. östlichen Flügel der Alpen herablaufenden Linien eine Reihe der größten Feldherren aller Zeiten in ihren Mauern gesehen haben.

Dagegen sind es nur wenige aber zu den größten Erscheinungen der Geschichte gehörende Männer, die mit Willen und Wissen erfolgreich in die kulturellen Verhältnisse des Alpengebietes eingegriffen haben. Schöpfungen von Dauer sind in diesen Gebirgsgebieten schon an sich schwerer zu schaffen, da allein schon die viel gestaltete Oberfläche dieses Bereiches mit ihren Winkeln und Dämmen, den unregelmäßig laufenden Flüssen und den in ungleicher Weise bewohnbaren Flächen einer gleichartigen und durchgreifenden Behandlung viel mehr Widerstand als jedes andere Land entgegensetzt. Haben die Einrichtungen hier aber einmal lebensfähige Wurzeln geschlagen, so zeigen sie sich dann auch widerstandsfähiger und standhafter als anderswo, so daß es also in jedem Falle eine große Leistung bedeuten muß, in den Alpen etwas von geschichtlicher Dauer geschaffen zu haben. Deshalb findet sich zunächst auch in der Geschichte der Alpenländer ganz deutlich die entgegengesetzte Erscheinung, daß mittelmäßige Zeiten und mittelmäßige Herrscher in dem Gefühl dieser Schwierigkeit es von vornherein aufgegeben haben, hier Bleibendes zu schaffen, ebenso wie Maßregeln, die von keiner tieferen politischen Idee getragen in das Werk gesetzt oder nicht mit der nötigen Energie festgehalten wurden, gerade hier das kürzeste Leben fristeten. Ein noch vor aller Augen liegendes Beispiel dieser Art bietet die versuchte Annexion Tirols durch Bayern zur Zeit Napoleons I. Als Napoleon dieses Gebiet an Bayern gab, schwebte ihm bei dieser Maßregel allerdings der scharfsinnige Gedanke vor Augen, die ihm feindliche Hauptmacht Österreich hierdurch einer ihrer besten durchgehenden Alpenlinien zu berauben; die Regierung aber, durch die jene grundlegende Änderung zur praktischen Wirklichkeit ausgebaut werden sollte, zeigte sich der Durchführung dieses Werkes nicht gewachsen. Trotz aller Geschicklichkeit Montgelas, deren Erfolge heute in der Ebene in der

Gestalt eines großen bayrischen Königreichs vor Augen liegen, hätte doch gerade hier eine größere Staatskunst dazu gehört, um die Ketten, die Tirol seit Jahrhunderten an die beherrschende östliche Zentrale banden, so umzuschmieden, daß sie zur Befestigung dieses Landes an den Norden tauglich geworden wären.

So kann es also schon als ein Zeichen eines klaren und kühnen Blickes gelten, wenn ein Herrscher sich überhaupt daran gewagt hat, die Alpen seiner Staatskunst dienstbar zu machen, selbst wenn dieses Bestreben nicht von Erfolg begleitet war. Ein Beispiel hierfür liefert Friedrich II. der Hohenstaufe. War es überhaupt in der zweiten Hälfte des Mittelalters für einen Herrscher — und wäre er selbst der kraftvollste gewesen — schwierig, weithin und folgenreich durchzugreifen, so ist es um so auffallender, wenn wir jenen Fürsten auf dem Höhepunkte seiner Kraft, bevor sein letzter verhängnisvoller Tanz mit dem Papsttum begann, weit entfernt von Italien aus nach dem Besitz von Wien und nach dem des Gotthard-Überganges die Hand ausstrecken sehen. Diese Tatsache kann uns aber deshalb um so mehr zu denken geben, als gerade damals, der Mitwelt freilich unerkannt, diese beiden Punkte diejenigen waren, denen innerhalb des Alpengebietes die größte Zukunft beschieden war. Auch die Rolle, die der geistesverwandte Vorgänger dieses Hohenstaufen, der große Theodorich, in seiner fein ausgearbeiteten Politik den Alpen zugewiesen hat, zeigt einen ähnlichen weiten Gesichtspunkt. Für Theodorich lag die anerkannte Nordgrenze des Südlandes, dem nach seiner Auffassung in der Gesellschaft der anderen Länder Europas der erste Platz gebührte, theoretisch und praktisch in dem mittelsten Kamme der Alpen, eine Konstellation, die noch heute den italienischen Patrioten als Ideal vorleuchten kann und die seitdem nie wieder in solcher Klarheit hervorgetreten ist.

Haben jedoch auch diese Bestrebungen, gleich wie die vielen anderen nur aus dumpfen Trieben hervorgegangenen Maßregeln, nur ein kurzes Leben gezeigt, so sind es trotzdem ganz bestimmte mächtige Persönlichkeiten gewesen, die dem kulturellen Bild der Alpen derart ihren Charakter aufgeprägt haben, daß es nun Jahrhunderte lang festlag, um schließlich, erst nachdem dieser Zustand durch die Summe vieler allmählich eingetretener Umbildungen für eine Veränderung reif geworden ist, einer anderen großen Persönlichkeit von Neuem Gelegenheit zu geben, bestimmend und ordnend in dieses zähe Naturgebilde einzugreifen. Für das Altertum hat einzig und allein Augustus die Verhältnisse der Alpen geordnet; wie dieser hier alles festgefügt hatte, so war und so blieb es in seinen Grundzügen bestehen, bis schließlich die unaufhörlichen Wellen der Völkerwanderung wie alles andere der alten Welt auch diese Ordnung vernichteten. Der nächste dieser Großen, dessen Spuren in der Gestaltung des Völker- und Staatenbildes der Alpen auch heute noch zu erkennen sind, ist Karl der Große. Wie die Römer sich einst für die eigentliche Kultur ein unvergängliches Verdienst durch die Schwächung der germanischen Völkerwanderung, um derenwillen allein von

ihnen die Eroberung der Alpenländer in das Werk gesetzt wurde, erworben haben, so nahm Karl der Große während der zweiten Hälfte seiner Regierung in der Osthälfte der Alpen eine ähnliche Arbeit auf sich, indem er die slavische Völkerwanderung vor Mitteleuropa zum Stehen brachte. Erst seit Karl dem Großen werden die Ostalpenländer wieder zu staatlichen Gebilden, geschaffen zu der Aufgabe des Kampfes gegen die Slaven, aber eben deshalb von selbständigem Leben; seit dieser Zeit ist es Regel geblieben, daß die Ostalpenländer als eine Gruppe für sich mit selbständiger Bestimmung und eigenen Zielen erscheinen.

Das letzte, das in der Geschichte der Alpen wirklich Epoche gemacht hat, ist die Entwicklung Helvetiens zu einem selbständigen Staatswesen gewesen, das, so klein es sich auch neben seinen starken Nachbarn ausnimmt, sich doch seit seinem Entstehen an wirklicher Lebenskraft zunächst nicht geringer als diese selbst gezeigt hat. Daß dieses selbständige Dasein der Schweiz anfangs etwas ganz Neues und Unerhörtes war, erhellt schon daraus, daß die Schweizer sich vorher, ähnlich wie später Deutschland unter den Hohenzollern, nach drei Seiten hin mit ihren Nachbarn blutig und gründlich über dasselbe auseinandersetzen mußten. Wo aber solche starke Wehen in der Staatengeschichte vor sich gehen, ist dieses stets ein Zeichen davon, daß hier nicht bloß etwas Neues sondern auch ein solches von langer Dauer und Kraft entstehen will, und die rechte Sage vom Tell hat das, was dem historischen Gefühl bei den Befreiungskämpfen der Schweizer das Wertvollste ist, nicht entstellt, sondern nur klarer abgezogen bewahrt. Aus dem gefälligen, phantastisch buntem Mantel dieser Sage scheint es wie die Umrisse einer wirklichen Gestalt hindurch; denn es ist tatsächlich häufiger der Fall gewesen, daß solche gewaltige, zukunftsreiche Ereignisse wie die Entstehung der Schweiz als Staat es gewesen ist, von einem Einzelnen, und nicht von einer Mehrheit in das Leben gerufen worden sind.

II. Kapitel.

Die Römer der Republik und die Alpen.

Es liegt zunächst an dem ganzen Zug der Geschichte, die von Osten aus über Meer und ebenes Land nach Europa gewandert ist, daß die Alpen uns später als Griechenland und Italien bekannt werden mußten. Aber auch dann, als schon die in Rom geführte Stadt- und Reichspolitik den Herzschlag der ganzen Welt bezeichnete, blieb gerade diejenige Seite, nach der die Alpen liegen, die ausgesprochene Nordseite alles Lebens. Nach allen vier Himmelsrichtungen sehen wir von Rom aus die republikanische Regierung die Fäden auswerfen und wieder dahin zurückziehen, aber der Norden war für sie dabei stets, etwa ebenso wie für die Jetztzeit Skandinavien und die Ostseeprovinzen, die gleichgültigste und am wenigsten beachtenswerte Front. Tritt freilich der Fall ein, daß die Ereignisse sich trotzdem wider Erwarten und gegen die Verabredung im Norden entladen, so macht sich dann auch der Schwung, der großen Ereignissen innewohnt, desto gewaltiger fühlbar. Es ist ein Zeichen, wie sehr Hannibal und Cäsar die Bahnen des Gewohnten verließen und wie viel weiter der Gesichtskreis jener Männer im Vergleich zu dem ihrer Mitwelt war, daß sie die von ihnen hervorgerufenen Ereignisse nach dem Norden zu legen wußten.

Erscheint somit schon an sich infolge des ganzen Zuges der römischen Geschichte derjenige Teil der bewegten Welt, in dem die Alpen liegen, anfangs abgelegen und daher auch das Wesen des Gebirges selbst in Dunkel gehüllt, so kommt noch ein weiterer, aus dem Charakter des römischen Volkes — der damals allerdings für alle Verhältnisse allein bestimmend war — herrührender Grund hinzu, um die Kenntnis der Alpen während des Altertums zu trüben und hintanzuhalten. Tatsächlich kann sich das Alpenland rühmen, im römischen Altertum eine ganz merkwürdige, einzig dastehende Eigenschaft entwickelt zu haben. Trotz aller aus der ganzen Weltlage sich ergebenden Passivität, mit der die Römer anfangs mit gutem Grund den Nordländern gegenüberstehen konnten,

zeigt der Gang der Ereignisse außerdem, daß sie nach keinem anderen Fleck der Erde mit einem solchen Widerwillen, einer derartigen Schwerfälligkeit und Furcht ihre sieggewohnten Hände ausgestreckt haben, wie nach dem eigentlichen Alpengebiet. Es gibt aber auch hierfür eine ausreichende Erklärung. Die Natur des wald- und wasserreichen Hochgebirges bringt es mit sich, daß sich in ihm alle natürlichen Verhältnisse anders darstellen als anderswo, und daß deshalb auch hier die Regeln des Krieges und des Verkehrs viel schwierigere und ganz besondere sind. Hier sah der Römer mit Staunen, wie sein System, zu kämpfen und zu organisieren, dem er bereits die Eroberung der halben Welt verdankte, plötzlich versagte oder wenigstens besonders angewendet sein wollte und schon damals „erlebten die gelernten Taktiker in den Alpen nicht viel Glück“ [1]). Die Erinnerung an diese Erfahrung und das Bewußtsein, daß die Alpen der römischen Kriegskunst härtere Aufgaben stellten, hat die Römer selbst niemals ganz verlassen; der Ausdruck des Livius „foeditas Alpium: die abscheulichen Alpen“ bezeichnet diese Anschauung zur Genüge, und das Vorwalten derselben muß bei allem, was die Römer in den Alpen gewirkt haben, von vornherein angenommen werden.

Auch in den Maßnahmen der ersten römischen Heerführer, die mit den Alpen in Berührung kamen, spiegelt sich dieses Verhältnis wieder. Als 113 vor Ch. die Cimbern an den Krainer- und dann an den Südtiroler Alpenpässen erschienen, haben die römischen Konsuln ihre guten Gründe, mit der Erprobung ihrer Kriegskunst innerhalb des Gebirges gegenüber dem Feinde zunächst zurückzuhalten, und Pompejus, der in dem Verständnis der hauptstädtischen Stimmung, aber bloß darin, Cäsar überlegen war, wußte ganz genau, als er die Herstellung eines wirklichen Weges durch das Gebirge als sein Werk hinstellte, daß dies eine gute Reklame war und als eine bis dahin unerreichte Leistung in den Augen seiner Mitstädter gelten konnte. Anders, korrekter und klüger aber ebenso bezeichnend für die Scheu, mit der die Alpen betrachtet wurden, ist in dieser Beziehung das Verhalten seines größeren Rivalen, Cäsars. Auch diesem drängte sich bei seiner Tätigkeit jenseits der Alpen sehr bald das unabweisliche Bedürfnis auf, eine sichere und rasch funktionierende Verbindung über das Gebirge herzustellen. Cäsar übernimmt aber das im Gelingen von vornherein etwas zweifelhafte Unternehmen nicht selbst, sondern schiebt es auf einen seiner Legaten ab. Als dieser schließlich am Großen Sankt Bernhard (Caes. Bell. Gall. III. cap 1—6) weder Glück noch Unglück, sicher aber keinen Erfolg gehabt hat, begnügt sich Cäsar mit einer der Schwierigkeit des Unternehmens entsprechenden milden Kritik, hütet sich aber wohlweislich, später in eigener Person wieder auf einen derartigen Versuch zurückzukommen.

Aber auch zu den Zeiten, als die Alpenländer schon römische Provinz geworden sind und die Legionen ständig am Rhein und an der Donau lagerten, haftete demjenigen römischen Reiseverkehr, der nur Sicherheit und Bequemlich-

keit zu berücksichtigen hatte, immer noch das Bestreben an, die Schwierigkeiten des Gebirges lieber zu umgehen, als ihnen erfolgreich auf den Leib zu rücken. Der von Augustus in das Werk gesetzte Bau von Alpenstraßen zeigte seine verkehrsfördernde Wirkung am frühesten gerade außerhalb des Gebirges an der ligurischen Küstenstraße, wo noch zu Augustus Lebzeiten der Hafen des Hauptortes dieser Strecke, Forum Julii-Frejus, erweitert werden mußte, und im Osten blieb bis auf Septimius Severus die von Aquileja über Celeja und Poetovio laufende Heerstraße, die, um das Gebirge selbst nicht betreten zu müssen, außerhalb um das Alpengebiet herum einen weiten Bogen bis Carnuntum beschrieb, die Hauptrinne, von der aus sich der römische Verkehr nach der Donau und in die Ostalpenländer selbst hinein ergoß. Aber auch innerhalb des römischen Wegenetzes der Alpen selbst zeigt sich ausgenommen bei den Straßenbauten, die aus rein militärischen Gründen angelegt wurden, dieselbe Scheu vor dem Eindringen in die höchsten Berge. Den von Süden kommenden römischen Ingenieur lockte das bequeme Etschtal zunächst von Bozen aus nördlich nach Meran anstatt nach Klaußen am Eisak; und in die eigentliche Hochschweiz, wo sich im Gebiete des Berner Oberlandes und der östlich sich anschließenden Urkantone die Gebirgswelt zur größten Mannigfaltigkeit und Höhe erhebt, ist kaum jemals der Fuß eines Römers gedrungen. Die Römer umgingen dieses Gebiet mit ihren Straßen geflissentlich östlich und westlich, um diese dann nördlich bei Vindonissa wieder zusammenzuschließen und erst von dort aus ihre Herrschaftsgebiete zu organisieren. Nach einer alten Sage soll der aus der Ursprungsgeschichte des Christentums genugsam bekannte Landpfleger Pontius Pilatus, von Tiberius nach Gallien verbannt und dort von Gewissensbissen verfolgt, sich in dem See des Pilatus-Berges ertränkt haben. Auch aus dieser alten Kunde hallt, wenn auch dumpf und trüb, eine geschichtliche Wahrheit herüber: Unter Tiberius gehörte die Urschweiz tatsächlich politisch zu Gallien und der echte Römer verband mit der Vorstellung der hohen Alpenberge nur das Gefühl verzweifelter Verlassenheit und unendlichen Grausens.

Schwere und heiße Kämpfe sind es gewesen, die von den Römern, lange bevor sie das Gebirge selbst betraten, in der Nähe der Alpen geführt worden sind. Dem Zeitpunkt aber, an dem die römische Herrschaft schließlich an dem Fuße der Alpen anlangte, sind zwei Perioden vorausgegangen, beide angefüllt mit der Vernichtung und Zermalmung einer fremden Nationalität durch das lateinische Volkstum und begleitet von all' der Anspannung und Erbitterung, die bei dem Ringen solcher durch geistige Mächte zusammengehaltener Gebilde notwendig eintreten muß. Die erste Etappe dieser Kämpfe fand ihren Abschluß mit der Besiegung der Etrusker in Mittelitalien, die zweite mit derjenigen der oberitalienischen Kelten, das Hinterland dieser beiden Völker reichte nördlich weit über Italien hinaus und auch in der ersten Geschichte der Alpen müssen wir somit deren Spuren begegnen, da eben dieses Gebirge ein Hauptteil jenes

Hinterlandes war, das den Volksgenossen Vorn in der Front immer wieder frische Kräfte zuführte.

Wenn wir uns nun aber nach dem Zeitpunkt umsehen, an dem die Römer tatsächlich zum ersten Male kriegerisch und politisch an die Alpen selbst herangetreten sind, so ist als solcher die im Jahre 222 vor Ch. erfolgte Eroberung von Como zu betrachten. Die große Entscheidung über den Nationalkampf zwischen Römern und Kelten hatte vorher die Schlacht bei Telamon gebracht, und unmittelbar auf diese folgten ihre Konsequenzen, die Unterwerfung des oberitalienischen Keltenlandes, in die Erscheinung tretend durch die Eroberung der beiden wichtigsten Keltenstädte daselbst, von Mailand und Como. Es ist für uns von ganz besonderem Interesse, daß für die Römer schon damals zu einer wirklichen Eroberung von Norditalien gerade Como notwendig war; denn wer einmal unbestrittener Herr an diesem Flecken ist, der hat auch, wenn er will, in den Alpen mitzureden. So ist es heute noch, und so war es auch damals nicht anders. Auch damals schon war mit dem Besitze Comos das Machtmittel verbunden, die Eingänge nach Italien von den Mittelalpen her zu schließen. Allein dies, aber nicht auch bereits ein Heraustreten aus diesem Tor in das Gebirge selbst hinein, hatten die Römer damals mit der Eroberung Comos in Absicht, aber mit diesem Zeitpunkt war es vorbildlich doch zum erstenmal erreicht, daß die politischen Grenzen Italiens mit den natürlichen zusammenfielen. Die Ereignisse des zweiten punischen Krieges haben, als Hannibal auf dieser Angriffsfront erschien, dann diesen ganzen Bau noch einmal in Frage gestellt. Nach Hannibals Besiegung kehrte jedoch auch hier wiederum alles, freilich nochmals unter reichlicher Anwendung von Blut und Eisen, definitiv in den Zustand, wie er sich schon vorher ergeben hatte, zurück.

Das wirkliche Verhältnis, zu dem die Römer nunmehr zu den Alpenländern standen, wird aber dadurch doch noch nicht genügend gekennzeichnet, daß die Grenze der römischen Provinz jetzt tatsächlich bis an die Berge reichte; denn in Wirklichkeit und für die militärische Praxis hatte die Republik eine ganz andere Auffassung von der Beschaffenheit ihrer Nordgrenze als wie diese äußerlich festgelegt war. Von den von der Natur geschaffenen Linien genügen überhaupt die durch Flüsse gebildeten Grenzen am allermeisten den Ansprüchen, die an brauchbare Grenzlinien gestellt werden, und auch die Römer haben von dem System der Flußgrenzen einen um so größeren Gebrauch gemacht, als gerade der Lauf großer Flüsse, mehr als Gebirge und Wälder, ihrem Bestreben, die Grenzen ihres Reiches zu wirklichen Trennungsmitteln, zu vollständigen Absperrungslinien zu gestalten, am meisten entgegenkam. Eine solche von der Natur geschenkte Grenze war für sie aber der Norditalien in seiner ganzen Länge durchquerende Lauf des Po, dieser diente ihnen zur strategischen Barriere, aus deren Mitte die beiden großen Uferfestungen, Placentia und Cremona, als Ausfallstore herausragten und nach denen hin — nicht schon nach Mailand —

deshalb hier zunächst auch alle oberitalienischen Verbindungen hinstrebten. Das Land nördlich des Po bis zum Rande der Alpen erscheint dagegen nur als ein Vorglacis dieser Stellung. In der Pogrenze mit ihren Festungen ist der eigentliche Abschluß für das römische Vordringen nach Norden in republikanischer Zeit zu sehen, und so wie die Situation schon vor Beginn des zweiten punischen Krieges in ihren Grundzügen vollendet dastand, ist sie auch in den folgenden beiden Jahrhunderten unverändert geblieben, bis schließlich erst Augustus die Grenze wieder ein gewaltiges Stück weiter nach Norden legte und sie über die Alpen hinweg nach dem Oberrhein und an die Donau hinaufschob. So sehr wiegt also bei den Römern die Vorstellung von der Trefflichkeit der Flußgrenzen vor, daß diesen in ihren kräftigen Zeiten nie der Gedanke gekommen ist, den Alpenkamm selbst als Grenze zu verwerten.

Zurückgenommen und eingezogen erscheint daher die Grenze der römischen Republik an der nördlichen Stirnseite Italiens. Wenn die Römer hier aus ihrem natürlichen Wall freiwillig heraustraten, so geschah dieses nur, um den kleinen Krieg mit den Bewohnern der Alpen zu führen, nicht aber um in den Alpen selbst Fuß zu fassen, und nur an zwei Stellen haben hier die römischen Maßnahmen den Keim des Fortschritts in sich gehabt. Es ist dies bezeichnender Weise an dem äußersten West- und äußersten Ostende des Gebirges der Fall, wo die niedriger gewordenen Höhenzüge sich der Meeresküste nähern und so dem herrschenden Volke ein Fortschreiten und Ausgreifen nach diesen Richtungen hin erleichterten. An der westlichen Seite zunächst konnte es nicht anders kommen, als daß dort die Provinz Narbo entstand. Wie später im neunzehnten Jahrhundert, zu der Zeit als das Königreich Hannover durch seine Lage die beiden Hälften Preußens auseinanderhielt, es eine geschichtliche Notwendigkeit war, daß nur einem dieser beiden politischen Gebilde eine längere, selbständige Dauer zufallen konnte, so mußte auch damals Südfrankreich als Mittelglied zwischen dem Stammland Italien und dem römisch gewordenen Spanien folgerichtig der römischen Herrschaft verfallen. Die im Jahre 121 vor Ch. erfolgte Einrichtung der Provinz Narbo hatte damals nicht ihren Zweck in sich selbst, sondern diente nur der endgültigen Regulierung des Weges zwischen Norditalien und Spanien; die daselbst getroffenen Einrichtungen aber erscheinen sogleich nach ihrer Entstehung als fest gegründet und sicher funktionierend, weil an diesen Strichen die alten Kolonisten mit ihrer aus dem Osten herübergebrachten hohen Kultur überhaupt, und nicht zum mindesten auch im Bau der ligurischen Küstenstraße selbst gut vorgearbeitet hatten.

Nicht so einfach wie im Westen lagen jedoch die Verhältnisse am Ostende der Alpen. Dort fehlte gänzlich die Möglichkeit an Vorhandenes anzuknüpfen. Wir können aber deshalb gerade an dieser Seite die römische Reichspolitik wie in einer Werkstatt beobachten. Das Vakuum, das sich nach römischer Ansicht unbegrenzt im Nordosten ausbreitete, füllte sich zu Beginn des zweiten vorchrist-

lichen Jahrhunderts — eine Vorahnung auf spätere Zeiten — plötzlich mit ungebetenen Gestalten, als der mazedonische Angriff hier drohte und die keltische Völkerwanderung ihre letzten Wellen über die karnischen Alpen nach Venetien hinübersandte. So erfolgte hier im Jahre 181 vor Ch. die Gründung der Festung Aquileja, weit entfernt von den Machtmitteln des Innenlandes, aber mathematisch genau an dem besten Posten, den ein Organisator damals zum Vorteil Italiens an dessen Nordostseite als Angriffs- und Verteidigungspunkt hätte ausfindig machen können. Wie später bei den Russen St. Petersburg und Port Arthur sollte auch dieser Platz, dessen rückwärtige Verbindungen erst ein halbes Jahrhundert später ausgebaut wurden, für die Römer nach rückwärts und vorwärts erobernd wirken. Es war eine spekulative Gründung bester Art, die selbst wenn sie mißlang, trotzdem die Lage, von der ausgegangen worden war, wenig schädigte, wenn sie aber gelang auf Jahrhunderte hinaus Zinsen trug. Daß aber die Gründung Aquilejas eine gelungene Spekulation gewesen ist, beweist, daß dieser Ort, solange die Welt nach römischem Rezept regiert wurde, stets eine Großstadt geblieben ist, und nichts bezeichnet mehr die Kulturfeindlichkeit der Völkerwanderung als wenn nach derselben hier der Mittelpunkt, für den jene Zone geschaffen ist, eine Epoche lang fehlt.

Im Hinblick auf die militärische Bewertung Oberitaliens durch die Römer verdient aber nun gerade der Verlauf derjenigen Feldzüge erhöhte Beachtung, während der sie gezwungen aus ihrer Verteidigungsstellung heraustraten und innerhalb des ihnen nicht genehmen Bannkreises des Alpengebietes fechten mußten. Nicht in Betracht kommen eben hierbei die bis Augustus unternommenen Kämpfe gegen die Bergvölker der Alpen, die lediglich Abwehrmaßregeln gegen einen militärisch von vornherein geringwertigen Gegner und nur infolge des Geländes, in dem gekämpft werden mußte, einigermaßen schwieriger als anderswo waren. Anders verhält es sich dagegen bei Beginn des zweiten punischen Krieges und bei den Feldzügen der Römer gegen die Cimbern. Hier handelte es sich für die Römer zwar auch nur um Abwehr, aber doch um eine solche, die nur mit der gänzlichen Vernichtung des Gegners erreicht werden konnte, eben weil für den Feind Italien selbst das Ziel des Angriffs war. Es sind Verhältnisse des großen Krieges, bei denen die gegenseitige Anspannung um so höher geht, weil der von den Alpen beherrschte Raum, in dem gekämpft wurde, für beide Teile gleichmäßig ein unbekanntes und ungewohntes Gebiet darstellt.

Schon vor Hannibal hatten auch die Kelten in hellen Haufen die Alpen derart überschritten, daß sie dann fast ganz Norditalien bevölkern konnten. Die Großheit der Alpenüberschreitung Hannibals beruht daher nicht in dem bloßen Überschreiten der Alpen, sondern in dem Überschreiten derselben mit einer regulären Armee in gewollter Richtung. Das Geniale bei Hannibals Maßregel lag also darin, daß sein Heer einerseits immer noch in einem solchen Zustand

diesseits des Gebirges eintraf, um im Notfalle sofort den Kampf gegen die römischen Heere aufnehmen zu können, andererseits und im größeren Maße aber darin, weil Hannibal durch seinen Zug wirklich dorthin gelangte, wohin er wollte d. h. in das Gebiet der oberitalienischen Kelten, das er sich zu seiner Operationsbasis ausersehen hatte. Durch die Schwierigkeit der Bewegungen während des Überganges erkaufte er sich also die Freiheit dieser nach demselben. Je weiter sich der Feldherr von seinen eigenen Hilfsmitteln entfernt, um so zwingender ist für ihn die Beschaffenheit der Operationsbasis; für Hannibal sollte aber das Land der oberitalienischen Kelten jene abgeben, deren nationalen Gegensatz gegen Rom er sich zur Inszenierung eines neuen keltischen Nationalkrieges dienstbar machen wollte.

So ist es auch dieser Darstellung nicht erspart, einen Eimer Wasser in die Strömung zu tragen, die, bis heute mächtig angeschwollen, sich in Gestalt der Erörterungen über die Frage, welchen Paßweg der Alpen Hannibal wirklich gewählt hat, über die gelehrte Literatur ergossen hat. Die Quellen, die uns hierüber zur Verfügung stehen, sind in den Geschichtswerken des Polybius und Livius enthalten, und es steht zunächst außer allem Zweifel, daß diejenige des Polybius die des Livius an Wert weit überragt. Trotzdem ist es aber bis jetzt noch nicht gelungen, lediglich auf Grund jener Beschreibung des Polybius in dieser Frage zu einem sicheren Resultat zu gelangen, während sich andererseits fast die Gepflogenheit ausgebildet hat, den Text des Livius wegen der in seiner Darstellung enthaltenen Ungenauigkeiten für diese Untersuchung überhaupt nicht zu Rate zu ziehen. Er erscheint aber vom wissenschaftlichen Standpunkt doch nicht ganz ökonomisch gehandelt, Livius hier ganz bei Seite zu lassen, und man kann diese Quelle wenigstens mit allem Recht als das verwerten, was sie uns wirklich bietet d. h. teils einen Niederschlag, teils eine ausschmückende Weiterbildung der älteren, uns unbekannten Quelle, die Livius ursprünglich vorgelegen hat. Ist es doch außerdem, als ob sich gerade bei diesem Teil der Schilderung des Livius dem Geschichtsschreiber das Interesse anmerken ließe, das den Sohn des Voralpenlandes hier bei seiner Arbeit bewegt hat.

Als Hauptgrund dafür nun, daß Hannibal den Weg über den Mont Genevre benutzt haben müsse, ist stets mit Vorliebe angeführt worden, daß dessen Zug in das Gebiet der Tauriner auslief, weil allerdings dies bei jenem Paß (nicht minder aber auch bei den anderen Übergängen dieser Gruppe z. B. Mont Cenis) am buchstäblichsten zutrifft. Aber dieser Grund ist doch nicht so stichhaltig, als er beim ersten Blick scheinen möchte; denn der Wortlaut der Quellen verträgt ebenso ganz gut die Annahme, daß die Tauriner, die keine verbündeten Kelten sondern Ligurer waren, überhaupt nur die erste Völkerschaft gewesen sind, mit der sich Hannibal nach seiner Ankunft diesseits der Alpen feindlich auseinandersetzen mußte. Das haben ja stets die natürlichen Verhältnisse Oberitaliens an sich gehabt, „daß jeder französische Zuzug immer zuletzt Turin pas-

sieren mußte".[2]) Der Hauptgrund aber, daß Hannibal trotzdem nur einen der Übergänge aus der Mont Genevre-Gruppe gewählt haben kann, verbirgt sich in der Darstellung des Livius, und zwar in der Tatsache, daß dort in der Beschreibung des Weges beim Anstieg der Name der Dürance vorkommt. Denn wenn Hannibal auf dieser Seite überhaupt auch nur eine Strecke in dem Bereich jenes Flusses marschierte, mußte er notwendigerweise auf den Mont Genevre, Mont Cenis oder wenn man will auf einen anderen nahen Übergang dieser Zone geraten, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Livius diesen Flußnamen eigenmächtig und nur zur Ausschmückung genannt hat, sondern daß er diesen Namen vielmehr aus der ihm vorliegenden Quelle ohne Weiteres in seine eigene Schilderung herübernahm.

Ein weiterer Grund dafür, daß Hannibal einen dieser Pässe gewählt haben muß, läßt sich aber auch noch rückwärts aus den Ereignissen des Cimbernkrieges konstruieren, so wie diese sich in den Westalpen mit aller Deutlichkeit abgespielt haben. Daß auch schon das Altertum die Frage, den Weg Hannibals genauer zu kennen interessiert hat, ist aus der Natur des Kulturmenschen, dem dieses Unternehmen stets Bewunderung abnötigen muß, ohne weiteres erklärlich. Livius freilich muß zu dieser Frage schon nach seiner Weise wissenschaftlich Stellung nehmen, weil zu seinen Lebzeiten, um die Wende unserer Zeitrechnung, die genaue Kunde dieses Ereignisses schon zweifelhaft geworden war. Eine um etwa achtzig Jahre ältere Notiz, wonach Pompejus „einen anderen Alpenweg als Hannibal, der für den römischen Verkehr vorteilhafter war", gebahnt hat, setzt aber voraus, daß der genaue Weg Hannibals damals wenigstens noch bekannt war. Um so sicherer wird dieses aber hiernach weitere fünfundzwanzig Jahre früher, zur Zeit des Cimbernkrieges der Fall gewesen sein, und man darf weiterhin annehmen, daß bei dem Nachlassen der keltischen Völkerwanderung, ebenso wie bei der allgemeinen Abneigung der Römer, in den Alpen Wege zu schaffen, in dem Zeitraum von Hannibals Übergang bis zu dem Erscheinen der Cimbern schwerlich selbst auf diesem Flügel des Gebirges noch ein neuer, für den Übergang eines großen Heeres tauglicher Übergang geöffnet worden ist. Als nun aber die Cimbern im Jahre 102 vor Ch., jetzt endlich mit der ausgesprochenen Absicht, es Hannibal nach zu tun, über die Westalpen nach Italien eindringen wollen, stellt sich Marius ihnen gegenüber am Beginn der nördlichsten Eintrittsroute nach Italien, die nach seinem gesunden taktischen Urteil überhaupt in Frage kommen kann, zur Abwehr auf. Es geschieht dies an der Einmündung der Isere in die Rhone, also an einer Stelle, die zwar vollständig den Zugang zu den Pässen von Susa, viel weniger aber denjenigen zu dem kleinen Sankt Bernhard beherrscht. Wäre aber Hannibal einst über den kleinen Sankt Bernhard gezogen, so hätte danach dieser Übergang auch damals, als die militärische Lage die gleiche und nur die Energie der Führung bei den Römern eine größere war, in der Berechnung des Marius eine größere Rolle spielen müssen.

Wenn wir demnach den Übergang Hannibals auf einen der Pässe von Susa legen, müssen wir uns trotzdem noch mit der Tatsache auseinandersetzen, daß erst Pompejus auf Grund der oben angeführten Notiz die Eröffnung der Mont Genevre-Straße zugeschrieben wird. Der Zustand des römischen Verkehrsbedürfnisses der damaligen Zeit, das nur nach der in Südfrankreich gelegenen Provinz Narbo hinzielte, gestattet auch hier, nur an einen der südlichen Pässe zu denken und nicht etwa, weil nach allem Vorangegangenen nun der Übergang Hannibals in den Bereich des Mont Genevre zu legen wäre, dem Pompejus die Eröffnung des kleinen Sankt Bernhards zuzuschreiben. Wir können Pompejus aber auch ruhig seinen Ruhm, die erste Römerstraße der Alpen über den Mont Genevre gebahnt zu haben, lassen, um so mehr, da auch die Ereignisse der folgenden Zeit, vor allem die Tatsache, daß Cäsar zu Beginn seiner Wirksamkeit in Gallien den Mont Genevre ohne weiteres benutzt hat, durchaus dafür sprechen, daß schon in den letzten Jahrzehnten der Republik sich die bedeutende Rolle, die dieser Paß dann während der ganzen römischen Kaiserzeit spielen sollte, fühlbar gemacht hat. Wenn Pompejus somit die erste Eröffnung des Mont Genevre-Überganges bleibt, werden wir daher, um allem zu genügen, den Übergang Hannibals nicht auf den Mont Genevre selbst, wohl aber auf einen in der Nähe desselben gelegenen Übergang (Mont Cenis, Col du Glapier) zu legen haben. Durch eine solche Annahme wird dann aber auch der Sinn jener Notiz, „wonach Pompejus einen anderen, für die Römer bequemeren Übergang als den Hannibals eröffnete“, erst in das rechte Licht gerückt; denn gerade jener Wortlaut, bei dem in unmittelbarem Zusammenhange mit der Straße des Pompejus die Hannibals genannt wird, kann auf den Gedanken führen, daß diese beiden Übergänge nicht weit entfernt, sondern einander recht benachbart gelegen waren.

Die Ereignisse des Cimbernkrieges sehen wir außerdem noch an zwei anderen Stellen der Alpen sich abspielen. Das erste Erscheinen der Cimbern fand im Jahre 113 vor Ch. statt, und zwar an der entgegengesetzten, östlichsten Seite des Gebirges, an den niedrigen Krainer Alpenpässen. Hier geraten die Cimbern nun zunächst mit den an der östlichen Seite des Birnbaumer Waldes wohnenden Tauriskern aneinander. Die nach dorthin von Venetien aus herüberführende Straße, die schon damals als Handelsstraße bekannt und belebt vorausgesetzt werden muß, hatte ebenso schon längst Beziehungen dieser Taurisker zu den Herren jenseits des Gebirges derart vermittelt, daß jenen jetzt gegenüber den Cimbern die Berufung auf die Schutzherrschaft der Römer ganz gelegen kommen konnte. Das römische Heer selbst, unter dem Befehl des Konsuls Papirius Carbo, der sich des Ernstes der Lage durchaus bewußt ist, steht zunächst abwartend im Bereich der schützenden Festung Aquileja, und bereits hier findet sich bei beiden Parteien, bei Römern und Barbaren, die Abneigung, die Entscheidung im Gefecht zu suchen, so ausgeprägt, daß Verhandlungen eingeleitet werden und die Cimbern nach Norden abzuziehen versprechen. Hier setzt nun

die Kunde ein, wonach der römische Feldherr die abziehenden Cimbern durch von ihm instruierte Wegweiser in eine derartige Abmarschlinie gelenkt habe, daß es ihm hinterher möglich geworden sei, die auf dem Rückzuge befindlichen Cimbern auf kürzerem Wege innerhalb des Gebirges zu umgehen und sie dann unerwartet im Gebirge zum Schlagen zu zwingen.

Als Ort dieses Treffens geben die Alten Noreja an, und in die ganze moderne Geschichtsdarstellung ist nun unentwegt die Auffassung übergegangen, daß mit diesem Noreja ohne weiteres jener Straßenpunkt gemeint sei, der in Steiermark an der Stelle des heutigen Fleckens Neumarkt, da, wo der belebte Paßweg aus dem Tal der Metnitz nach dem Murtal hinüberführt, gelegen war, und wo auch die Itinerarien der römischen Kaiserzeit (bei Peutinger sogar doppelt; wenn nicht etwa gar auch hier das eine von diesen beiden das von uns angezogene Neumarkt südlich des Loibl-Passes ist, das durch irgendwelches unkontrollierbare Vorkommnis sich dorthin verschoben hat.) den Namen Noreja zeigen. Betrachtet man nun aber vom rein militärischen Standpunkt den Verlauf dieser gegenseitigen Bewegungen, so muß man sich freilich erstaunt fragen, wie es Carbo fertig gebracht haben soll, so kühn und sicher bis tief in die Alpen hinein die Spur des abziehenden Feindes festzuhalten. Vor allem sieht man sich aber vergebens nach irgend einer kürzeren Linie um, die Carbo als Anmarschlinie nach diesem Noreja hin benutzt haben könnte. Ebenso wenig geht es aber auch an, das hier Überlieferte direkt als ungenau zu verwerfen; denn die im ganzen recht anschaulich geschilderten Ereignisse machen ganz den Eindruck, als wären sie im Skelett richtig festgehalten und als ob nur die Ortsbestimmung oberflächlich sei. Aber gerade dieses letztere darf nicht Wunder nehmen, weil genaue Ortsbestimmung niemals und am allerwenigsten in bezug auf die Alpengegenden Sache der alten Schriftsteller gewesen ist.

Die Erzählungsweise Appians, dem wir die Schilderung dieser Vorgänge verdanken, läßt nun aber auch durchaus zu, anzunehmen, daß zu dem Zeitpunkte, als die ersten Verhandlungen zwischen Carbo und den Cimbern erfolgten, beide Parteien im Bereich der eigentlichen Schwelle Italiens, auf den Höhen der Birnbaumer Straße, in einiger Entfernung einander gegenüberstanden. Von hier kehrten die Cimbern wieder um, und es liegt nahe, daß sie in gerader Linie, im Gleis der uralten Völkerrinne, auf der sie nach Süden gekommen waren, wieder zurück wollten. Diese direkte Umkehrlinie zielte aber über den Loibl-Paß und allerdings auch über den oben genannten Neumarkter Sattel nach der Linzer Pforte. Auf diesem Wege nun, aber noch südlich des Loibl-Passes, liegt heute auch noch ein zweiter Ort Neumarkt. Gleichlautende Ortsnamen sind auch im römischen Altertum eine häufige Erscheinung, und so gut wie das nördliche Neumarkt kann auch dieses hier aus dem römischen Namen Noreja hervorgegangen sein. Nehmen wir aber an dieser Stelle den Ort des fraglichen Treffens an, so findet sich ganz von selbst ein leicht verständlicher Schlüssel

für jene kriegerischen Bewegungen: Während die Cimbern von der Nordseite des Birnbaumer Waldes aus ohne große Eile nach Norden abzogen, fand Carbo Zeit, sie durch das Isonzo-Tal hinaufmarschierend vom Predil aus in der Flanke zu fassen. Jedenfalls ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Predil damals den in Venetien kommandierenden römischen Befehlshabern als eine in die Alpen hineinführende Linie bekannt gewesen ist, da diese Straße bereits für einen im Jahre 183 vor Ch. stattgehabten Kelteneinfall als Eintrittslinie nach Venetien in Frage kommt.[3])

Auch der Verlauf des dritten Teiles des Cimbrischen Feldzuges, der die letzte Entscheidung bringt, tritt uns wohl in leidlich klaren Umrissen entgegen, läßt aber ebensosehr die Möglichkeit vermissen, die Örtlichkeiten, wo die Ereignisse sich im Einzelnen abgespielt haben, genauer zu bestimmen. Wir wissen (Plutarch, Marius 23; Livius, Epitom 68), daß die eine Hälfte der Cimbern sich in Gallien von der anderen, den Teutonen, die dann bei Aquae Sextiae geschlagen wurden, getrennt hat, um auf einem anderen Wege als diese über die Alpen nach Italien zu marschieren, und wir treffen jene erst wieder an, als sie im Gebiet der Etsch auf das gegen sie aufgestellte römische Heer des Katulus gestoßen sind. Nur so viel läßt sich hier mit Sicherheit erkennen, daß dieses Zusammentreffen an der Etsch in der weiteren Umgebung von Trient stattgefunden haben muß. Andere klare Einzelheiten fehlen jedoch vollständig; besonders ist nicht zu erkennen, ob dieses erste Zusammentreffen für die Römer bereits mit einer verlorenen Schlacht oder nur mit einem leidlich geschickten Rückzug nach der Pforte des italienischen Flachlandes endigte, wobei, ebenso wie auch bei den weiterhin folgenden Kämpfen, der römische Befehlshaber nicht viel weniger Schwierigkeiten mit seinem eigenen disziplinlosen Heere als mit den Feinden selbst gehabt haben mag. Da demnach eine bessere wissenschaftliche Begründung für einen anderen Ort der Brennerlinie, an dem jene Ereignisse stattgefunden haben, nicht aufgebracht werden kann, mag hier immerhin angeführt werden, daß die sagenhafte Überlieferung den Schauplatz derselben an die Salurner Klause verlegt, und ebenso den Namen des in der Nähe derselben liegenden Castell feder (foederis) von dem hier erfolgten Abschluß eines Vertrages zwischen Cimbern und Römern ableitet, welch' letztere Kunde allerdings in Anbetracht der an allen Stellen bei den Cimbern tatsächlich hervortretenden Neigung, zu verhandeln einige innere Wahrscheinlichkeit hat. Einen bestimmten Schluß auf die damalige Benutzung der Alpenwege selbst erlaubt wenigstens auch diese sonst trübe genug ausschauende Erhaltung der Tatsachen. Denn wenn Katulus tatsächlich bei Trient die Cimbern erwartete, so mußte er wenigstens wissen, daß diese nur aus dem heutigen Tirol, d. h. vom Brenner oder Reschenscheideck her, im Anmarsch sein konnten; und da die Cimbern ursprünglich von Westen kamen und sich damals in ihrer Begleitung auch helvetische Völkerteile befanden, so wird man weiterhin wohl geneigt sein, sich bei der Frage, welcher von diesen

beiden Übergängen von ihnen benutzt worden sei, für das Reschenscheideck zu entscheiden, und dies um so mehr, da im Verlauf der folgenden Kämpfe auch noch ein weiteres Indizium hierfür zu Tage tritt.

Nach Abschluß des ersten Teiles dieser Bewegungen sehen wir dann den Konsul eine Stellung am Ausgang der Berge auf beiden Ufern der Etsch beziehen. Es liegt nahe, hier an die Gegend Veronas zu denken; die Begebenheiten aber ohne weiteres dorthin zu verlegen, bleibt immerhin deshalb bedenklich, weil eben der Name Veronas selbst, dessen Erwähnung doch sehr nahe gelegen hätte, bei diesen Ereignissen nirgends genannt wird. Die Römer haben jetzt ihre Hauptmacht auf dem linken Etschufer, während eine von ihnen geschlagene Brücke, die in einen festen Brückenkopf endigt, von dort herüber nach dem rechten Ufer führt. Es liegt also ihrerseits hier ganz deutlich das Bestreben vor, sich die Bewegungsfreiheit auf beiden Etschufern zu sichern. Zweifelhaft ist es nur, ob die Anmarschlinie der Cimbern, ob auf dem rechten oder linken Etschufer ihnen auch diesmal noch unbekannt gewesen ist und diese Maßregel hiernach aus der Absicht, den Feinden auf beiden Ufern des Flusses entgegentreten zu können entsprang, oder ob die Anmarschlinie des Feindes von vorneherein links des Flusses vorausgesetzt wurde, und bereits hier die Anziehungskraft des schützenden Poufers, an dem die große Festung Cremona einladend ihre Tore für das römische Heer offen hielt, auf die Stellung jener einwirkte; der moralische Zustand des römischen Heeres macht letzteres jedenfalls wahrscheinlicher. So oder so; die Situation ist jedenfalls ein getreues Abbild der Art, wie die Römer den Nordrand Italiens damals militärisch bewerteten; denn die Pofestungen halten auf diesem Schauplatze alle Bewegungen in Abhängigkeit und es gibt für die Römer hier überall nur vorgeschobene und keine selbständigen Stellungen, aus denen es sie wie mit Naturgewalt nach der Polinie zurücktreibt.

Als nun aber die Cimbern wirklich herankommen, erscheinen sie tatsächlich — entsprechend der Annahme, daß sie von Anfang an über das Reschenscheideck gekommen sind — nicht auf dem linken sondern auf dem rechten Etschufer. Es ergibt sich dies daraus, daß sie nach Abzug der Römer aus deren großem linksufrigen Lager ohne weiteres den Brückenkopf angreifen, besonders aber aus der Art, wie sie noch vor deren Abmarsch die Zerstörung der über die Etsch geschlagenen Brücke ins Werk zu setzen suchen. Denn wenn sie zu diesem Zwecke den Fluß, dessen erhöhte Fluten dann die Brücke wegreißen sollten, anzustauen versuchen, so konnten sie dieses nur von einer unterhalb der Brücke gelegenen Uferstelle aus beginnen. Dieses Manöver war aber wiederum für sie nur auf dem rechten Ufer ausführbar, weil sich hier nicht das Lager der römischen Hauptarmee sondern nur die auf strikte Verteidigung angewiesene Besatzung des Brückenkopfes befand, den umgehend der Feind an eine Uferstelle stromabwärts gelangen konnte.

Auch dieser Gefechtsabschnitt lief dann schließlich so aus, wie er nach der inneren und äußeren Lage des römischen Heeres nicht anders endigen konnte. Das Gros der römischen Armee zog schließlich, durch Brückenkopf und Fluß vor den Cimbern geschützt, entlang des linken Etschufers eilig ab, um festeren Boden unter die Füße zu bekommen. Wahrscheinlich bewirkte Katulus dann bei Ateste (Este), an der Stelle, wo die damals noch nagelneue von Bologna auf Aquileja führende Straße die Etsch passierte, den Uferwechsel und gelangte von hier aus zunächst südlich des Po. Das Schicksal erreichte die Cimbern dann viel weiter westlich, aber immer noch nördlich des Po[4]), bei Vercellae. Hier hat dieser Fluß demnach gegenüber der unbeholfenen Kriegskunst der Barbaren vollständig seine Bestimmung als Schutzlinie Italiens erfüllt, und nicht die Alpen, sondern allein die Flußläufe sind es, die in diesen Zeiten in Norditalien den kriegerischen Maßnahmen die Gesetze vorgeschrieben haben.

III. Kapitel.

Völker und Wege in den Alpen vor der römischen Eroberung.

Die Völker.

Jede römische Eroberung bedeutete für das Land, das erobert worden war, auch die Durchdringung seiner Bevölkerung von der lateinischen Rasse, derart, daß schließlich ein Mischvolk entstand, das zwar mehr oder minder noch die Züge des alten Volksuntergrundes beibehalten, dem aber doch überwiegend und kräftig die lateinische Rasse ihr in allen Ländern gleichmäßiges Aussehen aufgeprägt hatte. Es ist uns heute nicht mehr möglich, die Eigentümlichkeiten aller jener Provinzialnationen, die schließlich das römische Reich erfüllten, genauer zu fixieren; eines aber kann man von vornherein als sicher annehmen, daß eben die Verschiedenheiten, die zwischen den Bewohnern der einzelnen römischen Provinzen bestanden, geringer waren als das Gemeinsame, das jene zusammenhielt. Das ist gerade das Wunderbare in dem lateinischen Volkstum, daß die ihm innewohnende, erobernde kulturelle Kraft noch viel stärker war als sein siegreiches Schwert; denn dieses war nur die Handhabe, um die Pforten zu öffnen, durch die dann, auflösend und zersetzend für alles Selbständige der unterworfenen Nationen, die überlegene und sieghafte Energie römischer Volkskraft eintrat, um ihrerseits die Hauptarbeit der Eroberung zu beginnen.

Auch die Völker, die in den Alpen zur Zeit der römischen Eroberung wohnten, haben kein anderes Schicksal erfahren. Das Resultat der römischen Eroberung ist hier schließlich genau dasselbe geworden, wie in den Ländern östlich und westlich der Alpen; nur mag die Natur des Gebirges, und wahrscheinlich auch der Charakter eines oder des anderen der Alpenvölker es mit sich gebracht haben, daß es teils längerer Zeit, teils auch schärferer, römischer Maßregeln bedurfte, um dieses Ziel zu erreichen. Wenn nun aber auch die Alpenländer erst zu Beginn unserer Zeitrechnung römisch geworden sind, so können

wir uns doch trotzdem schon eine leidlich klare Vorstellung des Völkerbildes machen, das die Alpen etwa vier Jahrhunderte früher geboten haben müssen. Die Hilfsmittel aber, die uns hierzu zu Gebote stehen, sind hauptsächlich die Nachrichten aus der alten klassischen Literatur; der Umstand jedoch, daß die Alpen von den Alten nur von einer Seite d. h. von Süden aus angeblickt wurden, hat es mit sich gebracht, daß dieses Bild an der Südseite der Alpen zwar leidlich gutes Licht zeigt, an der Nordseite des Gebirges dagegen noch Schatten und Dämmerung vorwiegen. Die neueste Zeit ist dann eifrig daran gewesen, teils mittelst der Sprachwissenschaft, teils mittelst der archäologischen Forschung dieses ganze Bild der alten Alpenvölker, das uns die Nachrichten der Alten gerade noch zu rekonstruieren verstatten, an allen möglichen Stellen zu ergänzen und zu erhellen. Es ist hier im Einzelnen zwar viel Stoff zusammengekommen, aber doch immerhin wichtig hervorzuheben, daß das Bild, das lediglich die alten Nachrichten in seinen Grundzügen zu geben vermögen, durch alles dieses nur seine Bestätigung erfahren hat.

Bei Entwurf dieses Bildes müssen wir von einem bestimmten Ereignis ausgehen, das uns die römische Geschichte in seinen Folgen ganz deutlich erkennen läßt, d. h. von der keltischen Völkerwanderung. Die Einwanderung der Kelten von Osten her nach Mitteleuropa war an Dauer und Stärke ein gleich wichtiges Ereignis wie die in kleinen Gliedern sich an sie anschließende, in ihrer Massenhaftigkeit jedoch etwa erst um ein halbes Jahrtausend später einsetzende germanische Völkerwanderung. Nur steht die germanische Völkerwanderung uns heute viel klarer vor Augen als jene, weil sie an den meisten Stellen auf ein Kulturvolk traf, durch das uns die Kunde über diese Ereignisse selbst erhalten bleiben konnte. Von der keltischen Völkerwanderung dagegen sind nur die zeitlich letzten und örtlich am weitesten von dem Ausgang der Bewegung entfernten Wellen auf ein solches Kulturvolk, zumeist auf die Römer, getroffen. Bei der germanischen Völkerwanderung können wir ganz genau die Rolle, die innerhalb derselben die Alpen gehabt und den Einfluß, den diese auf deren Bewegungen ausgeübt haben, erkennen. Hier begegnen wir nun der auffallenden, aber sehr willkommenen Tatsache, daß, wenn wir diese Rolle und diesen Einfluß ganz gleichartig wie bei der germanischen auch schon für die keltische Völkerwanderung voraussetzen, dieses sich nicht nur vollständig mit den in unklaren Umrissen vorhandenen Nachrichten verträgt, sondern daß diese Annahme noch dazu weiterhin zur Verdeutlichung und Rekonstruktion des Verlaufes jener keltischen Völkerwanderung ein ganzes Teil beitragen kann.

Wohl ging der Zug der deutschen Kaiser im Mittelalter direkt von Nord nach Süd über die Alpen, nicht aber derjenige der großen geschichtlichen Völkerbewegungen. Solche Völkerbewegungen sind wie ein gewaltiger, mehr breiter und verschieden tiefer Strom, der zunächst durchaus keine Neigung zeigt, die Richtung, in der er einmal zu fließen eingesetzt hat, zu verlassen. Der Aus-

gangspunkt jenes Stromes aber lag bei der keltischen und der germanischen Völkerwanderung beidemale nicht im Norden, sondern im Osten Europas, während die Richtung desselben nach Südwesten ging. So bildet das Bestreben von Osten nach Westen zu gelangen die überwiegende lebende Kraft dieser Völkerbewegungen, und die Aufgabe der Alpen, an deren Nordostecke (Carnuntum) jene Bewegung zuerst anstieß, ist es daher jedesmal gewesen, diese Strömung weder zu brechen noch grundsätzlich in ihrer Richtung zu ändern, sondern dieselbe nur, das Südland schützend, weiter an dem Nordrand des Gebirges entlang nach Westen zu leiten. So sind es nur Nebenarme dieses Stromes, die entweder sogleich von der östlichen Seite der Alpen aus in der Richtung auf Venetien zu abfließen, oder andererseits von der nordwestlichen Seite der Alpen aus, am Mittellauf der Rhone hinab, an die Westalpen und über dieselben nach Italien hinüberziehen. Wie diese Bewegungen nun bei der keltischen Völkerwanderung im einzelnen vor sich gegangen sind, wissen wir nicht; wohl aber sehen wir ihr Auslaufen ganz deutlich in der Gestalt, wie uns die Kelten im Lichte der Geschichte dann entgegentreten, als die Bewegung ihren Willen gehabt hat, zum Stehen gekommen ist und Spanien und besonders Gallien im weitesten Sinne bereits von Kelten angefüllt sind. Der eine, westliche Nebenstrom der Kelten hat sich über die Westalpen ergossen, ist tief in Italien eingedrungen und hat schließlich nach Besetzung Norditaliens östlich etwa an der Südspitze des Garda-Sees Halt gemacht, während von den letzten Wassern des Hauptstromes sich ein Teil schon an den Ostalpen getrennt hat und durch deren Gebiet gleichfalls bis an die Grenzen Nordostitaliens gelangt ist. Der Verbrennung Roms unter Brennus, die Unterwerfung des italienischen Keltenlandes vor dem zweiten punischen Kriege auf der einen Seite, auf der anderen Seite die römische Gründung Aquilejas und die Kämpfe der Römer gegen die Karner (im zweiten Jahrhundert vor Ch.) illustrieren diese Vorgänge.

Das Völkerbild, das Mittel- und Norditalien vor Eintritt dieser Kelten geboten hatte, war daher derart gewesen, daß in Nordwestitalien die Ligurer, in Nordostitalien die Veneter saßen, während ganz Mittelitalien und von hier aus nördlich die Gegend von Cremona und Mantua und wieder weiter nördlich die Mitte der Alpen von den Etrusker-Rätern eingenommen war; jedenfalls eine interessante Gruppierung, insofern während derselben die Mitte Europas mathematisch genau von ein und derselben Nation, eben den Etrusker-Rätern, besetzt erscheint. Strittig bleibt hierbei aber noch, welchem von diesen drei Völkern der Ruhm gebührt, am frühesten in Italien gewohnt zu haben, strittig außerdem, ob die alten Veneter und Ligurer überhaupt nicht ein und dasselbe Volk sind, und nur das eine ist sicher, daß sich die Etrusker-Räter von den beiden anderen Völkern ganz bestimmt unterschieden haben. Gegen die Annahme, daß Veneter und Ligurer dasselbe Volk seien, spricht freilich das aus dem beiderseitigen Wesen herrührende grundverschiedene Schicksal, das diese Völker während des

Altertums betroffen hat, sowie deren grundverschiedene Leistungsfähigkeit. Bei den Venetern, die sich den Römern freiwillig unterordneten, hat die römische Kultur sofort starke Wurzeln geschlagen, während die Ligurer, wenig aufnahmefähig, links liegen geblieben sind. Im ersten Jahrhundert nach Ch. bewohnten die Veneter eine geistig und materiell zur höchsten Blüte entwickelte Zone, während Ligurien zu derselben Zeit nichts anderes als ein armes und sprödes Hinterland war.

Die hauptsächlichste Veränderung, die durch die keltische Völkerwanderung nun in diesen Zustand gebracht wurde, stellt sich dar als ein Zurückdrängen aller dieser drei Nationen, das am schwächsten noch die Veneter, am folgenschwersten aber die Etrusker getroffen hat. Denn während die Veneter hauptsächlich nur an den Grenzen beschnitten und auch die Ligurer vielleicht nur aus den heutigen Grajischen-Alpen und Piemont nach Süden zu gedrückt worden sind, spalteten die Kelten das Gebiet der Etrusker durch die Besetzung Oberitaliens gewaltsam in zwei Hälften, eine nördliche in den Alpen befindliche und in die südliche in Mittelitalien, auseinander. Das Völkerbild, das die Alpen somit nach Stillstand der keltischen Völkerwanderung und vor Beginn der römischen Eroberung geboten haben, ist derart, daß, abgesehen von den schon nach damaligen Begriffen fast international zu bezeichnenden Anwohnern der ligurischen Küstenstraße, in großen Umrissen der Kamm und die östlichen Abhänge der See-Alpen und Kottischen Alpen von Ligurern bewohnt werden, an die sich dann vom Bereich der Bernhard-Pässe ab die Kelten anschließen. Die keltische Völkerwanderung, von der West- und Ostseite des Gebirges anspülend, hat demnach von diesen beiden Seiten aus den westlichen und östlichen Teil der Alpen mit ihren Volksgenossen erfüllt, und nur in der Mitte derselben ist der Teil, den später ungefähr das Bergland der nach ihnen benannten römischen Provinz einnahm, noch von dem Volke der (Etrusker-) Räter besetzt. Auch in bezug auf dieses Volk liegt für den Anfang der geschichtlichen Erkenntnis die Südseite der Alpen heute in besserem Lichte als deren Nordseite, insofern der zu den Rätern gehörige Stamm der Euganeer, der im heutigen Val Sugana saß und nordöstlich von den keltischen Karnern und südöstlich von den Venetern beschnitten worden war, den nördlichsten Pfeiler der von den Kelten von Westen aus zerstörten Brücke darstellt, die einst von den in den Alpen wohnenden Rätern aus nach Süden zu den Stammgenossen nach Mittelitalien hinüberführte. Soweit es ferner überhaupt nicht gewagt erscheint, Vermutungen über das aufzustellen, was hinter dem Vorhang der Alpen wohnte, ist es wahrscheinlich, daß damals der Zusammenhang der keltischen Völkerfamilie vom Nordabhang des Schweizer Jura über Süddeutschland bis nach den Ostalpenländern noch ganz intakt war. Die Spuren des eigentlichen rätischen Volkes, die in Nordtirol schon schwächer werden, hören in Oberbayern ganz auf; die Vindelicier jedenfalls müssen wir mit größerer Wahrscheinlichkeit den Kelten zuweisen, da jene

von den Alten stets ganz bestimmt von den Rätern gesondert werden, und auch nördlich der tiroler Berge mit großer Entschiedenheit die keltischen Ortsnamen wieder anheben. Als ein Beispiel für viele mag hier der Name Brigantium-Bregenz am Bodensee, in dessen Nähe Tiberius die Vindelicier besiegte, gelten; der gleiche Namensklang findet sich ja in Briançon, einem über allem Zweifel erhabenen Keltenort am Mont Genevre.

Die vielen Nachrichten, die uns infolge der Massenhaftigkeit, mit der die Kelten den Römern gegenübertraten, von diesem Volke erhalten sind, ganz besonders aber die wertvollste von allen diesen Nachrichten, die Charakteristik der Kelten durch Cäsar, ersparen es der Gelehrsamkeit, ein Bild von dem Wesen dieses Volkes nachträglich zusammen zu tragen. Die Schilderung Cäsars trägt in ihrer klassischen Klarheit derart den Stempel der Wahrheit an sich, daß wir sie in der Hauptsache auch auf die Alpenkelten anwenden können. Für die Art, wie die Kelten im Alpenland gewohnt haben, muß freilich deren Charakter insofern besonders in Rechnung gezogen werden, als gründliche, dauerhafte Ansiedelungsarbeit auch in ihrer Jugendzeit ebensowenig Sache der keltischen Nation wie jetzt gewesen ist. Zähigkeit ist aber gerade zu allen Zeiten für ein Volk die erste Voraussetzung gewesen, um in den Alpen feste Wurzeln zu schlagen. Bei den Kelten jener Zeit wiegt aber unverkennbar der Zug nach der Ansiedelung in den günstigen Flachländern vor; dieses und das besonders beliebte Bestreben aller halbkultivierten Völker des Altertums, entlang der Grenzen ihrer Gebiete unbewohnte Flächen haben zu wollen (Helvetische Wüste = Dekumatland), rechtfertigen den Schluß, daß wir uns damals trotz Polybius, der sich über die Volksdichtigkeit der Alpen wundert, das Alpenland noch durchaus von unbewohnten Gebieten durchsetzt denken müssen. Da freilich, wo unter dem Schutz des Gebirges die Bedingungen zum Wohnen einladend waren, zeigen sich auch damals die keltischen Ansiedelungen in einer den südländischen ebenbürtigen Höhe. Schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts vor Ch. kann die Ebene zwischen dem Genfer und Neuenburger See (Aventicum, Solothurn) ihre Bewohner nicht mehr fassen, und das jenseits der Julischen Alpen gelegene Land der Taurisker erscheint gleichfalls schon zu dieser Zeit als ein mit Orten und Verkehrswegen dicht besetztes Gebiet.

Die Ostseite der Alpen legt nahe, noch auf ein Volk einzugehen, dessen Dasein zufällig die Archäologen in tausend interessanten Resten an das Tageslicht gefördert haben, auf das Volk, das in den Ostalpen durch die sogenannte Hallstädter Kultur repräsentiert wird. Dergleichen Funde, die ein gleichartiges Volkstum beweisen, finden sich von der Ostgrenze der römischen Provinz Rätien aus gerechnet östlich über das ganze Alpengebiet und besonders zahlreich entlang des nördlichsten Randes des Gebirges, wo sie bienenstockartig gerade in der Hallstädter Gegend auftreten. Hier ist aus den zahlreichen Funden wunderbar klar das Bild einer in ihrer Betätigung fast behaglichen Kultur emporgestiegen,

die sich hier, wir wissen nicht wie lange, ergangen hat, deren Lebenskraft jedoch durch ein plötzliches, elementares geschichtliches Ereignis abgeschnitten worden sein muß. Aus der Tatsache aber, daß die in Gesellschaft der Hallstädter Funde gemachten Funde römischen Ursprungs ganz geringfügig sind, können wir weiterhin entnehmen, daß sich hier das Römertum keinesfalls unmittelbar an jene Hallstädter Kultur angeschlossen haben kann, sondern daß zeitlich ein trennender Zwischenraum zwischen diesen beiden liegen muß, und es liegt deshalb nahe, den letzten Zügen der keltischen Völkerwanderung jenes Zerstörungswerk zuzuschreiben. Um 400 v. Ch. sitzen die Kelten aus dem Haupttrupp des Völkerzuges bereits in Oberitalien, während diejenigen der Arrieregarde erst zu Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Ch. in Venetien angeklopft haben; aus den Funden selbst aber geht hervor, daß gerade die Hallstädter Kultur nicht später als um 200 v. Ch. ihr Ende gefunden haben muß. Zeitlich paßt es also durchaus, diese Zerstörung den zuletzt an der Linzer Pforte angelangten Kelten zuzuschreiben, die, als sie das obere Donautal vor sich bereits besetzt fanden, von hier aus nach Süden abschwenkten.

Wir stoßen in diesem Zusammenhange auf die einzige, uns noch erkennbare, die Alpen von Nord nach Süd durchquerende Direktive, in der sich zu bewegen die Völkerbewegungen der Urväterzeit Neigung gezeigt haben. Es ist dieses die Linie, die von dem Südzipfel Böhmens über die Kämme der Tauern und den Neumarkter Sattel nach der Nordspitze der Adria zieht, eine Richtung, die aller Wahrscheinlichkeit nach später auch die Cimbern eingeschlagen haben. Der Ausgangspunkt und Endpunkt dieser Linie, die Linzer Pforte und die Ostecke der Adria, sind es allein, die diese in das Leben gerufen haben, während der Verlauf derselben von dem einen Ende zum anderen durch die Alpen hindurch hinsichtlich seiner Wegbarkeit weder bequem noch zielgerecht ist, und besonders in seinem nördlichen Teile die zweckentsprechenden, den Gebirgskamm überschreitenden Einsattelungen vermissen läßt. Aber gerade deshalb werden wir uns über die an diesem nördlichen Rande sich findenden Spuren von ganz gründlichen, Naturereignissen ähnlichen Zerstörungswerken von Menschenhand weniger zu wundern haben. Es ist, als ob sich die zurückgehaltene Wut der Völker, die wegen des vorliegenden Gebirges nach Süden nicht weiter vorwärts konnten, zunächst hier ausgetobt hätte. Das gleiche Bild einer maßlosen Zerstörung, selbst nach den Verhältnissen der Völkerwanderung gemessen, zeigen dann auch die Ruinen Salzburgs, und wie sehr überhaupt an der östlichen Nordseite der Ostalpen der Anprall der letzten im Verlaufe der germanischen Völkerwanderung auftretenden Wogen gewütet hat, ist aus der Geschichte des heiligen Emmeran ersichtlich, nach der noch in der Mitte des siebenten Jahrhunderts n. Ch. hier im Gebiet der Avaren alle Kultur erloschen war.

Ganz im Gegensatz zu den Kelten ist uns von dem Wesen des anderen der beiden ersten geschichtlichen Hauptvölker der Alpen, der Räter, nur eine ganz

geringe Kunde erhalten. Es ist das Verdienst des Alpenschilderers Steub, daß er die Frage über das Volkstum der alten Räter an der richtigen Stelle angeschnitten und weiterhin trefflich zerlegt hat. Steub hat mit einer unerreicht glücklichen Mischung von ernstem Gelehrtensinn und einem natürlichen klugen Blick für die Wirklichkeit den Rätern diejenige Stellung wiedergegeben, die sie eingebettet in dem sie umflutenden Meere anderer Völkernamen in der Kunde der Nachwelt fast verloren hatten. Mögen auch späterhin neben den Flammen, die Steub hier angezündet hat, noch andere Lichter erschienen sein, zufolge deren sich die Strahlen der Forschung Steubs jetzt anders brechen, in der Hauptsache sind die Resultate Steubs doch unverrückt geblieben. Steub hat nun einesteils die schon bei den Alten vorhandene Ansicht als durchaus richtig bewiesen, daß die Räter und Etrusker ein und derselben Völkerfamilie angehört haben, anderenteils aber auch den Umfang des Gebietes, das jene Räter einst eingenommen haben, aus den über ihm lagernden Schichten der späteren Geschichte wieder deutlich herausgehoben. Die Sprachforschung allein ist es, die ihm dazu verholfen.

Nehmen wir das obere Rhonetal, wo der Sankt Gotthard wie geschaffen als Grenzpunkt der Völkerzonen sich erhebt, als westlichsten Punkt des alten Räterlandes an, so lief dessen Grenze zunächst über den Tödi nach dem Walensee, setzte hier nach dem Bregenzer Walde hinüber und ging die Kette der bayrischen Voralpen entlang bis zur Innpforte bei Kufstein. Von hier aus ostwärts wird die Bestimmung jedoch eine Strecke weit unsicher, bis sich wieder in der nahen und weiteren Umgebung Salzburgs unzweifelhaft rätische Namen finden. Gehen wir nun aber zum oberen Rhonetale wieder zurück und von hier nach Süden, so mag weiterhin jene Grenze ungefähr bis nach Lugano und dann in ausgesprochen östlicher Richtung über die südlichen Voralpen bis zur Nordspitze des Gardasees und von hier weiter bis zur Marmolata zu ziehen sein. Von jenem uralten Ruhepunkt aus, an dem gleichfalls zu allen Zeiten die Grenzen der Völker verankert lagen, ist die Grenze dann weiterhin nördlich nach dem Pustertal gezogen, das sie in der Gegend von Sebatum (St. Lorenzen) überschritten haben mag. Von diesem Punkte aus nördlich gerechnet befinden wir uns nun aber wiederum in jener Zone, in der die Grenzbestimmung unsicher wird, da von hier aus keine sicheren rätischen Namen nach Salzburg oder Kufstein hinüberleiten. Es mag zu dieser Grenzbestimmung hinzugefügt werden, daß erst neuerdings die Täler der Südalpen vom Luganer bis zum Gardasee anstandslos den Rätern zugewiesen werden, besonders aber, daß ebenso es fraglich erscheint, Nordtirol ihnen ungemischt zu lassen.

Innerhalb jenes von den oben genannten Grenzen umzogenen Gebietes wird nun das Dasein rätischer Bewohner durch das Vorkommen derjenigen Eigennamen garantiert, deren Erklärung nicht anders möglich ist, als für ihre Entstehung das Nachwirken einer alten, selbständigen, besonders gearteten Sprache

d. h. eben derjenigen der Räter anzunehmen. Diese hier in Frage kommenden Ortsnamen sind in ihrem Klange so unverkennbar und über jenes ganze Gebiet so eindringlich verbreitet, daß zunächst der Schluß nahe liegt, daß alle die Stellen, an denen sie heutzutage innerhalb jenes Gebietes fehlen, im rätischen und römischen Altertum volksleer gewesen sein müssen. Als solche Stellen hat schon Steub den Bregenzer Wald, das Lechtal und Teile des Oetz- und Zillertales erkannt, und mögen hier zu ihrer Vervollständigung noch das Gebiet östlich des Bernina, das Davoser Tal, das Cismonetal nördlich Primiero und einige Täler nördlich Bassano hinzugefügt werden.

Die Tatsache der Existenz dieser vielen Namen, die heute noch die rätische Sprache verraten, berechtigt uns aber, in unseren Schlüssen überhaupt noch einen Schritt weiter als Steub zu gehen. Wenn diese alte rätische Sprache, die nach der römischen Okkupation von der lateinischen Sprachbildung nicht minder energisch wie die Sprachen aller anderen ihr ausgelieferten Völker angefaßt worden ist, und dann ebenso noch über ein Jahrtausend hindurch gleichmäßig den Einfluß deutscher und italienischer Sprachbildung über sich ergehen lassen mußte, trotzdem ein so zähes Leben gezeigt hat, — während im Gegensatz hierzu in den anderen Teilen der Alpen, weder in der Schweiz, noch in den Ostalpen, nirgendwo noch heute gleich deutlich der daselbst vor Erscheinen der lateinischen Sprachbildung vorhanden gewesene Untergrund in den Ortsnamen hervortritt — so muß zweifelsohne jenem rätischen Volke, dem diese Sprache angehörte, ein zäheres Leben, das einer Verschmelzung mit anderen Sprachelementen besonders stark zu widerstehen vermochte, innegewohnt haben. Zur Stärkung dieser Behauptung kann man aber nicht nur das Vorhandensein jener zweifellos rätischen, sondern auch die heutzutage in der ganzen rätischen Zone sich findenden gleichlautenden Ortsnamen, die in ihrem Hauptstamm auf das Lateinische zurückgehen, heranziehen, da der ursprüngliche rätische Sprachbau auch gegenüber dem sich in ihm einpflanzenden Latinismus seine Eigenart so nachhaltig geltend machte, daß er auf seinem Boden überall nur in sich gleichartige, aber gegen die Ortsnamen in anderen römischen Provinzen ganz verschieden klingende Wortbildungen heranwachsen ließ.

Dieser Annahme von der selbständigen Beschaffenheit des rätischen Volkes entspricht aber auch durchaus das wenige, was wir von den Alten selbst über die Räter wissen. Dieses ist im Grunde eigentlich nur zweierlei, einmal, daß diese Räter auch schon den Römern als ein durchaus geschlossenes, selbständig geartetes Volk erschienen, das sich von den anderen es damals umwohnenden Völkern besonders stark unterschied, und ferner, daß die Räter nach Ansicht der Römer zu demselben Volksstamm wie die Etrusker gehörten. Somit fällt die bis heute ungelöste Frage, welcher Völkerfamilie die Räter zuzuweisen sind, mit der gleichen über die Etrusker zusammen, eine Frage, die bis heute unausgesetzt den Gegenstand der gelehrten Forschung gebildet hat. Und auch mit

vollem Recht. Denn so lange wir nicht wissen, welcher Rasse diese beiden Völker zuzuweisen sind, fehlt nicht nur ein wesentliches Moment zur Rekonstruktion des Völkerbildes des alten Italiens, sondern für unseren Zweck auch der Ausgangspunkt für die Entwicklung, die ein Teil der Bevölkerung der Alpen genommen hat. Auch eine Geschichte der Alpenvölker muß mit dieser Frage abrechnen, da das längst vergangene geschlossene Volkstum der alten Räter auch in die Jetztzeit noch seine dünnen aber trotzdem ganz bestimmten Schlaglichter hinüberwirft. Eine Unterfrage ist dabei auch noch, ob diese Räter einst von Norden oder Süden her in die Berge gekommen sind. Als einziger Anhalt zu deren Bestimmung könnte gelten, daß sich heute noch auf dem Boden des alten Rätiens mehrfach die Kunde findet, die älteste Besiedelung sei von Süden nach Norden gegangen, eine Annahme, die an einigen Stellen des Landes durch die Gestaltung der frühesten kirchlichen Bezirke, die mit ihren Hauptorten ganz im Gegensatz zu den Forderungen der natürlichen Verhältnissen auffallend nach Süden gravitieren, wahrscheinlich gemacht wird.[5])

Die Etrusker und Räter sind der Reihe nach mit guten und weniger guten Gründen schon den verschiedensten Völkerfamilien zugezählt worden. Wir müssen hier einer der frühesten Ansichten beitreten, und zwar derjenigen, die diese Nationen als zu den semitischen Völkern gehörig betrachtet hat, wenn wir uns freilich auch von vornherein ganz klar sind, daß die Gründe, die wir für diese Ansicht beibringen können, keinesfalls für eine Beweisführung, sondern nur zur Erklärung der Wahrscheinlichkeit dieser Annahme ausreichen können. Von Anfang an hat der Charakter aller semitischen Völker dem der Indogermanen überall besonders schroff gegenübergestanden, eine Erscheinung, die sich in dem Verhältnis zwischen dem römischen und dem etruskischen Volkstum durchaus wiederfindet, indem während des römischen Altertums die Verschmelzung der lateinischen mit der etruskischen Rasse viel langsamer und unvollständiger als bei den anderen Völkern Italiens vor sich ging. Die Römer reden in ihren besten Zeiten gern von der etruskischen Kunstfertigkeit, ebenso aber auch von der Völlerei und Üppigkeit, die ihnen dort besonders in die Augen stach; auch dieses paßt zu der Beobachtung, wonach gerade die Semiten in Industrie und materieller Kunst sehr viel geleistet, ebenso aber auch bei hoher Kultur dann stets eine besondere Neigung zum Quietismus gezeigt haben. Auch die Blitzschau, die bei den Etruskern geübt wurde, paßt zu dem Sterndienst der Semiten. Einigermaßen zahlreicher werden nun aber jene Symptome für die Richtigkeit unserer Annahme in der rätischen Zone, was auch deshalb kein Wunder nehmen darf, weil in jenes Gebiet die Etrusker-Räter ihre Wurzeln drei Jahrhunderte länger als in Mittelitalien eintreiben konnten. Solche Anklänge finden sich aber nicht nur in dem Wenigen, das wir aus dem Altertum selbst von den Rätern wissen, sondern ebenso auch in gewissen Zügen des Volkes, das heute noch innerhalb der Grenzen des alten Rätiens wohnt.

Dem Hauptgott, und wahrscheinlich dem einzigen Gotte der Räter, wurde entsprechend der demselben zugeschriebenen Eigenschaften in der römischen Göttergesellschaft das Gewand des Saturn angezogen, und es muß daher nach dieser Beziehung hin auffallen, daß sich eine ausgesprochene Verehrung des Saturn sonst im römischen Altertum nur noch in Nordafrika, also gleichfalls auf semitischem Volksuntergrund feststellen läßt. Als die Römer in das Innere Rätiens kamen, fiel ihnen ferner die besondere Bauart der rätischen Dörfer auf, für die sie keinen besseren Ausdruck fanden, als sie mit dem Namen Kastell zu bezeichnen, wie auch noch im Jahre 397 n. Ch. der Bischof Vigilius von Trient über die vielen im Nonsberg gelegene Kastelle besonders erstaunt gewesen ist. Auch heute noch ist die Zahl der Orts- und Burgennamen, die den Zunamen Kastell führen, im Gebiet des alten Rätiens viel häufiger als in anderen romanischen Ländern. Es ist diese Tatsache für unseren Zweck aber um so wichtiger, da die Mehrzehl jener mit diesem Zunamen bezeichneten Orte einwandfrei auch schon zu den Zeiten der Römer bestanden haben muß[6]), und daher die Römer jene Plätze ohne weiteres von den alten Rätern übernommen haben werden. Wenn die Römer somit mit dieser Ortsbezeichnung eine bestimmte gerade den Rätern eigentümliche Bauweise in den Ortschaften haben kennzeichnen wollen, so ist es immerhin zu erwähnen, daß wir den Ausdruck Kastell für wirkliche Dörfer im römischen Altertum nur noch in Nordafrika, also gleichfalls auf semitischem Kulturboden, wiederfinden.[7]) Selbst bei der Plötzlichkeit und Wildheit, die von den Römern bei den rätischen Raubzügen in die Ebene hinein ausdrücklich hervorgehoben werden, könnte uns die Art der Beduinen in das Gedächtnis kommen, und auch darin, daß die rätischen Weiber ihre Kinder auf die andringenden Feinde herabgeworfen haben sollen (Florus IV, 12) könnte man etwas von der bekannten semitischen Selbstaufopferung wiederfinden.

Als Eigentümlichkeit der semitischen Sprachen gilt ferner ihre Härte und die in denselben sich vorfindende Häufung der Konsonanten. Nicht nur den Römern erschien schon die etruskische und rätische Sprache rauh, sondern auch heute noch ist der tiroler Dialekt ausgesprochen hart, während andererseits auch gerade das, was uns heute in den tiroler und bündner Ortsnamen am fremdartigsten erklingt, in erster Linie auf der Häufung der in denselben enthaltenen Konsonanten beruht (Splüdatsch in Chur, Matschatsch a. d. Mendel, Tschaminthal am Rosengarten). Zu beachten bleibt immerhin auch, daß die etrurische Akademie in Cortona in dem Sprachschatz der Ladiner assyrische und hebräische Stammsilben zu finden geglaubt hat.[8])

Nicht in dem Maße wie die anderen indogermanischen Sagen haben die tiroler Volkssagen als Hauptgestalten die Elfen, Nixen und Gespenster, sondern sie beschäftigen sich ebenso häufig mit vergrabenen Schätzen und wunderbaren Tieren und ein gleiches ist auch in den Sagen der von den Mauren abstammenden Bergbewohner Granadas zu beobachten[9]). Vorliebe für Obst und Gartenbau ist

eine besondere semitische Eigentümlichkeit[10]); auch dieses paßt zu dem obstreichen Bozen und dem Domletsch in Bünden und zu den Blumen, die sich, verbreiteter als in anderen Ländern, gerade vor den tiroler Bauernhäusern finden. Die alte semitische Unruhe im Wohnen ist auch den Tirolern durchaus nicht fremd[11]). Der Tanz ist in Rätien stets eine uralte und derart wichtige Beschäftigung gewesen, daß früher an manchen Stellen das Gerichtshaus und der mit Teppichen behangene Tanzboden ein und dasselbe Gebäude waren; bei dem Anblick echter Tiroler Tänze aber könnte man sich zuweilen aber auch bei den jagenden Bewegungen der Weiber ebensogut orientalische Tänzerinnen vorstellen.

Ureigenschaften der Semiten waren von jeher ihr zähes Gemeingefühl und nach Rénan, dem bislang immer noch gründlichsten Kenner dieser Völker, „die aus strengem Monotheismus entspringende Intoleranz, ebenso Mangel an philosophischem und analytischem Sinn sowie an regulären militärischen Fertigkeiten, dagegen u. a. Stärke in musikalischer Begabung". Auch auf dem Boden des alten Rätiens (Salzburg) ist die Musik besonders zu Hause und die seit alter Zeit in Bünden und Tirol viel häufiger als irgendwo sonst in Europa geführten Volkskämpfe setzen gleichfalls ein besonders zähes Gemeingefühl voraus. Auch die Religionskämpfe sind kaum irgendwo anders heißer als in diesen Ländern ausgefochten worden, und religiöse Intoleranz unter dem Begriff der Glaubenseinheit ist in Tirol noch bis zur Schwelle der Jetztzeit zu Haus gewesen. Auch Bünden und Tirol haben wohl nicht weniger wie andere Länder bedeutende Leute, aber unter diesen doch immerhin in geringerer Zahl zünftige Gelehrte hervorgebracht, und die Söhne dieser Länder haben ihre militärischen Vorzüge vorwiegend auch nur im kleinen Kriege und weniger in großen Gefechten gezeigt. Von Abd-el-Kader, dem großen Gegner der Franzosen in Algerien, sagt Rénan, „er sei ein Weiser, ein Mann der Leidenschaft und religiösen Stimmung, keineswegs ein Soldat gewesen". Diese Charakteristik paßt ebensogut auf den Tiroler Volkshelden Hofer, und selbst auf einem 1810 erschienenen, Hofer darstellenden Stiche kann man, wenn man will, vielleicht ganz gut in dem Gesicht und Haarwuchs etwas wie die Züge eines Mauren herausfinden (veröffentlicht in Haushofers Monographie von Tirol, Abb. 17).

Es ist nun noch am Platze, auf diejenigen Eigenschaften einzugehen, die heute noch dem Volke, das Tirol und Bünden bewohnt, gemeinsam geblieben sind. Die beiden Teile des alten Rätiens, die westliche Hälfte, Graubünden, und die östliche Hälfte, Tirol, haben seit dem Ende des römischen Reiches und besonders seit den Zeiten Karls des Großen eine ganz verschiedene Entwicklung genommen, so daß das Gemeinsame, das den Bewohnern dieser Länder heute noch anhaftet, in seinem Ursprunge mit größerem Recht auf deren frühere Zusammengehörigkeit als auf die folgenden Zeiten zurückzuführen ist. Wenn man von denjenigen Bevölkerungsresten in Bünden und Südtirol ausgeht, die sich heute noch durch ihre ladinische Sprache ohne weiteres als direkte Nachkommen

derjenigen ausweisen, die schon einst, als Rätien noch ungeteilt war, hier wohnten, so findet sich auch bei diesen noch jene bezeichnende Zähigkeit und geringe Entwicklungsfähigkeit ihres Volkstums, ebenso aber auch beiderseits bei den Ladinern in Bünden und Tirol überwiegend die Fähigkeit, die schlechten Eigenschaften ihrer Nachbarn von sich abzuwehren und die besseren sich zu eigen zu machen. Äußerlich ähneln alle Ladiner mehr den Italienern als den Deutschen, wenn sie sich auch von jenen wieder durch besonders kräftigen Wuchs und glattes Haar unterscheiden; südländische Genügsamkeit, Energie und Sicherheit im Auftreten verbindet sich hier mit nordischer Ehrlichkeit und Sauberkeit. Man kann jene Ladiner am besten als einen kalten Schlag von Romanen bezeichnen; denn die tiefe innere Leidenschaftlichkeit, die ihnen, aber auch sonst dem ganzen bündner und tiroler Volke innewohnt, schlummert tief zurückgehalten in der Seele und bedarf erst starker Antriebe, um sich an das Licht zu getrauen.

Eine besondere bündner und tiroler Eigentümlichkeit ist es ferner, daß es in diesen Gebieten stets zahlreiche über das Land verstreute, mächtige und fest eingewurzelte Dynastengeschlechter gegeben hat. Wie Berg und Fluß gehört diese Gesellschaft hier zum Charakter des Landes, und niemals und in keinem Teile dieser Länder hat in der bündner und tiroler Geschichte die Lebenskraft des hohen Adels einmal ausgesetzt. Ein Zeichen, wie fest sich dieses Herrentum hier stets gefühlt hat, ist die gemütliche und sichere Art, in der Oswald von Wolkenstein, der Minnesänger, in seiner Heimat, der urrätischen Zone des Schlern, mit dem Volke verkehrt. Als eine einzig dastehende Erscheinung kann man schließlich ansehen, daß allein der rätische Volksuntergrund, sonst kein anderer, das Vorkomnis geliefert hat, daß über ihm evangelische Gemeinden italienischer Zunge entstehen und dauern konnten. Gemeint sind hier die evangelischen Gemeinden im Bergell und Puschlav. Sonst hat stets alles, was die italienische Zunge spricht, das vom Norden der Alpen gekommene evangelische Bekenntnis wie mit Naturgewalt von sich gestoßen. Wenn dieses sich hier aber trotzdem erhalten konnte, so müssen jene evangelischen Leute trotz ihrer italienischen Zunge doch ein ganzes Stück anders zusammengesetzt sein als die übrigen Italiener. Hier hat demnach das rätische Blut, das so besonders stark religiöse Stimmungen in sich verarbeitet, gerade die entgegengesetzte Wirkung gezeitigt als in Tirol. Konsequenter Weise muß man dann aber auch den jenen Gemeinden dicht benachbarten Bewohnern des Veltlin in der Hauptsache das rätische Blut absprechen, da diese gegenüber jener Geistesströmung in echt romanischer Weise Stellung genommen haben (Veltliner Mord 1620). Im übrigen stehen sich für die Entscheidung der Frage, ob das Veltlin im Altertum den Rätern zuzuteilen wäre oder nicht, zwei Gründe gleichen Wertes gegenüber; denn einesteils haben wir unter den Rätern einen Volksstamm der Venonetes, der sich seinem Namen nach am besten nach dem Veltlin verlegen läßt, anderenteils müssen wir aber gerade in diesem Tale die alträtischen Ortsnamen besonders vermissen.

Die Wege.

So würde dicht vor dem Zeitpunkte, an dem das Eindringen der Römer in die Alpen selbst stattgefunden hat, noch das zu behandeln sein, was von dem vorgeschichtlichen Wegenetz der Alpen zu rekonstruieren möglich ist. Von den Arten des Verkehrs, die in vorgeschichtlicher Zeit über die Alpen gegangen sind, müssen jedoch, wie wir schon gesehen haben, die planmäßigen kriegerischen Bewegungen von vornherein ausgeschaltet werden, und wir haben es hier daher nur mit Völkerbewegungen oder mit einem in den Uranfängen stehenden Handelsverkehr zu tun. Gerade bei der Frage nach den vorgeschichtlichen Verkehrswegen der Alpen tritt der Fall ein, daß die Archäologie hier die geschichtliche Überlieferung vorzüglich ergänzen kann. Wenn nun die Art der Münzfunde am treuesten die ältesten Handelsbewegungen wiederspiegelt, so können wir zunächst aus der Masse der in und neben den Alpenländern gemachten Funde vorrömischer Münzen wiederum die alte Wahrheit ableiten, daß die Alpen bei unentwickelten Kulturmitteln besonders deutlich die Bestimmung einer Trennungsmauer des Südlandes gegen den Norden erfüllt haben, und daß das, was man in den ältesten Zeiten überhaupt europäischen Verkehr nennen kann, durchaus die Neigung gezeigt hat, durch Europa in horizontaler Linie zu laufen und so die Alpen nördlich und südlich zu umgehen. Die Münzfunde sprechen dies ganz klar aus; denn der westliche Flügel der Alpen nebst seinen Vorlanden weist vor den Römermünzen nur massaliotische, der östliche dagegen nur griechische und makedonische Königsmünzen auf. Eine von Süd nach Nord durch Bünden gezogene Linie aber bildet den Schnitt, der diese beiden Fundgebiete auseinanderspaltet, die erste Vorahnung von der Existenz jener Grenzlinie, die durch die gleiche Zone laufend von alters her eine Teilung des Alpengebietes in eine östliche und westliche Hälfte hervorgerufen hat.

Eine erklärliche Folge dieses Bestrebens, die Alpen zu umgehen ist es deshalb auch, daß die Handelsstraßen, die von der nördlichen nach der südlichen Meeresküste Mitteleuropas liefen und deren auch schon die vorgeschichtliche Zeit bedurfte, nicht die Alpen überschritten haben, sondern an deren West- und Ostseite vorbeiführten. Es sind dies westlich die von Massilia aus über den Rhein nach der Nordsee führende Straße, in deren südliches, von Lugdunum nach Coblenz führendes Gleis dann Augustus eine römische Chaussee legte, und die sogenannte Bernsteinstraße, die von der Ostsee durch Böhmen nach Griechenland lief. Ein Ableger dieser letzteren suchte sich schon in vorgeschichtlicher Zeit den Weg nach Norditalien. Es ist dies derjenige, dem wahrscheinlich die geringen Spuren griechischer Kolonisation an der Adria das Leben verdanken und der vor allem die römische Bernsteinindustrie Aquilejas emporgebracht hat.

Daß aber trotzdem auch schon vor der römischen Eroberung neben den großen die Alpen umgehenden Handelslinien ein hauptsächlich dem Lokalverkehr

dienendes, leidlich ausgetretenes Straßennetz mit der Tendenz von Nord nach Süd das Alpengebiet selbst überzog, würde an sich schon ohne weiteres aus der Tatsache, daß die Alpen damals bewohnt waren, abzuleiten sein. Es wird dies aber außerdem durch eine Notiz des Strabo erwiesen, der in dieser ganz ausdrücklich im allgemeinen von den bereits vor der römischen Eroberung in den Alpen vorhandenen Straßen („die Augustus, so weit es möglich war, verbesserte") redet. Die geschichtliche Überlieferung nennt dann weiter im besonderen vier große vorrömische Alpenstraßen: die ligurische Küstenstraße, die Straße über den Mont Genevre, die über den Kleinen Sankt Bernhard und eine durch Rätien. Diese Übergänge macht Polybius namhaft, und es sind dies einfach diejenigen, die schon im zweiten Jahrhundert vor Ch. auch schon den Südländern, vor allem den Römern, bekannt waren. Würde diese Notiz des Polybius fehlen, so würde trotzdem die Existenz dieser Übergänge schon aus den geschichtlichen Ereignissen nachzuweisen möglich sein; denn dem Übergang über den Mont Genevre oder Kleinen Sankt Bernhard haftet ganz abgesehen von Hannibals und Hasdrubals Alpenübergang die Kunde von ihrer Benutzung durch die Kelten an, während die Benutzung eines rätischen Passes überhaupt durch den Weg, den die Cimbern nach Italien einschlugen, sichergestellt ist. Die Geschichte d. h. das erste Erscheinen der Cimbern in der weiteren Umgebung Aquilejas und die Unterwerfung Istriens durch die Römer im Jahre 177 vor Ch. liefert außerdem den Beweis von der frühen Existenz der östlichsten, (der sogenannten Birnbaumer-) Straße über die Alpen.

Nehmen wir nun aber weiter diejenigen Straßen hinzu, an deren Straßenkörper selbst außerdem noch die archäologische Wissenschaft vorrömische Funde an das Tageslicht gefördert hat, so treten zu den oben genannten Straßen noch als Verkehrslinien, die in vorgeschichtlicher Zeit benutzt worden sein müssen, hinzu: die Straße über den Großen Sankt Bernhard, die Julier oder Septimer Straße (Fund von Conters-Burwein), der Jauffen (vorgeschichtliche Befestigungen bei Meran), der Brenner (Etruskerfunde von Matrei a. B. und Sistrans) und die Ploeckenstraße. An letzterer Straße haben die an der Stelle des alten Gurina im Obergailtal gemachten Funde daselbst sogar das Dasein einer Volksenklave der alten Veneter, die sich allein infolge des Handels so weit nach Norden gezogen haben können, an das Tageslicht gebracht und hierdurch zugleich die hervorragende Benutzung und Belebtheit der Straße über den Ploeckenpaß in vorrömischer Zeit festgestellt. Gerade diese Tatsache ist in Hinblick auf die Schicksale der anderen seit Beginn der geschichtlichen Kenntnis hervortretenden Alpenstraßen um so auffallender, da wir kein einziges geschichtliches Ereignis des Altertums in den Bannkreis der Ploeckenstraße zu legen vermögen.

Die genaue Kunde von der Benutzung der Alpenstraßen in vorrömischer Zeit ist somit getrübt und gering genug. Nach Lage der Dinge kann dieses aber auch nicht anders sein, und wir haben diesen Umstand auch nicht sehr zu

bedauern, da die Ziele des in vorrömischer Zeit über die Alpen gehenden Handels- und Völkerverkehrs überall nur dumpfen Reizen entsprungenen Trieben geglichen haben können. Erst das Schauspiel, wie sich ein bewußter fester Wille mit den Anforderungen des Verkehrs über die Alpen auseinandergesetzt hat, ist für die geschichtliche Betrachtung das eigentlich Interessante, und dieses wird uns geboten in dem Verfahren, das die Staatskunst der römischen Kaiserzeit gegenüber den Alpen einschlug.

IV. Kapitel.

Die Eroberung der Alpenländer durch die Römer.

Nicht zur Zeit der römischen Republik, sondern erst unter den ersten Kaisern sind die Alpenländer in das römische Reich eingefügt worden. Aber noch der erste geniale und kraftvolle Repräsentant dieses Periode hat dieses Gebiet, das doch viel stärker als andere entfernter liegende Länder die Tätigkeit der römischen Monarchie herauszufordern schien, auffallend unberücksichtigt gelassen. Dank seiner eigenen Geschichtsschreibung liegt Cäsars Wirken und Wollen heute noch wunderbar klar vor uns ausgebreitet, aber trotz aller Großheit, von der die Erscheinung Cäsars umstrahlt wird, hinterließ er doch ein nur unvollendetes Werk. Auch Cäsar hat seinen Tribut an die Kürze des Menschenlebens bezahlt, indem er sich es gefallen lassen mußte, stets mitten aus seinem Wirken heraus von den Ereignissen mit fortgerissen zu werden. Noch war bei seinem Tode die Monarchie nicht vollendet, und ebenso hatte er vorher, als er in Italien die Alleinherrschaft aufzurichten begann, Gallien verlassen müssen, ohne auch hier die letzte Hand an sein Werk legen zu können. Die Unterwerfung Galliens, durch die nicht nur die Erwerbung dieses großen Landes sondern auch schon nach dem Maßstab damaliger Zeiten ein Stillstand der germanischen Völkerwanderung bewirkt wurde, war das eigentlich staatlich praktische Werk Cäsars; dieses Werk hätte aber nur dann als wirklich vollendet gelten können, wenn Rom auch die äußeren Machtmittel besessen hätte, über die Alpen sicher nach Gallien zu gelangen, also das zwischen Gallien und Italien liegende Alpengebiet selbst, in seiner ganzen Ausdehnung ebenfalls befriedet und geordnet, Rom gehorchte. Cäsar hat keine Zeit mehr gefunden, auch dieses Werk noch in Angriff zu nehmen. Gewiß tritt neben der Größe seines Erfolges diese Versäumnis auf den ersten Blick zurück. Daß aber trotzdem das eine ohne das andere nicht gut möglich war, und die Alpen als letztes, unentbehrliches Glied in die römische Herrschaft Mitteleuropas eingefügt werden mußten, wird durch das Verhalten

des Augustus bewiesen, dem sich dann diese Arbeit nach Aufrichtung seiner Herrschaft sofort gebieterisch aufdrängte.

Cäsars Tätigkeit in und an den Alpen resultiert so nur aus zwei Anlässen. Zunächst erstreckte sie sich direkt auf diejenigen Alpengebiete, die unmittelbar nach dem gallischen Kriegsschauplatz hinüberführten; in zweiter Linie aber — und gerade dies wäre für Cäsar, der doch in erster Linie Statthalter Oberitaliens war, eigentlich das am nächsten liegende gewesen — hängt sie mit dem zusammen, was an den Nord- und Ostgrenzen der diesseitigen oberitalienischen Provinz zu tun war, oder besser gesagt mit dem Wenigen, unbedingt Nötigen, das schließlich dort von Cäsar notgedrungen ausgeführt wurde. In beiden Fällen sehen wir jedoch Cäsar, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen systematischen und zielbewußten Art, sich nur mit Maßregeln des Augenblicks, ja fast mit halben Maßregeln begnügen.

Als Cäsar bei Beginn seiner gallischen Laufbahn in aller Eile seine fünf Legionen aus Oberitalien zum Kampfe gegen die Helvetier nach Gallien herüber holt, müssen sich diese zunächst auf der erst vor kurzem für den Militär-Verkehr eröffneten Straße des Mont Genevre den Durchzug durch die eingesessenen Bergvölker erkämpfen. Daß dies bei der Anzahl und Bewaffnung der römischen Armee keinen großen Aufenthalt verursacht hat, ist an sich nicht wunderbar; auffallend muß es aber bleiben, daß Cäsar niemals auf die Konsolidierung dieser ganzen Gebiete, im besonderen auch auf eine Festlegung des Weges über den Kleinen Sankt Bernhard, der viel kürzer an sein militärisches Zentrum in Gallien heranführte, zurückgekommen ist. Als ihn dann schließlich schon im zweiten Jahre des Krieges die Ereignisse bis tief in das Innere Galliens hineingeführt haben, machte sich für ihn allerdings sofort auch der Gesichtspunkt geltend, die über das Gebirge heranführenden Wege zu sichern. Seine Wahl fällt dabei auf den Großen Sankt Bernhard. Schon hieraus erhellt zwar die überwiegende Bedeutung dieses Passes für die Verbindung zwischen Italien und dem Innern Galliens, aber von der Tätigkeit Cäsars in den West- und Zentralalpen erfahren wir sonst weiter nichts. Helvetien hatte für ihn seine Bestimmung erfüllt, nachdem dessen Bewohner gerade noch fähig geblieben waren, als Wachtposten gegen die Germanen zu dienen, und die organisatorische Tätigkeit des Eroberers begnügte sich hier mit der Gründung von Julia Equestris (Nyon). Selbst wenn die Gründung von Augst schon auf Cäsar zurückgeführt werden kann, so lag dieser Ort doch bezeichnenderweise immer noch westlich des Schweizerischen Jura, und der östliche Flügelpunkt der römischen Rheinfront war also damals noch nicht bis auf die Schweizer Hochebene selbst hinübergerückt.

Auf der italienischen Südgrenze der Alpen, da wo diese unmittelbar römisches Gebiet berührte, hat dagegen Cäsar häufiger eingegriffen. Hier war es, wo im Norden der Provinz vom Komer-See ab die Nachbarschaft der Räter und dann weiter ostwärts diejenige der Karner und Taurisker begann. Aber wie alle

Statthalter vorher, so nahm auch Cäsar, nur aus anderen Gründen, hier keinen Anlaß, wirklich durchzugreifen und die Grenzen vor den Einfällen der Gebirgsvölker dauernd sicher zu stellen. Während seines kurzen und unregelmäßigen Aufenthaltes in diesen Gebieten konnte so nur das Allernötigste erreicht werden. Hierher gehört die Neugründung von Como, in das Cäsar fünftausend auserlesene Kolonisten verpflanzte und ebenso auch die Beschwichtigung der Pirusten in Illyrien. Wie unsicher aber trotzdem die Verhältnisse hier geblieben waren, zeigt noch am Ende des gallischen Krieges die Entsendung einer Legion nach Oberitalien, die infolge eines Einfalles der Alpenvölker in das Triestiner Gebiet nötig geworden war.

Und doch wartete schon damals an den Ufern des Po und der Etsch der in den letzten Jahrzehnten rasch aufgeblühte Wohlstand und stark entwickelte Handel Venetiens ungeduldig auf eine Konsolidierung und Befestigung der dortigen staatlichen Verhältnisse. Daß es auch hier viel und nötiges zu tun gab, ist sicherlich auch Cäsar während seiner Anwesenheit in Illyrien nicht entgangen. Zweimal ist seine Anwesenheit, in den Jahren 57 und 54 v. Ch. daselbst bezeugt, und auch dafür, daß er selbst in die Verkehrsverhältnisse eingreifen wollte, sind Zeichen vorhanden. Hierhin gehört die Verleihung des römischen Bürgerrechtes an die Veneter, besonders aber die Nachricht des Sextius Rufus, „daß unter Cäsar und Augustus die Römerstraße über den Birnbaumer Wald gebaut worden sei“. Auf Grund dieser Notiz hat man dann auch die Gründung von Forum Julii (Cividale) und von Julium Carnicum (Zuglio an der Ploeckenstraße), ja auch die Festlegung der Birnbaumer und die Eröffnung der Ploeckenstraße selbst auf Cäsar zurückführen wollen. Wenn man aber einerseits bedenkt, wie sehr Cäsars Sinn und Tätigkeit von diesen Gebieten weg anderswohin gerichtet waren, andererseits aber, wie tatkräftig dann Oktavian, als er noch nicht Augustus hieß, gerade an dieser Stelle mit dem Ausbau seines Reiches begann, wird man sich dahin entscheiden müssen, daß auch die Ordnung dieser Verkehrsverhältnisse mit größerer Wahrscheinlichkeit Augustus, und nicht Cärar zuzuschreiben ist.

Wenn daher Cäsar auch ein Eingreifen in die Alpen selbst im einzelnen geflissentlich gemieden hat, so bleibt ihm doch der Ruhm, der bahnbrechende Schöpfer derjenigen Situation gewesen zu sein, durch die dann über drei Jahrhunderte hindurch das Schwergewicht Roms jenseits der Alpen am Rhein festgelegt war und von der die Eroberung der Alpen selbst die erste und wichtigste Konsequenz wurde. Als Cäsar vor Beginn des Bürgerkrieges sein Heer bei Trier musterte, war das Werk schon in Umrissen vollendet, das es erlaubte, aus derselben Stellung heraus die Armee Roms beliebig gegen Gallien oder Germanien oder, wenn es sein mußte, auch gegen die Hauptstadt Rom selbst zu gebrauchen.

Wenn wir unter Geschichte das Suchen nach Erkenntnis und gerechter Würdigung der menschlichen Vergangenheit verstehen, so hat über den uns erhalten gebliebenen Resten, die allein jene Erkenntnis vermitteln können, stets

ein verschiedenartiges und deshalb zumeist auch ungerechtes Schicksal gewaltet. Wo der Zufall uns die Quellen einer Epoche rein und vollständig bewahrt hat, da tritt jene Zeit auch heute noch klar und lebhaft vor unser Auge, und die historischen Gestalten derselben sind geschichtliche Prägungen ganz bestimmten Wertes, die ein dauerndes geistiges Leben umstrahlt. Sind aber die Quellen dürftig, unvollständig oder getrübt, so wird auch die geschichtliche Würdigung der Kinder dieser Zeit unsicher und verwirrt. Die Gerechtigkeit, die sich im Leben des Einzelnen vermissen läßt, versagt auch nach dem Tode und gegenüber der ganzen Menschheit, und auch im Reiche der Geschichte hat sich der menschliche Geist mit dem Zufall in die Beherrschung alles Menschenwertes teilen müssen.

Die Verschiedenartigkeit in der Qualität der Quellen der einzelnen Zeitepochen und die dadurch hervorgerufene Ungerechtigkeit in der Bewertung der geschichtlichen Ereignisse ist aber viel größer als der erste Blick auf eine wohlgeschriebene, langausgedehnte Geschichte irgend eines Volkes oder Landes ahnen läßt. Auch die Geschichte der Alpen liefert hierfür mehr als ein Beispiel. Wie klar tritt uns durch das Genie Cäsars, das dessen Kommentare geformt hat, und dank des Zufalls, der diese erhielt, der Gang der Unterwerfung Galliens vor Augen; die Kunde der Eroberung der Alpen dagegen, die jene ebenso folgerichtig nach sich ziehen mußte wie im 19. Jahrhundert aus dem Krieg von 1866 der von 1870 hervorging, ist uns nur unvollständig und getrübt erhalten. Und doch war auch letztere ein großes, schwieriges und vor allem für die damalige römische Zivilisation gleich segensreiches Werk; denn zur Abwehr gegen die germanische Völkerwanderung gehörte die Einrichtung der Alpen als Schutzwall nicht minder als die Herstellung der gallischen Rheingrenze. Die Größe des Unternehmens lag aber in der Schwierigkeit des Kriegsschauplatzes und in der Art der Feinde, und sie spiegelt sich direkt in dem Widerwillen wieder, mit dem damals die römische öffentliche Meinung an die Bezwingung der Alpen heranging.

Diese Eroberung der Alpen ist das Werk des Augustus, und selbst wenn alles übrige, was er noch getan, wegfiele, so würde er auch schon allein hierdurch als eine historische Größe gelten müssen. Die Art und Weise aber, wie er das Werk ausführte, ist für sein ganzes Wesen charakteristisch. Es ist nicht die glänzende Tätigkeit des Helden, dessen Herold es leichter hat, wirklich Glanzvolles zu erzählen, sondern die vielleicht noch wertvollere, klassisch gesättigte und schöpferische des in sich sicheren Herrschers, dessen Person jedoch mehr hinter seinem Werke zurücktritt, der aber gerade um deswillen solches schafft, das im Kreislauf der Dinge noch am längsten seine Spuren hinterläßt. Wie selten jemand im klassischen Altertum ist gerade Augustus der „mêre man“, der Wohltäter seiner Mitwelt gewesen und er verdient es, in den Vorhallen der Entstehungsgeschichte des Christentums zu stehen, die für unzählige Geschlechter nach ihm heilig geworden ist.

Schon bei Abgang Cäsars nach dem innerrömischen Schauplatz hatten die Verhältnisse an der Ostecke Italiens es dringend gefordert, eine Schutzwehr gegen Osten für die reiche römische Handelsprovinz an der nördlichen Adria aufzurichten. Aber erst nach fast zwanzig Jahren sollte es wirklich hierzu kommen. Es ist bezeichnend für den jungen Oktavian, daß er nun auch, sobald er die Hände frei hatte, dies kulturelle Werk unternahm, bezeichnend aber auch für die Dringlichkeit der Arbeit, daß er sich persönlich an die Spitze der Unternehmung stellte; noch heute haftet an der Insel Lussin Piccolo in Istrien eine Sage, daß er hier mit der Flotte den Winter verbracht habe. Gemeint ist hier der von Aquileja aus begonnene, die Jahre 35 bis 33 v. Ch. ausfüllende illyrische Feldzug des Augustus, durch den er Italien nach Osten Luft machte und außerdem dauernd die Landpforte nach dem Orient hinüber öffnete. Auf dem rechten Flügel fand die Sicherung der Küste damals ihren Abschluß in der Einrichtung des bislang viel geplagten Triests als Kolonie, während auf dem linken Flügel im heutigen Friaul die Karner bis an den Kamm des südlichsten Alpenwalles unterworfen wurden. Zur bleibenden Festhaltung des Landes und zur Offenhaltung der Straßen sollten hier die Städte Julium Carnicum und Forum Julii dienen. Das Wichtigste geschah aber von der Mitte aus, wo die große Handelsstadt Aquileja von der Last des Grenzschutzes befreit wurde. Durch die große bequeme Pforte des Birnbaumer Waldes drang damals die Landarmee die Höhen hinüber in das Tal der Save. Jetzt machte Rom, ganz ähnlich wie vorher auch bei der Gründung von Aquileja, wiederum von hier aus einen weiten Sprung nach vorwärts, bis Siscia an der Save, weit landeinwärts und fern vom italienischen Boden gelegen, wo nunmehr die Operationsbasis neu festgelegt wurde, während sich rückwärts desselben an der neuen gesicherten Staatsstraße die Kolonie Julia Emona, das heutige Laibach, erhob.

Vom Ende dieser ersten Epoche in der Augusteischen Eroberung der Alpen an offenbart sich nun auch deutlicher die Absicht der römischen Regierung, es mit der Eroberung des ganzen Alpengebietes bald Ernst werden zu lassen. Augustus selbst war zwar fern, aber endgültig erfolgte nunmehr zunächst die Sicherung des südlichen Austrittes der beiden damaligen Hauptübergänge über das mittlere Alpengebirge, der Bernhardpässe und der Pässe der Brennerlinie. Im Jahre 25 vor Chr. fand durch Varro Murena an der Dora Riparia die große Razzia gegen die Salasser statt, bei der damals mit auffallender Energie vorgegangen wurde, während im Jahre 22 vor Chr. von Apulejus in Trient das Kastell Verucca gebaut wurde und ebenso im Jahre 16 vor Chr. die Cammuner im Val Trompia (Val Camonica) unterworfen wurden. Alles dieses waren jedoch nur vorläufige Maßregeln, durch die eine Besitznahme des Gebirges selbst eingeleitet werden sollte.

Denn die Eroberung der Alpen ist nur ein Teil des großen germanischen Krieges, der die zweite Hälfte der Regierung des Augustus ausfüllt und die dieser

mitsamt dem Thron von seinem Vorgänger ererbt hatte. Die von Cäsar ins Werk gesetzte Eroberung Galliens verlangte jetzt weiterhin gebieterisch ebenso die Festlegung der Rheingrenze wie die Unterwerfung der Alpenländer, und der Einfall germanischer Stämme über den Rhein, im Jahre 16 v. Ch., der zur Niederlage einer römischen Armeeabteilung unter Lollius führte, war nur der unmittelbare Anlaß für jenes große, von Augustus schon längst beschlossene Unternehmen, das die römische Politik auch diesmal offensiv d. h. durch die Eroberung Germaniens zu lösen suchte. Noch in demselben Jahre ging Augustus persönlich nach Gallien und es begann jener großangelegte Feldzug mit seinen großen Zielen. Auch zu jenen Zeiten war das römische Heer noch ebenso unerreicht wie vorher und auch die militärische Befähigung der Generale des Augustus hält einen Vergleich mit denen Cäsars aus. Daß das Ziel jedoch trotzdem nicht so erreicht wurde, wie es beabsichtigt war, hat seinen Grund in der Hauptsache darin, weil mit jedem Jahr, das seit der Unterwerfung Galliens wiederum verstrichen war, aber auch mit jeder Meile, die weiter in das östliche Germanien hinein die Römer vordrangen, auch der Gegendruck der germanischen Völkerwanderung sich stärker fühlbar machen mußte. Wahrscheinlich hat gerade Augustus persönlich diese Sachlage klarer als seine Berater durchschaut und deshalb auch am frühesten seine erste Absicht aufgegeben. Die ursprüngliche Art und Anlage dieser Feldzüge lassen es jedoch außer Zweifel, daß hier anfangs wenigstens an eine offensive Lösung der Aufgabe d. h. an eine vollständige Unterwerfung Germaniens gedacht worden ist; ebenso deutlich macht sich dann aber auch im Verlauf des Krieges eine Meinungsverschiedenheit der bestimmenden Persönlichkeiten, von Augustus und Tiberius, geltend. In den ersten Jahren des Feldzuges jedoch, während der auch die Unterwerfung der Alpen stattgefunden hat, ist hiervon noch nichts zu spüren, und so ist auch als bleibender Gewinn dieses Feldzuges dem römischen Staat vor allem der Besitz der Alpenländer geblieben.

Die schriftlichen Quellen, die wir über diese Eroberung besitzen, sind wohl leidlich zahlreich, aber sämtlich lückenhaft und ungenau, und vor allem gibt auch keine einzige derselben den Verlauf der militärischen Ereignisse selbst erschöpfend und durchsichtig wieder. Die zeitgenössischen jener Quellen erscheinen außerdem getrübt oder gefärbt, da sie mehr um Verherrlichung des neuen Herrscherhauses als um einwandfreier Schilderung der Tatsachen willen geschrieben zu sein scheinen. Daher erkennen wir zwar ganz genau die Rolle, die der Alpenkriegsschauplatz an sich damals in dem großen Feldzugsplan eingenommen hat, aber eine Quelle, durch die wie bei vielen anderen römischen Feldzügen die Kriegsereignisse in den Alpen selbst genau erzählt werden, müssen wir schmerzlich vermissen.

Der große für diesen germanischen Krieg römischerseits ausgearbeitete Feldzugsplan offenbart die ganze Überlegenheit römischer Strategie. Angestrebt wird ein kombiniertes Vorgehen von zwei Fronten, dem Rhein und der Donau, aus,

und das nächste Ziel mußten daher zunächst die Vorkehrungen bilden, um in diesen beiden Fronten selbst den Aufmarsch bewerkstelligen zu können. Somit ergab sich, da die Legionen in der Hauptsache bereits am Rheine standen, als erste Aufgabe die Festsetzung an der Donau, die wiederum vorher die Eroberung und Überschreitung der rätischen und norischen Alpen nötig machte. So erfolgte denn auch als erstes Mittel zum Zweck die Eroberung Rätiens und Vindeliciens. Auch hier auf diesem Teilschauplatze ist der römische Angriffsplan ganz durchsichtig; denn er setzte sich gleichfalls aus einem von zwei verschiedenen Seiten aus ausgehenden und die Verbindung erstrebenden Einmarsche zusammen. Die Führer der beiden Armeeabteilungen, denen diese Aufgabe zufiel, waren aber des Kaisers Söhne in eigener Person, Drusus kam vom Etschland in südlicher, während Tiberius von Helvetien aus in westlicher Richtung einrückte; der gemeinsame Marschrichtungspunkt war aber etwa die „Landecke" Nordwesttirols zwischen Landeck und dem Bodensee. Bei diesem Vorgehen mag nun Tiberius, der bloß mit seinem rechten Flügel gegen die Räter im Gebirge, mit seiner Mitte und dem linken Flügel dagegen gegen Kelten und in ebenerem Lande zu operieren hatte, es leichter gehabt haben; auf Drusus aber, der einen zäheren Gegner und schwierigeres Gelände vorfand, lastete die Schwere des Kampfes. Wie dieser aber nun im Einzelnen vor sich gegangen ist, darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Es ist wahrscheinlich, daß zuerst die Volksteile der Räter, die in den Bergamasker-Alpen und um die Bernina und den Ortler wohnen, und nachher diejenigen im heutigen Innertirol an die Reihe kamen; als va et vient der römischen Armee mag die von Drusus in der Nähe Bozens errichtete feste Brücke gedient haben. Als sicher kann aber gelten, daß Drusus schließlich westlich nach dem Bodensee über den Arlberg zu Tiberius, der ihn in dem verschanzten Lager von Lindau erwartete, hinunterstieg, und noch im elften Jahrhundert bewahrte das churrätische Vorarlberg in seinem Namen Vallis Drusiana das Andenken an diesen Durchmarsch.

Hier hat dann am Bodensee nach getaner Vorarbeit eine eigentliche Schlacht und unmittelbar darauf die Festlegung der Donauprovinz Vindelicien stattgefunden. Die Lokal-Tradition führt die Errichtung von Augsburg auf Drusus, die von Regensburg dagegen auf Tiberius zurück. In welcher Weise jene militärischen Bewegungen freilich dann schließlich auf der oberbayrischen Hochebene ausliefen, davon ist leider nicht das geringste zu ersehen. Das Andenken an die Eroberung Rätiens aber ist ganz bei Drusus geblieben. Wir kennen steinerne Denkmäler von diesem aus dem Gebiet der römischen Provinz Rätien aus Agaunum (St. Maurice) und Bregenz. Die Ortsnamen freilich (Vallis Drusiana, Pons Drusi), die das Andenken an ihn am besten hätten bewahren können, sind verstummt; auch dies ist bezeichnend für das ganze Schicksal des Mannes, der sein Ende fand, bevor sich sein Name in die große Geschichte fest einwurzeln konnte.

Nachdem so durch dieses Vorspiel für den Aufmarsch an der Donau etwa

bis zur Innmündung Platz geschaffen worden war, sehen wir nun zunächst Drusus nach dem Rhein abgehen, um von dort den Krieg in breiter Front nach Germanien hineinzutragen; und erst nachdem von dieser Seite aus die Römer wiederum bis fast an die Weser vorgedrungen sind, schickt sich nun auch die römische Macht unter Tiberius an, die Donaufront von Vindelicien aus östlich zu erweitern, d. h. zu der Eroberung Rätiens und Vindeliciens noch diejenige Norikums hinzuzufügen. Wohl hatte bereits Augustus den südlichen Teil dieses Landes die Save entlang unterworfen, aber schon damals scheint diese Gegend etwas von ihrer künftigen Eigenschaft, einen Teil der frischen Volkskraft aus dem Osten an sich zu ziehen und so die Gewitterseite Italiens zu bilden, gehabt zu haben. Das bewährte Werkzeug des Kaisers, Agrippa, hatte der Tod ereilt, während dieser hier eben mit der Niederwerfung eines Aufstandes beschäftigt gewesen war; anschließend hieran griff daher jetzt Tiberius ein, indem er die Grenze vom Tal der Save bis nördlich nach dem Tal der Drau heraufschob. Über den Verlauf dieses norischen Krieges im einzelnen wissen wir freilich rein garnichts. Der Tod des Drusus rief Tiberius dann hier mitten aus jenem Feldzug heraus nach der wichtigeren Seite, nach Germanien, ab; der große Aufstand, der aber später als im Jahre 4 n. Chr. der germanische Feldzug in gleicher Weise wie vorher wieder aufgenommen wurde, gerade hier im Rücken der Römer in Pannonien ausbrach, läßt darauf schließen, daß zu jener Zeit die Arbeit nur halb getan worden ist. Es mag wohl schon diesmal angestrebt worden sein, bis nach Carnuntum selbst zu gelangen, während der bleibende Gewinn des Feldzuges tatsächlich bloß die Eroberung der Provinz Norikum gewesen ist.

Mit dem Abgang des Tiberius nach dem Hauptkriegsschauplatze am Rhein, dem bald darauf (ca. 6 v. Chr.) überhaupt die vorläufige Einstellung des ganzen germanischen Krieges folgte, findet diese zweite Periode der augusteischen Unterwerfung der Alpen ihren Abschluß. Mit Ausnahme der Ostalpen in den steyrischen und niederösterreichischen Gebieten sehen wir nunmehr das ganze Alpengebiet in das römische Reich fest eingefügt, so daß die Mittel- und Ostalpen schließlich im Jahre 4 nach Chr. mit dem Wiedererscheinen des Tiberius und der Neuaufnahme des großen germanischen Krieges dann auch wirklich folgerichtig die Bestimmung erfüllen können, die ihnen bei der ersten Anlage des Feldzuges zugedacht worden war. Rhein- und Alpenlinie dienen jetzt vollständig als Operationsbasis gegen das Innere Deutschlands. Von der Drau (Virunum=Klagenfurth) und Poetovio (Pettau) aus rückt jetzt Tiberius auf dem ihm bekannten Kriegstheater nördlich herauf zur Besetzung der Wiener Ebene und gegen das Reich Marbuods im heutigen Böhmen. Aber gerade in diesem Augenblick und eben an dieser östlichen Stelle der Alpen wird auch der Wendepunkt der dritten Periode und damit zugleich jenes ganzen Krieges geboren. Es ist dies nichts anderes als jener große pannonische Aufstand, der Tiberius von Carnuntum aus Kehrt zu machen und von Marbuod abzulassen zwingt. Vier

Jahre lang blieb Tiberius nun mit der Niederwerfung jenes Aufstandes beschäftigt, und während dieser Zeit fiel nun auch auf dem rheinischen Kriegsschauplatze die Niederlage des Varus ein, so daß auf beiden Seiten die Kraft des Angriffs stocken mußte. Es ist dieses auch der Zeitpunkt, an dem Augustus, und wahrscheinlich dabei im Gegensatz zu seiner Umgebung, ein für allemal der Unterwerfung Germaniens entsagt zu haben und auf die defensive Sicherung der Grenzen zurückgekommen zu sein scheint.

Als Gewinn dieses dritten Teiles des Feldzuges blieb jedoch den Römern die definitive Sicherung ihrer Herrschaft in den ganzen Ostalpen und in der diesen benachbarten Ebene. Östlich von der Provinz Norikum breitete sich jetzt bis in die Donauebene hinein, die eben den römischen Machtmitteln näher erreichbar als Germanien war, nun schon die römische Provinz Pannonien aus. Allerdings blieb die Organisation derselben zunächst noch gewissermaßen im Entwurf, aber doch öffnete sich schon jetzt von Celeja (Cilli) aus die das Gebirge östlich umgehende und dann nördlich nach der Gegend von Carnuntum zustrebende Heerstraße, und Carnuntum selbst sah römisches Leben, wenn auch noch nicht schon als große Ausfallsfestung, sondern nur als äußerster rechter Schulterpunkt der Alpenfront.

Großartig und für alle Zeiten bewundernswert ist aber vor allem die kulturelle Tätigkeit, die nun Augustus nach Eroberung der Alpen in deren ganzen weitern Gebiet entfaltet hat. Auch das wenige, was heute noch von derselben in Nachrichten und Resten erhalten ist, läßt trotzdem doch noch die Weite und Sicherheit des Urteils durchblicken, die jener Herrscher bei allen jenen Einrichtungen entfaltete. Unter Augustus begann, — wohl auch von diesem schon schärfer als von seiner Mitwelt erkannt — sich im römischen Staatsleben jener Wendepunkt vorzubereiten, daß die eigentliche Volkskraft und damit die eherne Wehrhaftigkeit, die diesen Staat bis dahin unüberwindlich gemacht hatten, langsam zurückgingen, während die Qualität und die Organisation aller Staatseinrichtungen sich dagegen nur immer vollkommener und überlegener entwickelten. So mußte daher von jener Zeit an die Virtuosität in der staatlichen und militärischen Organisation die physische Kraft des Volkes ersetzen helfen. Wie dies aber im einzelnen geschah, läßt sich gerade aus der Art, wie Augustus die Alpenmauer zum Schutze seines Italiens ausbaute, ganz deutlich beobachten. Auch für Augustus waren die Alpen die Schutzmauer des Reiches, die im Falle der Not überall gesperrt werden konnte. Den Kampf um diese Barrière wollte er aber nicht in das Gebirge selbst, sondern nördlich desselben gelegt wissen, und so betrachtete er die Schweizer Hochebene südlich des Rheines und die Hochebene entlang des rechten Donauufers als das Glacis dieser Ringmauer, als die Stellung vor dem Defilé, auf der die Legionen dem Feind entgegenzutreten hatten. Die Anlage der Straßen durch die Alpen diente also in erster Linie dazu, um in jene militärisch wichtigen Stellungen rasch hinübergelangen zu können. Die

späteren Kaiser haben dieses System da und dort ausgebaut, seinen Grundgedanken jedoch nicht wesentlich geändert, und als dann fast zweihundert Jahre später unter Mark Aurel wieder ein wirklich ernster Waffengang mit einem Feinde im Norden begann, sehen wir das römische Heer auch ohne weiteres die von Augustus ursprünglich vorgesehenen Stellungen beziehen.

So ist zunächst die Straßenbautätigkeit in den Alpen der wichtigste Teil jener Tätigkeit, die Augustus überhaupt überall im römischen Reiche entfaltet hat und als deren Wahrzeichen der goldene Meilenzeiger auf das Forum der Hauptstadt gesetzt wurde. Der wichtigste Teil der Alpenstraßen konnte damals kein anderer sein, als die über die westliche Hälfte des Gebirges, weil diese der Verbindung nach der bedrohtesten Seite, nach dem Rhein in seiner ganzen Ausdehnung, und in zweiter Linie auch dem regen friedlichen Verkehr nach dem reichen Gallien dienen sollten. Auf diesem Flügel der Alpen hat Augustus das Straßennetz daher auch derart vollendet hinterlassen, daß die Römer in keiner Zeit später etwas Nennenswertes zu diesem hinzuzufügen hatten. Im östlichen Alpenteil dagegen, vom westlichen Rätien an, dem damals nördlich eine weniger bedrohte Grenze vorlag, gelangte das Straßennetz durch Augustus nicht zu der Vollendung, wie es auch dort in den späteren Jahrhunderten die Römer herstellen mußten. Trotzdem sind aber auch dort die Schöpfungen des Augustus bedeutend genug gewesen, da gerade in diesem ganzen Gebirge, ausgenommen vielleicht an der Straße über den Birnbaumer Wald, der römische Staat noch in keiner Weise vorgearbeitet gehabt hatte.

So hat Augustus im Westen der Alpen zunächst die Straße an der mittelländischen Küste neu hergerichtet. An dieser Straße, die keine eigentliche Alpenstraße ist, wohl aber im ganzen Altertum die Hauptpulsader des friedlichen Verkehrs zwischen Rom und Südwesteuropa blieb, läßt sich schon während der Regierungszeit des Augustus selbst ein besonderes Steigen des Verkehrs und ein Aufblühen der an ihr gelegenen Ortschaften feststellen. Es ist dies aber auch eine ganz natürliche Erscheinung, wenn man bedenkt, wie stark die friedliche Entwickelung nunmehr einsetzen konnte, die Jahrzehnte vorher durch die inneren römischen Unruhen gestört worden war. Diese Neuchaussierung bezeichnet aber um so deutlicher, was Augustus alles nachzuholen hatte, derart, daß selbst jene einzige und unentbehrliche Rinne, die einen bequemen Landverkehr Italiens mit Südwesteuropa vermitteln konnte, während der letzen Zeiten der Republik in Vernachlässigung geraten war.

War diese Arbeit jedoch immerhin verhältnismäßig leicht, so war eine Vermehrung und Sicherung der Verbindungen nach dem eigentlichen Norden schwerer und nicht minder dringend, da dieses nicht anders bewerkstelligt werden konnte, als daß die Straßen nun wirklich durch die Hochgebirgswelt hindurchgetrieben werden mußten. Auch die bereits vorhandene Straße über den Mont Genevre konnte dem vorhandenen Bedürfnis nicht ganz genügen, und

so ist Augustus der Erbauer jener beiden großen echten Römerstraßen über den Kleinen und Großen Sankt Bernhard geworden. Die Straße über den Kleinen Sankt Bernhard war fahrbar, die über den Großen Sankt Bernhard zum größten Teil; setzt dies allein schon für die damalige Technik ungeheure Anstrengungen voraus, so wird die Größe des Werkes doch erst dadurch recht verständlich, weil es sich bei dieser Straßenführung nicht allein um die Herstellung der Straßen im Hochgebirge selbst, sondern ebenso um den Ausbau der Zufahrtslinien auf beiden Seiten und um die Organisation der ganzen, diese in weitem Kreise einschließenden Landschaften handelte. Das dem Augustus im Jahre 7 bezl. 6 v. Ch. bei Turbia unweit Monaco mit dem Hintergrund auf die Alpen gesetzte Siegesdenkmal hatte so eine ganz bezeichnende Stelle; denn für den Römer war bis dahin noch das ganze nördlich des Meeres liegende Bergland ein unbefriedetes und unbekanntes Gebiet gewesen. Die Art des ligurischen Volksstammes, die Armut der Gegend hatte, anders wie auf der gegenüberliegenden nordöstlichen Seite Italiens, in Venetien, die Römer bis dahin in keiner Weise zur Erschließung dieser Berggegenden verlocken können, und alles, was hier geschah, mußte daher allein durch die Regierung getan werden.

Erst Augustus klärte endgültig das Verhältnis zum Reiche des Kottius, der hier als Vogt der Alpen weiter regieren durfte, und gab Turin als Kolonie seinen Namen Augusta Taurinorum. Die Gründung dieses Ortes erfolgte aber nicht um seiner selbst willen sondern nur als Straßenpunkt, und über die Bedeutung, die ihm Augustus einmal gegeben, ist dieser Ort auch erst seit dem sechzehnten Jahrhundert herausgekommen. Die eigentlichste Paßgründung des Kaisers ist jedoch jetzt noch das Augusta Salassorum, Aosta, die Pforte der Berhardpässe, das er mitten in das Gebiet der besonders schwierigen Salasser hineinpflanzte, und wo dreitausend Römer angesiedelt wurden. Alles dieses waren jedoch lediglich militärische Gründungen, an die sich hintennach keine bürgerliche Entwickelung anschloß, wie auch die römischen Inschriften aus Turin und Aosta nicht zahlreich und wenig wichtig sind.

Auf der jenseitigen Seite der Alpen war dann Lugdunum, die neu emporblühende Hauptstadt Galliens, das Zentrum, von dem aus die Verbindungen überall hin, auch nach den Alpen zu, festgelegt wurden. Hier war es Agrippa, der dies im Namen des Kaisers ausführte. Es ist bezeichnend für die damalige Konstellation, wenn Strabo hier derjenigen Verbindungen, die von Lugdunum aus nach der helvetischen Seite führten, erst in zweiter Linie Erwähnung tut; denn die von Augustus über die Westalpen nach Gallien gelegten Straßen, auch die über den großen Sankt Bernhard, zielten militärisch vor allem nach dem Mittelrhein, weniger jedoch nach der Strecke, die dieser Strom vom Bodensee bis Basel durchfließt. Es ist auch heute noch ganz offensichtlich, in welcher Weise die Römer damals diesen Sektor ihrer Front militärisch bewerteten; denn die helvetische Hochebene, die hinter diesem lag, war damals stilles Gebiet,

und noch wirkten während jener Zeiten in der helvetischen Volkskraft die Folgen der Katastrophe vom Jahre 58 v. Ch. nach, während jenseits des Rheines, vor der Front, auf dem Boden des heutigen Badens, völlig unbewohntes Gebiet vorlag. Hier wurde dann auf sicherem Boden das berühmte Legionslager von Windisch a. d. Aare = Vindonissa angelegt, das seinen Zweck gleichfalls weniger in sich selbst, sondern besonders in der Möglichkeit, das Heer von ihm aus bequem da und dorthin verschieben zu können hatte. Die Verbindungen von Italien her aber erreichten Windisch auf dem Umweg über die Schweizer Hochebene. Der Ausbau dieses Straßennetzes wurde jedoch hier noch nicht von Augustus selbst endgültig fertiggestellt, wie überhaupt gerade die Lage von Windisch nicht jenen unverwüstlichen militärischen Scharfblick verrät wie die anderen großen römischen Militärstationen Mitteleuropas (Turin, Mainz, Regensburg, Carnuntum, Verona), nach denen die Fäden immer zusammenlaufen werden, so lange sich überhaupt militärische Operationen über diese Länder bewegen. Windisch ist eben im letzten Grunde das Kind eines Mißerfolgs; denn als die Eroberung Germaniens von Augustus definitiv aufgegeben worden war, mußte irgendwo ein Übergang von der Front am Unter- und Mittelrhein nach der südlichen Donaufront gefunden werden. Auch in dieser Hinsicht vermissen wir daher schmerzlich eine genauere Kunde von dem Gang der Unterwerfung Vindeliciens. Die junge Donau aber, die den westlichen Teil jener Südfront wohl oder übel bilden mußte, konnte keinen derartigen natürlichen Schutz liefern wie ihn die Römer bei ihrer Grenzbildung so gern zu Hilfe nahmen, und so hatte denn das rückwärts derselben liegende Windisch mit seiner Garnison in diese Lücke zu springen.

Weit weniger klar in der großen Anlage, und noch mehr im einzelnen ist für uns die Straßenbautätigkeit des Augustus in der östlichen Hälfte der Alpen. Und doch wäre gerade hier eine bessere Kenntnis von dem, was unter Augustus geschah, um so erwünschter, weil seit dem zweiten Jahrhundert n. Ch. dieser Teil der Alpen das geschichtliche Interesse gebieterisch herausfordert. Die Aussage des Strabo in der Art, wie sie die Tätigkeit des Augustus erwähnt, verbürgt uns wohl überhaupt das Eingreifen des Kaisers an jener Stelle. Wie sich dieses aber nun im einzelnen gestaltet hat, dazu verhilft sie uns in keiner Weise; denn Strabo sagt nur, „daß Augustus die rätischen Pässe so gut es ging verbesserte“. Trotzdem ist die unausbleibliche Folge dieser Notiz geworden, daß in den Monographien der einzelnen rätischen Alpenstraßen jedesmal diese Äußerung des Strabo zum Kronzeugen dafür angeführt worden ist, daß der gerade in Rede stehende Paß unter allen Umständen zu denen gehört haben müsse, die hier Augustus mit einer Römerstraße überzogen hat[12]. Aus der Ausdrucksweise Strabos läßt sich aber im Vergleich mit dem, was er über des Augustus Straßenbautätigkeit in den Westalpen sagt, für unseren Zweck vor allem nur das herauslesen, daß hier die Tätigkeit des Augustus weniger organisatorisch einsetzte, sondern mehr dem vorliegenden, man könnte fast sagen, wirtschaftlichen Interesse folgte.

Trotzdem kommt man aber nicht darum herum, zu der Frage Stellung nehmen zu müssen, welchen der vielen rätischen Übergänge sich damals der offizielle römische Verkehr nach Vindelicien, und besonders nach Augusta (Augsburg), das schon zu diesen Zeiten als römische Pflanzstadt vorausgesetzt werden muß, zur hauptsächlichen Benutzung herausgesucht hat. Zwei der gleichen Straße angehörende Meilensteine, von denen der eine bei Feltre, der andere im Vintschgau gefunden worden ist, sind die einzigen, die wir aus Rätien aus der Zeit des Augustus haben. Die Inschriften dieser Steine künden auch an, daß die Straße, an der sie gefunden worden sind, bis zur Donau fortgesetzt werden sollte; ob dies aber wirklich geschehen ist und dann auf welchem Wege, darüber fehlt jede sichere Kunde. Endgültig die Frage zu lösen, auf welche Straßen Augustus hier seine Tätigkeit ausgedehnt hat, wird sich die Wissenschaft wohl überhaupt so lange versagen müssen, bis noch weitere Meilensteine, die des Kaisers Namen tragen, gefunden sein werden, was freilich kaum noch zu erwarten steht. Gründe der Wahrscheinlichkeit sprechen jedoch stark dafür, daß die Straße über den Julier zu Augustus Zeiten schon regelmäßig von den Römern benutzt worden ist. Zunächst läuft auch sie zweckentsprechend nach Augsburg aus. Bedingung, daß sie überhaupt auf Grund von Strabos Zeugnis für des Augustus Tätigkeit in Konkurrenz treten könnte, wäre zunächst die Tatsache ihrer Benutzung bereits in vorrömischer Zeit, da Strabo hier nur von schon vorhandenen Straßen spricht. Dieser Anforderung leistet sie aber genüge durch den an ihrer Linie gemachten vorrömischen Fund von Conters-Burwein (1786); auch der an den Namen des römischen Herrscherhauses anklingende Name des Passes selbst kann immer noch so lange als Indizium gelten, bis derselbe anderweitig genügend erklärt worden ist. Besonders spricht aber für unsere Annahme die Tatsache, daß an den Hauptstationen des Julier, Paßhöhe, dem Churer Kastell und Bregenz, die Münzfundreihen regelrecht bei Augustus anheben, eine Erscheinung, die bei keiner anderen Straßenlinie, die in jener Beziehung mit dem Julier konkurrieren könnten, derartig deutlich hervortritt. Auch die erste römische Anlage in Chur, das Kastell, liegt dort, wo daselbst die Straße aus dem Oberhalbstein d. h. vom Julier und nicht die vom Splügen herabkommt.

Das Resultat dieser ganzen Entwickelung fand nun schließlich seinen Ausdruck in der Gestaltung der Grenzen der Regierungsbezirke, wie sie Augustus dann über das ganze Alpengebiet hinwegspannte. Es charakterisiert die Dauerhaftigkeit seines Werkes, daß, von geringen Änderungen abgesehen, die von ihm ausgegangene Einteilung dieser Länder erst durch die Völkerwanderung zerbrochen wurde, und daß dieselbe in einzelnen Teilen sogar bis auf den heutigen Tag noch fortwirkt. Eine in dieser Hinsicht auf den ersten Blick in die Augen fallende Erscheinung ist es zunächst, daß das Alpengebiet nicht, wie man annehmen sollte, in einen einzigen großen Bezirk aufgenommen, sondern in verschie-

dene, nach römischen Begriffen kleine Provinzen zergliedert wurde. Als ein Hauptgrund hierfür wird immer angeführt, daß der Kaiser hier an dieser wichtigen Grenze des Reiches keine übermächtigen Generale haben wollte. Wir wissen aber nicht, wie sehr auch noch bei dieser Maßregel für Augustus die Verteilung der verschiedenen Völkerschaften, die ihrem Charakter und der Natur des Gebirgslandes nach schwieriger im Zaum zu halten waren, mitgewirkt hat; denn die damalige Einteilung der Alpenprovinzen geht mit derjenigen der Völkerschaften Hand in Hand. Eine Ausnahme macht hierbei nur die Zuteilung der Vallis Poenina (Wallis) zu Rätien, die wohl offensichtlich deshalb geschah, um dem Statthalter der an sich schon besonders wichtigen Provinz Narbonensis nicht auch noch die Verfügung über dieses wichtige Paßland zu geben. Außerdem ist bei dieser Gruppierung lokalgeschichtlich bemerkenswert, daß im oberen Wallis wenigstens tatsächlich Spuren rätischer Bevölkerung vorhanden sind und dieser lange Landzipfel über die Furka hinüber ethnographisch wirklich mit Rätien zusammengehangen haben muß. Hier liegt daher, abgesehen von der Römerstraße durch das Pustertal, der einzige Fall vor, nach dem sich ein regelrechter Verkehr in der Längsrichtung des Gebirges zu Römerzeiten beobachten ließe[13]).

Jedenfalls hat niemals wieder Italien eine derartig vollendete politische Abrundung und zugleich einen derartig kulturellen Aufschwung erlebt, als zu dem Zeitpunkte, in dem der alternde Kaiser als Abschluß seiner Wirksamkeit die seit langer Zeit heiß umstrittenen Grenzen Italiens im Norden festlegte. Vom Flusse Var im Westen, der seitdem unausgesetzt in der Vorstellung der Völker die Grenze zwischen Frankreich und Gallien gebildet hat, geht jetzt die Grenze hinüber bis zum Arsia, dem östlichen Grenzfluß Istriens. Im Norden aber steigt, mit Ausnahme des ephemeren Gebietes des Kottius, die Grenze Italiens überall bis zu den höchsten Kämmen der Alpen hinan, derart, daß der Stadtbezirk von Mailand bis zur Adula reicht, und das Etschtal bei Bozen italienisches Grenzland bildet.

Die Früchte seines Werkes hat aber Augustus selbst nirgendwo schöner als in Nordostitalien gesehen; denn hier trat der Fall ein, der sich zuweilen bei großen Handelszentren beobachten läßt, daß, wie die Sonne auf einmal die Knospenblätter der Aloe öffnet, so der unerwartete Eintritt einer günstigen Konstellation und die plötzliche Eröffnung ganz neuer Verkehrsstraßen eines jener wunderbaren Aufblühen der Kultur und des Wohlstandes hervorrief. Es muß doch auffallen, wenn in dem weiten römischen Reiche gerade an diesem Punkte Padua liegt, das nach zeitgenössischen Berichten damals plötzlich nächst Rom und Cadiz als die reichste Stadt Westeuropas genannt wird. Vermag der Wechsel der Zeiten auch viel, diese Vergangenheit traut man heute der schlecht und rechten Mittelstadt doch wohl nicht zu. Daß jene Nachricht aber nicht übertrieben ist, wird psychologisch durch die gepriesene Ehrbarkeit und Zurückhaltung des alten paduaner Bürgertums wahrscheinlich gemacht; denn solche

kaufmännische Steifheit erwächst gern in Kreisen, denen die Erhaltung des Bestehenden Lebensbedingung ist. Auch die Küstenstädte Venetiens, Aquileja und Altinum, wurden unter Augustus mächtige Zentren des Welthandels. Von diesen ist Aquileja jetzt ein ganz unbedeutender Ort geworden, und Altino kennt man kaum noch dem Namen nach. Auch Concordia, westlich Aquileja, eine militärische Gründung des Augustus, wohin zunächst die Straßen von Italien aus zusammenliefen, ist jetzt eine weltverlassene Stätte. Nur weiter nach dem Gebirge zu haben Brescia, und vor allem Verona, die beide von Augustus zur Kolonie gemacht worden sind, ihre alte Bedeutung bewahrt, und noch heute fließen in Brescia die auf Augustus Geheiß erbauten Leitungen so reichlich, daß nächst Rom keine andere Stadt in Italien derartig gutes Wasser besitzt.

Dem damaligen Geschlecht schwebte aber auch tatsächlich der Gedanke vor, daß das, was hier durch den ersten römischen Kaiser geschehen war, eine große geschichtliche Tat bedeutete; und so ließ es sich dieses Zeitalter, reich und denkmalfreudig wie es war, auch nicht nehmen, das Gedächtnis daran im Denkmal festzuhalten. An der ligurischen Küstenstraße erhob sich, in Aussehen und Größe den gewaltigen monumentalen Bauten Roms ähnlich, das Denkmal, das die Eroberung der Alpen durch den Kaiser verkündete; auch in Lugdunum befand sich ein großes Denkmal des Augustus und in Susa steht heute noch ein ihm (8 v. Ch.) geweihter Triumphbogen.

Zuverlässiger aber als diese steinernen Zeichen hat auch hier der Gedanke selbst das Andenken des Kaisers mit dem Schauplatz seiner Taten verknüpft. Das haben die Herrscher des Altertums, zu deren Zeiten der geschichtliche Boden noch jungfräulich war, vor denen der Jetztzeit vorausgehabt, daß ihre Namen an den Stätten ihres Wirkens leichter haften bleiben konnten. Auch heute noch lebt deshalb trotz des Überzuges von zwanzig Jahrhunderten, der sich darüber gelagert hat, in dem Alpengebiet der Name des Augustus in den nach ihm benannten Orten fort. An stillen und belebten Punkten kann man ihm begegnen. Ist auch der Name vallis Augustana für den ganzen Komplex der Sankt Bernhard Pässe verhallt, so sprechen doch heute noch die Städte Aosta und Aouste (in der Dauphinee, am nördlichen Ausgange des Mont Genevre), und am Rhein Augst von ihrem Gründer; in seiner Stadt Augsburg steht sein Standbild, und drüben im Osten des Gebirges ist der ganze Gebirgszug der Julischen Alpen und das unter ihm liegende Land Friaul (von Forum Julii) mit dem Namen seines Geschlechtes verwachsen [14]).

Es ist ein Beweis von der Größe der Erfolge des Augustus, daß wir nun in der Zeit nach seinem Tod die von ihm geschaffenen Einrichtungen ungestört ihre Arbeit verrichten sehen, und daß was nach ihm geschieht, zunächst alles nur als ein Ausbau des Bestehenden erscheint. Auffallend ist es aber trotzdem, daß der Name des Tiberius als Kaiser in der Geschichte der Alpenländer so gut wie ausfällt. Es entspricht jedoch ganz dem Charakter dieses innerlich tief leiden-

schaftlichen Mannes, daß er den Schauplatz, der ihm auf der Höhe des Lebens eine Enttäuschung bereitet hatte, später geflissentlich mied. Erst unter dem Kaiser Klaudius sehen wir auf einmal sich in den Alpengebieten wieder die Tätigkeit des Staates regen und da diese mit dem Tode des Klaudius sofort wieder aussetzt, wird man das, was damals geschehen ist, auch tatsächlich auf den Willen jenes Kaisers selbst zurückführen müssen. In der großen Geschichte erscheint Klaudius sonst als eine passive und durchaus nicht als eine epochemachende Gestalt. Wie viele schwache Naturen sah Klaudius innerlich wohl ganz das Richtige ein, während er aber unfähig war, seine Gedanken in Taten umzusetzen, sobald er bei solchem Vorhaben auf den widerstrebenden Willen anderer stieß. So verträgt es sich ganz gut mit der Persönlichkeit dieses Kaisers, daß er auf diesem fernab liegenden Gebiete, wo ihn niemand beirrt haben mag, in seinen Maßregeln ganz das richtige traf.

Die Augusteische Organisation war einzig bei dem Übergang von der Rhein- zur Donaufront, an der Stelle, wo Vindonissa lag, unvollendet geblieben. Aus den Maßnahmen des Klaudius läßt sich nun durchfühlen, daß er vor allem hier zu verbessern suchte, ohne aber schon an dem Grundgedanken des Entwurfes dieses ganzen Grenzzuges, wie später durch die Einbeziehung des Dekumatlandes geschah, zu ändern. Den unmittelbaren Anlaß hierzu mögen die Unruhen der Chatten abgegeben haben, die (41 und 50 n. Ch.) weit nördlich Vindonissa begonnen hatten, auf die Grenzen zu drücken. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unter Klaudius die von West nach Ost ziehende Front des Oberrheins von Augst bis zum Bodensee besonders gesichert wurde, da, wo heute noch als Rest dieser Arbeit südlich Eglisan am Rhein der Ort Kloten (Claudia) liegt. Hierbei wurde wieder auch auf das bewährte Hilfsmittel der Römer, nach dem bedrohten Punkt gute Verbindungen hinzuziehen zurückgegriffen. So sehen wir, wie unter Klaudius zunächst an der einzigen von Italien nach der Schweizer Hochebene führenden Straße, dem Großen Sankt Bernhard, gearbeitet und dieselbe von Vevey nach Augst-Basel zu richtig eingerichtet wird; ebenso werden aber auch jetzt von Gallien aus nach der helvetischen Hochebene, d. h. durch die Jurapässe bei Jougne, den oberen Hauenstein und den Bötzberg, Straßen durchgeschlagen.

Das Wichtigste hierbei ist aber, daß dieser Kaiser auch noch die Neuanlage einer zweiten Verbindung nach jenem Strich von Venetien aus in das Auge gefaßt zu haben scheint; denn an der problematischen Straße von Venetien aus über Feltre nach dem Vintschgau, die Augustus entwarf und an der Klaudius weiterbauen ließ, ist eben besonders auffallend, daß diese Straße nicht in südnördlicher Richtung lief, sondern in diagonaler Richtung durch die Alpen gleichfalls nach dem nördlich Vindonissa gelegenen Gebiete hingezielt zu haben scheint. Auch sonst begegnen wir, freilich wohl mehr Hand in Hand mit der vorsichgehenden friedlichen Entwickelung, der Tätigkeit und dem Namen dieses Kaisers in dem ganzen Alpengebiet. Er revidiert das Verhältnis des Kottischen Herrscherhauses

zum Reiche; Martigny (Octodurus) erhält nach ihm den Namen Forum Claudii Vallensium; auch in der Tarantaise hieß das heutige Centron wahrscheinlich einst gleichfalls Forum Claudii, und im Jahre 46 n. Ch. greift ein kaiserliches Edikt in das Stadtregiment von Trient ein. Nach dieser Seite hin ist besonders in Norikum die Tätigkeit des Kaisers zu spüren. Klaudius hat diese Provinz, die sich infolge ihrer geschützten Lage rascher als die übrigen Alpenprovinzen hatte entwickeln können, vollständig organisiert. Die hauptsächlichsten Städte der Ostalpen, Celeja, Virunum, Aguntum, Juvavum und Savaria nannten sich sämtlich nach diesem Kaiser; welch' letzteres in betreff von Juvavum (Salzburg) und Savaria (Stein am Anger) ferner dafür ein Zeichen sein kann, daß sich das Römertum nun auch hier, in diesen entlegeneren Gegenden der Alpen, häuslich eingerichtet hatte, und nach alledem wird man auch die Entstehung der von Aquileja über den Pontebba-Paß nach Virunum führenden Römerstraße in die Zeit des Klaudius setzen müssen (Glemona=Claudia Emona).

Nach diesem Ausbau der Augusteischen Organisation unter Klaudius ist die Regierungszeit der Kaiser Kaligula und Nero zunächst ohne bemerkenswerte Schicksale an den Alpen vorübergegangen. Die großen Erschütterungen, die das Römerreich dann weiterhin unter den Kaisern Vitellius und Otho und hierauf während der großen Aufstände unter Civilis und Tutor durchzumachen hatte, haben ihre Wellen zwar auch bis tief in die Alpen hineingeschlagen, aber ebenso wie in den Ländern nördlich und südlich des Gebirges ist mit der Thronbesteigung Vespasians dann auch in dem Alpengebiet selbst alles wieder in die alten Zustände zurückgekehrt. Bereits während dieser Kämpfe aber hat sich die römischerseits getroffene Maßregel der Einteilung der Alpenländer in einzelne kleinere Provinzen ganz trefflich bewährt, indem jene — ganz im Gegensatz zu den Ereignissen, wie sie damals am Rhein vor sich gingen — es von vornherein verhinderte, daß das Alpengebiet in seiner Gesamtheit in eine reichsfeindliche Bewegung hineingezogen werden konnte. Wie sehr sich aber die Römerherrschaft damals hier schon eingelebt hatte, läßt sich aus dem ganz bewußt hervortretenden Gegensatz zwischen dem helvetischen und rätischen Lande ersehen, der durch jene Einteilung sanktioniert worden war, ferner aber auch aus der Sicherheit, mit der sich damals die römischen Kommandanten auf den militärisch wichtigen Alpenlinien bewegten.

So wenig wie während des auf die Thronbesteigung Vespasians folgenden Jahrhunderts sind die Alpen wohl niemals wieder im Laufe der ganzen Geschichte von wichtigen Ereignissen getroffen worden. Ebenso sehr vermissen wir aber auch daselbst während dieses Zeitraumes die Tätigkeit der römischen Herrscher. Der einzige bemerkenswerte Vorgang, der damals in dem das Gebirge umgebenden Länderkreis stattfand, war die Aufnahme des Dekumatlandes in die römischen Grenzen, was somit eine grundsätzliche Durchbrechung der Augusteischen Organisation an diesem Punkte des Alpengebiets bedeutete. Man ist

gewöhnt die Annexion dieses Vindonissa vorliegenden und die Verbindung von Mainz nach Augsburg etwa um die Hälfte des früheren Weges verkürzenden Landstriches, und in der Folge davon die Überbrückung des Rheines bei Mainz sowie die Einrichtung des großen, mindestens zwei Legionen fassenden Standlagers zu Rottweil (Ara Flaviae), das die Rolle von Windisch übernehmen sollte, den flavischen Kaisern, insbesondere Vespasian, zuzuschreiben. Die geringe Bevölkerungszahl dieser Gegend, vor allem aber das nach dem Jahre 70 n. Ch. für ein ganzes Jahrhundert auf dem Boden des heutigen Deutschlands zu beobachtende Nachlassen des von Osten kommenden Völkerdranges mögen allerdings gerade damals ein derartiges Vortreiben der römischen Grenzen nahegelegt haben. Im Grunde widersprach freilich diese Maßregel jener besonderen, überall hervortretenden römischen Gepflogenheit, die Flußläufe als Grenzen zu benutzen und der Vorteil des Gewinnes einer kürzeren Ausdehnung der Kolonnenstraße mußte deshalb hier mit dem Nachteil des Fehlens einer starken natürlichen Grenzlinie erkauft werden.

Eine wirklich praktische Bedeutung für die große römische Politik kann der Besitz des Dekumatlandes jedoch erst unter der das zweite Jahrhundert anfüllenden, von Nerva ausgehenden Dynastie erlangt haben, und zwar nach einer Richtung hin, die weit von den Alpen selbst entfernt ist. Denn während an der Alpen- und ebenso an der Rheingrenze noch überall alles ruhig lag, machte sich schon um die Wende des ersten christlichen Jahrhunderts nördlich des Unterlaufs der Donau ein immer stärker werdender Gegendruck geltend. Es ist das die Gefahr, die durch aktives Eingreifen zunächst Trajan durch die großen Kriege gegen Dacien abgewendet hat. Für den Aufmarsch der Armee gegen Osten mußten jenem Kaiser aber damals die beiden großen durchgehenden Zugangslinien aus dem Westen, von Italien aus die Birnbaumer Straße, und von den Rheinlanden her jene durch die Einbeziehung des Dekumatlandes neugewonnene und von Mainz über Augsburg und Salzburg nach Carnuntum führende Linie dienen. So sehen wir deshalb auch Trajan sowohl die Birnbaumer Straße (Meilenstein bei Loitzsch) verbessern und Pettau a. d. Drau (Colonia Ulpia Trajana) als militärische Basis und Ausfallsfestung einrichten, ebenso aber auch während der ersten Jahre seiner Regierung vom Rhein aus das Dekumatland militärisch neuorganisieren. Für das nördliche Alpengebiet selbst aber fand jene Verschiebung des militärischen Schwergewichts vom Rhein nach der unteren Donau ihren Ausdruck darin, daß nun nicht nur Windisch, sondern bald auch Rottweil als große Waffenplätze zunächst entbehrlich wurden, während jene Rolle eines großen ständigen Garnisonlagers jetzt Carnuntum als nördlichster Flankenpunkt einer nach Osten schauenden römischen Angriffsfront zu übernehmen hatte. Alles das aber, was während des zweiten christlichen Jahrhunderts nun am Nordabhang der Alpen, unter den Kaisern Hadrian und Pius geschehen ist, stellt sich nur als eine Konsequenz der gleichen Konstellation unter Anwendung

immer künstlicherer Mittel dar. Es ist dies vor allem der Ausbau der oberdeutschen Limeslinie, deren ganze Anlage zeigt, daß der Schwerpunkt der Verteidigung damals gegen Osten gerichtet war, weil die einzelnen im Zickzack von Osten nach Westen sich zurückziehenden Abschnitte des Limes in der Hauptsache wenigstens ihre Fronten nach Osten und nach Norden nur ihre Flanken kehren. Die Entwickelung, die unter Klaudius einst innerhalb Norikums vor sich gegangen war, wiederholte sich jetzt in ähnlicher Weise auf dem Boden der oberdeutschen Hochebene unter Hadrian. Es ist dies die Zeit, in der Augsburg römische Kolonie wurde, Kempten und Salzburg sich zu lebhaften Orten erweiterten und die römische Kolonisation sich nun auch südlich des ganzen heutigen österreichischen Donauufers bis zu den Munizipium Carnuntum hin häuslich einrichtete.

V. Kapitel.

Die Alpenländer als römische Provinzen.

So sind wir denn mit unserer Schilderung bereits mitten in denjenigen Zeitraum hineingelangt, der, mit der Thronbesteigung Vespasians beginnend und bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts nach Ch. anhaltend, wie kein anderer wieder, weder vorher noch nachher im Laufe der Geschichte, der zivilisierten Menschheit über ihr ganzes Gebiet einen andauernden, gesicherten Frieden und in dessen Gefolge einen ungestörten Genuß aller materiellen Güter gebracht hat. Auch die Alpenländer sind damals der gleichen Segnungen teilhaftig geworden. Schon durch die Münzfunde illustriert es sich, daß, nachdem die Römer einmal die Scheu vor dem Gebirge einigermaßen verloren hatten, die römische Kultur nun auch in den Alpenländern in vollstem Maße Platz griff und sich selbst an Orten anbaute, die wir auch heute noch als abgelegen bezeichnen müssen. Die Anzahl der Römermünzen aber, die gerade aus der Zeit des zweiten Jahrhunderts nach Ch. in den Alpenländern zum Vorschein gekommen sind, ist ungefähr dreimal so groß wie diejenige aus den vorangegangenen und zweimal so groß wie die aus den späteren römischen Jahrhunderten.

Die großen Straßenlinien waren jetzt, mit Ausnahme der Brenner-, Tauern- und Ploeckenstraße sämtlich so wie sie die römische Regierung haben wollte, festgelegt, und es trat nun in jenen geruhigen Zeiten, in denen kein Feind den Ausbau störte, die gleiche Erscheinung ein, wie sie dann in den Alpenländern noch ein zweites Mal während des 16. und 17. Jahrhunderts beobachtet werden kann, als gleichfalls lange Zeiten hier ohne Erschütterungen vorübergingen. Jetzt ist es der immer reger werdende Kleinverkehr, der an den verschiedensten Stellen, wo die Wegeverhältnisse der Besserung bedürfen, Muße findet, ungestört und systematisch einzugreifen. Jetzt baut der Statthalter von Aventicum eine neue Straße bei Biel am Pierre Pertuis (nach 161 nach Ch.) durch den Schweizer Jura, und nicht der Großverkehr zwischen Italien und Gallien, sondern

nur der Lokalverkehr zwischen Oberitalien und Helvetien sucht die auch für jenen Zweck vorzüglich geeignete Simplonstraße regelrecht zu öffnen (Inschrift von Vogogna, 196 nach Ch.). Und wenn auch die Erbauung des Hauptstranges der Brennerstraße schon in eine spätere Zeit fällt und aus militärischen Rücksichten hervorgegangen ist, so gehören doch die einzelnen Folgeerscheinungen hierher, die deren Anlage mit sich brachte, weil auch der bürgerliche Verkehr nicht minder an dieser Schüssel mitgegessen hat. Die überaus schwierige Straßenführung an jener Stelle der Brennerstraße nördlich Bozens, die den Kuntersweg vermeidend westlich über die Berge ausholte, setzt voraus, daß man hier fast für die Ewigkeit zu bauen meinte. Ebenso ist aber auch damals auf der nördlichen Seite der Brennerstraße viel mehr geschehen als allein durch den militärischen Verkehr geboten gewesen zu sein scheint; denn hier entstand neben der ursprünglichen Staatsstraße auf der Strecke von Parthanum (Partenkirchen) nordwärts über den Kienberg und Schongau bald noch eine zweite bequemere Straße durch Überbrückung des Murnauer Mooses am Ammersee entlang, und ebenso auch die sogenannte jüngere Brennerstraße, d. h. die Strecke Veldidena-Pons Aeni, also die heutige Verbindung Innsbruck-Rosenheim.

Schon damals unter den Römern erhoben sich, wie erst wieder in unserer Zeit, Villen und Landgüter zahlreich an den Ufern der oberbayrischen Seen. Von der Ausdehnung jener Ansiedelungen kann man sich aber einen Begriff machen, wenn man in den bayrischen Museen die Mannigfaltigkeit der aus diesen Zeiten aus der Erde emporgekommenen Funde mit den Resten des früheren bayrischen Mittelalters vergleicht, die in viel geringerer Zahl vorhanden sind. Damals sah auch die militärisch noch ganz unwichtige Linie durch das Pustertal friedlichen Verkehr (Meilenstein von Antoninus Pius zwischen Sonnenburg und Pflaurenz), den dorthin die große Zentrale der Ostalpen, Virunum gesandt haben mag. Und recht bequem lebte man erst am Südfuß der Alpen. Dort haben auch Nebentäler ihre Wasserleitungen (Val de Cogne bei Aosta, Val Tournanche) oder ihre Bäder (Bormio), die Umgebung des Komer-Sees ist bis ins Kleinste bekannt und in Verona wird das Amphitheater für zweiundzwanzigtausend Menschen eingerichtet. Über allem diesem steht aber der Fund jenes Viktoria-Standbildes in Brescia, das dort zur Zeit Vespasians aufgestellt worden ist; denn dieses Bronze-Kunstwerk, das zu dem schönsten gehört, das überhaupt aus dem römischen Altertum erhalten ist, könnte allein das beste Zeugnis von der Höhe abgeben, in der damals die römische Kultur bis zu dem südlichen Alpenrand heran vorgeschritten war.

Die erste Bedingung, um aus den Alpenländern römische Provinzen zu machen, war die Umformung der Alpenbewohner zu römischen Provinzialen gewesen. Es ist oben gesagt worden, daß der Hauptfaktor, durch den dieses Resultat erzielt wurde, die dem lateinischen Volkstum innewohnende Energie war, die früher oder später zur Knickung jedes fremden unterworfenen Volkstums

führen mußte. Für die das Alpengebiet bewohnenden Völker muß man jedoch schlechterdings annehmen, daß ihnen gegenüber es die Römer außerdem noch an den ihnen auch sonst geläufigen systematischen Maßregeln nicht fehlen gelassen haben, um diese Entwicklung zu beschleunigen und dadurch rascher des Besitzes der Alpen ganz sicher zu werden; denn die Gefahr, die der von Nordosten aus anziehenden Völkerwanderung innewohnte, haben schon Cäsar und Augustus, in deren Köpfen sich als echten Herrschernaturen die Welt anders als in denen ihrer Mitlebenden malte, ganz klar erkannt. Die Zahl der Helvetier, denen Cäsar in die Schweiz zurückzukehren erlaubt, ist nur der dritte Teil des vorher ausgezogenen Volkes, und diese Maßregel ist noch mild, weil sie Cäsar zu Anfang seines großen Vorhabens Platz greifen zu lassen für gut befand. Augustus führte dann in seinem Sinn nur das nächstliegende aus, wenn er die Alpenmauer als solche, den besten Schutz, den es für Italien gegen die nördlichen Völker gab, in gutem Stande erhielt. Aber selbst ohne diesen großen politischen Gesichtspunkt wären auch vom weniger weitblickenden römischen Standpunkte aus schon um der Sicherheit der Straßen willen und wegen der Schwierigkeit, die der Gebirgscharakter des Landes der Beaufsichtigung im großen entgegensetzte, hier gründliche Razzias geboten gewesen. Daß diese erfolgt sind, zeigt das Verfahren des Augustus gegen die Salasser, von denen im Jahre 25 vor Ch. sechsunddreißigtausend durch Varro Murena in die Sklaverei verkauft wurden, und dasjenige gegen die Räter, wo der Überschuß der männlichen Bevölkerung ausgerottet wurde. Der Ortsname Pons Drusi in der Nähe Bozens bezeichnet den Abschnitt, an dem während der Eroberung Rätiens durch Drusus zunächst Halt gemacht wurde. Hier konnte der südlich vom Etschtal kommende Römer zunächst direkt auf das Sarntal zu einem bequemen Eingang in die Gebirgswelt voraussetzen. Während sich nun aber ringsherum bei Meran, Klaußen und Sterzing römische Funde und rätoromanische Ortsnamen in Menge finden, fehlen diese im Sarngebiet gänzlich; hier sind die Namen sämtlich reindeutsch, und es drängt sich da die Vermutung auf, daß die Römer gerade hier aus guten Gründen unter der Bevölkerung am stärksten aufgeräumt haben. So wurde also auch hier in den Alpenprovinzen bis nördlich zur Donau alles Volk tatsächlich zu Welschen, d. h. zu Leuten, die ihre Kultur vom Süden aus empfangen hatten, und die nördlichen Völker, die später die Herrschaft in den Alpen antraten, trafen darin somit ganz das richtige, wenn sie diejenigen Gegenden, an denen sie die alten Bewohner noch in größerer Zahl vorfanden, eben mit dem nach dem Süden weisenden Zunamen „Welsch“ bezeichneten und dadurch den Unterschied, der zwischen ihnen selbst und jenen bestand, ganz deutlich hervorkehrten.

War daher durch die Umformung der einheimischen Bevölkerung schon das Hauptwerk der Unterwerfung geschehen, so wurde diese außerdem durch die militärischen Maßregeln im Innern des Landes selbst vollendet. Solche mili-

tärischen Maßregeln konnten aber in den Alpen in erster und letzter Linie nur die Erbauung von Straßen durch das Gebirge bilden, die hier, wie überall in den römischen Grenzprovinzen, zunächst Militärstraßen waren und auf denen deshalb auch der Sicherheitsdienst lediglich von der Armee ausgeführt wurde. Freilich mag es damals für die Römer genügt haben, hierbei mit einem ganz geringen Truppenkörper auszukommen, der zu der großen Ausdehnung der zu bewachenden Linien in keinem Verhältnis stand. Daß dies aber möglich war, lag an dem Prestige des römischen Weltreichs, mehr aber noch an der unerreichten Überlegenheit der römischen Militäreinrichtungen selbst. Überall, wohin der Römer kam, wurde er zunächst von dem Hochgefühl seines Staates und dem Schrecken seines Namens begleitet. Dies wußte er aber auch derart zu seinem Vorteil auszunutzen, daß er sich zunächst um die Meinung der Feinde nicht im geringsten kümmerte und sich daher nur dann zum Gefecht entschloß, wenn ihm alle Umstände von vornherein den Erfolg sicherten. War dieser dagegen zweifelhaft, so fiel es ihm nicht ein, eine Entscheidung zu suchen, mochten die Feinde denken, was sie wollten.

Die Überlegenheit der Militäreinrichtungen der Römer bestand aber zunächst in ihrer unerreichten Befestigungskunst. In allen Kriegen des römischen Kaiserreichs bildete wie niemals wieder in der Kriegsgeschichte die Anwendung derselben den Hauptfaktor für den Verlauf. So vermochte z. B. Cäsar allein durch eine rasch aufgeworfene Schanzlinie am Westende des Genfer Sees die Helvetier aus ihrer ursprünglichen Marschrichtung zu drängen (Bellum Gallicum I, 8). In den bereits unterworfenen Gebieten dagegen mußte die Lage der Straßenkastelle und Standlager d. h. der Punkte, in denen das Militär stationiert war, entscheidend werden. Während wir aber nun in der Ebene nördlich der Alpen, in Vindelicien und im Dekumatland, die alten römischen Befestigungen noch heute in großer Zahl sicher nachweisen können, ist in den Alpen selbst das Gegenteil der Fall. Daß aber auch hier der römische Befestigungsapparat in gleicher Weise an den Straßen angewendet worden sein muß, wäre an sich schon ganz wahrscheinlich; es ist dies aber auch durch das Vorhandensein der wenigen Römerbefestigungen, deren Existenz wirklich gesichert ist (Valeria in Sion, Chur, Wilthen, Ried b. Bozen, Castellfeder, Kastelruth; die Kastelle an der Birnbaumer-Straße), zur Gewißheit gemacht. Alle diese Kastelle zeigen zunächst jene die militärische Überlegenheit der Römer charakterisierende Eigenschaft, daß sie das Horstartige der Befestigungen der Naturvölker und ebenso derjenigen des Mittelalters vermeiden; denn der Römer baute seine Befestigungen nicht wie jene in erster Linie dazu, um sich in ihnen trotzig zu verteidigen, wenn er sich auch über den Vorteil jeder Befestigungskunst, Kräfte zu sparen, von vornherein ganz klar war [15]) und auch dieses System schließlich in den Zeiten der Not (die Limesbauten der späteren Kaiserzeit) zur höchsten Vollendung steigerte. In ihren besten Zeiten dienten den Römern ihre Befestigungen vielmehr dazu, um in ihnen Truppen zu statio-

nieren, die jederzeit zum Angriff übergehen und dann ihre unerreichte Kampfesweise wirken lassen konnten, Fällen, in denen dann aber auch die disciplina [16]) des römischen Volkes voll ihre Wirkung zu tun und der römische Soldat ebensoviel wie zehn seiner Feinde zu leisten pflegte.

So haben von der Aufstellung des Lagers, die in den römischen Feldkriegen an sich schon den halben Sieg bedeutete, in den Alpen u. a. die Orte Wilthen und Chur ihren Ursprung genommen. Noch heute entspricht die Lage des Klosters Wilthen und des Königshofes in Chur den Anforderungen des römischen Reglements an ein Feldlager: rechteckiger Grundriß und Anlehnung an sanft abfallende Höhen. Ein anderer und zwar für ein Gebirgsland sehr nahe liegender Gesichtspunkt tritt ferner in der Lage der Befestigungen auf Punkten zu Tage, die einen weiten Ausblick gewähren. Bei diesen erhöhten Lagen ist aber gerade das auffallend, daß sie gewöhnlich nicht das Land ringsherum überallhin gleichmäßig, sondern nur in überraschender Weise ganz bestimmte Weglinien in langer Entfernung überblicken lassen. So bietet Neubeuern bei Rosenheim nur eben einen Einblick meilenweit nach Süden hinein die Brennerstraße entlang; von Kastelruth aus liegt auf der jenseitigen westlichen Talhöhe des Eisak die hohe Straße von Klobenstein über Lengmoos nach Kollmann in langer Linie ausgebreitet, und wer sich anschickt, nach Kastelfeder hinaufzusteigen, kann sich wohl denken, von dort oben die Brennerstraße nach Süd und Nord gut überblicken zu können; er erstaunt aber, hier vor allem auch die das Überetsch durchziehende, über Kaltern und Eppan nach Meran hinzielende Linie sich scharf aus der Gegend abheben zu sehen.

Überall, wo Römerstraßen im Alpengebiet geführt haben oder geführt haben sollen, verfolgt diese sobald wir im Einzelnen ihren Spuren folgen die Tradition, daß der alte Straßenkörper hoch an der Talseite entlang und viel höher als die Straße der späteren Zeit gelaufen sei. Diese Kunde tritt an so vielen Stellen und so bestimmt auf, daß die Forschung, auch selbst wenn andere bessere Gründe fehlten, schon deshalb mit ihr rechnen müßte. Die Tatsache, daß die alten Straßen in der Regel das Bestreben hatten, die Talsohle möglichst zu meiden, trifft freilich nicht bloß für die Römerstraßen sondern überhaupt für alle alten Straßen in Gebirgsgegenden zu, und sie ist auch um so weniger wunderbar, wenn man bedenkt, daß erst die letzten Jahrhunderte ihre Technik (Sprengmittel) so weit entwickelt haben, daß sie es wagen konnten in die den bequemsten Weglauf darbietende Talsohle hinunterzusteigen und hier den Kampf mit dem gefährlichsten Feind der Straßen im Gebirge, dem launenhaft, unregelmäßig laufenden Wasser, aufzunehmen. So mußte es geschehen, daß die Straßen der alten Zeit überhaupt das Bestreben hatten, von diesem schwierigen Gebiet ab nach der Höhe zu rücken. Auch die Römer haben hierin nicht anders gehandelt; sie haben aber nur, wie es scheint, dieses erste Hilfsmittel einer alten zweckmäßigen Straßenführung besonders bewußt und systematisch

angewendet. Die Tradition ist also in diesem Falle zunächst im vollen Recht und was die hohe Führung der Römerstraßen betrifft in doppeltem Maße, weil durch sie außerdem auch noch die welthistorische Energie ihren Ausdruck gefunden hat, die den Römern bei der Überwindung der Schwierigkeiten des Hochgebirges zu Gebote stand.

Klassische Stellen, wo die von den Römern angelegten Staatsstraßen sich in auffallender Weise umwegsartig in die Höhe heben, um so eine Garantie für stete Benutzbarkeit zu erreichen, sind der Nordabhang des Splügen zwischen Razüns und Sufers und der Anstieg über den Ritten auf dem Brennerweg nördlich Bozen. Eine solche ausgreifende Straßenführung wie an diesen Stellen hätte das Mittelalter allein nie fertig bringen können; daß diese Straßenteile aber auch schon im Frühmittelalter als wie von selbst gegeben weiter benutzt worden sind, beweist am besten ihre Entstehung in vormittelalterlicher Zeit. Andere Stellen, an denen es teils erwiesen, teils wahrscheinlich ist, daß die von den Römern benutzten Straßen höher als die heutigen liefen, finden sich u. a. am Großen Sankt Bernhard, ein zweites Mal auf der Paßhöhe des Splügen bei Madesimo, dann bei Serfaus an der Straße im Oberinntal, am Abhang des Höttinger Berges bei Innsbruck, an der Töll bei Meran, am Geierberg südlich Salurn, zwischen Schabs, Rundl und Rodenegg am Beginn der Pustertalstraße, bei Reichenhall zwischen Glanegg und Groß-Gmain, bei Reit zwischen Unken und Lofer und schließlich bei Gries a. Br. an der westlichen Nösslacher Talseite und ebenso an der westlichen Talseite bei Mittenwald in Oberbayern; in den beiden letzten Fällen gleicht sich auch das landschaftliche Bild, das die Straßen durchlaufen haben sollen, vollkommen.

Einen wichtigen Grund für diese Art ihre Alpenstraßen zu bauen, müssen die Römer daher allerdings gehabt haben. Die technischen Schwierigkeiten, die sich zunächst bei einer derartigen Anlage solcher Straßen einstellen mußten, wurden aber auch durch das, was erreicht wurde, aufgewogen. Denn die römischen Staatsstraßen wurden so zu Zwecklinien ersten Ranges, wie es nach ihnen zu unseren Zeiten erst die Eisenbahnen wieder geworden sind. Sicherheit und Zuverlässigkeit in der Benutzung unter allen Umständen, das war die Anforderung, die der römische Staat an seine Straßen stellte; die hohe Lage der Straße aber sicherte vor Zerstörung durch das Wasser und vor Schneeverwehungen und ermöglichte es, die engen Schluchten (Kuntersweg, Via mala, Schlucht südlich Gries a. Br.) zu umgehen. Arbeitskräfte und Arbeitsmittel, nicht minder auch Klugheit, Praxis und Zielbewußtsein standen aber den Römern mehr als den Straßenbaumeistern aller folgenden Zeiten zu Gebote. Am klarsten läßt sich den Prinzipien römischer Straßenführung wohl aus der Tatsache nachkommen, daß die Römer den Julier vor dem Septimer bevorzugten, während letzteren Paß dann das Mittelalter als Hauptweg an dieser Stelle erwählte. Beide Pässe sind fast gleich hoch, der Weg über den Julier ist aber länger und erforderte außerdem den Anstieg über

den Maloja. Trotzdem wählten die Römer diesen Weg, weil die Witterungsverhältnisse auf dem Julier für eine stete Benutzung, auf die es ihnen vor allem ankam, günstiger sind.

Denn der ganze bauliche Zustand dieser Gebirgswege war ein solcher, daß er jederzeit ihre Benutzung durch die Marschkolonnen des römischen Heeres verbürgen mußte. Seit Augustus Zeiten bewegte sich der starke, regelrechte militärische Verkehr zwischen Gallien und den Rheinlanden einerseits, und Italien andererseits ungestört und sicher über die Alpen, und zwar zumeist über die drei westlichen Pässe, Genevre und die beiden Sankt Bernhard-Pässe, während dem gleichen Zwecke für die unteren Donauländer die Birnbaumer Straße diente. Der Ausbau des Brennerweges, der Radstädter und der Ploeckenstraße, der erst viel später stattfand, zeigt dagegen an, daß das vindelicische und norische Donauufer nun gleichfalls zu erhöhter militärischer Wichtigkeit gelangt waren. Beim Zuge Hannibals, bei den Alpenüberschreitungen der Germanen und auch später bei denen der deutschen Könige ist es stets die Hauptsache gewesen, schließlich mit einer leidlich fähigen Heeresmacht auf den Schlachtfeldern Oberitaliens erscheinen zu können; wie viel dagegen vorher auf dem Marsche über das Gebirge selbst verloren ging, darauf kam es weniger an. Anders, und je länger je mehr auf den Kriegsmärschen der Römer, bei denen bei der unerreichten Qualität aber verhältnismäßig geringen numerischen Stärke des römischen Heeres der Besitz jedes einzelnen Legionars kostbar war. Für die systematisch-pedantische Art, mit der solche Märsche ausgeführt werden mußten, waren daher gute Straßen die erste Bedingung. Das beste Beispiel für die Zuverlässigkeit der über die Alpen führenden römischen Straßen liefern bereits die Vorgänge des Jahres 69 n. Ch. Damals nahm Vitellius, dem das Geschick die Verfügung über die Hauptmacht Roms in die Hände gelegt hatte, seine siebzigtausend Mann in einem Zuge nach Italien. Ein Bonaparte konnte nicht sicherer disponieren, und hier war es nicht einmal die persönliche Tatkraft, sondern allein der einmal in Gang gesetzte militärische Apparat, der derartig sicher funktionierte. In der schlechtesten Jahreszeit, im März und April, gingen damals die Legionen in zwei Abteilungen von dreißig- bezw. vierzigtausend Mann über den großen Sankt Bernhard und Mont Genevre. Kurz nachher eilten die römischen Heere wieder gegen die gallisch-germanische Usurpation aus Italien über die Alpen zurück. Nach Ansicht des Tacitus wurde es Tutor, dem Führer in diesem Aufstande, von vornherein zum Verhängnis, daß er unterlassen hatte, gegen jene die Alpenpässe zu sperren. Demnach waren auch schon die Römer der damaligen Zeit sich vollständig darüber klar, daß das Dasein und der Besitz der von ihnen gebauten Alpenstraßen die Vorbedingung für Aufrechterhaltung der römischen Herrschaft jenseits des Gebirges bedeutete.

So hat auch bis auf den heutigen Tag diesen römischen Alpenstraßen, auf denen hinab schon zu Zeiten des Tiberius die langen Waldriesen zum Brücken-

bau nach der Hauptstadt transportiert wurden, mehr als den Straßen anderer Völker und Zeiten, der Ruf der Dauerhaftigkeit angehaftet. Wie überall bei den Römerstraßen bestand ihre erste Eigentümlichkeit darin, im kleinen und im großen (Chiavenna-Bregenz, Verona-Parthanum, Aquileja-Laibach) in langen geraden Linien den vorgesteckten Zielen zuzustreben. Wo wir aber heute noch im Gebirge die Reste alter Straßenzüge selbst mit einiger Sicherheit als römisch ansprechen können, stellen sie sich zuweilen dar als Pflasterungen von großen Steinplatten, meistens jedoch als mit Kies und Geröll hergestellte Erddämme niedriger Höhe, deren Breite eher gering als groß ist. Die besterhaltensten und besterforschten Teile von Römerstraßen im Alpengebiet finden sich heute an der Birnbaumer Straße zwischen Heidenschaft und Oberlaibach und an dem alten Kolonnenwege Augsburg-Schöngeising-Traunstein-Salzburg. Dem Umstande, daß der von Westen nach Osten gehende Verkehr an diesen Linien im frühen Mittelalter erstarb und daß dieser sich dann später auf den einzelnen Trakten andere Richtungen aussuchte, haben wir es heute zu verdanken, hier noch den alten römischen Straßenkörper weithin aus Feld und Wald herausfischen zu können.

Ebenso überraschend aber tritt jene Fähigkeit der Römer, das Gelände zu beherrschen, in der Art zutage, wie sie sich nun auch die günstigsten Stellen des Landes für ihre Ortsgründungen heraussuchten. Leicht hatten sie es dabei allerdings, da sie, bei ihren Maßnahmen in nichts gehindert, allein die ihnen entgegenkommende lokale Zweckmäßigkeit in das Auge zu fassen brauchten. Trotzdem bleibt es aber ein Zeichen ihres überlegenen praktischen Blickes, daß der Gesichtspunkt, der einmal bei den Römern für ihre Ortsgründungen vorgewaltet hat, fast überall unbedingt der richtige gewesen ist und deshalb auch für alle Zeiten sozusagen etwas Unverwüstliches an sich gehabt hat. Daher sehen wir, daß — geringe Ausnahmen (Windisch und Bozen) abgerechnet — die Bedingungen, auf denen die größere oder geringere Wichtigkeit der Alpenorte beruht, auch heute noch ganz dieselben geblieben sind wie vor fast zweitausend Jahren, und daß alle jene Verhältnisse von den Römern bereits ebenso scharf wie von der Jetztzeit erkannt worden sind.

In den meisten Fällen mag freilich die römische Ortsgründung zunächst an die schon vorhandene angeknüpft haben, und nur die Art, wie die Römer jene Orte dann bewerteten zeigt die praktische Überlegenheit der Welteroberer. Besonders häufig sind aus den bereits bewohnten Orten Römerorte in den ursprünglich keltischen Gebieten (Noviodunum, Nyon) entstanden, während in Vindelicien und in den Ostalpen dies sogar fast zur Regel wird (Bregenz, Augsburg, Regensburg, Passau, Carnuntum, Pettau), aber auch in dem nicht keltischen Teile der Alpen ist dies der Fall gewesen (Trient, Klaußen, Meran, Matrei a. Br.). Wo sich der Römer auf diese Weise niederließ, setzte er sich jedoch in der Regel nicht kukuksartig in das alte Nest hinein, sondern mit seiner Militäransiedelung nur dicht neben den alten Ort. Beide Teile wurden möglichst durch

einen Wasserlauf getrennt gehalten (Octodurus; Passau), aber eine gänzliche Austreibung der alten Bewohner fand nicht statt, und schon deshalb nicht, damit zugleich alle Vorteile eines bewohnten Ortes mit übernommen werden konnten.

So lassen sich denn auch, allein vielleicht mit Ausnahme von Bern und Luzern, alle wichtigen Orte der Alpen schon auf alte Römerposten zurückführen. Entweder hat der Römerort selbst schon auf der gleichen Stelle gestanden, oder — eine gleichfalls häufige Erscheinung bei den wichtigen Städten — die Stelle selbst, auf der die römische Ansiedelung ursprünglich stand, hat sich zwar gegen die spätere Zeit verschoben, aber die Zone, die von vornherein befähigt gewesen ist, einen wichtigen Ort zu tragen, ist trotzdem dieselbe geblieben. Als Fälle dieser Art stellen sich dar das Verhältnis von Aventicum und Freiburg i. d. Schw., Augst und Basel, Baierbrunn und München, Albeanum und Rosenheim, Laureacum und Linz, Carnuntum und Wien, Virunum und Klagenfurth, wie auch von Aquileja und Venedig.

Mehr als anderswo wog aber bei den römischen Ortsgründungen in den Alpen das Wesen der eigentlichen Zweckgründung vor, um zunächst durch Niederhaltung des Landes den Durchgangsverkehr zu sichern. So blieb die Zentralschweiz vom Wildstrubel bis Tödi allein deshalb unbewohnt, weil sie von keiner Verkehrslinie durchquert wurde, und sahen das Avisiotal, das Zillertal und das obere Lechtal, weil diese Striche für den Großverkehr ewig ungeschickt liegen, auch kaum einen römischen Bewohner. Langer Zeiträume bedurfte es freilich immerhin, bis sich schließlich die römische Kolonisation auch aus volkswirtschaftlichem Triebe heraus selbst die einladendsten Teile der Alpen zu Nutze gemacht hat. In dieser Art entstanden dann die Römerorte am Genfer und Neuenburger See, geschah die von Vindonissa aus ausgehende Parzellierung der Schweizer Hochebene in Unteroffiziers-Grundstücke und die Besiedelung der Ostecke des Bodensees; aus gleichem Triebe erhoben sich das Römerstädtchen bei Perjen bei Landeck an der mildesten Stelle des Oberinntals und die reichen Villenkolonien im gesegneten Etschtal zwischen Bozen und Meran. Auf diese Weise drang dann auch von Pettau aus die Mur aufwärts der römische Ansiedler in das wohnungsfreundliche Steiermark vor, und führte der das Murtal durchziehende Eisenhandel zur Entstehung von Handelsposten zwischen Judenburg und Bruck a. d. Mur; so erhob sich im Herz der Ostalpen eine völlig alpine römische Großstadt, Virunum, die Hauptstadt Norikums, eines Gebietes, das der römische Staatsmann mehr als die übrigen Alpenländer in seiner Entwickelung sich selbst überlassen hatte, weil es politisch und militärisch unwichtig lag.

In der Staatskunst aller Zeiten sind immer diejenigen Maßregeln als die vortrefflichsten bezeichnet worden, durch die es gelang, unbedingt gegen den schlimmsten Fall Vorsorge zu treffen, weil damit zumeist auch den anderen Eventualitäten geringerer Schärfe vorgebeugt wird. Dieses System, durch eine Maßregel oder aus einem Posten heraus mehrere Seiten des Gegners zu treffen,

haben gerade die Römer zur höchsten Vollendung ausgebildet, und auch für die Art, wie und wo sie ihre Stellungen in und um den Alpenwall verankert haben, trifft dies zu. So diente schon Aquileja ebenso nach Westen zur Niederhaltung Venetiens wie als Ausfallspforte gegen Osten, im besonderen aber auch als Sperre für den Eintritt nach Italien. So merkten auch die Römer sofort, daß eine die Alpen in eine westliche und östliche Hälfte teilende Nord-Südgrenze, die in der Linie der Westgrenze des von den Rätern besetzten Gebietes lief, sich praktisch für die Zerlegung des Alpengebietes in einzelne Militärbezirke verwenden ließ. Der rechte Flügelpunkt der großen Rheinarmee, die an sich schon gegen beide, Gallien und Germanien, zu dienen hatte, war Vindonissa, und die Lage dieses Ortes ermöglichte es außerdem noch, seine Garnison nicht nur gegen den äußeren Feind, sondern ebenso auch gegen Helvetien wie gegen Rätien zu verwenden. Durch die Hereinbeziehung des Dekumatlandes in die römischen Grenzen wurde die Verwendung dieser Rheinarmee dann auch noch an einem dritten Punkte, bei Wien und Carnuntum, ermöglicht, und auch die Römer fühlten es schon, daß sie in Carnuntum ihre Hand nicht allein auf diesen Punkt, sondern auch zugleich auf das ganze umliegende Ländergebiet legten.

Bei allem diesen darf jedoch auch dasjenige nicht übersehen werden, worin die Römer schließlich mit ihren Leistungen hinter denen der späteren Zeiten zurückgeblieben sind. In Bezug auf die Verbindung zwischen Italien einerseits, und Gallien und den Rheinlanden andererseits, ist ihr Straßennetz allerdings zu einer Vollendung gelangt, daß abgesehen von der regelrechten Eröffnung des Simplon auch die neueste Zeit zu diesem nichts Besseres hat hinzufügen können; auch zu dem römischen Straßennetz in den Ostalpen sind während der späteren Zeiten nicht allzuviel neue Linien hinzugekommen. Was aber das römische Straßennetz in den Alpen zu seiner Vollendung vermissen läßt, ist einesteils fast das gänzliche Fehlen der Längsverbindungen innerhalb des Gebirges, anderenteils aber die sichere, zielgerechte Eröffnung einer eigentlichen kurzen Linie über die Zentralalpen, die heute der Gotthardweg abgibt. Ein Tasten nach einer solchen Verbindung findet sich in der späteren Zeit vielleicht beim Luckmanier, aber auch die unsichere und späte Eröffnung des Brenners zeigt doch, daß hier der große Zug, der bei der Eröffnung der Alpen unter Augustus zunächst vorwaltete, nicht nachgehalten hat. Hätte freilich dieser Kaiser sein Ziel erreicht und Germanien in gleicher Weise unterworfen wie Cäsar vor ihm Gallien, so wäre sicherlich auch schon damals eine vollendetere Straßenführung durch die Zentralalpen nicht ausgeblieben, wie sie sich erst die neuere Zeit im Gotthard geschaffen hat und noch die Jetztzeit vermittelst einer Eisenbahn über das Reschenscheideck oder den Splügen zu vervollständigen abmüht.

Ein Vergleich des Netzes der römischen Alpenstraßen in ihrer höchsten Vollendung mit dem heutigen modernen Schienennetz fördert immerhin die interessante Erscheinung zu Tage, daß beide in vielen Teilen eine charakteristische

Ähnlichkeit zeigen, wodurch einesteils die alte Wahrheit bestätigt wird, daß es unter der Sonne kaum etwas neues gibt, anderenteils aber auch der Gedanke geweckt wird, daß gerade die moderne Kultur Innereuropas in einiger Hinsicht heute mehr als zu anderen Zeitepochen derjenigen der ausgereiften römischen Kaiserzeit ähnlich sein mag. Ein großer Unterschied der leitenden Gedanken, die beide Male diese Verkehrslinien geschaffen haben, waltet allerdings zunächst vor. Denn bei den Römern bestimmte einzig der Wille einer südlichen Zentrale, Roms, die Führung der Straßen; dieser Wille führte sie über das Gebirge nach Norden, auf den Wegen und nach den Richtungen, wohin er allein wollte, während heute neben dieser dem Namen nach sich gleich gebliebenen südlichen Zentrale in gleicher Weise noch drei andere nördlich des Gebirges gelegene Kulturzentren, Paris, Wien und Berlin bei der Gestaltung des Verkehrsbildes selbständig mitzureden haben.

In den Westalpen finden wir Eisenbahnen in den Rinnen der alten Römerstraßen wieder in der Küstenbahn an der Riviera und auf der italienischen Seite des Mont Cenis. Während es aber Rom gefiel, eine weiterhin notwendig gewordene italienisch-gallische Verbindung über den Kleinen Sankt Bernhard zu legen, hat der selbständige französische Verkehr sich jetzt für eine solche den Simplon herausgesucht. Wie es aber auch den Römern nicht gelang, den Großen Sankt Bernhard mit einer Fahrstraße zu überbrücken, so hat auch die heutige Zeit es hier noch nicht mit einer Eisenbahn versucht; bei Lausanne und Vevey jedoch, da wo einst die Römerstraßen nach Nordosten abliefen, gehen auch heute wieder die Eisenbahnen in gestreckter Richtung nach dem Rheine ab. In der Mitte der Alpen zeigt dagegen das heutige Bild gegen die Römerzeit die größte Verschiedenheit; nur tritt auch jetzt, wie auch einst die Römer sich trotz der größten lokalen Schwierigkeiten schließlich dazu entschließen mußten, über den Splügen eine Straße zu legen, immer wieder das Projekt einer Splügenbahn auf. Auch die Erbauung der Eisenbahn nach dem Reschenscheideck von Süden aus gehört hierher; denn auch die Römer gelangten dorthin aus derselben Richtung, auch ähnelt es ganz römischen Verhältnissen, wenn sich auch heute wieder nördlich des Reschen Zweifel über die Weiterführung in Hinsicht der Anschlußnahme an andere Linien eingestellt haben. Die Führung des nördlichen Teiles der Brennerbahn von Innsbruck nordwärts auf der jüngeren Brennerlinie über Kufstein hat München — in seiner Größe jetzt eine neue Erscheinung gegen die Römerzeit — verschuldet, weil dieses die bereits vor Legung der eigentlichen Brennerbahn vorhandene Strecke München—Kufstein als willkommenes Verbindungsglied zur eigentlichen Nord-Südlinie beisteuern konnte; die Brennerbahn selbst (Südbahn) würde hier aber sicherlich nicht in dem Maße ängstlich auf jedes neu auftauchende Alpenbahnprojekt in ihrer Nähe lauschen müssen, wäre es ihr von Anfang an gelungen, den Schienenstrang auf der vornehmsten der einschlagenden alten Römerstraßen d. h. von Innsbruck über die Scharnitz nach München zu führen.

In den Ostalpen tritt uns in der neuesten Zeit, wenn auch weniger äußerlich, so doch innerlich ein gegenüber der Römerzeit am meisten verändertes Bild entgegen, weil hier die Zentrale Wien viel mächtiger als der Süden selbst die Herrschaft über die Alpen-Verbindungen ausübt. Diese Verschiedenheit drückt sich zunächst vor allem in dem Dasein der die Alpen in ihrer Länge durchziehenden und gegen die Römerzeit ganz neu entstandenen Verbindungen aus (Arlberg-Bahn, Ennstal-Bahn, Semmering-Bahn), von denen sich in größerer Länge nur die Pustertalbahn zwischen Villach und Franzensfeste in alter römischer Bahn bewegt. Die Nord-Südlinien jedoch gleichen auch hier, allerdings mehr im Entwurf als in der genaueren Durchführung den alten römischen Nord-Südverbindungen. So ist vor allem die Südbahnlinie Cormons-Laibach-Cilli-Graz-Wien nichts anderes als die alte römische Straße von Aquileja über Celeja und Savaria nach Carnuntum, nur mit dem Unterschied, daß jene zu liebe von Gratz, das hier in kleinerem Kreise ähnlich wie Wien eine gegen die Römerzeit neue Erscheinung bedeutet, von Pragerhof aus nach Westen zu eingedrückt ist. Auch heute ist dieser von der Adria nach Carnuntum laufende Schienenstrang wichtiger und belebter als die von Pontebba über Villach und Neumarkt auf Wien führende Staatsbahn, trotzdem er ein ganzes Stück länger als diese ist. Diese letztere führt zwar von Pontebba bis Unzmarkt im Murtal ebenfalls in einem alten Römergleis, nur benutzten die Römer dieses Gleis dann nicht zur Weiterführung nach Carnuntum, sondern nur für die Richtung nach der Linzer Pforte hin, nach Wels und Lorch. Das gleiche Bild ist es aber immer noch, wenn heute die Eisenbahnzüge von Paris nach Konstantinopel über Augsburg-Salzburg-Wels und Wien dieselbe Bahn verfolgen, auf der einst die Römer den großen strategischen Kolonnenweg vom Oberrhein nach dem Schwarzen Meer gelegt hatten.

So haben die Alpen, ebenso für die Römer wie für alle späteren Zeiten, in erster Linie Nord- und Südeuropa auseinandergehalten, und es bedeutet in ihrer Geschichte das wichtigste Moment, in welcher Weise die Zeiten und Völker zu ihrem eigenen Vorteil die Aufgabe gelöst haben, diese trennende Wirkung zu mildern und zu regeln. Neben dieser so einleuchtenden Tatsache fällt es deshalb aber umsoweniger in die Augen, daß innerhalb des Alpengebiets selbst, dieses seiner ganzen Tiefe nach von Süd nach Nord durchquerend, außerdem eine uralte Grenze läuft, die in jeder Beziehung, ethnographisch, handelsgeschichtlich und politisch, seitdem die Alpen in die Geschichte eingetreten sind, dieses Gebirge in zwei ungefähr gleich große Hälften geteilt hat. Mit der Einteilung der Alpen in West-, Zentral- und Ostalpen läßt sich wohl geographisch etwas anfangen; geschichtlich zerfallen die Alpen dagegen nur in zwei Teile, in die West- und in die Ostalpen. Die Linie aber, durch die jene Spaltung bewirkt wird, hält sich ungefähr an die Punkte Bodensee, das Rheintal südlich bis Chur und zielt von dort nach dem Comer-See. Die Westgrenze der alten römischen

Provinz Rätien ebenso wie die heutige österreichische Grenze sind nur ein Ausdruck der Kraft, die dieser Scheidung stets innegewohnt hat. Die verschiedene Beschaffenheit der beiden Gebirgshälften aber, die durch jene Grenze geschaffen werden, läßt sich am besten dadurch charakterisieren, daß die westliche helvetische Hälfte zumeist nach dem Westen und Frankreich, die östliche Hälfte dagegen zumeist nach Osten bis zum Orient hin gravitiert hat, während der direkte Einfluß des Nordens und Südens auf jene beiden Hälften dagegen stets ungefähr gleich stark gewesen ist.

Am frühesten ist jene Spaltung in ethnographischer Beziehung in Gestalt der alten Volksgrenze zwischen den Rätern und den keltischen Helvetiern zutage getreten. Wie scharf die Römer aber auch hier schon die Sachlage durchschaut haben, zeigt sich darin, daß sie sich jene Rinne nun sofort auch als Provinzialgrenze zwischen Rätien und Gallien nutzbar machten, mehr aber noch, daß sie auch wirtschaftlich alles Land östlich derselben zum illyrischen, alles Land westlich derselben dagegen zum gallischen Zollbezirk schlugen; und es ändert auch nichts Wesentliches an dieser Tatsache, ob der Ort Maja, an dem eine der Zollstationen gelegen war, durch die jene Teilung ihren Ausdruck fand, nach Meran oder Maienfeld a. Rh. zu legen ist. Diese Grenze hat dann aber auch im Verlauf der geschichtlichen Ereignisse immer ihre Macht bewährt. Bei der Unterwerfung Rätiens rückte Tiberius in der Front des nördlichen Teiles dieses Grenzlaufes in das feindliche Land ein und umgekehrt im Jahre 70 nach Ch. die Vitellianer gegen das an Galba festhaltende Helvetien. In demselben Gebiete kämpften die Habsburger mit den Schweizern, die Tiroler mit den Bündnern (1499) und die Franzosen mit den Oesterreichern in den Koalitionskriegen. Es waren demnach stets östliche und westliche Mächte, die in dieser Zone gegenseitig aneinander geraten sind.

Zu dem gleichen Resultat, das uns in der römischen Verkehrsgeschichte der Alpen in tausend kleinen Zügen detaillierter Forschung entgegentritt, würden wir in seinen Grundzügen aber auch ohne dies, lediglich auf logischem Wege durch die richtige Bewertung der Tatsache gelangen können, daß zu jenen Zeiten ein einziges Weltreich, in seiner Betätigung ungehemmt und unbestritten, die ganze Erde erfüllte. Unter einem solchen konnten die Alpenländer kein anderes Geschick als dasjenige, wie es ihnen tatsächlich geworden ist, erwarten. Die Interessen und Willensneigungen des ganzen Alpengebietes, ebenso auch die seiner einzelnen Provinzen waren damals überhaupt noch ein ungeprägter Begriff, und dieser ganze Komplex war allein um des Weltreichs willen da, das jenen mit souveräner Ruhe, mit seiner Beanlagung und Erfahrung in jeder Art der Herrschaftsführung und mit den Hilfsmitteln einer unerreichten Technik für seine Zwecke eingerichtet hat.

Und trotzdem ist das Geschick der Alpenländer während der Römerherrschaft in Wirklichkeit ganz das Gegenteil eines entrechteten und enterbten Ge-

bietes gewesen; denn auch jenen Gebieten mußte die damals über die ganze Erde lagernde Ruhe, der fast nicht mehr durch Menschenwillen, sondern durch Naturzustand währende Friede dahin zugute kommen, daß sich ihre lokalen Interessen überall da sorglos und ungehemmt regen .konnten, wo sie nicht den Reichsinteressen entgegentraten. Wie das römische Kaiserreich in seiner höchsten Entwicklung geschichtlich ganz einzigartig dasteht, so bieten auch im Einzelnen seine Folgeerscheinungen nie wieder dagewesene Bilder, und in der Verkehrsgeschichte der Alpen ist es das oben gezeichnete.

VI. Kapitel.

Die Römerstraßen der Alpen.

Die Straßen im Westen der Alpen bis zum Simplon.

Wenn wir diejenigen Verbindungen Alpenstraßen nennen, die einen Verkehr zwischen Italien und den nördlich desselben gelegenen Ländern ermöglicht haben, so muß, von Westen aus gerechnet, als erste derselben die zwischen der Ligurischen Küste und dem Gebirgsrande hinführende Straße, die heute die Corniche genannt wird, gerechnet werden; denn mehr als viele andere den Gebirgskamm selbst überschreitende Straßen hat gerade diese Linie von altersher die Wirkung ausgeübt, die Länder diesseits und jenseits der Alpen zu verbinden. Unverändert durch alle Zeiten hat ihr die Natur den Vorteil gelassen, daß der auf ihr laufende Verkehr von der Überwindung größerer Höhenunterschiede, die sonst keiner anderen Alpenstraße erspart bleibt, befreit war, und daß die Gegenden, die sie durchlief, zu den einladendsten Strichen der ganzen Welt gehörten; unverändert blieb ihr stets auch auf der einen Seite die verkehrsfreundliche Nachbarschaft des Meeres erhalten.

Diesem allen hat sie nur einen Nachteil entgegenzusetzen, der sich auf ihrer längeren italienischen Hälfte und da wieder in der nördlichen Nachbarschaft dieser Strecke findet. Hier begleitet den Weg von Italien aus bis Nizza unausgesetzt zur Rechten das dicht herantretende Gebirge, das daher von demjenigen, der von dieser Straße aus nach Norditalien hin Einfluß ausüben will, erst noch überschritten werden muß. Die Bewegungsfreiheit auf dieser Straße ist daher, auf der italienischen Seite wenigstens, viel gebundener als auf den anderen von Oberitalien her auf die Alpen hinführenden Linien, und so bildet diese Straße wohl in Friedenszeiten eine prächtige zielgerechte Verbindung zwischen Südfrankreich und der Mitte Italiens; für kriegerische Bewegungen ist sie dagegen

gerade eine der schwierigsten Alpenlinien, da derjenige, der auf ihr marschiert, nur den Straßenzug selbst, nicht aber auch dessen Nebenland beherrscht.

Als jene Straße, und zugleich mit ihr zum erstenmale ein kleiner Teil der Alpenkette, um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Ch. in den Machtbereich der Römer kam, fanden diese an ihr bereits zahlreiche, ihnen kulturell mindestens gleichartige Gemeinwesen vor, so hoch und zweckmäßig entwickelt wie sie den Römern sonst an keiner Stelle der Alpen wieder entgegengetreten sind. Es waren dies die Griechenorte von Massilia (Marseille), Antipolis (Antibes), Nizaea (Nizza), Monaco u. a. m., die hier die Erbschaft der vorangegangenen Phönizier angetreten hatten. Vom Meere herübergebracht war das Augenmerk dieser Kolonisten jedoch auch stets nur allein auf das Meer gerichtet geblieben, derart, daß sie gegenüber den nördlichen Bergvölkern auf Eroberungen so gut wie verzichtet und sich nur auf die notwendige Sicherung des wohnlichen Küstenlandes beschränkt hatten. Als nun die Römer hier eintraten, fanden sie in bezug auf die Festlegung des Straßenkörpers und die Anlage von Ortschaften überall entlang des Weges in jeder Beziehung schon vorgearbeitet, und so wie es hier vielleicht schon die Phönizier, sicherlich aber die Griechen eingerichtet hatten, blieb es nun auch während der Republik an dieser Straße bis zur Regierung des Augustus.

Bei den von Augustus an dieser Linie getroffenen Maßregeln ist weniger die Neuchaussierung der schon vorhandenen an der Küste laufenden Straße selbst, die nach ihm Julia Augusta genannt wurde, wichtig, sondern weit mehr die Tatsache, daß auch kein früherer als er es gewesen ist, der jene prächtige Linie für Rom erst dadurch wirklich wertvoll gemacht hat, daß er den bis dahin fast außerhalb des Festlandes stehenden Straßenzug auch mit dem Innern Norditaliens in Verbindung setzte. Von Vada (bei Savona) aus verband Augustus die Küstenstraße über den Appenin mit Placentia, das damals immer noch das Fundament des Straßensystems des römischen Norditaliens bildete, während eine weitere Verbindung der Küstenstraße über den Col di Tenda mit Augusta Taurinorum erst später folgte. Überhaupt ist die Notwendigkeit, von dieser Küstenstraße aus gute Verbindungen nach Oberitalien zu errichten, stets dann besonders hervorgetreten, sobald Italien und Frankreich politisch zusammengehört haben und daher das Bestreben vorwalten mußte, diese Gebiete auch in Hinsicht des Verkehrs eng aneinander zu ketten. Es ist deshalb auch ein Zeichen für den Scharfsinn, der Napoleon für die äußerlichen Mittel, die Herrschaft zu führen zu Gebote stand, wenn wir diesen bei seiner Straßenbautätigkeit am ligurischen Appenin in den Bahnen des großen römischen Organisators wandeln sehen.

Die römischen Altertümer selbst sind an dieser Straße so zahlreich wie nirgends sonst in Innereuropa. Für unsern Zweck ist es dagegen hier das Wichtigste, in welcher Weise sich das Verkehrsbild, wie es sich schließlich im Bereich dieser Straße während der römischen Kaiserzeit in seiner Vollendung gestaltete, von demjenigen der späteren Zeit unterschieden hat. Die römische

Vorläuferin Genuas, Vada Sabbata, ist trotz der Straßenlegung des Augustus stets nur ein unbedeutender Ort geblieben. Das Hinterland Genuas reichte im Mittelalter bis Paris, während es in der Jetztzeit sich sogar bis London erstreckt. Dieses allem Handel und Verkehr nördlich über weite Gebiete erschlossene Hinterland fehlte jedoch eben hier zur Römerzeit, und deshalb müssen wir auch in jenen Zeiten an dieser Stelle einen ähnlich bedeutenden Ort wie Genua vermissen. Von den Seestädten an dieser Linie zeigt daher heute nur eine einzige einen entschiedenen Rückgang gegen die Römerzeit: Fréjus, das alte Forum Julii, wo die antike Straße die Küste selbst verließ und direkt landeinwärts auf Aquae Sextiae zulief; unter den Römern fünfmal so groß als heute und Station ihrer westlichen Mittelmeerflotte, hat die Bestimmung dieses Ortes jetzt Toulon übernommen.

Der wichtigste Teil der ligurischen Küstenstraße war auch damals ebenso wie heute die Strecke zwischen Ventimiglia und Nizza, an der ein römischer Ort nach dem andern folgte. Ihrer praktischen Bedeutung nach ist diese Stelle aber auch tatsächlich der Übergangspunkt zwischen Italien und Südfrankreich und somit auch der erste wirkliche Alpenübergang vom Westen aus gerechnet, wenn man die Vorstellung vorwalten läßt, daß diese beiden Länder durch die Alpen getrennt sind. Deshalb stand auch hier auf dem Mittelpunkt dieser Strecke bei Turbia, so bezeichnend wie nur möglich, das Denkmal des Augustus (Tropaea Augusti), und daß auch heute dieser Punkt als nichts anderes als eine Übergangsstelle erster Ordnung gewürdigt wird, illustrieren die modernen französischen Grenzbefestigungen, in deren Schußbereich jetzt die zu Augustus Andenken hierher herangeschleppten Quadern liegen.

Überhaupt ist dieses Turbia nicht bloß einer der schönsten, sondern auch einer der geschichtlich merkwürdigsten Punkte der alten Welt. Schon die hoch führende Straße, die sich von den modernen tief unten am Meeresstrande gelegenen Verkehrswegen hinweg zielgerecht auf das Vorgebirge hinaufwindet, kann ihrer ganzen Anlage nach heute den römischen Ursprung nicht verleugnen. Turbia selbst aber, d. h. der Fleck, den die Ruinen des Augustus-Denkmales einnehmen und um die sich ein Gebirgsdorf gelagert hat, zeigt sich ohne weiteres als die beherrschende, weit über Land und Meer blickende Stelle der ganzen Umgebung. Die Ruinen des Denkmals selbst sind auch heute noch umfangreich genug, um nicht nur eine Vorstellung seiner einstigen Größe und Gestalt zu geben, sondern auch der Arbeit, die es gekostet haben muß, dieses Werk auf jener kahlen Höhe herzustellen. Auch hier gleicht die landschaftliche Situation ganz der der meisten großen südländischen Ruinenstätten der Römerzeit; denn der antike Bau hat auch hier im Mittelalter zunächst eine benachbarte große Kirche und einen Wartturm und in der Jetztzeit einen Hotelbau mit seinen Steinen gespeist. Die schönsten Marmorquadern des Denkmals liegen aber wohl heute unerkannt mit dunkelbrauner Patina überzogen und als Sitzbänke benutzt auf

dem Dorfplatze. Jedenfalls wäre aber gerade alles das, was dieser la Turbie auch heute noch an geschichtlichen Bauresten bietet, der strengsten Beachtung der wissenschaftlichen Welt wert.

Theoretisch hat freilich Augustus, dem auch in dieser Beziehung dann Napoleon gefolgt ist, die Grenze Italiens bis an den Fluß Var westlich hinausgerückt. Es war dieses aber nur ein bequemes Mittel zur Erleichterung der Verwaltung, ebenso wie von diesem Kaiser auch Emona an dem gegenüberliegenden Ostende des Gebirges noch zu Italien geschlagen wurde. Militärisch und ethnographisch hat sich jedoch trotzdem die Paßhöhe hier wie dort ihre lebendige geschichtliche Kraft niemals nehmen lassen.

Von den Römerorten dieser Gegend verdient noch die Stadt Cemenelum (Cimiez bei Nizza) besondere Beachtung. Ihre einstige Größe, die heute noch aus den Ruinen zu Tage tritt, und ihre Lage am Ausgange der von Ligurien herüberkommenden Straße über den Col di Tenda beweisen, daß auch diese Straßenlinie in der römischen Kaiserzeit belebt gewesen sein muß. Gerade dieser direkt auf das Meer auslaufende Übergang mußte den von dorther kommenden Verkehr auch landeinwärts zu sich herauf locken, wie man deshalb auch hier die Spuren der fremden Ansiedler, die von der See aus kamen, bis hart an die Paßhöhe hinauf beobachten kann. Unwichtig ist, ob man den Col di Tenda als Scheidelinie zwischen dem ligurischen Appenin und den Alpen anzusehen hat oder nicht, wichtig aber, daß dieser Paß sich in seiner Wirkung jedenfalls als ein vollständiger Alpenübergang darstellt, insofern er Norditalien mit Südfrankreich verbindet. Als Verbindungslinie erster Ordnung hat er sich jedoch niemals und am allerwenigsten zu Römerzeiten auswachsen können, da er nur eine gute Verbindung zwischen den ihm am nächsten gelegenen Landschaften darstellt, während die großen Zentren des Verkehrs, in deren Bereich er liegt, andere, bessere und kürzere Verbindungslinien untereinander zur Verfügung haben als er ihnen gewähren kann.

Der eigentliche westliche Schlußpunkt dieser ligurischen Küstenstraße zur Römerzeit war der Ort Aquae Sextiae. Gerade die Lage des Ortes, an dem Aquae Sextiae von den Römern gegründet wurde, bezeichnet so recht das praktische und rücksichtslose Verfahren, mit dem jene Eroberer vorzugehen liebten. Mochte die Lage dieses Ortes infolge des Vorhandenseins der warmen Bäder in den Augen der Alten noch so einladend sein, so war Aquae doch eine ganz ausgesprochen militärische Gründung als Festung und erster Brückenkopf für die römische Eroberung jenseits der Alpen. In der Nähe Massilias, aber ohne die mindeste Rücksicht auf dessen Lebensinteressen angelegt, hatte es — wie einst die preußische Besatzung der Festung Königstein neben Dresden — als Memento und ständiger Beobachtungsposten gegen die Massalioten zu dienen, indem es diesen zugleich die selbständige Verkehrspolitik nach dem nördlichen Hinterland zu unterband und in der republikanischen Zeit den militärischen

Verkehr zwischen Italien und Hispanien einerseits, und den von Gallien nach Italien andererseits regulierte. Deshalb fiel auch ganz folgerichtig gerade an dieser Stelle die Entscheidung über den beabsichtigten Einfall der Cimbern nach Italien. Das Zaudern derselben, ihrerseits gerade in dem Moment, als sie sich auf die Küstenstraße selbst begeben wollten, psychologisch sehr erklärlich, hat damals Marius zum Angriff fortgerissen; bei beiden Teilen, und nicht zum wenigsten bei den Barbaren selbst, hat damals eben die genaue Vorstellung vorgewaltet, daß Aquae Sextiae die Schwelle Italiens war, und ein von dort aus begonnener Linksabmarsch einen Entschluß bedeutete, der zunächst nicht mehr rückgängig zu machen war.

Die nächste Alpenstraße zu Römerzeiten, von Westen aus gerechnet, die nunmehr auch einen wirklichen Hochgebirgsübergang darstellt, ist diejenige über den Mont Genevre, damals nach dem Gebirge, durch das sie führte, als der Weg per Alpes Cottias bezeichnet. Es ist eine lange Strecke, auf der, von der Küstenstraße aus bis zu diesem Übergang gerechnet, der Kamm der Alpen hier ohne eine ihn übersetzende Straße bleibt; in anderen Teilen der Alpen liegen die den Kamm überschreitenden Straßen erster Ordnung auch zu Römerzeiten viel näher aneinander und führen trotzdem zu Ländern hinüber, die erst viel später als hier die Provinz Narbo römisches Gebiet geworden sind. Auf den regelrechten Grund für diese Erscheinung führt uns jedoch die Tatsache, daß dieses Verhältnis nicht bloß zur Zeit des römischen Altertums sich vorfindet, sondern auch unentwegt bis in die letzten Jahrhunderte ganz dasselbe geblieben ist. Auf diesem Flügel der Alpen hat zunächst die für jede Art friedlichen Handels und Wandels so ausnehmend günstige ligurische Küstenstraße jeden derartigen Verkehr auch auf eine große Strecke nördlich herauf von der Notwendigkeit befreit, sich hier neue Wege zu suchen. Hinsichtlich des militärischen Verkehrs ist dagegen auf der italienischen Seite das von der Maira und dem obersten Laufe des Po durchflossene, von den Kottischen Alpen und dem ligurischen Appenin umfaßte Gebiet stets Nebenland gewesen, dessen unbestrittene Zentrale nach wie vor das direkt östlich der Genevre-Übergänge liegende Turin geblieben ist, während auf der gallischen Seite der Mont Genevre die Eigentümlichkeit besitzt, daß von ihm aus nach allen Richtungen, nach Südwesten, Westen und Nordwesten, gleich gute Verbindungen ausstrahlen, und demnach derjenige, der von Ligurien aus mit einem Heere nach Südgallien will, gerade von der Paßhöhe des Mont Genevre aus nach allen Teilen dieses Gebietes hin volle Bewegungsfreiheit besitzt. Daß aber während der Römerzeit diese Situation am reinsten vorgewaltet hat, sehen wir daraus, daß damals auf der ligurischen Seite des Mont Genevre außer in Turin und Susa ganz wenig von wichtigeren Römerpunkten zu spüren ist — die Städte Cuneo, Saluzzo und Pignerolo sind sämtlich viel spätere Gründungen —, während auf der gallischen Seite der Weg und die Endpunkte aller drei von diesem Gebirgsübergange aus herablaufenden

Richtungen mit größeren Orten besetzt sind. Hier lagen zunächst an der chaussierten, wichtigsten, südwestlich nach Arelate führenden Ausstrahlung die Orte Eborodunum (Embrun), Segustero (Sisteron) und Apta Julia (Apt), weiterhin an der direkt nach Osten vom Paß abgehenden Linie Cularo (Grenoble) und Valentia (Valence), während die nördlichste Route, die heute durchaus mit der dortigen Eisenbahn zusammenfällt, von Grenoble über Morginum (Moirans) nach Vienna (Vienne) abzweigte.

So ist es also deshalb, weil der Mont Genevre von weither überall die Verbindungen an sich zieht und überdies bei der Tatsache, daß sich in der nächsten Nachbarschaft desselben auch verschiedene andere praktikable Gebirgsübergänge (Mont Cenis) finden, ganz naturgemäß, wenn der Mont Genevre in vorgeschichtlicher Zeit als Übergangslinie der nach Italien herüberziehenden Kelten genannt wird, und nicht minder, wenn diese Straße schon ein volles Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auch ohne Zutun der Römer als Handelsstraße in Gebrauch war. Es ist daher auch nur ein Spiegelbild dieser Lage, wenn schon Strabo den eigentlichen Paßort des Genevre, Briançon, als gallischen Flecken Brigantio namhaft machen konnte. Trotzdem ist es auch hier nicht unwichtig, den Gründen nachzugehen, die Pompejus bei seiner beabsichtigten Straßenlegung für diesen Paß bestimmt haben können, falls er nicht überhaupt ohne weiteres Bedenken diesen durch den Handelsverkehr bereits genügend vorgezeichneten und erprobten Weg heraussuchte. Wenn Pompejus hier im Jahre 77 v. Ch. über den Mont Genevre die erste römische Alpenstraße abgesteckt hat, so ist es zunächst bei der ganzen Sachlage, nach der damals die Provinz Narbo für seine Tätigkeit nur Durchgangsstation war, nicht wahrscheinlich, daß er hier wirklich etwas von dauerndem Wert geschaffen haben kann. Nur das eine muß festgehalten werden, daß dieses Werk trotzalledem eine größere Leistung als sie sonst die Einjahrskonsuln zu bieten pflegten, bedeuten sollte. Bei der Schwerfälligkeit und Gründlichkeit, mit der die Römer in republikanischer Zeit an den Straßenbau, eines ihrer wichtigsten Herrschaftsmittel, herangingen, mußte die Herstelluag einer Militärstraße durch das Hochgebirge als epochemachend gelten, und wenn die Straße auch bald wieder in schlechten Zustand gekommen oder überhaupt nicht richtig ausgebaut worden sein mag, so wird das, was geschah, in militärischer Hinsicht vor der Hand doch ganz angenehm empfunden worden sein, weil damals gerade das Bedürfnis nach einer kürzeren Verbindung nach der Mitte der Provinz Narbo stärker hervorgetreten sein mag. Jedenfalls führte der mittelste Ast des Genevre-Überganges auf gallischer Seite tatsächlich direkt auf das Gebiet der Helvier, in dem Pompejus damals zu tun hatte, zu.

So sehen wir diesen Übergang auch bei der nächsten Gelegenheit, als wieder aus kriegerischem Anlaß Truppenmärsche nach Gallien nötig wurden, und zwar zwanzig Jahre später bei Beginn des gallischen Krieges, ohne weiteres in Benutzung

treten. Bei Cäsars Erzählung[17]) hat die Erwähnung des über den Genevre eingeschlagenen Weges ihre Hauptbeziehung zu den raschen gegen die Helvetier gerichteten Rüstungen. Für unseren Zweck ist sie aber trotzdem noch selbst mit jedem Worte eine Offenbarung. Als Cäsar damals die Legionen aus Oberitalien nach dem Genfer See werfen wollte, tat Eile not; er wählte also deshalb den Mont Genevre, weil er annehmen konnte, daß über diesen der Marsch am raschesten vor sich gehen würde. Zunächst ist dies ein Beweis dafür, daß der Weg über den Kleinen Sankt Bernhard, der doch viel kürzer nach dem Genfer See hingeführt hätte, damals für die Römer noch nicht in Betracht kam. Die Tatsache nun, daß die Bergvölker trotzdem wider Erwarten auch hier Schwierigkeiten machen — nebenbei möglicherweise ein kleiner Seitenhieb auf Pompejus — ist für Cäsar äußerst wichtig, da dadurch die Gespanntheit der Lage noch vergrößert wird. Wir sehen aber weiterhin noch daraus, daß die Straßensicherung des Pompejus eben nicht gerade erstklassig gewesen sein kann, da sie bereits in Verfall geraten war, und zwar nicht bloß an einer Stelle, sondern fast auf der ganzen Linie im Gebirge, weil sich Cäsar durch drei Völkerschaften hintereinander den Weg bahnen muß. Cäsar hebt bei seiner Erzählung ferner ganz genau den Punkt hervor, wo er die diesseitige Provinz verläßt und wo er in die jenseitige eintritt, ein Zeichen, daß damals noch das ganze Alpengebiet als römisches Ausland gerechnet wurde. Als letzten Punkt der italienischen Provinz nennt er Ocelum, in der Gegend des heutigen Avigliana, westlich Turin. Die Lage dieses Ortes ist typisch für die Art, wie die Römer damals vor Augustus die Alpen behandelten: Mathematisch genau am Ende der Ebene erhebt sich hier barrikadenähnlich der letzte Ort, dem die Ehre zuteil wird, zu Italien zu gehören; alles, was jenseits in den Bergen liegt, ist dagegen quantité négligeable. Es ist dieselbe lokale Taktik gegenüber dem Hochgebirge, die sich auch, als die Langobarden endgültig in Italien den Rest der römischen Erbschaft angetreten hatten, in Gestalt der bei ihnen so sehr beliebten Sperren wiederfindet.

Die eigentliche Chaussierung der Straße über den Mont Genevre, deren militärische Wichtigkeit nunmehr im Verlaufe des gallischen Krieges immer zwingender hervorgetreten war, ist dann aber auch erst während der großen Epoche des Augustus erfolgt. Hier erhielt sich im eigentlichen Gebirgsland unter eingeborenen Fürsten, Donnus und Kottius, die ebensogut ligurische Schafräuber wie griechische Abenteurer gewesen sein können, bis zu Neros Zeiten eine Art selbständiges Fürstentum. Die alten Herren haben historisch viel Glück gehabt, weil jener Gebirgsteil heute noch unverblaßt ihren Namen führt. Es ist dies wie eine Vorahnung auf das Geschick Savoyens; denn gerade dieser Teil der Alpen ist befähigt, ein Gebilde zu tragen, das ebensogut ein elender Pufferstaat sein, sich aber nicht minder auch zu einem lebenskräftigen, selbständigen Keil zwischen dem Nord- und Südland auswachsen kann.

Nach dem Ausbau der Straße unter Augustus treten nun auch die in der

Folgezeit berühmt gewordenen Städte dieser Linie, Segusio=Susa und jenseits Cularo=Grenoble an das Tageslicht, und auch nach der Straßenlegung über den Kleinen Sankt Bernhard ist die Mont Genevre-Straße trotzdem bis zum Ende der römischen Kaiserzeit hier stets gleich wichtig und belebt geblieben. Ein äußerlicher Ausdruck hiervon ist es, daß schon in den frühesten Zeiten in Susa und Grenoble Bischöfe erscheinen, wie ja auf dem Westflügel der Alpen, anders als auf deren Ostflügel, die Straßenlinien seit Augustus bis zur Völkerwanderung überhaupt keine Veränderung erfuhren. Und noch im elften Jahrhundert verkündete auf der Höhe des Mont Genevre ein verlassener römischer Tempel, daß über den Mons Matronae, wie die Römer später diesen Übergang zu nennen pflegten, einst über vier Jahrhunderte lang die unbestrittene römische Staatsstraße aus dem stillen Ligurien nach dem reichen Südgallien hinüberzog.

Die beiden nach dem Heiligen Bernhard genannten Straßen haben von Italien her bis Aosta die gleiche Anlauflinie. Als Augustus diese beiden Straßenzüge festlegte, hätte noch kein in Turin oder Mailand entwickelter Großhandel dazu verleiten können, hier neue Bahnen zu schaffen. Der Grund ihres Baues war daher lediglich ein militärischer, und die Stelle, an der sich diese Straßen an das schon vorhandene Straßennetz ansetzen mußten, konnte deshalb auch kein anderer sein als jenes weitab von den Alpen am Mittellauf des Po gelegene Zentrum der römischen Militärstraßen Norditaliens. Einst hatte dort die Republik den Schlußstein ihres Straßensystems gelegt; die erste Kaiserzeit aber zog auf diese Weise nichts anderes als die Konsequenz ihrer eigenen Taten, indem sie das römische Straßensystem von seiner früheren Basis aus in einem weiten Sprung nach dem Mittelpunkt ihrer neuen Erwerbung, nach Gallien, hinüberrückte. Nicht in Turin oder Mailand sondern in Placentia und Cremona liegt also der eigentliche südliche Ausgangspunkt dieser beiden Gebirgsstraßen.

Das Hineintreiben des Straßenzuges in das eigentliche Gebirge geschah von Ivrea aus, das, vordem in nichts weniger als fortschrittlicher Absicht angelegt, hier bereits siebzig Jahre lang gleichfalls die Rolle einer der dann im ersten Mittelalter so sehr beliebt gewordenen Straßensperren am Südabhang der Alpen abgegeben hatte. Bis Aosta ist nun von hier aus auf dem ganzen Wege auch heute noch mehr oder minder überall die Tätigkeit der Römer zu spüren, bei Pont St. Martin und Verres (Vitricium), ebenso aber auch im Val Tournanche und auf dem von diesem Tale aus ansteigenden Theodulspaß. Die geringen Römerspuren nach dieser letzten Richtung hin gestatten vielleicht daran zu denken, daß hier, ähnlich wie beim Sarntal nördlich Bozen, ein Tasten der Römer nach einer kurzen südnördlichen Verbindung über das Gebirge stattgefunden haben könnte.

Aosta selbst beherbergt heute noch die untrüglichsten Zeugnisse der alten Römerzeit, und es ist daher einer der Straßenpunkte der Alpen, an dem wunderbar klar zu erkennen ist, wie zielbewußt diese klassische Periode der Geschichte

der Alpenstraßen zu verfahren pflegte. Noch heute betritt hier die in der Rinne der alten Römerstraße laufende Hauptstraße den Ort von Osten aus durch das einst von Augustus gebaute Stadttor, um sich dann nach Passieren desselben innerhalb des Stadtbodens in die Linien nach dem Kleinen und Großen Sankt Bernhard auseinanderzuspalten.

Der gleiche Anlaufweg bis Aosta, mehr aber noch die gleichlautenden Namen von heute, können nun wohl den Gedanken erwecken, als ob die beiden Bernhard-Pässe in der Hauptsache auch die gleichen Eigenschaften besäßen. Da diese beiden Pässe jedoch jenseits der Alpen nach zwei ganz verschiedenen Richtungen auslaufen, haben sie daher auch stets nur zwei ganz verschiedenen Verkehrszwecken dienen können. Der Große Sankt Bernhard weist in seiner Verlängerung nach Paris, während der Kleine Sankt Bernhard direkt westlich in den Mittelpunkt des Stromgebietes der Rhone hinabführt. Es ist deshalb auch ganz folgerichtig, wenn sich an dem Westabhang des Kleinen Sankt Bernhard römische Altertümer von Bedeutung gerade erst bei Grésy sur Isère finden, einfach an der direkten Linie nach Lugdunum, nicht aber schon bei Albertville, wo eine erst viel später in das Leben getretene, nach Norden, nach dem Genfer See, führende Abzweigung von der Hauptlinie abläuft.

Zur Römerzeit war Lugdunum die Hauptstadt Galliens, von Augustus auch politisch hierzu erhoben. Hieraus folgt, daß für die Römerzeit zunächst die Straße über die Alpis Graja, den Kleinen Sankt Bernhard, schon deshalb die wichtigere von jenen beiden Straßen werden mußte, und da weiterhin gerade Gallien während der ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit — ähnlich wie Schlesien im neunzehnten Jahrhundert für Preußen — für Rom den kostbarsten Besitz und die wichtigste Provinz abgab, so mußte die Straße über den Kleinen Sankt Bernhard sich überhaupt zur wichtigsten Alpenstraße der ganzen Kaiserzeit auswachsen. Auch in der Baugeschichte hat dies seinen Ausdruck gefunden. Die Straße über den Kleinen Sankt Bernhard, die wie keine andere in erster Linie überall Fahr- und Heerstraße sein sollte, scheint das Meisterstück römischer Straßenführung in den Alpen und von Augustus wie aus einem Gusse angelegt worden zu sein. Schon Aosta betonte in seiner ersten Anlage — Hauptstraße von Westen nach Osten — durchaus die Wichtigkeit der Linie über den Kleinen Sankt Bernhard gegenüber derjenigen über den Großen Sankt Bernhard, ganz besonders aber die Kühnheit und Festigkeit jener Straße selbst mit ihren zahlreichen monumentalen Brücken, Felsdurchschnitten und Unterbauten, und noch heute ist die Paßhöhe hier durch eine antike hohe Säule bezeichnet. Aber gerade dieser Straßenzug wartet heute noch, mehr als die anderen Römerstraßen der Alpen, auf seine genaue Durchforschung, wie auch die Nachrichten über seine tatsächliche Benutzung zu Römerzeiten nicht allzu häufig sind.

Die Straße über den Großen Sankt Bernhard hat unter der Gesamtheit der Alpenstraßen die hervorragende Eigenschaft, daß sie in ihrem weiteren Verlaufe

in der Richtung von Südost nach Nordwest d. h. in der Diagonale den Alpenwall durchschneidet; theoretisch vereinigt sie also für die westliche Hälfte der Alpen sowohl die Eigenschaften der das Gebirge in südnördlicher wie auch der dasselbe in westöstlicher Richtung übersetzenden Linien. Ein ähnlicher Fall läßt sich in dem Alpengebiet auch noch in dessen östlicher Hälfte, und zwar in der aus Venetien über Pontebba nach Kärnten führenden Straße, freilich hier nicht in solch' ausgesprochenem Maße, feststellen. Diese Tatsache der diagonalen Richtung ist nun der erste Grund dafür gewesen, daß die Straße über den Großen Sankt Bernhard bei allem politischen und wirtschaftlichen Wechsel der Zeiten — nur mit Ausnahme der Jetztzeit — stets ihre hervorragende Wichtigkeit behalten hat. Der Nachteil dieser Linie liegt dagegen einzig und allein in der Höhe des Paßweges (2472 m), die es bis jetzt noch immer nicht erlaubt hat, etwas anderes als einen schmalen Saumpfad fünf Stunden lang über den Kamm zu führen. So hat der Große Sankt Bernhard immer mehr für den Einzelverkehr von Reisenden und besonders für den Handel, weniger jedoch für kriegerische Bewegungen Bedeutung gehabt, wenn ihn auch zu allen Zeiten ganze Heere überschritten haben.

Die Funde am Wege, griechische und gallische Münzen, berechtigen in nichts, für die ältesten Zeiten einen regen Völkerverkehr, sondern nur Lokalverkehr über ihn anzunehmen, und auch Cäsar erwähnt nur die Benutzung des Passes durch die Kaufleute. Aber auch hier griff die römische Bautätigkeit energisch ein, und mehr als anderswo im Gebirge sind jetzt noch hier entlang des Weges die greifbaren Reste derselben vorhanden. Jener alte Weg, der nördlich und südlich so hoch es anging als Fahrstraße gebaut wurde, hat einen ganz anderen, viel höheren Lauf als die jetzige Straße; großes Plattenpflaster bedeckt den wenig breiten aber dauerhaften Straßenkörper, der noch heute wegen seiner Trockenheit gerühmt wird. Römerreste finden sich am Südhang in Gignod und nördlich in Bourg St. Pierre, Martigny (Octodurus) und St. Maurice (Agaunum), die mannigfachsten, die einen wunderbaren Einblick in das Verkehrsleben jener alten Zeit bieten, jedoch auf der Paßhöhe selbst. Hier, wo sich schon vorher ein altes Heiligtum der Kelten befunden haben soll, stand neben der römischen Militärstation oben auf dem Mons Jovis ein dem Juppiter Poeninus geweihter Tempel. Wenn man bedenkt, mit welch' unsäglicher Mühe die späteren Zeiten auf den Paßhöhen der Alpen elende, zu Hospizen dienende Gebäude fertig brachten, so kann allerdings die Errichtung dieses sakralen Gebäudes hier auf dieser gewaltigen Bergeshöhe als ein Markstein der alten Kultur und ein Sinnbild für die Größe des Römertums gelten, das auch die Alpen sich völlig untertan gemacht hatte.

Dagegen hat die andere große Alpenstraße, die von Italien aus in das Wallis ausmündet, der Simplon, zu Römerzeiten eine ganz geringe Bedeutung gehabt. Daß dieser als Saumpfad wie alle anderen guten Übergangswege seit Menschen-

gedenken benutzt worden sein mag, ist natürlich; aber selbst die zahlreichen Funde von Römermünzen in Gondo südlich des Passes und die Tatsache, daß in Sion das alte Schloß Valeria aus einem römischen Kastell hervorgegangen ist, auch selbst das auffallende Vorkommnis, daß in Vogogna südlich Domo d'Ossola eine in den Felsen gehauene Inschrift von einem römischen Wegebau meldet, alles dieses kann doch nicht den Beweis erbringen, daß bei der grundlegenden Organisation des alpinen Straßenwesens unter Augustus und Klaudius, oder als dann um die Wende des zweiten Jahrhunderts von neuem die Straßenbautätigkeit in den Alpen begann, über den Simplon eine regelrechte nach Martigny auslaufende Straße gebaut worden sei. Dazu fehlen zu sehr die hierfür unbedingt nötigen weiteren Römerfunde nördlich Gondo und besonders solche am nördlichen Abhang in Oberwallis, ebenso auch selbst die geringsten Anklänge an das Römertum gerade abwärts Brieg; auch die Itinerarien schweigen sich hier aus. Wir werden uns daher zur Römerzeit das der Urschweiz benachbarte Oberwallis nur ganz dünn bevölkert vorstellen können. Dies schließt jedoch nicht aus, daß sich hier südlich des Hauptkammes im Tal des Toce in der Kaiserzeit ein reges Leben entfaltet hat. Zur Entwickelung des Simplon als Hauptstraße fehlte jedoch damals zunächst die erste Voraussetzung, nämlich die, daß Mailand hier bei Beginn der Römerherrschaft schon eine Großstadt im Sinne des Altertums gewesen wäre.

Der Umstand, daß zu Römerzeiten eben nur eine Straße, die über den Großen Sankt Bernhard, nach dem Gebiet, das heute die westliche Hälfte der Schweizer Republik ausmacht, herüberführte, hat nun auch die kulturelle Gestaltung dieses Gebietes bestimmt. Zum großen Verwaltungsbezirke Gallien gehörig blieb Helvetien bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts n. Ch. stets ein unwichtiges Durchzugsland, und besonders war es nichts anderes als ein solches, nachdem ihm am Ende des ersten Jahrhunderts die große Garnison von Vindonissa genommen worden war. Wir müssen annehmen, daß mit Ausnahme des nördlichen Ufergebietes des Genfer Sees und des Südlandes des Bodensees am anderen Ende, Bevölkerungszahl und Wohlstand im römischen Altertum hier nicht sehr stark entwickelt waren, geringer jedenfalls als in den westlich benachbarten Landschaften. Hatte schon Cäsar hier der eingeborenen Volkskraft einen Stoß versetzt, so erreichte das Land jedoch ein Jahrhundert später ein noch härteres Schicksal, als der Legat Cäcina hier an den Helvetiern, als diese mit der Anerkennung des Vitellius Schwierigkeiten machten, mit der neu entfesselten Leidenschaftlichkeit des Bürgerkrieges ein Exempel statuierte. Damals geschah auch die furchtbare Zerstörung der alten Hauptstadt Helvetiens, von Aventicum. Zwar scheint dann Vespasian versucht zu haben, wieder gut zu machen, was das Land um seinetwillen ausgestanden hatte, indem er Aventicum als Veteranenkolonie wiederherstellte, aber der Norden der Schweiz blieb doch weiterhin nichts als Grenzprovinz, nur besetzt von lauten Garnisonorten, deren

Ruinen heute noch in Windisch und Augst vorhanden sind, aber ohne daß aus diesen größere bürgerliche Niederlassungen erwachsen wären.

Und östlich und südlich dieser Ebene begann, unbetreten von den Römern, das damals einsame, stille Gebiet der heutigen Hochschweiz. Nirgends in den ganzen Alpen finden wir es wieder, daß in einer solchen Ausdehnung wie hier römische Ortsnamen fehlen; auch die Römerfunde brechen am Fuße der Berge, bei Luzern und Almendingen bei Thun ganz ab. Aber auch schon vorher mag es die Art der eingeborenen keltischen Helvetier nicht hergegeben haben, in dieses Hochgebirge dauernd aufzurücken, so daß wir uns diese Gebiete im Altertum schlechterdings als verlassen und volksleer vorstellen müssen. Schon diese lokalen Verhältnisse lieferten mit den Grund, weshalb sich zu Römerzeiten gerade in der Mitte der Alpen, die seit Beginn des Mittelalters nach allen Richtungen hin von immer lebhafter werdenden Straßenzügen durchquert worden ist, keine Nord-Süd-Verbindung vorfindet, wenn auch, sobald wir in das eigentliche Kammgebiet des Gotthard heraufrücken, die alte Zeit hier wenigstens durch einen matten Schimmer erhellt wird. Wir hatten gesehen, daß die römische Provinzialeinteilung, die das Wallis zu der Provinz Rätien schlug, die Annahme eines Nebenverkehrs in der Längsrichtung über die Furka hinüber zur Voraussetzung hat, und tatsächlich erscheinen auch — ein Beweis für die Bewohntheit jener Gegend im Altertum — plötzlich zahlreiche Ortsnamen alträtischen Stammes, sobald wir das Gebiet östlich des Oberalppasses betreten. Auch das Dasein einer alten Inschrift bei Altanca, am Südeingange des Lukmanier, macht die Annahme der Benutzung desselben, freilich als reinen Nebenpasses, im Altertum wahrscheinlich. Zur richtigen Veranschaulichung des damaligen Zustandes dieser Gebiete verhilft auch hier besonders die Tatsache, daß Mediolanum selbst in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit noch nicht die große Zentrale gewesen ist, zu der es sich dann am Ende des Römerreichs entwickeln sollte, und so blieben auch alle Gebirgstäler nördlich dieser Stadt ein stilles, zu ihrem Stadtgebiete gehöriges Nebenland, in dem kein wichtiger Straßenort entstehen konnte, wenn auch die Tradition noch nördlich nach Giornico im Livinental einen römischen Tempel zu setzen weiß.

Die Straßen durch Rätien.

Im Gegensatz zu den Straßen der heutigen Hochschweiz ist eine große Anzahl der durch Rätien führenden Alpenstraßen schon vollständig von den Römern in Gebrauch genommen worden. Das römische Rätien vereinigte in sich die heutigen Länder Graubünden und Tirol, und es lassen sich daher auch die alten römischen Alpenstraßen durch Rätien am besten in eine westliche, bündner, und in eine östliche, tiroler Hälfte trennen. Was nun zunächst die durch Graubünden ziehenden römischen Alpenstraßen betrifft, so konnten diese freilich nicht in dem Maße wie diejenigen über die Westalpen für die Römer Wichtig-

keit erlangen, da sie nicht in ein großes, dem Römertume neu erschlossenes Land wie Gallien, sondern nur nach einer schmalen Randprovinz hinüberführten und dem Verkehr nach Vindelicien außerdem noch die östlichen rätischen Straßen, die über das Reschenscheideck und den Brenner, zur Verfügung standen. Die politische Lage brachte es ferner mit sich, daß die bündner Pässe wenigstens während der ersten römischen Jahrhunderte kaum irgendwelchem militärischen Verkehr, sondern nur dem Reise- und geringem Handelsverkehr zu dienen hatten.

Alle durch Graubünden führenden Alpenstraßen sind — ein im Alpengebirge nirgends sonst so scharf ausgeprägtes Bild — dem zwingenden Schicksal unterworfen, daß sie vor ihrem Austritt in die oberitalienische Ebene sämtlich auf meilenweite Entfernung, und zwar mindestens von der Nordspitze des Komer-Sees bis Bellagio die enge Rinne dieses Sees durchlaufen müssen, ohne daß das Gebirge irgendwo zu Lande ein Ausbiegen gestattet. Auf den Handels- und Völkerverkehr ist dieser ausgesprochene Nachteil in der Bewegungsfreiheit zwar weniger von Einfluß gewesen, wohl aber auf die kriegerischen Operationen, die sich in südlicher Richtung aus diesem engen Tal herauswinden mußten, wenn wir auch zunächst kein Beispiel zur Verfügung haben, daß ein derartiger Fall bereits während des Altertums einmal eingetreten wäre.

Daraus, daß einerseits die nordwestlich und nördlich von Mailand gelegenen Gebiete im Altertum nicht das Vorland eines belebten Gebirgsüberganges waren, andererseits aber die Bündner-Pässe während der Römerzeit als solche Übergänge dienten, folgt nun auch, daß wir in dem Gebiete nordöstlich Mailands, das südlich dieser Bündner Pässe liegt, ein solches Vorland finden müssen. Der Hauptort jenes Vorlandes aber und damit zugleich der Sammelpunkt für alle durch Bünden südlich herabführenden Alpenstraßen war ebenso im Altertum wie heute stets Comum, und nichts anderes meint auch Kassiodor, zu den Zeiten Theodorichs des Großen, wenn er sagt, daß dort viele Straßen zusammenlaufen. Schon in republikanischer Zeit wurde der Zuverlässigkeit dieses Ortes von der römischen Regierung durch Ansiedelung frischer Kolonisten immer wieder neu aufgeholfen. Ist dies einesteils ein Anzeichen, daß die bündner Pässe selbst auch schon vor der römischen Eroberung dem Verkehr offen gestanden haben, so beweist dies ferner, welch' ein kräftiger und unbequemer Nachbar hier das das nördliche rätische Volkstum gewesen sein muß, bis es schließlich von Augustus gründlich unterjocht wurde. Auch heute macht Como im Vergleich zu den anderen Städten Oberitaliens einen ganz ausnehmend südländischen Eindruck, und so liegt die Vermutung nahe, daß diese Erscheinung noch aus dem Altertum fortwirkt, in dem sich gerade hier zahlreiches südliches, selbst griechisches Volkstum anbauen mußte. Wir wissen außerdem durch das Zeugnis des Plinius, wie stark bewohnt und wohlbekannt die Gegenden um den südlichen Komer-See, bei Comum und Liciniforum (Incino), während der römischen Kaiserzeit gewesen sind.

Den Verkehr nach den Paßhöhen trug dann der See nördlich bis Summolaco (Seespitz), das die Anschwemmungen der Mera jetzt zur Landstadt gemacht haben, herauf, um dann Clavenna (Chiavenna), den Gabelpunkt der Straßen nach dem Splügen und der Porta Bergallia zu erreichen. Chiavenna selbst aber ist ein Platz, dem seine Lage stets die gleiche Bestimmung vorgeschrieben hat. Unwandelbar ist es derselbe wichtige Straßenpunkt geblieben, wenn auch andererseits die lokalen Verhältnisse im Talboden selbst der Stadt stets daran hinderlich gewesen sind, sich zu wirklicher Bedeutung auszudehnen. Der Umfang und die Menschenzahl des Ortes ist auch heute noch die gleiche wie während der Zeit des Altertums und Mittelalters, und hieraus erklärt es sich auch, daß wir hier nur vergebens nach aufklärenden Römerresten suchen, da diese unter den Wohnstätten der folgenden Zeiten begraben liegen.

Ziehen wir von Chiavenna aus nach Norden eine gerade Linie, so teilt diese das ganze Alpengebiet fast genau in zwei gleich große Teile. Der Straßenzug aber, den wir nun fast genau im Laufe dieser Linie vorfinden, ist der Splügen, eine Alpenstraße, die sich durch die ihr anhaftenden Eigenschaften von allen übrigen Alpenübergängen unterscheidet und somit als besonders interessant erscheinen muß. Keine Paßstraße in dem ganzen Alpengebiet liefert aus der Vogelschau betrachtet eine solch' direkte, für den Verkehr wie geschaffene, aus der Mitte Oberitaliens nach der Mitte Süddeutschlands hinüberführende Rinne, und wenig anders wie eine gerade Linie zieht auch auf der Karte die Straße, die Bellagio mit Bregenz verbindet, dahin, ohne dabei den Alpenkamm mehr als einmal, d. h. auf dem Splügen-Passe selbst, zu übersetzen. Wer aber auf dieser kurzen Linie nun auch bequem zu reisen gedenkt, wird sich auf dem Splügenberge selbst bitter enttäuscht sehen. Keine andere Alpenstraße ist wie die Splügenstraße theoretisch so günstig für den Verkehr gelegen, für die Praxis aber wegen der lokalen Verhältnisse auf dem Gebirgsübergange selbst so schwierig und unregelmäßig zu benutzen. Die Splügenstraße ist somit in Wirklichkeit ein Blender. Der Grund hierfür liegt jedoch nicht in der Höhe des Passes (2117 m); denn trotz seiner größeren Höhe ist der Sankt Bernhard zu allen Zeiten benutzt worden und über den 200 m höheren Bernina ist heute der Lokalverkehr viel reger als über den Splügen. Der Grund liegt auch nicht in den Schwierigkeiten der Via mala; denn der Kuntersweg am Brenner gibt an Enge und vor allem an Ausdehnung der Via mala nichts nach. Dasjenige, was den Weg über den Splügen immer in seiner Benutzbarkeit heruntergesetzt hat und auch heute noch ebenso einschneidend ist wie vor zweitausend Jahren, sind allein die lokalen Verhältnisse am Südabhange dieses Passes. Schon bei Chiavenna wirkt die Enge und Feuchtigkeit des Tales, die Versumpfung und geringe Festigkeit des Bodens ungünstig auf die Etablierung dauernder Niederlassungen zur Sicherung des Südausganges ein. Weiterhin steigt aber nicht nur von Campodolcino bis zur Paßhöhe in einer Luftlinie von 8 km der Gebirgswall plötzlich auf etwa 1000 m an, sondern der Hauptteil dieser

Steigung drängt sich noch dazu auf der kurzen Strecke zwischen dem Dorf Isola und der heutigen zweiten Kantoniere so arg zusammen und setzt diesen Strich deshalb derartig unheilbar allen Witterungsverhältnissen, vor allem den Lawinen aus, daß bislang noch kein Zeitalter hier eine genügend dauerhafte Straßenanlage schaffen konnte. Der sprechende Ausdruck, auf wie mannigfache Art man diese Schwierigkeit zu bemeistern suchte, ist es, daß man heute gerade hier im Val Giacomo vier bis fünf aus verschiedenen Zeitaltern herrührende Zugangslinien nach der Paßhöhe findet.

Trotzdem hat aber der in die Augen springende Vorteil äußerster Zielgerechtigkeit, den gerade die Existenz einer guten Splügenstraße bietet, immer wieder zu dem Versuch geführt, den Saumpfad hier in eine Heerstraße zu verwandeln; und es ist kein Zufall, daß dies gerade in den Perioden hochgespannter Straßenbautätigkeit in den Alpen und besonders in solchen Zeiten, als die militärische Bedeutung dieser Gebirgsstraßen in den Vordergrund trat, beobachtet werden kann. So paßt es zunächst auch ganz zu dem, wie wir auch sonst die Römer kennen gelernt haben, daß wir über den Splügen eine Römerstraße gelegt finden. Bei den Bündner Pässen ergeben die Itinerarien zweifellos eine regelrechte Route über den Splügen und eine zweite, bei der nur eine solche über den Julier gemeint sein kann. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die über den Julier der Zeit nach früher entstand, während über den Zeitpunkt der Anlage der Splügenstraße sich bislang keine Gewißheit hat gewinnen lassen, um so mehr als hier wie ebenso auf allen anderen Römerstraßen Bündens römische Meilensteine fehlen, in gleicher Weise aber auch entlang der Splügenstraße keine vorgeschichtlichen Funde und auch Funde römischer Münzen nur in ganz geringer Zahl gemacht worden sind. Allerdings sind auf dem Splügen auch bis heute noch am meisten in den ganzen Alpen lokale Forschungen und Grabungen gänzlich ausgeblieben, trotzdem diese doch durchaus nicht aussichtslos erscheinen, wenn wir berücksichtigen, daß wir gerade auf der Splügenhöhe die Stelle einer alten Römerstation tatsächlich ganz sicher wiederfinden können, weil in den römischen Itinerarien eine solche mit dem Namen cuneus aureus benannt wird und auch wirklich eine Stelle an der Paßhöhe, beim Bergwirtshaus Cardinell lange Zeit noch bei den Anwohnern cuneo d'oro hieß [18]).

Die auf der eigentlichen Splügenlinie genannten Römerstationen sind nächst Clavenna: Tarvessede, jenes Cuneus aureus, Lapidaria und Chur. Wenn das heutige Madesimo das alte Tarvessede — d. h. die Stelle, wo man die Tiere vor den Wagen spannen darf [19]) — ist, so paßt dies jedenfalls sehr gut zu den lokalen Verhältnissen; denn von hier aus beginnt in südlicher Richtung tatsächlich die bequeme Fahrbahn, von wo an in den damaligen Zeiten das Fahren möglich wurde. Schon von Madesimo aus nördlich ist die Römerstraße höher als die späteren Linien gelaufen, und auf dem Nordabhang von Sufers bis Rhazüns tritt sie dann in jene bekannte Höhenführung ein, die den Flußlauf, der sonst die

Leitlinie einer Hochgebirgsstraße zu bilden pflegt, vollständig ignoriert und sich selbständig über die Höhen, zuletzt über den Heinzenberg nach dem Vorderrheintal den Weg schuf. Auf dieser Strecke sind bei Urmein und Portein Römermünzen gefunden worden, und wird in Seissa die Station Lapidaria gesucht.

Eine Staatsstraße ersten Ranges, auf der sich langandauernder Verkehr aller Art bewegt hat, mag diese Römerstraße jedoch überhaupt niemals gewesen sein; für diese Annahme spricht die geringe Sorgfalt des Baues, mehr aber noch der Umstand, daß sich in der Umgebung der Splügenstraße nirgends Ortsnamen von ausgesprochen lateinischer Sprachbildung finden lassen, die somit eine stärkere römische Besiedelung bekunden könnten. Wenn man aber lediglich in Erwägung zieht, daß eben durch den Bau einer Straße über den Splügen auch damals eine militärische Verbindungslinie, wie sie kürzer und zielgerechter anderswo nicht zu erreichen war, zwischen Mailand und dem Bodensee, also zwischen der militärischen Zentrale Oberitaliens in der späteren Kaiserzeit und der alten Augusteischen Rheinfront geschaffen wurde, wird der Schluß gerechtfertigt sein, daß auch die Römer bei diesem Straßenbau keinen anderen Zweck im Auge hatten, als den Saumweg in eine für Militärtransporte praktikable Bahn zu verwandeln. Der Ausbau der Splügenstraße wird daher in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Ch. zu setzen sein, als damals gegenüber den andringenden Alemannen die römischen Streitkräfte südlich des Oberrheins und des Bodensees aus dem Nordausgang der rätischen Übergangslinien herausdeployieren mußten.

Vor den beiden anderen bündner Pässen, die für die Römerzeit in Frage kommen, liegt als südliches Eintrittsland das heutige Val Bregaglia oder das Bergell, die zum Gebiet von Comum gehörige und von Clavenna nach dem Maloja sich hinziehende Bregallia der Römer. Auch im römischen Altertum war dieses Gebiet in ethnographischer Hinsicht nicht südlicher sondern alpiner Boden, insofern dessen Bewohner, die Bergalli, zu den Rätern und nicht zu den Kelten gehört haben müssen. Diese Zugehörigkeit ergibt sich aus den rätisch klingenden Ortsnamen im Bergell (Plurs bei Chiavenna, Vicosoprano=Vespran, Cassacia=Cassätsch), nicht minder aber auch daraus, daß sich gerade hier reformierte Gemeinden italienischer Zunge finden. Wahrscheinlich saßen jene Bergalli auch noch weiter östlich nach dem Bernina zu, wenigstens heißt noch heute eine Alpe am Bernina-Paß Bregaglia. Es ist nicht unwichtig, daß die Römer gerade dieses Stück Bergland trotz seines anders gearteten Volkstumes bei ihrer politischen Einteilung von Anfang an zu Italien und nicht zu Rätien schlugen, allein deshalb, weil sie mit ihm den Schlüssel zu den nördlich herüberführenden Pässen in erster Hand in Besitz behielten. Da, wo heute das Schloß Castelmur steht und noch der Ort Porta die Erinnerung hieran bewahrt, öffnete sich zur Römerzeit die Porta Bregalliae, der eigentliche Eingang zum Südland. Sobald in Norditalien eine kräftige staatsbildende Macht herrscht, wird diese auch stets sich gerade des Besitzes von jenem Gebiet zu versichern suchen müssen, und so hat

das heutige Königreich Italien daher auch keinem anderen als dem scharfblickenden und durchgreifenden Napoleon I. den Besitz des Bergell zu verdanken.

Noch heute stehen auf dem Julier die zwei alten Römersäulen, ein volkstümliches Zeichen, daß einst der Weg über diesen Paß als Römerstraße diente. Besser freilich als durch jene Steine wird diese Tatsache durch die Münzfunde entlang der Julierstraße bewiesen, die von Augustus bis Konstantius († 361 n. Ch.) reichen. Wenn man diese reiche Ausbeute hier aber weiterhin dem spärlichen Vorkommen solcher Funde an der Splügen- und an der Septimer-Straße gegenüberstellt, so muß uns der Julier ohne weiteres als der eigentlich bevorzugte Römerweg unter den bündner Pässen erscheinen, der die ganze Kaiserzeit hindurch unausgesetzt die Hauptstraße für den durch dieses Land ziehenden Verkehr gewesen ist. Nicht bloß vor dem Septimer wurde ihm der Vorzug gegeben, wie wir oben gesehen haben, sondern ebenso auch vor dem Splügen; denn obgleich der Weg von Chiavenna nach Chur über den Julier reichlich um ein Fünftel länger ist als derjenige über den Splügen, auch die Paßhöhe des Julier selbst höher als die des Splügen ist, und die Reise über jenen Paß noch dazu den An- und Abstieg über den Maloja und durch das Oberhalbstein erforderlich macht, blieb die Straße über den Julier trotzdem der ausgesprochene Römerweg des westlichen Rätiens wegen der Zuverlässigkeit ihrer Benutzung, da sie vor Lawinen ganz geschützt ist und auffallend lange schneefrei bleibt. Es ist daher auch nicht recht einleuchtend, den Namen dieses Passes von dem keltischen Gotte Jul abzuleiten und so hier mitten in alträtisches Gebiet keltische Spuren zu pflanzen. Trotzdem würde dann aber noch zu entscheiden sein, ob dieser Namensklang besser in jener bekannten spezifisch rätischen Familie von Ortsnamen[8]) oder in denjenigen alpinen Ortsnamen, die von den römischen Juliern herrühren, unterzubringen ist[14]).

Die archäologischen Funde entlang der eigentlichen Paßlinie des Julier geben eine willkommene Ergänzung zu den Itinerarien, die uns hier lediglich durch die Nennung des Namens Tinnetio=Tinzen die sichere Kunde davon übermitteln, daß hier eben nur eine Römerstraße gegangen sein kann, deren Lauf daher ohne jene Münzfunde zunächst ebensogut über den Septimer wie über den Julier möglich gewesen wäre. Ja, es ist noch ein anderer Umstand vorhanden, der hier bei der Rekonstruktion dieser alten Römerlinien zur Vorsicht mahnen könnte. Denn da, wo sich am Nordabhang dieser beiden Pässe die Straße mit dem einen Zweig nach dem Julier, mit dem anderen aber nach dem Septimer gabelt, liegt der Ort Bivio (Bivium), unzweifelhaft ein römischer Name, der das alte Straßenbild insofern wiederspiegelt, als von diesem Orte aus einst zwei Straßen nach Süden abgegangen sein müssen. Würden jedoch die Itinerarien nicht gebieterisch nur eine Straße hier zulassen, wären Römerreste nicht lediglich auf dem Julier zu finden, während solche auf dem Septimer ganz fehlen, und wäre nicht auch sonst erst der mittelalterliche Ursprung des Septimers als

wirklicher bedeutender Verkehrsstraße wissenschaftlich nachgewiesen[20]), so würde also um dieser einen Tatsache willen der Septimer mit dem Julier als Römerstraße in Konkurrenz treten können. Eine Erklärung zu diesem allen läßt sich jedoch schließlich in der Annahme finden, daß man die Existenz des Septimerwegs freilich nur als untergeordneter Verbindung auch schon zu Römerzeiten zugibt. Man ist dann auch nicht genötigt, den Ursprung des zweifellos gut römisch klingenden Namens des Septimers selbst irgendwo anders herzuholen, zumal da dieser Name sich wie von selbst in die vielen anderen auf Zahlenbezeichnungen zurückgehenden römischen Namen einreihen läßt, die gerade in den Alpen so häufig vorkommen und ihre ganz natürliche Erklärung darin finden, daß in einem Durchzugsland, wie es die Alpen für die römische Verwaltung stets in erster Linie geblieben sind, die Entfernungsbezeichnungen so besonders wichtig waren. Wahrscheinlich hat dieser siebente Meilenstein, an dem der nach demselben bezeichnete Nebenweg nördlich von der Hauptstraße abging, bei Casaccia gestanden[21]).

Wahrscheinlich ist, daß die Julierstraße dann, um weiter nördlich nach Chur zu gelangen, von Tiefenkasten den Weg über die Lenzer Haide einschlug; schon die Namen Tiefenkasten und besonders Straßberg (bei Churwalden) deuten heute noch auf diesen alten Straßenzug. Chur selbst aber bewahrt schon in seinem Namen nicht bloß die Erinnerung an seine Römergründung, sondern noch dazu, daß es zeitenweise Hauptquartier der römischen Imperatoren gewesen sein muß. Als Römerort entstand es zugleich mit der Besitznahme des Landes durch dieses Volk, und es blieb unausgesetzt der Sitz der Präsides dieses innerrätischen Regierungsbezirkes, deren eigentlicher Wohnort das Kastell, der heutige Bischofshof, war. Wenn irgendwo in den Bergen, so kann an dieser Stelle selbst die strengste Kritik der Phantasie gestatten, sich hier dem römischen Altertum nahe zu glauben. Noch heute hat das Churer-Kastell, zu dem auch damals schon als Krongut die Alpen im Schanfigg gehörten, in seinem Grundriß und alten Türmen viel Altrömisches bewahrt. Chur selbst aber ist sich in seiner Größe und Bedeutung alle Jahrhunderte hindurch fast ganz gleich geblieben, und während des Altertums mag es hier nur zu der Zeit der Alemannenkriege besonders lebhaft zugegangen sein. Vieles andere, und nicht zum Mindesten die Tatsache, daß die Mehrzahl der auf dem Julier gefundenen Münzen aus dem dritten Jahrhundert n. Ch. stammt, weist darauf hin, daß die bündner Pässe gerade damals für den römischen Verkehr besonders wichtig gewesen sein müssen.

Von Chur nördlich laufen nun alle Straßen, vom Lukmanier bis zur Albula zu einem Strang vereinigt, in gestreckter Rinne zum Bodensee herab. Sicher ist, daß der römische Hauptstraßenzug hier auf dem rechten Rheinufer lief; denn an diesem Ufer finden sich nicht nur die auf die alten Straßen hinweisenden Ortsnamen Altenstadt bei Rankweil und weiter nördlich Straß und Götzis[22]), sondern auch die alten Stationen der Itinerarien selbst, Maggia und Clunia,

schauen hier noch in Ruinen hervor. In Schaan, dem alten Maggia, auf der Mitte des Weges zwischen Chur und Bregenz, wo das breite Rheintal sich nach Süden zu zur Talstraße verengt, ist die viereckige Befestigung mit ihren zwölf Fuß dicken Mauern und den acht Türmen bloßgelgt worden, während die Station Clunia in Brederis bei Rankweil, wo gleichfalls eine römische Niederlassung ausgegraben wurde, gesucht wird. Es ist aber auch wahrscheinlich, daß von Ragatz aus, wo die von Süden kommende Verbindung über den Walensee nach Turicum (Zürich) und Vindonissa westlich abzweigte, schon zur Römerzeit auch noch eine zweite Straße nach dem Bodensee am westlichen Rheinufer entlang bestanden hat. Jedenfalls deuten die auch auf dieser Rheinseite sich findenden Ortsnamen wie Altenhof bei Buchs, Sax, Lienz, Oberried, Monthgen (ursprünglich Montiggl) und Altstädten auf römische Bewohnung hin, während derartig geformte Namen südlich Ragatz in der Calanda ganz fehlen. Am Bodensee selbst war naturgemäß das dem Austritte dieser von Süden kommenden Verbindungen dicht vorliegende Gestade von Brigantium, der bevorzugte Punkt römischer Ansiedelung. Der ursprüngliche Sitz römischer Befestigung in Bregenz war die dortige Oberstadt, und das Ortsbild ähnelt hier derart demjenigen am Churer Kastell, daß man fast annehmen könnte, die Festsetzung wäre an beiden Orten von ein und demselben Befehlshaber angeordnet worden. Die bürgerliche Niederlassung der Römer in Brigantium stieg dagegen später nach dem Ölrain auf der Rheinebene hinab.

Wenn wir von der Nordsüdlinie Comum, Paßhöhe des Julier und Bregenz aus weiter nach Osten gehen, betreten wir ein Gebiet, über das alle römische Verkehrsgeschichte schweigt. Es ist dies das südlich von den Bergamasker-Alpen, Adamello und Brenta, nördlich von den Allgäuer und Lechtaler Alpen begrenzte, und östlich bis zu der oberen Etsch und dem Innlauf zwischen Finstermünz und Landeck sich erstreckende, einem Viereck gleichende Gebirgsstück, das, abgesehen von der problematischen Linie über den Arlberg, während der Römerzeit kein Straßenzug, auch kein solcher zweiter Ordnung, durchzogen haben kann. Hier befinden wir uns recht eigentlich inmitten des geschlossenen Kernes des rätischen Volkes. In dieser Gegend hat das Volk der Räter, wohl der römischen Herrschaft unterworfen und mit ihrer Sprache überzogen, aber sonst wenig von äußeren Einflüssen berührt, am ungestörtesten das Altertum durchdauert; denn weder durchgehende Verkehrsbeziehungen noch wirtschaftliche Reizmittel konnten hier die Herren des Gebirges dazu verlocken, jene hohen, eintönigen Gebiete zu erschließen. Von allen den Straßenlinien, die seit dem Mittelalter der Reihe nach sich aus diesen Gebirgszügen herausgehoben haben, die über den Tonal, über das Wormser Joch, über die Albula, Flüela und über den Ofen-Paß, finden wir zur Römerzeit nicht die geringsten Andeutungen, und nur bis an den südlichen Rand dieses Gebietes ist von Mediolanum aus, analog wie nach Nordwesten in das Tal des Toce, auch hier nach Nordosten hin, in die

Bergamasker Alpen und in das Veltlin, römisches Wesen eingedrungen. Wir wissen dies aus den Römerresten von Cividate, Rogno und Clusone im Bergamasker Gebiet, besser aber noch aus dem heutigen Völkerbild, das gerade auf dieser Strecke des südlichen Abhanges der Alpen ganz echtes Italienertum zeigt.

Nur der in dem nördlichen Teile dieses Gebietes gelegene Übergang über den Arlberg erfordert auch für die Römerzeit eine Klarstellung seines Wesens. Die Arlberglinie wurzelt in ihren südlichen Zugängen in der den Paß des Reschenscheideck übersetzenden Straße, und diese wieder in dem südlichen Teile der Brennerlinie, so daß wir hiermit auch schon für die Römerzeit in das große System der Straßen des östlichen Rätiens eintreten. Die Straße über das Reschenscheideck läuft von Süd nach Nord zunächst im Tal der Etsch bis Meran stets im Gleise von nach dem Brennerübergang zuführenden Linien, und erst von Teriolis aus macht sie sich selbständig, um weiter durch das Vintschgau die Etsch bis zur Quelle aufwärts, und dann das Inntal hinab nach Landeck zu gelangen, um hier sich zu überlegen, welche Fortsetzung sie nun sich am besten zu wählen habe.

Daß durch das Vintschgau eine schon in der ersten römischen Kaiserzeit angelegte regelrechte Staatsstraße geführt hat, bezeugt ein Meilenstein, der im Vintschgau bei Rabland gefunden wurde und zu dem weiterhin als Seitenstück noch ein zweiter bei Feltre gefundener Meilenstein mit gleicher Inschrift tritt. Der Wortlaut dieser Steine (corpus inscriptionum latinarum V Nr. 8002 und 3) ist klar und deutlich: „Der Kaiser Klaudius hat die via claudia Augusta, die sein Vater Drusus schon gelegentlich der von ihm ausgeführten Eroberung der Alpenländer gebahnt hatte, ausgebaut vom Po aus (so steht auf der Rablander Meilensäule, während auf der von Feltre „von Altinum aus“ steht) bis nach der Donau“. In diesen Inschriften liegen ebenso viele Offenbarungen wie Rätsel. Auffallen muß bei diesen Zeugnissen, daß sie präziser, eindringlicher und übereinstimmender als irgendwelche andere Meilensteine in den Alpen diesen Straßenbau verkünden, auffallen die weite Spanne des Weges, von der sie reden und ebenso gegen die Gepflogenheit das Fehlen der Angabe eines genauen Zielpunktes im Norden, auffallen aber ganz besonders die Wahl der Ausgangsbasis im Vergleich zu dem Zielpunkt; denn bei der Straßenführung, wie sie durch die Fundorte jener beiden Meilensteine konstatiert ist, wird ja nicht eine Nord-Süd-Linie, sondern eine das ganze Alpengebiet durchquerende, von Südost nach Nordwest laufende Diagonallinie fertig. Da nun allerdings von Landeck aus nördlich gerechnet alle und jegliche Funde, die eine direkte Fortsetzung dieser Staatsstraße auch nur wahrscheinlich machen, fehlen, und außerdem auch diese ganze Route auf den Itinerarien überhaupt nicht erscheint, so liegt der Schluß natürlich sofort auf der Hand, daß dieser Bau von Landeck aus nördlich, so wie ihn wenigstens die Meilensteine verkünden, falsch projektiert war und deshalb überhaupt unvollendet blieb.

Aber damit ist das, was diese Steine reden, noch durchaus nicht erschöpft; denn sie werfen trotz alledem ein helles Licht auf die ganze damalige Verkehrskonstellation. Nicht von Süden, von Verona, sondern von Südosten, von Altinum aus, und nicht über den Brenner, sondern über den Reschenscheideck wird jene Straße gelegt, und der Ton der Inschriften läßt keinen Zweifel, daß dieses Straßenprojekt zunächst wohl durchdacht gewesen ist und seine ganze Ausführung als eine Großtat gelten sollte. Damals war eben das venetianische Tiefland mit einem Schlage ein wichtiges, handelsmächtiges Land geworden, und daher pendelten auch nach dorthin, wo dieses lag, alle die Verkehrsstraßen, die jetzt neu in Aufnahme kamen, während andererseits dem Verkehr nach Norden, nach der Donau, am Anfang der Kaiserzeit in der Hauptsache noch nicht das Ziel über den Brenner nach dem heutigen Bayern zu innewohnte, sondern dieser vielmehr nach denjenigen Strichen nördlich hinauf strebte, wo die römische Organisation am eifrigsten bei der Arbeit war, nach Augsburg und nach der Gegend des Bodensees. Die Erscheinung aber, daß jene beiden Gebiete, Venetien und das südliche Schwaben, sich im Verkehr gegenseitig suchen, findet sich auch weiter noch im Lauf der Geschichte und natürlicherweise dann, wenn gerade diese beiden Gebiete politisch und wirtschaftlich in Blüte gestanden haben. Nichts aber beweist mehr die Vollendung der römischen Staatskunst als daß diese damals auch sofort das vorliegende Bedürfnis erkannte und ihm kräftig entgegenkam. Die Straßenlegung des Drusus wird auf den Inschriften der Steine zunächst als grundlegend genannt, und es ist hier wohl an den rätischen Feldzug selbst zu denken, in dessen Verlauf jener mit seinem Heere vom Vintschgau aus nach dem Bodensee durchstieß, während Klaudius dann diese militärisch möglich gewordene Linie durch eine Straße festzufügen suchte. In den ersten Zeiten, in denen es hier geschichtlich hell wird, scheint überhaupt für die von Süden kommenden Römer die Richtung über das Reschenscheideck beachtenswerter als diejenige nach dem Brenner hin gewesen zu sein; denn nach jener zu lag vor allem das alte Maja (Meran), ein Vorort der Räter, und besonders anfangs während der Zeiten ihrer passiven Verteidigung mögen die Römer ebenso sehr von hier wie vom Eisaktal aus der Feinde gewärtig gewesen sein. Auch die Dispositionen des Katulus beim Empfang der Cimbern zogen in gleicher Weise die Anmarschlinie der Feinde von Meran wie vom Brenner selbst her in Rechnung. Als dann aber bei dem Straßenbau des Klaudius die Wahl der römischen Ingenieure tatsächlich auf das Reschenscheideck fiel, mögen weiterhin als lokale Gründe dabei mitgewirkt haben, daß der Reschenpaß leichter passierbar war und die dort ansässige Bevölkerung gründlicher befriedet gewesen sein mag als diejenige im Brennergebiet.

So begleiten uns denn auch auf dem ganzen Wege das Vintschgau entlang klare und unklare Spuren davon, daß dieses während der Römerzeit ein bewohntes Gebiet gewesen ist. Auf die Töll—Teleonum, die Eingangspforte der Römer bei Meran folgt die Fundstätte bei Rabland, dann die Station Nocturnum,

das heutige Naturns. Im Mittelpunkt liegt dann Schlanders, wo noch im fünften Jahrhundert nach Ch. sich der Heilige Severin niederzulassen für gut befand, und unweit von diesem Ort ward bei Laas gleichfalls einst ein römischer Meilenstein, der aber wieder verloren ging, aufgefunden. Besonders läuft aber durch das ganze Vintschgau bis Mals eine ununterbrochene Reihe von Fundstätten von Römermünzen. Das neben Mals liegende Glurns soll von gloria abgeleitet sein, auch macht sein Grundriß einigermaßen römischen Eindruck; doch müssen hier bessere Zeugnisse abgewartet werden, um auch den Ursprung dieses Ortes auf die Römer zurückführen zu können. Von Mals nördlich beginnt nun allerdings der für diese Straßenführung sichere Boden zunächst einigermaßen zu wanken. Im weiteren Verlaufe haben wir zwar noch Münzfunde bei Nauders, Serfaus und Ried, auch ein Fund römischer Waffen bei Ladis ist wahrscheinlich, und die Ortsnamen selbst wie Nauders (Oenotrium) Pfunds, Serfaus und Obladis machen ganz den Eindruck, als habe sie die römische Sprachbildung in den Händen gehabt; aber alle diese Anzeichen würden doch die Vermutung, eine Römerstraße sei hier hindurch bis Landeck gelaufen, nicht derart stützen können, wie die Funde bei Landeck selbst, die dort eine römische Ansiedelung sicherstellen.

Hier liegen die Orte Perfus (per flumen), Perjen (per Oenum) und Lötz. Der bei Perjen gelegene, recht bezeichnend benannte Götzenacker hat dort eine reiche Ausbeute römischer Kleinfunde und nicht zum mindesten von Münzen ergeben, die beachtenswerter Weise zumeist aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Ch. stammen. Läßt man ferner die in der Nähe liegende, heute noch in instruktiven Resten vorhandene, vom Austritt des schluchtartigen Loetztales direkt nach dem Nordufer des reißenden Inn laufende Grenzmauer als römisch gelten, so ergibt sich durch dieses dann tatsächlich eine Situation, nach der hier unter Benutzung der nördlichen Bergwälle und des Innstromes eine vollständige Abschließung des Punktes Landeck gegen Nord und Ost nach Art des beliebten römischen Absperrungssystems erreicht worden wäre. Dieses Befestigungswerk könnte jedoch auch erst später, als die Grenzen von den Germanen durchbrochen wurden, in das Werk gesetzt worden sein; es ist aber ebensogut möglich, daß die Römer bei der Klaudinischen Organisation zunächst hier Halt machten, um schließlich die ursprünglich über den Arlberg beabsichtigte Straße nunmehr am südlichen Innufer entlang über den Fernpaß oder die Scharnitz nach der Ebene nördlich der Alpen hinüberzuleiten.

Hier bleibt aber trotzdem noch die Frage offen, in wie weit sich in der Richtung, die Drusus einschlug und die auch Klaudius ursprünglich zu nehmen beabsichtigt haben mag, also über die Vorarlberger Übergänge nach Brigantium hinüber, ein von den Römern benutzter Straßenzug nachweisen läßt. Auch hier hat zweifellos im Laufe der römischen Jahrhunderte ein Lokalverkehr stattgefunden, und es liegt zunächet nahe, für diesen zuerst an den Arlberg zu denken. Doch ist auch hier Vorsicht am Platze. Denn nicht der geringste Römerfund ist

zwischen der Trisanna-Mündung und Bludenz gemacht worden, und auch die rätischen Ortsnamen sind hier viel weniger zahlreich als die nachfolgenden deutschen. Im Gegensatz hierzu weisen aber gerade für die ältesten Zeiten die Anzeichen merkwürdigerweise mehr auf einen Verkehr durch das Paznaun nach dem Montafon hinüber. Hier findet sich eine Fülle rätischer Namen, die diese Täler schon in den ältesten Zeiten als gut bewohnt erscheinen lassen, im Besonderen aber im Montafon die für einen alten Straßenzug symptomatischen Ortsnamen Kreuzgaß und an dem Punkte, wo die Iller in das Haupttal bei Bludenz hinaustritt, Stallär, nicht minder auch haftet einwärts im Tale an dem Orte Lorünz die bei dem Fehlen aller anderen alten Nachrichten nicht zu unterschätzende Kunde, daß hier eine Stadt untergegangen sein soll.

Der Brenner ist vom Westen der Alpen aus gerechnet der letzte, von Osten aus gerechnet der erste Alpenübergang, der, um über das ganze Gebirge zu kommen, nur den An- und Abstieg über einen einzigen Kamm nötig macht. Muß ihm dies schon gegenüber allen östlich von ihm gelegenen Übergängen besondere Wichtigkeit verleihen, so treten weiterhin noch verschiedene andere günstige Umstände, wie gute Wegbarkeit, geringe Höhe, bequeme Witterungsverhältnisse auf der Paßhöhe selbst hinzu, um den Verkehr über den Brenner zu erleichtern. Dasjenige aber, was den Brenner vor allen anderen Alpenübergängen auszeichnet, ist, daß die eigentliche Brennerstraße d. h. die Linie Sterzing—Innsbruck sozusagen das Herz eines weitverzweigten Verbindungsnetzes von Gebirgsstraßen bildet, die sämtlich von Nord oder Süd, West oder Ost in dieses einmünden. Zunächst laufen vom italienischen Tiefland, von der Strecke von Brescia bis Venedig aus, alle Verbindungslinien energisch nach der Brennerstraße zusammen. Die Straße durch Juidicarien im Tale des Chiese, die Linie des Gardasees und der Sarka und östlich diejenige aus dem Val Sugana sammeln sich sämtlich in Trient; bei Franzensfeste mündet dann von Osten die Straße durch das Pustertal, nachdem sie vorher noch die Ampezzaner Straße in sich aufgenommen hat und bei Sterzing die von Meran kommende Jaufenlinie. Ebenso laufen dann aber auch in Innsbruck wiederum nicht nur die Straße vom Arlberg, sondern auch sämtliche von der ganzen nördlichen Alpenfront von Füssen bis Traunstein nach Süden zielende Verbindungen zusammen. So übt die eigentliche Brennerlinie gewissermaßen eine Herrschaft über das Verkehrsleben weiter Gebiete aus, und beruht hierauf auch die unverwüstliche Kraft, die gerade das Leben auf der Brennerstraße durch alle Zeiten bewährt hat. Der Gotthard ist erst seit sechshundert Jahren in Gebrauch und selbst der altberühmte Sankt Bernhard im modernsten Sinne nur ein Übergang zweiter Ordnung, während die Brennerlinie dagegen seit dem römischen Altertum bis heute stets eine Verkehrslinie erster Ordnung geblieben ist.

Allein für die erste römische Kaiserzeit trifft diese Erscheinung nicht ganz zu. Daß der Brenner, so weit wir zurückblicken können, stets ein mehr oder

weniger in Gebrauch befindlicher Übergang gewesen sein muß, erscheint fast überflüssig zu sagen; aber eine römische Verbindungsstraße ersten Ranges wurde er doch erst am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Ch., während schon Jahrhunderte vorher andere Übergänge in seiner Nachbarschaft, die später in ihrer Wichtigkeit zurückgingen, wie die Reschen-Straße und die Linie über den Pontebba-Paß, mit Straßen von Staatswegen überzogen worden waren. Der Grund hierfür ist jedoch ganz einleuchtend; denn bis zu dieser Zeit fehlte eben die Voraussetzung für die Wichtigkeit der Brennerlinie im weiteren Sinne, die in der Ermöglichung einer kurzen Verbindung zwischen dem Süden und dem Norden der Alpen beruht. Während der ersten zwei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war das heutige Oberbayern wohl römische Provinz, aber im Vergleich zu Norikum und Pannonien, wo sich das römische bürgerliche Leben zahlreich niederließ, und noch mehr im Vergleich zu dem Oberrhein, an dem wiederum der militärische Schwerpunkt lag, blieb Vindelicien zunächst ein weniger wichtiges Land und für den Handel nur ein Absatzgebiet zweiter Ordnung. Auch für den Verkehr nach Augsburg mögen anfangs die bündner Pässe genügt und somit die römische Verwaltung hier zunächst keine Veranlassung gehabt haben, bei der Öffnung der zum Brennersystem gehörigen Verbindungen mitzuhelfen.

Aus diesem Grunde finden wir auf der Strecke von Verona über Bozen nach Regensburg anfangs nur eine allmähliche, etappenweise Eröffnung der Verkehrslinien, bis diese schließlich auch hier, als sich die militärische Konstellation in der späteren Zeit vollständig verändert hatte, von Staatswegen in einen festen Rahmen gefaßt werden mußten. Als die Römer zu Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Ch. hier in das italienische Vorland der Brennerstraße eintraten, saßen von Brixia aus nach Osten in der Ebene, aber auch noch bis in das Gebirge selbst hinein als geschlossener Stamm die keltischen Cenomanen, die deshalb auch als die Gründer der Städte Verona und Brixia genannt werden. Es ist anzunehmen, daß diese Kelten sich der nördlich von ihnen wohnenden Räter erfolgreicher als es z. B. nördlich des Komer-Sees der Fall gewesen ist, zu erwehren imstande gewesen sind; denn wir finden, daß auch ihre Erben, die Römer, sich dann hier um Verona und den Garda-See herum besonders rasch heimisch gefühlt haben. Schon den römischen Dichtern Katull und Virgil waren diese Striche ein ganz wohlbekanntes Land, und das Aufblühen des östlich gelegenen venetianischen Tieflandes mag weiterhin das übrige dazu getan haben, so daß wir nicht viel später, wie es auch in der Kreiseinteilung des Augustus seinen Ausdruck findet, auch im heutigen Trentino einem mit aller römischen Kultur überzogenen Landstrich begegnen. Am Garda-See sind Sermione, Toscolano und Maderno alte Römerpunkte und wie in den späteren Zeiten so wurden auch schon damals durch die Ufer des Sees zwei verschiedene politische Bezirke, die Stadtgebiete von Brixia und Verona, westlich und östlich voneinander geschieden, und ebenso wie bei Beginn des Mittelalters das lombardische

Volkstum, so nahm auch damals schon das Römertum von Süden her über den verkehrsfreundlichen Spiegel des Sees denselben Weg hinauf nach Riva, Arco und Nago, und bis tief nach Juidicarien (Bad Comano) hinein.

In jene Zeit fällt auch die Entwickelung Veronas als Hauptortes der umliegenden Landschaft, wenn auch keineswegs schon als südlicher Basis der Brennerstraße. Nicht nur die Straße aus dem Gebirge sondern vor allem diejenigen von Brixia, Cremona, Mantua, Hostilia und Vicetia liefen in Verona zusammen, in dessen Umgebung das erste römische Kaiserhaus begütert war. Das augenfälligste Zeichen der Blüte dieser Römerstadt ist ihr Amphitheater, dessen Umfang so gewaltig ist, daß die Bevölkerung jenes Striches in der römischen Kaiserzeit mindestens ebenso zahlreich wie in der Jetztzeit gewesen sein muß. Diejenigen Eigenschaften Veronas dagegen, die sich später in seiner Geschichte viel eindringlicher geltend machen, nämlich die, als Bollwerk des Südlandes gegen nördliche und östliche Feinde zu dienen, treten bei dieser Stadt erst im Verlauf des dritten Jahrhunderts nach Ch. in die Erscheinung; von jener Zeit an hat dann die Stadt diejenige Bestimmung überkommen, die sie auch heute wieder im jungen Königreich Italien besitzt.

Die Stellen der Römerfunde auf der ganzen Linie der Etschfurche von Verona bis nördlich nach Trient sind so zahlreich, daß sie die römische Ansicht, nach der dieses Land heimatlicher italienischer Boden war, vollkommen berechtigt erscheinen lassen. Besonders Roveredo muß hier belebt gewesen sein. Nördlich von Trient zeigen sich die Funde dann aber nicht mehr in dem gleichen reichen Maße, eine Erscheinung, die auch ganz der damaligen Sachlage entspricht; denn erst Trient, die letzte wirkliche Stadt, die dem Römer auf einer Reise nach Norden bis Augusta wieder begegnete, war nach der kraftvollen römischen Auffassung das nördlichste Bollwerk Italiens gegen das Gebirge und wurde daher auch von Anfang an durchaus als Festung behandelt. Schon die Römer haben die beiden dominierenden Punkte der Stadtumgebung Trients, östlich der Etsch die heutige Cidatelle und westlich den Dos Trento, regelrecht befestigt gehabt. Wie in den alten Städten Italiens hat dann auch hier das nie aussetzende Leben Schicht um Schicht den Boden der Stadt erhöht; denn Trient ist ein Ort, der sich stets als besonders widerstandsfähig gegen den Wechsel der Zeiten bewiesen hat, weil ihm die auf seiner natürlichen Lage beruhende Wichtigkeit durch nichts genommen werden kann.

Hier laufen zunächst östlich die Straße aus dem Val Sugana und westlich die von Juidicarien in dem Etschtal zusammen, besonders aber münden auch dicht nördlich Trients nicht nur die weitverzweigten Talsysteme des Nons- und Sulzberges sondern auch gegenüber das lange Avisiotal in das Haupttal ein. In diesen Landschaften, die nur von Trient aus bequem zugänglich sind, hat jene Stadt daher stets ein weites und unbedingt sicheres Hinterland besessen, das ihr von keiner Seite her erfolgreich streitig gemacht werden konnte. Von allen

diesen Zugangslinien war aber damals, und besonders in den ersten Zeiten, das Suganatal, die bei weitem wichtigste, wichtiger sogar als selbst die Etschstraße zwischen Verona und Trient, weil jene den Verkehr aus dem reichen Venetien auf dem kürzesten Wege in die Berge hineinzuleiten vermochte. Deshalb wurde auch die erste große römische Staatsstraße nach Norden durch dieses Tal gelegt und das Suganatal gehörte damals der ganzen Verkehrskonstellation nach somit noch viel entschiedener zum Süden als in den späteren Zeiten. Der Eintritt in dasselbe geschah zu Römerzeiten südlich allein vom Tal der Piave aus über Feltre, und von dort aus erfolgte daher auch die Erschließung der kleinen Seitentäler der Brenta. Der Ortsnamen Primör im Cismonetal mag wohl hier tatsächlich von Norden aus gesehen den äußersten Römerposten bezeichnet haben. Charakteristisch für die Art der Römer ist es aber besonders, daß man im langen Avisiotal, so nahe es auch der römischen Kultur lag, abgesehen von einigen Münzfunden von römischen Spuren nicht das Geringste entdecken kann. Die nur von Trient aus zugängliche langgestreckte Furche dieses Tales, das sich ohne irgendwelchen bequemen Übergang in den abgelegenen Hochalpen verliert, konnte bei der Armut ihres Bodens auf die Römer durchaus nicht einladend wirken, während ganz im Gegensatz hierzu die westlich gegenüberliegenden Gebiete des Nons- und Sulzberges zu diesen Zeiten ganz besonders belebt und kultiviert gewesen sein müssen.

Wir betreten hier ein Gebiet, das damals hinsichtlich seiner Kultur im Vergleich zu den anderen benachbarten Alpengebieten ein ganz besonderes Gesicht zeigt. Mag auch die wohnlichere Sohle dieser Täler, die Nähe Trients, der gute Zugang des Nons- und Sulzberges von dort aus und die durch das Mendelgebirge bis zum Gangkofel und den östlichen Flügel der Ortler-Alpen nach Norden geschützte Lage dieser Gebiete mit in Rechnung gezogen werden, so liefert dieses alles doch immerhin noch keine genügende Erklärung dafür, weshalb sich gerade hier während der Römerherrschaft, im Gegensatz zu den späteren Zeiten, ein solch' auffallend entwickeltes Leben gezeigt hat. Noch im vierten Jahrhundert ist hier das Gebirgsland weit und breit bewohnt und von Kastellen übersät. Nicht nur die Funde des Altertums sind von Trient bis nördlich nach Fondo und westlich fast bis zur Höhe des Tonal fast ebenso zahlreich wie auf der Strecke Verona-Trient, sondern auch die Straßenzüge, die sich der Verkehr hier von selbst geschaffen hat, heben sich aus diesen einzelnen Fundstellen noch ganz deutlich heraus. Von der Rocchetta, der römischen Straßensperre abgehend, lief im Altertum die Verbindung auf dem rechten Ufer des Noce über Denno und Flavon nach dem Hauptort Cles, dem alten Anaunia, um dann von hier in der Rinne der heutigen Straße nach Ossano und ebenso nördlich nach Fondo zu ziehen. Die Ortsnamen haben in diesen Gebieten aber sämtlich ein derartig eigenartiges Gepräge, daß hier für das Altertum ein besonders gearteter Völkerbodensatz vorausgesetzt werden muß. Ziehen wir nun für die Erklärung desselben

die Verehrung des Saturnus, des alten rätischen Hauptgottes in Rechnung, die gerade in diesem Gebiet der alten Anaunier besonders zu Hause war, so müssen wir den Volksstamm, der hier ursprünglich wohnte, zunächst als einen Teil der alten Räter ansprechen. Diese Anaunier mögen jedoch, nördlich von der Hauptmasse der Räter getrennt, schon von altersher sich einigermaßen in anderer Weise, besonders aber vielseitiger als ihre Stammesgenossen entwickelt und sich deshalb auch mit der römischen Eroberung friedlicher auseinandergesetzt haben. Wahrscheinlich haben diese Gebiete, zu Zeiten der Römer zugleich abseits und geschützt, aber auch den Quellen der südlichen Kultur näher gelegen, damals verhältnismäßig ein größeres Bild des Wohlstandes als heutzutage gezeigt, da sie teils durch den Egoismus der Feudalherren teils als unbeachtetes und zurückgesetztes Nebenland herabgekommen sind.

Die Tatsache, daß bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts nach Ch. keine eigentliche römische Brennerstraße existierte und der Verkehr dagegen die Neigung zeigte, von der Stelle, wo heute Bozen liegt, nordwestlich das Etschtal hinauf den Weg über das Reschenscheideck oder den Jaufen zu wählen, spiegelt sich nun auch in dem Straßenbild wieder, das während der ersten Zeiten der Römerherrschaft das Innere Tirols gezeigt hat. In dem von Trient bis Bozen sich erstreckenden Teile des Etschtales mag zunächst die ursprüngliche Bevölkerung von den Römern stärker vernichtet worden, dieser Zerstörung dann aber auch der römische Ansiedler einigermaßen zahlreicher gefolgt sein, weil gerade in dieser Gegend die lateinische Sprachbildung in den Ortsnamen besonders rein hervortritt (Tramin, terminus; Planitzing, planities; Campan, campus; und weiter nördlich im Etschland Missian, Terlan, Eppan, Vilpian u. a.). Die älteste Straßenrichtung ist hier von Trient aus nördlich nicht wie dann später auf dem östlichen Etschufer, sondern westlich am Fuße des Mendelgebirges entlang über Kurtatsch, Tramin und Planitzing zu suchen, um dann etwa da, wo heute die untere Burg von Appianum (Hocheppan) römisches Gemäuer anzeigt, nach Nordwesten umzubiegen. Auch Pfatten, in der späteren Zeit ein wichtiger Garnisonort Rätiens, später dann nur ein sumpfumgebenes Weindorf, liegt hier auf dem westlichen Etschufer. Die Brücke aber, die Drusus in der Nähe jener Biegung der alten Landstraße über die Etsch baute, sollte den Römern von dort aus den Eintritt in das Innere Rätiens eröffnen, und deshalb entstand auch später an dieser Stelle zum Schutze des Uferwechsels das Kastell Formicaria, der Vorläufer von Sigmundskron.

Dagegen ist von Bozen selbst als eines wirklich stadtartigen Ortes zur Römerzeit noch wenig zu spüren. Ständig lag auf seinem Boden wahrscheinlich nur ein römisches Landgut an der Stelle des heutigen Ansitzes Maretsch, und auch was sonst eben hier bei Gries und Bozen (Pradein, Troyenstein, Ried als Talsperre des Sarntales u. a. m.) sich mit mehr oder weniger Sicherheit als Römerwerk ansprechen läßt, braucht um nichts Anderem als um Festhaltung der

Gegend und Sicherung der Straßenführung willen angelegt worden zu sein. Als unmittelbare Folge der Erbauung der ganzen Brennerstraße als Staatsstraße unter Septimius Severus wurde dann aber von Trient ab der den Zugang zu dieselbe bildende Straßenteil folgerichtig auf das linke Etschufer gelegt, an dem dann auch für alle späteren Zeiten die Hauptstraße haften geblieben ist. Hier erscheint uns demnach an Stelle des heutigen Neumarkt die Römerstation Endide (Name Schloß Enn) und das regelrecht als Straßenkastell benutzte Castellum vetus (oder foederis) = Castell Feder. Überhaupt muß bei der Rekonstruktion der Bozener Gegend während der Römerzeit festgehalten werden, daß diese Landstriche erst vom Beginn des Mittelalters an, dann aber unausgesetzt, eine wichtige ethnographische und politische Grenzzone gewesen sind, eine Tatsache, die jetzt hier weit und breit der Gegend ihren Charakter aufgeprägt hat. Für die Römer gabelten sich am Einfluß des Eisak in die Etsch jedoch nur die Straßenzüge nach Sabiona (Säben, Klaußen) und Castrum Majense, und es befand sich hier nur ein Stationspunkt wie jeder andere, aber nicht mehr.

So richtete sich auch die erste Kolonisation der Römer von selbst in und bei Meran, das schon ein Hauptplatz der alten Räter gewesen war, ein. Auch hier machen die Münzfunde wahrscheinlich, daß bei der Eröffnung des Verkehrs vom Süden her zunächst die vorgeschichtliche Richtung über Andrian und Prissian rechts der Etsch eingeschlagen wurde, und erst in der späteren Kaiserzeit dann außerdem eine dem heutigen Straßenbild entsprechende Verbindung auf dem linken Ufer von Gries bei Bozen bis Meran in Gebrauch genommen worden ist.

Die Erscheinung, weshalb Meran im Gegensatz zu Bozen, das doch ebenso wie jenes an der Straße nach dem Reschen lag, schon von Urzeiten her als bedeutender Ort bestanden hat, erklärt sich durch die Tatsache, daß hier bei Meran eine wichtige und seit vorgeschichtlicher Zeit begangene Paßstraße, der Jaufen, von Norden aus in das Etschtal einmündet. Die wirkliche Bedeutung Merans ist stets mit der Wichtigkeit, die der Weg über den Jaufen innerhalb des Straßennetzes Tirols besaß, Hand in Hand gegangen, und da derselbe in den ältesten Zeiten begangen gewesen sein muß, erscheint daher auch damals schon Meran, während wiederum dieser Ort seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters infolge der Vereinsamung der Jaufenstraße an Wichtigkeit eingebüßt hat. Daß aber das alte römische Maja in erster Linie nur eine Jaufenstadt gewesen ist, beweist seine Lage abseits der Etsch (an der Stelle von Ober-Mais) unmittelbar am Eingang des Jaufentales, für den die dicht daneben liegende Zenoburg als Sperre diente, während oben auf der Höhe das Römerkastell Teriolis nach echt römischer Art nicht nur jene Passage, sondern auch diejenige nach der Töll hinüber zu bewachen hatte.

Der Jaufenübergang selbst ist wie kein anderer Paß in den Alpen das Beispiel einer vollwichtigen Verbindung zweiter Ordnung. Daß er sich zu einer

Verbindung erster Ordnung hätte entwickeln können, dieses haben ein für allemal die für diesen Teil der Alpen ganz respektable Höhe des Passes von 2094 m, mehr aber noch die Notwendigkeit verhindert, für die Durchquerung des ganzen Alpenwalles bei der Benutzung des Jaufens selbst mindestens noch eine zweite Kammhöhe überschreiten zu müssen. Dagegen konnte der Jaufen in vorzüglicher Weise für den Lokalverkehr zwischen dem bei Meran südlich in die Breite gehenden Etschtal und dem eigentlichen Brennergebiet dienen, und dies um so mehr, als gerade die Gegend, wo er nördlich bei Sterzing ausmündet, der eigentliche geographische Mittelpunkt jener ganzen Gebirgszone ist. So sehen wir denn auch den Jaufen gerade in solchen Zeiten besonders in Aufnahme kommen, in denen der Verkehr weniger aus dem Innern Tirols herausgegangen ist und deshalb auch weniger Tatkraft auf die Bezwingung jener schwierigen Wegstelle der Brennerlinie nördlich Bozens verwendet zu werden brauchte, wie dies auch in den ersten Zeiten der Römerherrschaft der Fall war. Daß dieser Paßweg überhaupt im Altertum in Gebrauch gewesen ist, würde abgesehen von den rätisch-romanischen Ortsnamen seiner Umgebung (Verdins, Saltaus, Six, Plan im äußersten Pfelders) allein schon der Klang seines Namens selbst beweisen; viel besser verrichten dies jedoch die Funde von Römermünzen entlang seines Weges und ebenso auch die Tatsache, daß das Mittelalter diesen Paß ohne weiteres zum Gebrauch übernahm. Über das freilich noch nicht genügend geklärte Verhältnis, in dem die Reschenstraße, die über den Jaufen und die Brennerstraße während der Römerzeit zu einander gestanden haben, würden vielleicht gerade Grabungen auf der Jaufenhöhe, die noch nicht stattgefunden haben, das rechte Licht verbreiten können.

Es ist bislang noch kein stichhaltiger Grund zu finden gewesen, um die systematische Chaussierung der Brennerstraße von Bozen bis Innsbruck durch die Römer früher als zu den Zeiten des Kaisers Septimius Severus setzen zu können, ebenso aber auch schon hervorgehoben worden, daß es nicht anders möglich erscheint, als daß bereits vor diesem Zeitpunkt der ungeregelte römische Verkehr auf jener Strecke sich Bahnen gesucht hat. Dicht nördlich Bozen, wo sich damals der Eisak zwischen Waidbruck und Blumau durch eine enge ungebahnte Schlucht hindurchzwängte, lagen hier für die von Süden einsetzende Erschließung der Berge die größten Schwierigkeiten. An dieser Stelle nun haben die Römer ihre Straße von Steg und Rentsch im Eisaktale aus auf das hohe Rittenplateau hinaufgeführt, und das unbedeutende Dorf Rentsch bei Bozen hat somit als Straßenpunkt mindestens einen ebenso berühmten Ursprung wie Bozen selbst. Jener über Unterinn und Lengmoos geführte Höhenweg holte demnach weit und gründlich aus und die alten Straßenteile sind hier auch heute noch in einem unverwüstlich gutem Zustande — bezeichnenderweise aber nur in größerer Entfernung von den Ortschaften, weil diese das Plattenpflaster der alten Straße in ihrer Nachbarschaft zu Bausteinen weggenommen haben. Dieser alte Straßen-

zug hat während der letzten Jahrhunderte infolge der Erschließung des Kuntersweges zwar seine alte Wichtigkeit verloren, aber es ist doch immerhin bemerkenswert, daß im Jahre 1891 aller Verkehr wie von selbst wieder in die alte Rittenstraße einlenkte, als damals der älteste und mächtigste Feind der Gebirgsstraßen, das Wasser, hier die modernen Verkehrslinien zerstört hatte, und auch der Kuntersweg unten in der Talsohle infolge Überschwemmung ungangbar geworden war.

Zu Römerzeiten war ein besonders wichtiger Straßenpunkt Waidbruck, nicht bloß weil hier die Straße vom Ritten wieder die Talsohle erreichte, sondern weil auch damals schon von diesem Punkte aus der Hauptzugang zu den Höhen links des Eisak abging. Hier liegt über Waidbruck Kastelruth. Wenn ein Ort durch die Lage, wo er gegründet ist, römischen Geist verrät, so ist es das Kastell auf dem Kastelruther Schloßberg. Nicht nur die Rittenstraße gegenüber liegt unter seinen Blicken, sondern es ist ebenso auch der Vorort für die ganze östliche Umgebung; denn nach dorthin laufen alle Verbindungen vom Tierser bis Groedener Tal zusammen und so konnte von hier aus die kleine Garnison bequem den Polizeidienst in der ganzen weiten Umgebung besorgen. Von der Trostburg läuft heute noch eine mächtige, wie für die Ewigkeit gebaute Straße stundenlang in schnurgerader Richtung über Kastelruth auf die Seiser Alm, deren Äußeres auf den ersten Blick ihr sehr hohes Alter anzeigt, und solange nicht der Beweis geführt ist, daß jene Straße später gebaut ist, kann auch sie für Römerwerk angesprochen werden, zumal da gerade in diesen Gebieten alle Besitz- und Siedelungsverhältnisse seit den ältesten Zeiten bis in das letzte Jahrhundert ganz unverändert geblieben sind, und der alte Römerort Kastelruth den wirtschaftlich besonders wertvollen Besitz der Seiser Alm niemals mit einer anderen Gemeinde dieses Hochplateaus geteilt hat.

Der nächste Römerpunkt nördlich an der Brennerstraße ist das von der Natur wie zur Straßenbefestigung geschaffene Klaußen. Es hat den Anschein, daß dieses Klaußen d. h. vielmehr das alte Sabiona oberhalb desselben in rätischer und römischer Zeit der Sitz der Gewalthaber über das ganze Eisaktal gewesen ist. Jedenfalls lassen auch hier die Ortsnamen im Haupttale bis nach Franzensfeste hinauf nicht bloß auf rätische, sondern ebenso auch auf zahlreiche römische Besiedelung schließen (Pallaus, Milland b. Brixen, Villanders, Gudifann). Auf jener Linie geben die Itinerarien zwischen Waidbruck und der römischen Station Vipitenum (Sterzing) außerdem noch eine Station an, die aber nur mit einer Wegezahl bezeichnet ist. Man müßte diese schon an sich an die Einmündung der Pustertallinie legen, wenn dieses nicht auch außerdem durch Römerfunde an der Ladritzscher Brücke und in Franzensfeste selbst noch wahrscheinlicher gemacht würde. Wenn aber diese Station an jener Straßen-Vereinigung gelegen hat, so lag sie jedenfalls dicht an derselben und nicht südlich bei Brixen, auf dessen Boden jeglicher Römerfund fehlt. Schließlich deutet aber die Tatsache, daß diese Station namenlos war, und demnach noch kein eigentlicher Flecken an

der Einmündung der Pustertallinie in die Brennerlinie zu finden ist, an, daß zu Römerzeiten alle diese Linien vorwiegend nur dem militärischen aber nicht eigentlich einem regeren Handelsverkehr gedient haben können.

Der Kultur-Übergang zwischen Süd- und Nordland, der auch heute bei Franzensfeste sich ausspricht, hat auch schon in der römischen Zeit bestanden, und es kann daher von hier aus auf das nördlicher gelegene Tirol nur auf eine geringe römische Besiedelung, die allein um der Verwaltung des Landes willen dort ausdauern mußte, geschlossen werden. Weiter nördlich finden sich römische Wohnstellen dann zunächst bei Mauls und Sterzing, und es ist bei letzterem zu bemerken, daß hier besonders die Ortsnamen am Eingang des heute ganz seitab liegenden Pfitscher-Tales sehr alte Siedelung verraten. Am Südausgang der eigentlichen Brennerhöhe künden dann die Namen Straßberg und Pontigl wiederum den alten Straßenzug an. Die römische Heerstraße mag von Anfang an freilich nicht anderswo als über die eigentliche Paßhöhe am Brennersee vorbei gelegt worden sein; nicht ausgeschlossen erscheint es aber auch, daß vor und nach der Zeit der ersten römischen Eroberung auch ein die heutige Paßhöhe vermeidender Übergang westlich über das Sattel-Joch eben von Pontigl aus in Gebrauch gewesen ist. Neben der Lokaltradition spricht hierfür der echt römische Name der ältesten Pfarre dieser ganzen Gegend, von Venaders, das direkt am Nordabstieg des Sattel-Joches liegt, und von wo aus dann die Römerstraße tatsächlich, die Schlucht zwischen Gries a. Br. und Stafflach vermeidend, über Nößlach in gerader Linie auf Steinach weiter gelaufen ist. In Matrei, dem Matrejum der Itinerarien, hat sich manches vereinigt, um hier noch das Bild der ältesten Zeit deutlicher als anderswo vor Augen treten zu lassen. Der in der Jetztzeit zurückgegangene Ort mag im Altertum überhaupt der einzige größere Wohnplatz des ganzen Silltales gewesen sein, und so erklären sich auch die vorgeschichtlichen Funde an dieser Stelle, die ein Vorhandensein rätisch-etruskischen Volkstums nördlich des Brenner sicherstellen. Die Wichtigkeit Matreis aber hat von altersher darauf beruht, daß nördlich des Ortes, wo die Sill wiederum in eine unwegsame Schlucht eintritt, zwei Straßenzüge auseinandergehen. Der eine derselben hat ganz ausgeprägt die Richtung nach dem Unterinntal (Hall), während der andere nach dem Oberinntal (Innsbruck) zielt[23]. Der Name Altenstadt für den nördlichsten Teil Matreis, noch mehr aber die Römerfunde an dieser Stelle zeigen es an, daß hier ein römischer Posten mit der Front nach Norden gelegen haben muß. Von hier aus ging als älteste, vorgeschichtliche Straße diejenige nach Hall nordwärts ab, während in die heutige Brennerrichtung der Straßenbau erst von den Römern gelegt worden ist. Das systematisch langsame Vorschreiten der Römer nach Norden, dem dann erst der Straßenbau selbst folgte, läßt sich dann auch noch an der Lage von Veldidena erkennen, das dicht an der Schwelle der Talsohle, nicht aber an der unbedingt wichtigsten Stelle des späteren Innsbrucks d. h. am Innübergang angelegt worden ist.

Wenn heute die nördliche Fortsetzung der Brennerlinie infolge der Erbauung der Eisenbahn für allen Verkehr überwiegend den Weg durch das Unterinntal eingeschlagen hat, um in die nördliche Ebene zu gelangen, so berechtigt dieses doch noch lange nicht zu der Anschauung, diesen Strang nun auch für alle Zeiten als eine Verkehrslinie erster Ordnung gelten zu lassen. Zu Beginn des Zeitalters der Eisenbahnen mußte allerdings bei dem kostspieligen Bau dieser Wege natürlicherweise zunächst die leicht ausführbare und sicheren Gewinn bringende Linie durch das volkreiche Unterinntal in das Leben treten, an die sich dann wie von selbst die eigentliche Brennerbahn anschloß. Hier entstand also das Verkehrsbild, das wir jetzt Glied für Glied zu einer großen Weltlinie, der Brennerbahn, verbunden sehen, abschnittsweise nacheinander unter Rücksichtnahme auf die zunächst liegenden lokalen Gesichtspunkte und führte demnach zu einem Resultat, das den Verkehrslinien der früheren Zeiten ganz entgegengesetzt ist und von dem wir auch nicht annehmen können, daß es großen Veränderungen und neuen Gesichtspunkten der Zukunft standhalten wird. Denn als geschichtlich gleichwertig existieren seit den ältesten Zeiten neben der Linie durch das Unterinntal noch zwei andere Verbindungen von Veldidena nach Norden, die Straße über die Scharnitz nach Partenkirchen und die über den Fernpaß. Jede dieser drei Linien ist auch schon im Verlaufe der Herrschaft der Römer in Gebrauch genommen worden, und hat eben das Vorhandensein dieser zahlreichen und bequemen Verbindungen durch die Voralpenkette es den Römern in erster Linie ermöglicht, das den Alpen hier vorliegende und sich bis zur Donau erstreckende Gebiet sehr lange, und besonders trotz aller Limesbauten viel länger als das westlich benachbarte Dekumatland festzuhalten.

Die kürzeste und zielgerechteste dieser drei Linien ist die über die Scharnitz, nicht bloß für eine Lokalverbindung zwischen Veldidena und dem Austritte in die nördliche Ebene, sondern auch im großen für den Verkehr zwischen Verona und Augsburg; denn diese beiden Orte erscheinen durch eine Straße über den Brenner und die Scharnitz tatsächlich fast geradlinig verbunden. So war es ganz natürlich, daß in dem Maße wie Augsburg bedeutend wurde, auch gerade dieser Straßenzug an Wichtigkeit gewann, und daß die Römer diesen früher und gründlicher als die beiden anderen Linien gebahnt und für den militärischen Verkehr benutzt haben.

Auf Zirl aber, woselbst der eigentliche nördliche Anstieg dieses Straßenteils auf das Gebirge wieder beginnt, waren von Innsbruck aus während der Römerzeit zwei Zugänge gerichtet. Der eine, ältere, führte direkt von der Stelle des ältesten Veldidena aus über die römisch benannten Orte Völs und Kematen nach dem Innübergang von Perfus (per flumen). Von letzteren Orten ausgehend hat dann auch der römische Verkehr im Stubai und selbst in dem heute ganz entlegenen Sellrain angepocht, während der zweite bequemere Zugang nach Zirl über das heutige Hötting und Kranebitten und entlang des linken Innufers dann

durch den Bau der Römerbrücke bei Innsbruck selbst entstanden ist. Auf dem nördlichen Abfall des Seefelder Überganges finden sich dann Römerspuren, und zumeist von ausgesprochen militärischem Charakter in Scharnitz selbst und ebenso zwischen Mittenwald und Partenkirchen. An der Stelle ihres nördlichen Austritts in die Ebene zeigt jene Scharnitzer Straße dann dasselbe Gesicht wie die Brennerstraße bei Innsbruck, insofern sie sich ebenfalls hier nach der nördlichen Richtung hin in verschiedene Straßenzüge auseinander spaltet. Von diesen Ausstrahlungen sind zur Römerzeit jedoch nur die beiden westlichen, nach Augsburg zielenden, in Gebrauch gewesen, und zwar als älteste zunächst die heute noch in ihrer ganzen Länge als Landstraße in Gebrauch befindliche Linie Partenkirchen—Oberau, die dann von Schongau aus vom Lech begleitet wird, während später auch noch von den Römern die von Partenkirchen westlich über Murnau und den Ammersee auf Augsburg laufende Straßenlinie hergestellt worden ist.

Im Gegensatz zu dieser Straße haben wir bei der Straße über den Fernpaß keinen Anhalt, daß dieselbe sogleich nach der wirklichen Erbauung der eigentlichen Brennerstraße von den Römern von Staatswegen als besonders wichtig behandelt worden wäre. Dagegen liegen genug Anzeichen vor, daß der ungeleitete Handelsverkehr des Römerreichs schon sehr früh jene Straße benutzt haben muß, und schon deshalb muß dies der Fall gewesen sein, weil die Stadt, die für den Verkehr nach Süden ganz besonders auf den Fernpaß angewiesen ist, Kempten, schon im zweiten Jahrhundert nach Ch. eine besonders große bürgerliche Niederlassung gewesen ist. Daß die Straße über den Fernpaß überhaupt unter den Römern in Gebrauch war, ist durch zahlreiche Münzfunde an ihrem Nordausgang bei Füssen und Reutte erwiesen; ebenso finden sich aber auch die Spuren des römischen Reiseverkehrs südlich des Passes, und zwar sowohl auf dem westlich von Imst und Landeck wie auf dem östlich von Telfs und Veldidena heranführenden Ausläufer. Hier haben wir westlich die bezeichnenden Ortsnamen Stradt und viel Römerfunde bei Tarranz, während die Inschrift eines bei Zirl gefundenen Meilensteines, allerdings erst für das dritte Jahrhundert nach Ch., hier sogar das Dasein einer regelrechten Römerstraße von Bregenz und Kempten nach Veldidena sicherstellt, eine Tatsache, die durch den Klang des an dieser Linie liegenden Ortes Dormiz (dormitium) nur gestärkt werden kann. Dieses Dormiz ist der Vorläufer des heutigen Ortes Nassereith, das jetzt hier als Nachtstation dient. Nur spiegelt die Lage von Dormiz das Verkehrsbedürfnis der Römerzeit insofern klarer wieder, als dieses allein an dem nach Veldidena führenden Ast der Fernlinie gelegen ist, während an der Stelle des heutigen Nassereith sowohl die von Landeck wie die von Innsbruck nach dem Fernpaß zuführenden Linien zusammentreffen.

Für den Ausbau der von dem Bodensee bis zum Inn über den nördlichsten Wall des Gebirges führenden Straßen, ebenso wie für die Entwickelung des vor

demselben liegenden nördlichen Vorlandes lassen sich während der Römerherrschaft drei bestimmte Perioden erkennen, deren jede von bestimmten geschichtlichen Ereignissen ihren Ausgang genommen hat. Die erste begann mit der ersten Eroberung des Landes, eine Periode, während der außer der Festlegung der Donaugrenze und der Anlegung der wichtigsten Punkte (wie Augsburgs) hier wenig von Staatswegen geschehen ist, während die zweite von der Annexion des Dekumatlandes und mehr noch von der Unterwerfung Daciens durch Trajan, die auch aus der Ferne hier einwirkte, anhebt. Es war dieses die Zeit, in der das Römerreich dazu kam, nördlich der Alpen jenen großen Kolonnenweg vom Oberrhein nach der mittleren Donau herzustellen, der als solcher, an Augusta und Juvavum vorüber, nun auch Vindelicien durchquerte. Von Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Ch. an ist daher nun auch auf den von Süden auf diesen Kolonnenweg zuführenden Linien regeres Leben zu spüren; hierzu gehört die Entwickelung Kemptens und Augsburgs zu bedeutenderen Städten und besonders das erste Entstehen der durch das Unterinntal führenden Römerstraße, die dann während des dritten und vierten Jahrhunderts eine ganz gebräuchliche Bahn für den Reise- und Lokalverkehr werden sollte. Zwar war diese letztere Linie durchaus keine wichtige Militärstraße, trotzdem aber belebt und reichlich mit Stationen besetzt, derart, daß heute hier zwischen Innsbruck und Rosenheim fast alle wichtigen Orte am Innufer den Anspruch erheben, von Römergründungen ausgegangen zu sein. Vor scharfer Kritik hält von allen diesen noch am besten Schloß Matzen als die alte Römerstation Masciacum Stand.

Die dritte Periode, die das bayerische Vorland unter der Römerherrschaft erlebt hat, beginnt dann aber nach den Markomannenkriegen Mark Aurels, mit deren Ausbruch Vindelicien, das vorher zumeist nur ein Durchmarschgebiet vom Rhein nach dem Osten des Reiches gewesen war, nun plötzlich auch selbst zu einem wichtigen Grenzgebiet mit nördlicher Front wurde und wo nun auch die militärische Verwaltung fest durchgreifen mußte. Jetzt wurde, nachdem durch Septimius Severus die ganze Brennerstraße von Bozen bis Augsburg regelrecht ausgebaut worden war, als militärische Zentrale dieses nördlichen Vorlandes Castra Urusa (Pähl am Ammersee), an der Stelle, wo sich die Straße nach Augsburg mit der westöstlich ziehenden Kolonnenstraße kreuzte, eingerichtet. Selbst die Hauptverbindung nach dem nördlichsten militärischen Posten Vindeliciens, dem neu befestigten Regensburg, scheint damals nicht durch das Unterinntal und über Pons Aeni, sondern über Parthanum und Urusa gelaufen zu sein; denn die Römerspuren, die ähnlich wie bei Partenkirchen und Füssen auch am Austritt jener ersteren Richtung in die Ebene, d. h. entlang des Innufers zwischen Kufstein und Rosenheim, zahlreich zu finden sind, brechen nördlich Pons Aeni plötzlich ab. Ebenso fehlen aber auch weiterhin nördlich alle stärkeren Andeutungen für eine römische Ortsgründung in der Nähe des heutigen Landshuts, die bei einer wichtigeren römischen Verbindung nach Regensburg von Kufstein aus an

jenem Orte schon des Isarüberganges wegen unbedingt nötig geworden wäre. Gerade deshalb aber, weil beim Anmarsch auf Regensburg von Castra Urusa aus ein solcher Uferwechsel entbehrlich blieb, wird jene direktere Linie — Austritt des Unterinntals bis Regensburg — als Militärstraße von den Römern trotzdem wenig benutzt worden sein.

Die Straßen der Ostalpen.

Während in den West- und Zentralalpen die Ausdehnung des Gebirges von Süd nach Nord geringer, das Massenhafte und die Höhe der Berge aber größer sind, macht sich nunmehr vom Brenner aus östlich im Bild des Gebirges vor allem der Einfluß der von West nach Ost streichenden Gebirgsketten geltend, während außerdem die Höhe der Berge selbst geringer, die Ausdehnung des Gebirges von Süd nach Nord dagegen größer wird. Dies ergibt für den Teil des Gebirges, den wir nunmehr betreten, auch von selbst eine andere Beschaffenheit der Verkehrswege. Zwar haben die von Süden nach Norden das Gebirge durchquerenden Verbindungen jetzt nicht mehr nötig, mit gewaltiger Anstrengung auf die niedriger gewordenen Kämme heranzusteigen; dagegen wird nun die Länge des Weges von dem einen Ziel zu dem anderen durch die Alpen hindurch größer und erfordert außerdem stets noch den An- und Abstieg über mehrere Kämme. Besonders machen sich jetzt aber auch für die Gestaltung des Verkehrslebens neben den Nord-Südlinien stärker die innerhalb des Gebirges zahlreich und in längerer Ausdehnung von West nach Ost streichenden Verbindungen geltend.

So zeigt das Verkehrsnetz der Ostalpen, anders als in den übrigen Alpengebieten, viel zahlreichere, aber auch viel kürzere Glieder, die zueinander in lebhafteren aber auch wechselnderen Beziehungen stehen. Besonders bilden jetzt die von Süd nach Nord laufenden Verbindungen nicht mehr ohne weiteres derart ein geschlossenes Ganze, daß die Ereignisse an dem einen Ausgange dieser Linien auch zugleich an dem entgegengesetzten zu spüren wären, und somit eine einzige Maßregel über das Schicksal der ganzen Verbindung zu bestimmen vermöchte, sondern diese Linien sind jetzt vielmehr lediglich Straßenrichtungen, die sich aus verschiedenen, fast selbständigen Gliedern zusammensetzen und sich nur annähernd zu dem gleichen Zweck vereinigen. Deshalb mußten die zahlreichen und verschiedenartigen Straßen der Ostalpen es auch dem Willen eines Einzelnen viel mehr erschweren, sie in ein bestimmtes System zu fassen; mehr als anderswo hat daher hier der Zufall oder die von selbst heraufgekommene Entwickelung der Zeiten das Geschick der Straßenzüge bestimmt.

Schon für die Zeiten der Römer ist dies von Geltung. Auch bei den römischen Straßenanlagen in diesem Alpengebiet finden wir weniger die großen Gesichtspunkte, die den Maßnahmen dieses Volkes sonst eigen sind. Auch im römischen Altertum sind in dem Raum zwischen Brenner- und Birnbaumerstraße

alle Straßenzüge nur schrittweise und so entstanden, wie es das Bedürfnis, das anfangs zumeist nur ein wirtschaftliches, später dagegen wieder nur ein militärisches war, erforderte. Daher sind auch hier an den Straßen wohl genug römische Niederlassungen aber viel weniger als anderswo die Spuren zielbewußter Gründungen zu erkennen. Ein weiterer Grund für diese Erscheinung ist aber auch, daß wenigstens das südliche Norikum bis zum Beginn der Völkerwanderung vielleicht als die ruhigste und sicherste aller römischen Alpenprovinzen gelten konnte; denn nördlich hielt die Donaufront von Regensburg bis Carnuntum und östlich die ausnehmend starke pannonische Front zunächst alle Stürme von diesem Lande ab.

Daher konnte das norische Straßenbild, mehr noch als das rätische, seine Wurzeln völlig in dem Handelsland Venetien verankern. Nur ist dabei zu bedenken, daß die großen lohnenden Absatzgebiete Venetiens zur Römerzeit weniger in Norikum, als vielmehr in erster Linie genau im Osten und Süden jenes Landes lagen, und Norikum anfangs wenigstens für Venetien kein allzu fruchtbarer Boden war, weil jenem selbst wieder das nördliche Hinterland fehlte. Erst nach und nach hat sich der Verkehr auch in diese nördlichen Alpengebiete gezogen. Wie sehr daher zur Römerzeit das Kulturbild hier im Grunde ein anderes war, als später zu den Zeiten, als Venetien zum zweiten Male wieder im Mittelalter die Zentrale des europäischen Handels wurde, erhellt sofort daraus, daß zur Römerzeit von der im Tal der Piave nach dem Pustertal ziehenden Ampezzaner Straße noch keine Ansätze zu spüren sind, während diese doch im Mittelalter, als Venedig mit dem Gesicht nach Norden wies, von allergrößter Wichtigkeit war. Zur Römerzeit genügte für den Verkehr nach der oberen Donau zunächst vollkommen die von Feltria durch das Suganatal nach der Brennerstraße einlenkende Staatsstraße und ebenso auch die Ploeckenstraße in Verbindung mit dem westlichen Teile der Pusterlinie. Im Tal der Piave selbst aber finden sich Römerspuren nur in Belluno und nicht weiter nördlich als bis Castell Lavazzo-Laebactes. Überhaupt ist das südlich der Karnischen Alpen liegende Bergland, das heute als die Venetianer Alpen bezeichnet wird, schon damals dasselbe stille und abseits der großen Verkehrsstraßen liegende Bergland, wie es auch fast zu allen späteren Zeiten geblieben ist; denn den dasselbe durchziehenden und nach Norden gerichteten Verbindungen fehlt durchaus die Energie des Verkehrs, da jene Straßen, wohl sämtlich in das verkehrsfreundliche Pustertal ausmünden, von dort aus aber Schwierigkeit haben, eine zielgerechte Weiterführung nach Norden zu gewinnen.

Auch die älteste dieser Paßlinien, die Straße über den Ploecken, besitzt keine andere Eigenschaft. Die Ploeckenstraße, die in geringen Umwegen vom südlichsten Tagliamento über den Kamm der Karnischen Alpen und durch das Gailtal nach dem Drautal führt, ist darum eine für die Ostalpen besonders charakteristische Straße, weil sie an keiner einzigen Stelle der Straßenlegung

ernstliche lokale Schwierigkeiten zu bereiten vermag. Im Altertum war sie aber außerdem um deswillen noch besonders wertvoll, weil sie südlich direkt in die Umgebung von Aquileja auslief. Von der Benutzung der Ploeckenstraße schon vor Auftreten der Römer aber haben wir heute die untrüglichsten Zeugnisse durch die Ausgrabungen von Gurina, einem Orte am Nordabhang des Ploecken-Passes, wo die Funde bis in das vierte Jahrhundert vor Ch. zurückgehen. Diese Straße ist somit nach dem Stande der heutigen Forschung neben der Straße über den Birnbaumer Wald der älteste Alpenweg der Ostalpen, dessen Kenntnis Strabo und Polybius nur deshalb entgangen ist, weil eben die Gebiete, nach denen die Ploeckenstraße nördlich zielte, damals noch ganz unbekannt waren. Der Tatsache aber, daß diese Straße noch zu Anfang des Kaiserreichs zwischen Brenner und Birnbaumer Straße der einzig begangene Übergang der Ostalpen gewesen sein kann, entspricht es auch, daß als die Julier hier die Organisation in die Hand nahmen, hier als erster und einziger Straßenpunkt Zuglio (Julium Carnicum), das für keine andere als nur für diese Richtung dienen konnte, gegründet wurde. Von einer eigentlichen Straßenlegung weiter nördlich über den Ploecken-Übergang selbst erfahren wir dagegen damals noch nichts, auch ist eine solche nicht wahrscheinlich, da die erste große Römerstraße, die in den Ostalpen in der Kaiserzeit nötig wurde, nur eine solche von Venetien aus nach Norikum sein konnte. Diesem Bedürfnis mußte aber die Straße über den Pontebba-Paß viel besser als die Ploeckenstraße genügen, da jene eine überwiegend kürzere Verbindung nach dem aussichtsreichen Mittelpunkte Norikums, der Ebene von Virunum, gewährleistete. Die Vorzüge der Ploeckenstraße, zuverlässige Beschaffenheit des Straßenkörpers und zielgerechte Richtung nach Norden bis zum Pustertal, die diese Straße zu jeder Zeit ganz besonders dafür qualifiziert haben, die Teilstrecke einer für den Süden wichtigen Militärstraße nach Norden zu tragen, kamen dagegen erst am Ende des römischen Kaiserreichs zur vollen Geltung, als über den Ploeckenpaß lediglich aus kriegerischen Rücksichten eine vollendete Militärstraße gebaut wurde.

Wie Curia die Tochter des Julier, Virunum die der Pontebba-Straße ist, so kann man Aguntum und ihre spätere Nachfolgerin Lienz als eine Tochter der Ploeckenstraße bezeichnen; denn diese mündet, nachdem sie in Loncium-Mauthen das Tal der Gail passiert hat, dann weiter nördlich in das Pustertal und in den Bereich jener Stadt ein. Die Bedeutung von Lienz weist nicht so sehr nach Norden oder nach der von West nach Ost ziehenden Pustertalstraße, sondern südlich nach der Verbindung mit Italien; denn sobald die Ploeckenstraße stark in Gebrauch war, ist auch Lienz bedeutend gewesen. Dies war aber nicht bloß im Mittelalter, sondern auch schon im Altertum der Fall, als Aguntum gerade zu Ende der römischen Kaiserzeit als ein wichtiger Ort erscheint. Gerade bei Lienz sind die Römerfunde stets viel zahlreicher gewesen als weit und breit in der Nachbarschaft; denn schon damals fiel jener Stadt die Aufgabe zu, hier den regen

von Italien heraufgekommenen Verkehr nach den anderen drei Himmelsrichtungen zu verteilen.

Mit Aguntum haben wir die lange von Virunum bis nach dem heutigen Franzensfeste hinziehende Längslinie des Pustertales betreten. Die eigentliche Bedeutung des Pustertales für den römischen Verkehr ergibt sich noch aus den Stationen des Antoninischen Reise-Verzeichnisses, nach dem die südlich von Italien über den Ploeckenpaß in das Pustertal gelangte Straße bei Aguntum mit ihren Stationen nicht nach Norden oder Osten sondern westwärts nach der Brennerlinie abschwenkte. Das Pustertal war demnach während der Hauptzeit der Römerherrschaft zunächst nur ein weniger wichtiges Verbindungsglied nach der damals noch in viel weiterem Umkreis nach Osten herrschenden Brennerstraße. Seine größere Wichtigkeit für das europäische Verkehrsleben hat es dann aber erst in späteren Zeiten erlangt, durch die Bestimmung, die Beziehungen zwischen dem Herzen der Alpen und dem Osten Europas herüber und hinüber zu leiten, und je mehr die Verhältnisse in dem östlichen Donauland auf ganz Mitteleuropa von Einfluß gewesen sind, um so belebter ist daher auch das Pustertal gewesen. Im Altertum beginnt sich dieses Verhältnis aber erst nach der definitiven Beruhigung des Ostens durch die Dacischen Kriege Trajans geltend zu machen, um dann im Verlaufe der Völkerwanderung immer stärker hervorzutreten. Es ist deshalb auch sehr bezeichnend, daß die Funde römischer Münzen im Pustertal erst von der Zeit der Adoptiv-Kaiser an regelrecht beginnen.

Von Aguntum aus lief die römische Pustertallinie, die nach Überschreiten der Kammhöhe bei Abfaltersbach in dem breiten, trockenem Tal nirgends lokale Schwierigkeiten fand, westwärts zunächst nach Littanum, das nur an die Stelle des heutigen Innichen gesetzt werden kann. Mehr als ein einfacher, mit einem Namen versehener Stationspunkt wird dieses Littanum unter den Römern jedoch kaum gewesen sein, wie Innichen überhaupt zu alten Zeiten zwar den Bereich einer wichtigen Grenz- und Übergangszone bezeichnet, als bewohnter Ort jedoch stets wenig zu bedeuten gehabt hat. Ein daselbst gefundener, aus dem dritten Jahrhundert nach Ch. (Gordian) stammender Meilenstein bestätigt nur die Annahme von der Benutzung der Pustertalstraße in den späteren römischen Jahrhunderten. Der nächste Römerort, annähernd im gleichen Abstand wie Littanum von Aguntum entfernt liegend, findet sich dann in Sebatum, bei dem heutigen St. Lorenzen. Die Bedeutung, die dem Umkreis dieses Ortes von altersher anhaftet, findet sich heute in der östlich benachbarten Stadt Bruneck verkörpert. Bei St. Lorenzen durchschneidet zur Römerzeit die von Süd nach Nord laufende Westgrenze Norikums das Pustertal, und die reichlichen und häufigen Römerfunde an der Stelle des Dorfes Pflaurenz am Eingange des Enneberger Tales geben die genauere Lage von Sebatum an dieser Stelle an. Und während am westlichen Ende des Pustertals der Hauptstrang die Richtung nach Norden über die Ladritz-

scher Brücke und Aicha nahm, ist hier auch schon für diese Zeiten, analog dem heutigen Straßenbild, eine der ersteren untergeordnete Verbindung nach Süden durch die alten Ortsnamen Nauders, Vill und Viums festgelegt.

Während nun im Verlauf der Römerherrschaft der südöstliche Teil Norikums d. h. etwa das heutige Kärnten trotz seines durchaus nordländischer Charakters mit aller südlichen Kultur überzogen war und beinahe als Teil von Italien selbst gelten konnte, nimmt im Gegensatz hierzu das Innere Norikums, d. h. die zu den Flußgebieten der Salzach und der Enns gehörigen Berggegenden, eine ganz andere, viel stillere Entwickelung. Die Übergänge über die Tauern, die vom Pustertal ausgehend schließlich in das Gebiet des Inn und der Salzach hinüberführen, sind, weil sie von Urzeiten her stets dem Lokalverkehr gedient haben, wohl sämtlich von dem Hauche alter Geschichte umweht. Für die Möglichkeit, Nord-Süd-Verbindungen erster Ordnung abgeben zu können, drückt sie jedoch sämtlich ein gleiches, ungünstiges Geschick; dazu fehlt ihnen infolge der Höhe der Joche die gute Wegbarkeit auf den Pässen selbst, besonders aber der für die Fortsetzung nach Süden wie nach Norden notwendige direkte, Umwege und andere Höhenübergänge ersparende Anschluß an die anderen Nord-Südlinien. Während nördlich von Innsbruck sich sofort an den Abstieg vom Brenner als gute nördliche Fortsetzung die Linie Seefeld-Partenkirchen ansetzt, muß selbst der betretenste der inneren Tauernübergänge, der Velber Tauern, sich von Windischmatrei auf und ab über Kitzbühel und Saalfelden nach der nördlichen Ebene hinauswinden, während ebenso sein bequemster Zugang von der südlichen Seite, die Ploeckenstraße, nicht unmittelbar an seiner Schwelle bei Lienz, sondern bereits ein ganzes Stück östlich entfernt das Tal der Drau betreten hat. Daher ist auch niemals der Versuch wahrzunehmen gewesen, über die inneren (westlichen) Tauern-Übergänge regelrechte Straßen zu legen, während es sich bei den Übergängen am östlichen Ende der Tauernkette, am Mallnitzer- und Radstädter Tauern, freilich anders verhält. Hier hat die Möglichkeit, diese Linie bequemer und lohnender nach der Kärntner Zentrale Villach-Klagenfurth auslaufen lassen zu können, eher ein solches Straßenprojekt aufkommen lassen; natürlich konnte dies aber nur in solchen Zeiten geschehen, wenn die Straßenbautätigkeit gerade mit besonderer Energie in den Ostalpen einzusetzen Grund hatte.

Wie zu aller Zeit ist auch zur Römerzeit der natürliche nördliche Vorort des ganzen Tauernsystems die Stadt Juvavum-Salzburg, von wo aus die Zugangslinien fächerförmig nach Südwesten, nach dem Salzachtal, das wiederum die Schwelle der Tauernübergänge bildet, abgehen. Salzburg selbst, an einer der wohnlichsten Stellen des Nordrandes der Alpen gelegen, schützt seinerseits wieder dieses südwestlich von ihm gelegene Hinterland, welch' letzteres ihm von der Natur, ähnlich wie Trient seine Nebentäler, als bleibendes Herrschaftsgebiet geschenkt ist. Dieses Hinterland von Juvavum ähnelt zu Römerzeiten in seinem Geschick dem Teile des zwischen dem Julier und der Reschenstraße gelegenen

Rätiens; denn auch jenes ist damals bis tief in die Zeiten der Völkerwanderung hinein stets ein abgelegenes, der Geschichte entzogenes Gebiet geblieben. Auch Juvavum selbst finden wir zur Römerzeit mit keiner Kunde irgend eines geschichtlichen Ereignisses verknüpft; um so sprechender tritt uns dagegen das Wesen und die Bedeutung dieser Stadt aus den hier an das Licht getretenen Ruinen und Funden entgegen.

Die aus den Ortsnamen ersichtliche rätische Volksinsel bei Juvavum[24]) und ebenso die von der Beschäftigung mit der Salzgewinnung herrührenden vorgeschichtlichen Funde von Hallein und Reichenhall machen es stärker als anderswo in Süddeutschland zur Gewißheit, daß sich an der Stelle Salzburgs schon vor Platzgreifen der Römer ein größerer Ort befand, in dem dann die Römer, wie überall da, wo sie keinen größeren Widerstand gefunden hatten, ungestört weiter bauten. Wie zumeist im ganzen Osten der Alpen war daher auch Salzburg erst in zweiter Linie Militärgründung und schon längst ein belebter Ort, als ihm dann das zweite Jahrhundert nach Ch. auch seine große Bedeutung als Straßenpunkt brachte. Zunächst wurde Salzburg zu Beginn dieses Jahrhunderts eine Hauptstation auf der militärischen Längsstraße Augusta-Carnuntum. Gerade die Tatsache, daß jene Straße um östlich weiter nach Ovilava=Wels zu gelangen nicht auf der kürzeren Linie, in der heute etwa die Eisenbahn München-Wels läuft, sondern über Juvavum selbst gelegt wurde, ist ein Zeichen dafür, daß diese Stadt schon damals der Hauptort des nördlichen Norikums gewesen sein muß. Jene Straßenlegung ist aber für Salzburg nun auch für alle Zeiten vorbildlich geworden; denn seine Bedeutung für den Verkehr liegt vor allem in der horizontalen und erst in zweiter Linie in der vertikalen, nach den Alpen hin führenden Richtung. Als nordsüdlicher Straßenpunkt erlangte Salzburg dagegen erst zu Ende der Römerherrschaft infolge der Erbauung der Straße über den Radstädter Tauern einigermaßen Wichtigkeit.

Im Weichbild von Salzburg selbst nun läßt sich das alte römische Straßenbild heute noch leidlich zurückkonstruieren. Westlich der Stadt kündet sich die vom Chiemsee herankommende alte Hauptstraße zunächst in dem Ortsnamen Straß an; dann folgte wie heute noch der Uferwechsel über die Saalach bei Freilassing, während der noch wichtigere Übergang über die Salzach innerhalb des Raumes der heutigen Stadt selbst stattgefunden haben muß. Die Gabelung jener Hauptstraße erfolgte dann auf dem östlichen Ufer der Salzach, und zwar derart, daß die Haupt- und Kolonnenstraße nordöstlich in die Ebene zog, um über Gniggl und Straßwalchen nach Enns zu gelangen, während die Richtung nach Süden, nach den Bergen zu, nach Aigen abging; an dieser letzteren, nach der Heimat zu, liegen die antiken Gräber; bei Salzburg fehlt also nichts, um das Bild einer völlig ausgewachsenen römischen Ansiedelung auf nordischem Boden vollständig zu machen.

Diese lang andauernde Verdichtung des römischen Wesens auf dem Boden

Juvavums mußte nun auch einigermaßen die Fäden römischer Kultur in das sonst wenig verlockende südliche Bergland hineintreiben. Als Verbindung nach Süden konnte zunächst schon aus lokalen Gründen wegen der Lage des uralten Salzortes Hallein, auch bevor Septimius Severus hier die Reichsstraße baute, nur das Salzachtal selbst dienen. Neben Juvavum und seiner nächsten Umgebung finden sich dann die Spuren stärkerer römischer Bewohnung zunächst aus Anlaß der Salzquellen in Reichenhall, nach dem wie heute von Juvavum aus die Straße über Maxglan abging und in dessen Nähe die Orte Marzoll und Nonn mit ihren Römerresten vorhanden sind. Es liegt sehr nahe, den Versuch zu machen, diese Römerspuren nun auch entlang der von hier aus ansetzenden, leidlich zielgerecht nach Süden dringenden Linie des Saalachtales weiter zu verfolgen. Solche Spuren sind auch tatsächlich zunächst bei Lofer vorhanden, zu dem aber vielleicht der Saumweg nicht wie heute auf dem linken, sondern auf dem rechten Saalachufer über Reit hinführte. In Lofers Umgebung selbst aber haben sich Funde aus der Römerzeit an zwei sehr bezeichnenden Punkten, einmal an der Schwelle des Strubbtales, wo die uralte von der Natur vorgezeichnete Verbindung zwischen Juvavum und Veldidena das Saalachtal verläßt, und südlich bei Gumping, das wohl die Stelle eines Uferwechsels war, gefunden. Es ist interessant zu erwähnen, daß an der Stelle, wo Gumping liegt, seit altersher die Sage gehaftet hat, daß hier eine Stadt begraben liege, — also wiederum ein Fall, wo die Tradition der Wissenschaft frei in das Gesicht sehen kann, wenn diese nur den guten Willen hat, ihre schlichte Schwester recht zu verstehen. Dem nächsten Römerrest begegnet man dann südlich in einem Römerstein in St. Martin; das Tasten der Römer richtete sich hier also — wiederum ein Beweis für die damalige geringe Erschließung des ganzen Berglandes, das östlich der Innlinie Innsbruck-Kufstein liegt, — nicht nach Südwesten, sondern durchaus nur nach Süden. Als weitere Anzeichen, die in dieser Richtung noch auf altes Römertum deuten können, finden sich dann noch weiter südlicher die Namen des Goetzenschlosses bei Oberweißbach und die Alpe Kematen an den einsamen Abhängen des Berchtesgadener Landes und als letztes wohl schließlich ein spärlicher Münzenfund und der Ortsname Marzon bei Saalfelden. Östlich von dieser Linie aber, im Herzen des Berchtesgadener Landes, erscheinen, jedoch nur wie Stäubchen, um das Bild eher zu trüben als zu erhellen, die Ortsnamen Illsank und Engadein, die dort auf eine vorgermanische Besiedelung schließen lassen.

Auch im ganzen Pinzgau kann herzlich wenig an das vorgermanische Altertum erinnern. Ein gleiches gilt von den Übergängen über den Krimmler und Heiligenbluther Tauern, während der zwischen diesen liegende sogenannte Velber Tauern schon den Römern bekannt gewesen sein muß. Dies beweisen nicht bloß der Name seines südlichen Vorortes (Windisch)-Matrei und die dortigen Funde von Römermünzen, sondern besser noch die halb römischen halb rätischen Namen Virgen, Prägratten, Göriach, Umbaltal in seiner Umgebung. Östlich dieses

Tauernüberganges finden sich am nächsten gleich alte Anklänge erst am Mallnitzer-Tauern. Auch hier sind es nicht so sehr die Reste des sogenannten Römer- oder Heidenweges, der über die Paßhöhe selbst zieht und der mit der Eröffnung des Bergbaues in der Rauris und im Gasteiner Tale gleichaltrig sein wird, als vielmehr die zahlreiche Gesellschaft rätoromanischer Namen, die, sobald jener Weg südlich das Mölltal betreten hat, anheben und von hier aus sowohl nach Süden (Aguntum) wie nach Südosten (Teurnia) hinziehen, welch' letzteres im Drautal an Stelle des heutigen St. Peter im Holz zu suchen ist. An dem zuerst genannten südwestlichen Abstieg liegt u. a. besonders der alte Ortsname Stalla, während die Benutzung des anderen, nach Teurnia führenden Weges durch die Römer durch die Funde auf dem Danielsberg bei Kolbnitz erwiesen ist. Die Römerreste an der Endstation dieser Linie, auf dem Boden des alten Teurnia, sind freilich etwas geringfügiger gewesen, als es der im Altertum leidlich oft genannte Ort erwarten ließ; wahrscheinlich hat aber hier der Wechsel des Draubettes vieles verwischt. Im Grunde pendelt jedoch jede Straße über den Mallnitzer Tauern, ebenso wie ihre östliche Nachbarin, die Straße über den Radstädter Tauern, nicht direkt nach Süden, sondern vielmehr nach Südosten, nach Virunum herab, und jene Übergänge sind deshalb auch allein von diesem Orte aus in das römische Wegesystem einbezogen worden, gleich wie auch heute die über den Mallnitzer Tauern im Bau befindliche Eisenbahn wieder nach dem gleichen Knotenpunkt auslaufen soll.

So kündet sich auch an dieser Seite der Herzschlag des norischen Verkehrsmittelpunktes, des in der weiten, mitten in das Bergland eingebetteten Drauebene gelegenen Virunums an, das — so wichtig es selbst auch für die umliegenden Alpengebiete war — seinerseits vor allem wieder mit seinen Hauptfäden südlich in der venetianischen Handelszentrale wurzelte. Der Brennpunkt des venetianischen Festlandes lag damals an dessen äußerstem östlichen Ende, in Aquileja. Dreimal hat diese Stadt während des römischen Altertums ihre Bestimmung gewechselt; denn nachdem sie nach Unterwerfung des Ostens und Nordens ihrer ersten Aufgabe, als großer strategischer Wachtposten zu dienen, enthoben worden war, wurde ihr dann zunächst das angenehme Schicksal einer blühenden Handelsstadt zu teil, der nördlich Norikum und östlich Pannonien als unbestrittene Absatzgebiete ausgeliefert waren. Am Ende des Römerreichs wurde Aquileja dann aber schließlich wieder auf seine erste Bestimmung, auf die eines Bollwerkes für Italien, zurückgeworfen. Als Hauptort Venetiens mußte nun aber Aquileja auch der unbedingte Straßenmittelpunkt dieser ganzen Zone werden. Das Verkehrsbild aber, so wie es sich hier seit Augustus Zeiten gestaltete, hat auf der italienischen Seite damals im Grunde schon genau dieselbe Beschaffenheit wie in der Jetztzeit gezeigt, nur mit dem Unterschiede, daß heute das viel weiter südwestlich liegende Venedig an die Stelle Aquilejas getreten ist. Heute laufen westlich vor Venedig in Padua die Bahnen aus dem Süden Italiens und

die aus dem Westen, von Verona her, zusammen, während im römischen Altertum der westlich von Aquileja liegende Ort Concordia die Stelle Paduas vertrat. Concordia ist also ein redender Name; denn in jenem Orte „vereinigten sich" die große aus Rom über Patavium herangekommene Straße und die später entstandene Straße von Verona her. Concordia selbst war damals jedoch vor allem Garnisonort und somit nichts anderes als der militärische Annex der Großstadt Aquileja; schon damals gehörte es also zur Vorliebe mächtiger Handelskreise, den Soldaten möglichst von ihren Häusern fern zu halten.

In Italien liefen nächst der Hauptstadt Rom nirgends dichter als in Aquileja die Fäden aus dem Orient zusammen. Diese Großstadt hatte das Auge durchaus nach dem Osten gerichtet, und nichts illustriert dieses besser als die Tatsache, daß die Stadt, gleichwertig mit den großen Metropolen des Ostens, von früh auf dazu gelangte, der Sitz eines christlichen Patriarchates zu sein. Für die hohe geistige Qualität dieses Kulturbodens ist es aber außerdem bezeichnend, daß gerade in Nordostitalien eine ganze Reihe der geistigen Größen der römischen Kaiserzeit zu Hause war; denn aus Padua stammten Thrasea Paeto und Livius, aus Hostilia Kornelius Nepos und aus Verona Katull und Vitruv.

Viel deutlicher noch als auf seiner westlichen kehrte daher Aquileja auf seiner östlichen Seite sein Wesen als Straßenmittelpunkt heraus, aber freilich hat gerade hier der nach dem Untergang des Römerreichs in der Umgebung Aquilejas eingetretene tiefe Verfall das antike Straßenbild derart verwischt, daß dasselbe in der Gestaltung, die es heute angenommen hat, kaum mehr gegen die alte Zeit wiederzuerkennen ist. Zur Römerzeit liefen von Aquileja mit dem Hauptziel nach Osten drei Linien ersten Ranges aus: am weitesten nördlich die norische Straße über den Pontebba-Paß nach Virunum, dann vor allem die älteste und unentbehrlichste aller Straßen nach dem Osten, die über den Birnbaumer Wald nach Emona, und schließlich die istrische Straße über die Bäder Monfalcones nach Triest. In der Jetztzeit hat von jenen Linien nur die erste dieselbe Bedeutung behalten, die sie in der Römerzeit besaß, und auch ihr altes Straßengleis selbst wenig verändert, während sich die zwei anderen alten Römerstraßen, die beide ganz verschiedenen Zwecken dienten, im Grunde heute in eine einzige Linie in Gestalt der Eisenbahn Venedig—Triest verschmolzen haben.

Die von Aquileja aus nach den karnischen und norischen Alpen gerichtete Römerstraße schlug zunächst nordwärts in meilenweiter Ausdehnung unmittelbar bis an den Rand des Gebirges eine derart schnurgerade Richtung ein, daß sie selbst die älteste römische Kreisstadt dieser Gegend, Forum Julii, das heutige Cividale, in größerer Entfernung östlich liegen ließ. In der Höhe dieser Stadt, an der Straße selbst entstand später dann die Stadt Udine; zur Römerzeit lag an an dieser Stelle der Straße jedoch nur ein unbedeutender Stationspunkt, mit dem vielleicht das heutige Tricesimo in Zusammenhang gebracht werden kann. Aus der ausnehmend zielgerechten Anlage dieser Straße läßt sich aber jedenfalls

erkennen, daß bei diesem römischen Wegebau eine ganz bestimmte, nach der Ferne zielende Absicht bestanden haben muß und wie straff damals Norikum an das Südland gekettet werden sollte. Nördlich von Osoppo spaltete sich dann die Straße, westlich nach dem Ploecken und östlich nach dem Pontebba-Paß zu, und es ist deshalb auch ganz sinngemäß, daß in der Nähe dieses Punktes auch schon zur Römerzeit ein größerer Ort, Claudia Emona (Glemona), zu finden ist. Auf der westlichen Fortsetzung, derjenigen nach dem Ploecken zu, begegnen uns außer in Zuglio dann nur noch schwache Römerspuren bei dem Orte Villa (bei Tolmein), während die eigentliche Hauptrichtung, die während der ersten Jahrhunderte der römischen Herrschaft überwiegend dem Verkehr gedient hat, nunmehr wie heute noch als Pontebba-Straße aus dem Tal der Fella in das der Gailitz herüberführte.

Es ist dies diejenige Linie, die schon während der ersten Kaiserzeit neben der Birnbaumer-Straße als einzige der Ostalpen mit einer Staatsstraße bedacht worden ist, und zwar in diesem Falle lediglich aus friedlichen und wirtschaftlichen, und nicht aus militärischen Gründen. An der Pontebba-Straße stehen uns nicht bloß Münzfunde wie auf dem Julier oder Meilensteine wie auf dem Brenner zu Gebote, durch die zunächst nur die Existenz einer Römerstraße an sich bewiesen werden kann, sondern die Qualität der entlang dieser ganzen Linie bei Pontebba, Saifnitz und Tarvis gefundenen römischen Inschriften offenbart noch dazu ganz deutlich den Charakter jener Straße als Handels- und Poststraße. Die Pontebba-Straße war zur Römerzeit die Zweckstraße von Aquileja nach Virunum, an deren nördlichem Ausgange bei Villach der Ort Santicum lag, der die Straße dann weiter in der Rinne der heutigen Staatsbahn an dem Ossiacher See vorbei nach Virunum hinüberleitete. In Villach und seiner Umgebung lassen uns freilich, abgesehen von dem ganz zweifellos römischen Namen Federaun, die Römerspuren mehr im Stich als wir erwarten könnten. Möglicherweise liegen sie aber auch hier wie bei Chiavenna tief unter dem Boden des heutigen Ortes begraben. Wenn dem aber auch nicht so wäre, dürfte dieses trotzdem nicht Wunder nehmen, da der hauptsächlichste Umstand, der Villach im Mittelalter und mehr noch in der Neuzeit als Straßenpunkt bedeutend gemacht hat, eben in der Römerzeit noch nicht hervorgetreten ist; denn in jener Zeit war Villach lediglich ein Stationspunkt auf der Süd-Nordstraße, während es erst später als Kreuzungspunkt dieser Straße und der horizontalen durch das Drautal gehenden Linie erhöhte Wichtigkeit erlangte.

Die Zone, in der das alte Virunum lag, hat zu allen Zeiten deshalb eine für das Verkehrsleben hervorragende Eigenschaft besessen, weil hier eine Zentrale des ganzen südlichen Ostalpengebietes zu finden ist; dem Umstand aber, daß St. Veit und Klagenfurth, die später die Wichtigkeit jenes Gebietes versinnbildlichen, von der Stätte des alten Virunum, dem Zollfelde, etwas abgerückt sind, ist es zu verdanken, daß uns die Funde von dieser Römerstadt heute viel un-

mittelbarer und in reicherer Anzahl zu Gebote stehen und so über den Charakter des alten Virunum keinen Zweifel übrig lassen. Wir müssen annehmen, daß dieses überhaupt im ganzen Alpengebiet der weitaus entwickeltste, fast einer römischen Großstadt ähnelnde Ort gewesen ist. Der Grund für diese Erscheinung ist aber einzig der, daß die Gegend, in der Virunum lag, wie keine andere des Gebirges der Sonnenseite der damaligen Kultur, dem Süden, offen stand; denn nicht nur die regelrecht gebaute Pontebbastraße führte von Aquileja her direkt auf Virunum zu, sondern dieses stand nicht minder auch dem vom Südosten, von Mösien und Pannonien her kommenden Verkehr offen. Und gerade dieses mußte von um so größerer Tragweite werden als damals die Länder auf der Balkanhalbinsel fast ebenso reiche und ungestörte Kulturgebiete wie Italien selbst waren, ein Bild, das wir uns heute kaum mehr vorstellen können. Allein von diesem Gesichtspunkte aus kann daher auch die von Celeja über Juenna (Bleiburg) auf Virunum zuführende Straße, die auf Peutingers Tafel als Verbindungslinie erster Ordnung erscheint, ihre richtige Erklärung finden. Diese Linie ist erst in der neuesten Zeit durch den Ausbau der Eisenbahnen: Belgrad—Agram—Cilli—Wöllau—Unter-Drauburg, aber freilich nicht annähernd in der Zielgerechtigkeit wie zu Römerzeiten wieder entstanden.

Wie sehr aber dieses Virunum im Gegensatz zu seiner gegen den Süden geöffneten Lage nach der Nordseite der Alpen zu geschützt gelegen war, hat seinen sprechendsten Ausdruck darin gefunden, daß von den hier ausgegrabenen Münzen gerade diejenigen aus dem dritten Jahrhundert nach Ch. bei weitem in der Mehrzahl sind. Hier war es demnach selbst zu jenen Zeiten noch ruhig, als am Oberrhein und an der Donau der Grenzkrieg schon in hellen Flammen stand. Überhaupt sind die aus Virunum stammenden Funde nicht bloß ihrer Zahl, sondern auch ihrem Wesen nach bedeutender als diejenigen aus den übrigen Alpenländern; denn sie verraten sämtlich eine viel höhere entwickelte Kunstfertigkeit als selbst die Funde von Bregenz und Salzburg. Den im Material hier nicht besonders guten Marmor vertritt das in diesen Gegenden vorzüglich und reichlich zur Hand liegende Metall. Für die Kultur dieser Stadt sind die antiken Bronzefiguren im Wiener und Klagenfurther Museum, die ihrer Vollendung nach ebensogut auf inneritalienischem Boden gefunden sein könnten, ein wunderschönes Zeugnis; das Interessanteste dabei aber ist, daß die aus dem Boden Norikums stammenden antiken Reste, wie z. B. die Fortuna in keltischer Tracht mit der langen Halskette (Museum in Klagenfurth) oder der Greif vom Magdalenenberg in Kärnten (Wien) eine besondere charakteristische Bildung an sich haben Man kann sagen, daß sie nicht so spezifisch römisch sind wie die anderen in den Alpen zutage getretenen Reste der Römerzeit, und man könnte die Erklärung hierfür darin finden, daß die Noriker, die ein Stück ihres Volkstums ungeschwächter herüberzuretten und sich mit der römischen Eroberung friedlicher als andere Alpenvölker abzufinden verstanden hatten, deshalb auch der ein-

dringenden römischen Kolonisation einen selbständigeren Zug aufzudrücken vermocht haben.

In dem ganzen großen Gebirgsgebiete nördlich Virunum nun, das westlich von der Möll uud Salzach, nördlich von der Donau und östlich von Donautiefland begrenzt wird, begegnen wir in der Römerzeit anders gearteten Verhältnissen als in den übrigen Alpen, die uns hier die Rekonstruktion des alten Straßenbildes schwieriger machen. Lang ausgedehnt und in ihrer Wegbarkeit an allen Stellen ihres Laufes ungefähr gleichartig ziehen jene Linien dahin; seltener finden sich aber auch solche Ortschaften, die infolge des Zusammenlaufens mehrerer Straßen von altersher zu einer überwiegenden Herrschaft über den Verkehr gelangen konnten. Wohl wurde dieser ganze Komplex ebenso früh und ebenso gründlich wie das übrige Alpenland der römischen Herrschaft unterworfen, aber mit derselben Intensivität wie in das südliche und östliche Nachbargebiet ist hier die römische Kultur niemals eingedrungen, weil sie weder durch wirtschaftliche und zunächst auch nicht durch militärische Rücksichten dazu verlockt werden konnte. Wohl stehen uns gerade innerhalb dieses Bereiches auf Grund der alten Itinerarien besonders zahlreiche römische Ortsnamen zur Verfügung, aber sie beweisen zunächst auch nicht mehr, als daß auch hier die Römer überall die Meister des Verkehrs gewesen sind. Denn alle diese römischen Ortsnamen sind hier wirklich nichts anderes als die Kennzeichen unbedeutender Stationen, die nur Punkte an den Straßen, nicht auch an sich wichtige Orte waren. Deshalb ist es gerade hier auch noch am ungenügendsten gelungen, jene alten Römernamen sicher an die heutigen zahlreichen, an den vielen Biegungen und Brechungen dieser Alpenlinien gelegenen Dörfer und Städtchen anzubinden, und dies um so mehr, als die Straßenzüge selbst, nicht nur bereits in der Römerzeit, sondern auch während der folgenden Zeiten gerade hier besonders starkem Wechsel unterworfen waren. So markant und dauerhaft für alle Zeiten wie z. B. der Große Sankt Bernhard und der Brenner als wichtige Alpenübergänge erscheinen, hebt sich hier keine einzige Straße aus dem sie umschließenden Bergland ab.

Aber auch noch in einer anderen Hinsicht fehlt uns hier ein wesentliches Hilfsmittel, dasjenige, vermittelst der Ortsnamen das Bild der alten römischen Straßenzüge zurückkonstruieren zu können; denn nach Verschwinden der Römer folgten in den Ostalpen nicht wie anderswo bloß eine, sondern zwei neue Besiedelungen, erst eine solche durch die Slaven und dann wieder diejenige durch die Deutschen, die jene mit Feuer und Schwert verdrängte. Die alten keltischen und lateinischen Ortsnamen sind daher hier viel gründlicher ausgelöscht worden, und für die Bestimmung der ältesten Straßenzüge bleiben somit nur diejenigen Ortsnamen übrig, in denen dies heute der deutsche und in seltenen Fällen der slavische Sinn anzeigt.

Zwei Linien sind es, die von Virunum aus durch das Gebirge hindurch dem Norden zustreben, westlich die über den Radstädter Tauern nach Salzburg und

östlicher die über den Sattel von Neumarkt und der Rottemanner Tauern nach Ovilava (Wels) und Lauriacum (Enns). Dem Haupt-Übergangspunkt dieser ersten Linie, der Radstädter Tauernhöhe aber floß der Verkehr von Süden auch schon zur Römerzeit in zwei Rinnen zu, einmal weniger von Virunum als vielmehr von der Basis Aguntum-Santicum aus durch das Liesertal und über den Katschberg her, das andere Mal aber von Virunum selbst aus über Straßburg auf Ramingstein und Tamsweg. In der Zone von Mauterndorf im Lungau müssen sich diese beiden Zugänge getroffen haben; es ist aber bis heute noch nicht gelungen, den Standpunkt der Römerstation Inutrium, die diesen Treffpunkt bezeichnete, genügend festzustellen. Wir wissen, daß die Straße über den Radstädter Tauern von Septimius Severus gebaut wurde; nach dieser Paßhöhe selbst hin findet sich aber auf der Peutingerschen Karte zweifelsfrei nur eine Zugangslinie, diejenige von Virunum über Ramingstein und Tamsweg eingezeichnet, während auf dieser Karte jener Zugang nach der Paßhöhe vom Liesertal aus ganz fehlt. Demnach muß jedenfalls die erstere Richtung die wichtigere und bedeutendere von beiden gewesen sein, was aber auch schon ohne dies durch die Lage von Virunum selbst erklärlich wäre.

Aber gerade um den genaueren Lauf dieser Straße von Virunum bis Mauterndorf zu bestimmen, fehlen uns heute noch die wissenschaftlichen Mittel, und es wäre doch um so interessanter, auch diese Linie genauer zu kennen, da sie als Lokalverbindung zwischen Virunum und Juvavum selbst schon vor Festlegung der Radstädter Tauernstraße als Militärstraße stärker in Gebrauch gewesen sein muß. Der einzige Anhalt, den uns Peutinger für den Lauf jener Straße gibt, ist der, daß diese Richtung auf Juvavum von der nach Wels über den Neumarkter Sattel ziehenden Straße westlich abzweigte; und zwar nördlich Virunum, aber noch südlich Noreja-Neumarkt. Zwischen Virunum und Noreja haben wir demnach den Anfang der Abzweigung jener jüngeren Reichsstraße über den Radstädter Tauern zu suchen, und der Oberlauf der Mur von Scheifling an westwärts, der heute den Haupteingang zum Radstädter Tauern bildet, tritt daher für jenen römischen Straßenzug zunächst außer Konkurrenz. Somit bleiben als Durchgangsgebiete desselben nur noch das von Friesach ausgehende Metnitztal oder das von Althofen ausgehende Gurktal übrig, wodurch wiederum für den eigentlichen Gebirgsübergang weiterhin nach Norden nur die Strecke von Fladnitz — östlich des Eisenhutes an der heutigen Grenze zwischen Kärnten und Steiermark — bis Stadtl (Stalla?) im Murtal möglich wird, da man von beiden Tälern aus nur auf diesem Wege in das oberste Murtal herüber den Weg nehmen kann. Welchem von diesen beiden Tälern nun die Römerstraße zuzuweisen sei, dafür könnte bei dem Metnitztal der Umstand sprechen, daß bei Friesach reichlich Römersteine gefunden worden sind, und somit daselbst auch eine lebhafte Straßenstation vorhanden gewesen sein mag; die größere Wahrscheinlichkeit spricht aber bei dieser engeren Wahl doch für die Richtung durch das Gurktal zwischen Althofen und

Altenmarkt, weil daselbst durch die auf eine alte Straßenführung hindeutenden Ortsnamen Althofen, Straßburg und Altenmarkt jener Straßenzug an mehreren Punkten festgelegt erscheint.

Die Radstädter Straße, besonders die Teilstrecke derselben von Mauterndorf bis Bischofshofen ist diejenige Linie, an der in den Alpen die römischen Meilensteine am reichlichsten gefunden worden sind. Sehen wir also hier einen römischen Militärstraßenzug in den Alpen ohne alle Einwände noch festgelegt, so ist dies zunächst besonders deshalb wichtig, weil wir tatsächlich an ihm alle jene charakteristischen Merkmale wiederfinden können, die von je her und überall der Bauweise der römischen Alpenstraßen zugeschrieben werden. Außerdem ist an jener Römerstraße über den Radstädter Tauern noch bemerkenswert, daß ihre Stationen auf der Peutingerschen Karte sämtlich in fast gleichen Zwischenräumen voneinander entfernt angegeben werden — was sich jedoch sofort daraus erklärt, daß diese Straße eben in erster Linie Militärstraße sein sollte — und ferner aber auch, daß an der Radstädter Straße südlich von Vocarium=Bischofshofen an alle Spuren irgendwelcher Befestigungsanlagen fehlen. Aber auch dieses darf nicht Wunder nehmen, wenn man die Zeit der Erbauung jener Straße in Betracht zieht; denn als diese vor sich ging, waren die von der Straße durchschnittenen Gebiete längst friedliche Provinz geworden, die solcher Zwangsmittel nicht mehr bedurften.

Nördlich des Passes begegnen wir in Vocarium=Bischofshofen einem genau festgelegten Römerort, dem seine Lage vor dem eigentlichen Anstieg schon damals die gleiche Wichtigkeit wie heute verlieh. Die uralten Befestigungen am Götschenberge bei Bischofshofen verdanken ihre Entstehung jedoch mindestens schon der Zeit der ersten römischen Eroberung, als es galt, jenen an der Landstraße gelegenen Ort gegen einen Angriff von Süden oder Westen her zu sichern. Gerade in der Umgebung Bischofshofens, wo die eigentliche Radstädter Straße nördlich in scharfer Biegung in das Salzachtal hinabsteigt, ist die heutige Eisenbahn besonders genau der alten Römerstraße gefolgt. Auch auf dem Weiterwege bis Juvavum läßt sich heute noch überall dem römischen Straßenzug nachkommen, diesmal am besten vermittelst der alten deutschen Ortsbezeichnungen, die auf den ursprünglichen Straßenzug deuten, und die gerade hier im Überfluß vorhanden sind, während in Kuchl auch noch der alte römische Ortsname Cucullum weiterlebt. Besonders stark erscheinen dann die Spuren der Römerzeit auf der Straßenstrecke zwischen Hallein und Salzburg, was dadurch seine Erklärung findet, weil hier die Straßen von Wels und die von Augusta südlich zunächst in eine einzige zusammengelaufen sind.

Wir kommen nun zu der zweiten großen, weiter östlich gelegenen Straße, die von Virunum aus nach dem Norden lief. Es ist dies die Straße, die über Neumarkt und den Bereich des Rottemanner Tauerns auf die in der Donauebene gelegenen Orte Ovilava=Wels und Lauriacum=Enns zustreben mußte. Daß eine

solche Straße existiert hat, beweisen uns zur Genüge die erhaltenen schriftlichen Reste, aber auch ohne diese würde sich das Dasein derselben für die spätere Kaiserzeit schon aus der militärischen Lage zwingend ergeben müssen; denn die großen Verteidigungskriege, die von den Römern seit Mark Aurel aus der Front Carnuntum - Regensburg heraus geführt wurden, mußten die Erbauung einer direkt auf die Mitte dieser Front zuführenden Militärstraße unbedingt notwendig machen. So sehr wir also im Allgemeinen das Dasein dieses Straßenzuges als solchen bei der Aufstellung des antiken Wegenetzes voraussetzen können, so wenig kann uns doch im Einzelnen das genügen, was heute zur genauen Festlegung der von dieser Straße eingeschlagenen Richtung einwandsfrei vorhanden ist. Gerade hier ist die Forschung noch am allerwenigsten über die Art und Weise in Übereinstimmung gekommen, wie die Straße nach Verlassen des Murtales nun wirklich von einem Orte zum anderen nördlich bis zur Donau gegangen ist. Aber auch dieses hat seine guten Gründe; denn da die Straße erst spät von den Römern gebaut wurde und für diese vorwiegend nur als Militärstraße, ganz wenig aber als Handelsstraße in Betracht gekommen ist, konnte sie sich schon deshalb nicht mit der gleichen Schärfe in die Gebirgswelt einprägen wie andere länger und lebhafter begangene Alpenlinien. Auch die kriegerische Konstellation, der die Straße ihre Entstehung verdankte, ist nach dem Ende der römischen Herrschaft in den Ostalpen für immer verwischt worden, und niemals wieder haben Enns und Wels als Bollwerke und Ausfallstore des Südens gegen den Norden dienen müssen.

Unbedingt sicher ist der von Virunum nach Norden gehende römische Straßenzug zunächt bis Krummfelden im Gurktale festgelegt infolge des Fundes eines Meilensteines, der hier an seiner ursprünglichen Stelle zum Vorschein gekommen ist; so gut wie sicher dann weiter durch die Römerfunde in Friesach und diejenigen nördlich desselben in der Einöd, sowie durch den Namen des Ortes Neumarkt, das nichts anderes als die Station Noreja der Itinerarien sein kann und dessen Namen in diesen Gegenden wohl nichts anderes bezeichnen sollte, als daß man sich hier im Grenzgebiet der Noriker gegenüber den Tauriskern befand. Auch das nördlich des Neumarkter Sattels liegende Murtal zeigt von Scheifling an abwärts besonders an den Rändern der kleinen in die Berge gesprengten Ebene von Judenburg zahlreiche Römerspuren; doch ist es wahrscheinlicher, daß diese an jener Stelle nicht viel später als das benachbarte Virunum selbst infolge des Zusammenlaufens vieler zweitklassiger Verbindungen und nicht erst zugleich mit der viel später erbauten Nord-Südstraße entstanden sind.

Für den weiteren Verlauf der Straße nach Norden und über die Kämme der Tauern und Admonter Alpen müssen wir nunmehr auf eine lange Strecke der vollen Sicherheit entraten, bis wir schließlich erst am Nordrand des Gebirges, bei Windischgarsten, wieder wirklich festen Boden unter uns finden. Die Bestimmung der Richtung des Straßenzuges vom Murtal nördlich mußte schließlich besonders deshalb so unsicher bleiben, weil die Römerfunde äußerst spärlich, und ins-

besondere, ganz im Gegensatz zur Radstädter Straße, hier überhaupt keine Meilensteine gefunden worden sind. So kommen denn für den Übergang jener Straße über die Tauernkette selbst nicht mehr als drei ganz verschiedene Richtungen in Frage, die sämtlich ihre wissenschaftlichen Verfechter gefunden haben. Der Weiterweg der Römerstraße nach Norden wird einmal von Niederwölz durch das Katsch- und Sölktal nach Gröbming, ferner über den Hohenwarth und das Donnersbachtal nach Steinach-Irdning, und schließlich von den meisten und neueren Forschern die Rottemanner Straße entlang über Möderbruck und Trieben nach Lietzen verlegt. Es mahnt aber immerhin zur Vorsicht, zu Gunsten dieser letzteren Richtung auch die erste dieser Ansichten, die als älteste aufgetreten ist, so ganz bei Seite zu schieben, wenn wir auf dem Abstieg dieser Richtung am Sölktal die Namen Stein und Reith finden und ferner die Tatsache berücksichtigen, daß der mittelalterliche Handelsverkehr, gestützt durch die Bischöfe von Freising, die ersten, die hier im Mittelalter wieder an den wichtigen Verkehrs-Punkten erscheinen, sich gerade in Oberwölz [25]) festgesetzt hat. Auch ein im Jahre 1234 geschlossener, weit ausgreifender Handelsvertrag berücksichtigt gerade besonders den von Niederwölz kommenden Verkehr, wie ja für den über den Neumarkter Sattel gehenden direkten Nord-Süd-Verkehr Niederwölz mindestens ebenso bequem wie Scheifling und St. Georgen a. d. Mur gelegen ist.

Die dritte Ansicht über den Lauf des Straßenzuges hat in neuerer Zeit besonders ein in Unter-Zeising auf dem südlichen Anstieg zum Rottemann gemachter Römerfund gestärkt; es ist aber zum mindesten ein Beweis, daß diese Straße nach der Donau keinen so gewaltigen Verkehr wie die anderen großen Alpenstraßen getragen haben kann, wenn wir dann oben in Hohentauern selbst entgegen allen anderen Paßhöhen der Alpen, über die große Römerstraßen liefen, auch nicht die geringsten Erinnerungen an jene Zeit weder in Gestalt von Ortsnamen noch von Funden entdecken. Auch in Trieben, das falls die Straße an diesem vorüberging, ein wichtiger Punkt gewesen sein muß, setzen jene Beweismittel noch ganz aus, bis sie dann schließlich andeutungsweise in Strechau und in greifbarer Gestalt erst in Liezen im Ennstale wieder anheben.

Der Bau des Gebirges zwingt uns, eine Straße, die vom Ennstal nach Windischgarsten laufen wollte, über den Pyrn zu führen, und an der Stelle von Windischgarsten können wir dann auch mit unumstößlicher Sicherheit wirklich eine römische Niederlassung entdecken. Die Funde, die hier gemacht wurden, beweisen aber nicht nur diese allgemeine Tatsache, sondern im Besonderen auch noch, daß dieser Platz im dritten Jahrhundert nach Ch. als regelrechter Etappenort in Gebrauch gewesen sein muß. Das Bild, das sich uns hier durch diese Funde auftut, entspricht also vollständig den Tatsachen der Geschichte. Denn wir sind hier jetzt nicht mehr wie bei Virunum in einer ruhigen reichen Provinz, sondern bereits im militärischen Grenzland, wo allein die römische Militärverwaltung praktisch und zielgerecht allen Verhältnissen ihre Gesetze vorschrieb.

Ganz geringwertig aber stellt sich die römische Besiedelung in demjenigen Teile des Alpenlandes heraus, das sich nun noch östlich der Straße Virunum—Ovilava bis zum Semmering hinzieht. Hier sind es allein die Gruben von Eisenerz, an deren Ausbeutung sich schon die Römer versucht haben müssen, wie auch in dessen Umgebung und noch bezeichnender hier wieder gerade im Süden, in der Richtung auf Leoben zu, mitten zwischen den zahlreichen reindeutschen Namen eine Anzahl Ortsnamen auftauchen, die römische und selbst vorrömische Bewohnung (Trofa-Joch, Tragoeß-Tal, Trafuß) wahrscheinlich machen. Aus diesem ganzen Befund ergibt sich nun aber auch die Rolle, die der Semmeringstraße für die Römerzeit zugewiesen werden muß. Wohl haben sich auf den Höhen der Semmeringstraße selbst ganz spärliche Reste, die auf römischen Durchzug deuten, gefunden. Für das Aufkommen des Semmeringes als wichtigen Straßenzuges ist jedoch zunächst stets der Anbau des Gebietes der Mürz und desjenigen der oberen Mur, vor allen Dingen aber die Existenz Wiens nicht nur als militärischer, sondern auch als bürgerlicher Zentrale maßgebend gewesen. Diese Vorbedingung fehlt jedoch ganz und gar zu den Zeiten der Römer und das Gebiet des Semmering hat daher auch damals ein im Vergleich mit der Jetztzeit ganz anders geartetes Bild gezeigt. Als Verkehrslinie hat die Semmeringstraße damals noch durchaus nicht gedient, und ein ähnliches Schutzmittel wie der dichte Scharnitzer Wald, der als solcher Vindelicien d. h. das äußere glacisartige Rätien von dem inneren Bergland trennte, gaben auch hier die den Mons Cetius (das heutige Semmering-Gebiet) weithin überziehenden Urwälder für Norikum ab. Gerade an der Semmeringstraße, die uns heute als eine wichtige, fast unentbehrliche Lebensader des Verkehrs vorkommt, läßt sich besonders deutlich erkennen, mit welcher Vorsicht der Maßstab der Jetztzeit an die Verkehrsbedingungen früherer Zeiten gelegt werden muß und was für falsche geschichtliche Bilder im entgegengesetzten Falle dabei herauskommen können. Der ungeleitete, spontane Verkehr hat keine Regeln gekannt, und es haben sich daher wohl an ungezählten Stellen der Alpen, und so auch am Semmering, einzelne bewegliche Römerfunde feststellen lassen. Solche Einzelfunde können aber noch durchaus nicht den Beweis für irgendwelchen ausgetretenen Straßenzug erbringen; denn hierzu müssen diese, wenn sonstige schriftliche Nachrichten fehlen, sich wenigstens gliederartig an verschiedenen Stellen derselben Linie aneinanderreihen, und, was die Hauptsache ist, den Anschein erwecken, teilweise auch von festen Baulichkeiten und Niederlassungen herzurühren.

Nach Aquileja, dem ursprünglichen römischen Ausgangspunkte zurückkehrend, bleibt nunmehr noch die Betrachtung der letzten eigentlichen Alpenstraße, der über den Isonzo und die südlichsten Teile der norischen Alpen nach Laibach=Emona führenden und im Voraufgegangenen schon oft genannten Birnbaumer Straße übrig. Auf den ersten Blick muß in die Augen fallen, wie sehr diese Straße als ein Gegenbild der an der Nordküste des Ligurischen Meerbusens

vorübergehenden Straße angesehen werden kann, und wie nahe daher ein Vergleich beider Straßen für die Römerzeit liegt. Beide Straßen sind nur in beschränktem Sinne Alpenstraßen, weil das Gebirge ihnen an seinen Enden nur noch in geringer Höhe und Breite entgegentritt; beide sind daher auch als die bequemsten Straßen, um überhaupt in das Land jenseits der Berge zu kommen gerade von den ebenso sehr bequemen wie praktischen Römern viel früher als die anderen Alpenübergänge benutzt worden. In der Art ihrer Benutzung und Erprobung haben diese beiden Straßen jedoch ein grundverschiedenes Schicksal voneinander erfahren. Die Besetzung der ligurischen Küstenstraße diente den Römern als Mittel, um durch sie ihre erste Provinz jenseits der Alpen einzurichten, an die sich dann stufenweise die Erwerbung Galliens und der Rheinlande und die Eröffnung der anderen Westalpenpässe anschloß, alles Ereignisse, die in die kräftigste und dramatischste Zeit der römischen Geschichte gehören. Die Birnbaumer Straße lag für die römische Politik dagegen zunächst abseits. Nachdem ein einziges politisches Ereignis, die drohende Haltung Makedoniens, die Römer einmal dazu geführt hatte, Hand auf diese Straße zu legen, verlor sie dann in der folgenden Zeit der Republik, während in der Nähe der Westalpen das militärische Leben niemals ruhte, zunächst viel von ihrer Bedeutung, und auch während der ersten Kaiserzeit geschah, nachdem Augustus und Tiberius die Verhältnisse hier endgültig geordnet hatten, organisch und wie von selbst, aber ohne von großen Ereignissen begleitet zu sein, ihr weiterer Ausbau. Aber während dann in den letzten Jahrhunderten des Römerreichs die Aufmerksamkeit der Regierung sich von der ligurischen Küstenstraße und von dem Westflügel der Alpen abwenden mußte, waren während jener Zeiten die von der Birnbaumer Straße durchzogenen Gebiete die Bahn, durch die der ertötende Ostwind gegen die reife Frucht der römischen Kultur heranbrauste. Auch die scharfsinnigsten römischen Geister, wie Cäsar und Augustus, haben, als sie an dieser Seite verhältnismäßig mühelos die römischen Grenzen vorschoben, es sicher nicht geahnt, daß sich hier einst das Schicksal ihres Staates erfüllen sollte.

Daß die Birnbaumer Straße zu der Zeit, als Aquileja am höchsten entwickelt war, die wichtigste der in diese Stadt einmündenden Verbindungen war, ergibt sich daraus, daß allein entlang des von ihr eingeschlagenen Weges in der Umgebung Aquilejas eine vollständige großstadtartige Vorortsentwickelung zu beobachten ist. Nach dieser Seite hin finden sich außerhalb Aquilejas Reste über Reste unter dem Boden, so bei Columbaria, Vilesse und weiter bei Silicianum (Salcano) und Monfalcone. Weit besser würden wir freilich noch über die Stadtgeschichte Aquilejas unterrichtet sein, wenn nicht gerade hier die Veränderungen, die der Isonzolauf nach und nach hervorgerufen hat, das Landschaftsbild vollständig gegen früher umgestaltet hätten. Die Straße, die heute über Schönpaß und Heidenschaft nach Oberlaibach geht, wurde im römischen Altertum anfangs nach dem anliegenden Okra-Gebirge, später aber, als sich die Römer vollständig hier

eingerichtet hatten, nach der Wegestation Ad pirum als die Birnbaumer Straße bezeichnet, und heute führt auch noch das südlich von ihr liegende Birnbaumer Waldgebirge den gleichen Namen. Schon bevor die Römer hier die Reichsstraße legten, war das erste und älteste Ziel der seit alter Zeit in Gebrauch befindlichen Straße die Tauriskerstadt Nauportus an der Stelle des heutigen Oberlaibach. Dieser Ort verschwindet aber schon bald in der römischen Kaiserzeit, ein Zeichen, daß der alte Straßenzug, an den die Römer anknüpften, ursprünglich nur direkt landeinwärts nach Osten wies, während dagegen im Verlauf der Römerherrschaft dieses erste Glied der Birnbaumer Straße bis Laibach nach und nach zur Brücke wurde, um den Hauptteil des Verkehrs von Aquileja aus nicht direkt nach dem Osten, sondern nach dem Südosten zu leiten. Diese Verschiebung wird dadurch bezeichnet, daß sich dann in den eigentlichen Römergründungen entlang der Straße, in Emona, Celeja und Poetovia überall wichtige Ableger nach Siscia und Sirmium ansetzten.

Anfangs freilich wurde die Straßenlegung nur durch die Handelskonstellation von Aquileja nach Nauportus hinüber bestimmt, von dem aus die auf der Achse zu ihm herübergebrachten italienischen Waren auf dem Wasserwege weiter verfrachtet wurden. Die wirtschaftliche Eröffnung der heutigen Balkanhalbinsel unter den ersten Kaisern mag diesen Zustand jedoch bald verschoben und den Handel von Nauportus weg nach den Treffpunkten der neu erbauten großen Landstraßen gelenkt haben. Dem allen entspricht es aber zunächst, daß Strabo jenen Weg als einzigen unter den Alpenstraßen neben dem über den Kleinen Sankt Bernhard als fahrbar bezeichnet; nur kann diese Tatsache hier durchaus nicht den Ausdruck einer besonderen Kulturleistung bedeuten, da die von jener Straße durchzogenen Gegenden der Alpen überall ihren strengen Hochgebirgscharakter verloren haben.

In einer Beziehung beansprucht die eigentliche Birnbaumer Waldstraße aber noch besonderes Interesse; denn sie ist diejenige Alpenstraße, an der sich noch am deutlichsten die römischen Befestigungsanlagen erhalten haben. Der Grund, weshalb solche gerade hier zahlreich gebaut worden sind, liegt auf der Hand; denn die niedrige Berglandschaft, durch die jener Weg zieht, liefert dem Militär nicht mehr so reichlich natürliche Hilfsmittel für die Verteidigung, so daß hier durch künstliche Befestigungen nachgeholfen werden mußte. Diese Verteidigungswerke blickten direkt nach Osten. Vor ihrem eigentlichen Zentrum, bei Heidenschaft, lagen zunächst drei vorgeschobene Stellungen, die äußerste östliche in Gestalt einer die Straßenlegung kreuzenden Mauer bei Oberlaibach, die zweite und dritte, beide mit Kastellen an der Straße versehen, weiter einwärts bei Oberloitsch bezl. auf der Paßhöhe in Alpe Julia (St. Gertrudis), bis schließlich bei dem bezeichnenden Namen Heidenschaft, der römischen Station Ad Frigidum, die Hauptstellung, ein großes Lager mit sechzehn Türmen, zu finden war. Es ist also schon hier keine andere Befestigungsweise als wie wir sie auch im neun-

zehnten Jahrhundert entlang der Stilfser Jochstraße angewendet sehen, wo sich gleichfalls von außen, von der italienischen Seite, nach innen Stellung auf Stellung von der Teufelsbrücke bei Bormio bis zur Paßhöhe hinzieht. Leider fehlt uns die Möglichkeit, die Zeit der Herstellung jener römischen Befestigungen genau zu bestimmen. Ein bei Loitzsch gefundener Meilenstein von Trajan erklärt sich besser aus dessen dazischen Feldzügen, als dieser Kaiser jene Straße als Anmarschlinie benutzte. Da jene Befestigungen, die keinen provisorischen, sondern durchaus permanenten Charakter zeigen, als solche jedoch schon bei dem Einfall des Kaisers Maximin im Jahre 238 nach Ch. in Wirksamkeit getreten sein müssen, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß sie der Zeit der Markomannenkriege, als der Nordosten zum ersten Mal dem römischen Reiche sein gefährliches Gesicht gezeigt hat, ihren Ursprung verdanken.

Bei den weiteren Stationen an dieser Straße bezeichnet die Zeit ihrer Gründung jedes Mal die Entfernung, um die hier nach und nach die römische Besiedelung vorgerückt ist. Laibach ist zunächst das Emona der Julier, das schon am Anfang der Kaiserzeit so eng mit dem Südland verknüpft schien, daß es Augustus auch organisatorisch zu Italien schlagen konnte. Weiterhin hat dann, um von Emona nach Celeja zu gelangen, die Römerstraße, anders als heute die Eisenbahn, das Tal der Save gemieden und ist nördlich in gerader Linie auf Celeja weitergegangen; die Tatsache aber, daß die Römer hier bei ihrer Straßenlegung dem kurzen Landweg vor dem schon damals vom Handel belebten Flußtale den Vorzug gaben, beweist, daß als die ersten Kaiser hier die Grenzpfähle vorrückten, lediglich noch die militärischen Rücksichten ausschlaggebend waren. Von Stationen sind bekannt der Save-Übergang, dann Ad publicandos (Podpetsch) und Adrantes (St. Oswald am Drauberg).

Celeja selbst hält in seinem Beinamen Claudia die Erinnerung an seine Gründungszeit fest. Das, was wir über die Größe und Pracht der antiken Ruinen dieser Stadt und ebenso auch über die Ausdehnung der dortigen religiösen Institutionen während des Altertums wissen, erlaubt ferner den Schluß, daß Celeja in der späteren Kaiserzeit mindestens ebenso groß wie Emona und prächtiger als Poetovio gewesen ist. Der Grund dieses Aufblühens mag aber nicht so sehr nur in der Lage der Stadt an der von Westen nach Osten führenden Linie, sondern vielmehr darin zu suchen sein, daß Cilli das Haupttor bildete, durch das sich der ganze aus dem Südosten kommende Verkehr in die inneren Ostalpenländer hinein ergoß, wie ja von hier aus auch über Upellis (Weitenstein), Collatione (Windisch-Grätz) und Juenna (bei Bleiburg im Jauntal) eine Verbindung erster Ordnung nach Virunum geführt hat, während eine direkte Verbindung zwischen Emona und Virunum zur Römerzeit ganz fehlt. Von jener letzteren Strecke aus ist fernerhin auch ein Ableger, der vom Drautal aus in das Lavanttal hinein aufwärts bis Wolfsberg führte, wahrscheinlich. Celeja und sein Gebiet gehörte unter den Römern übrigens bald zur Provinz Norikum, bald zur

Provinz Pannonien; auch dieses kann ein Zeichen von der Vermittlerrolle sein, die jener Ort damals nicht bloß zwischen dem Westen und Osten, sondern ebenso zwischen dem Süden und Norden abzugeben hatte.

Auch von Cilli bis Pettau lief der Zug der Römerstraße nicht im Gleise der heutigen Eisenbahn sondern kürzer gestreckt nördlich derselben weiter. Pettau selbst, das schon als Keltenstadt erwähnt wird, mag als Ort älter sein als Cilli uud seine Entstehung ebenso wie Nauportus der Lage an dem nach Südosten hinströmenden verkehrsfreundlichen Flußlaufe verdanken; seinen römischen Beinamen führt es als Colonia Ulpia Trajana jedoch erst von Trajan, der im europäischen Osten das Werk des Klaudius aufnahm und der letzte römische Kaiser war, der hier nicht abwehrend sondern noch ausgreifend wirkte. Zu jener Zeit erhielt Pettau mit seinem Kastell, dem heutigen Schloß Oberpettau, ausgesprochene Wichtigkeit als Ausfallstor gegen Dacien und als rückwärtige Stellung eines der Hauptgabelpunkte des römischen Straßensystems in diesen Gegenden. Jener Gabelpunkt, an dem die Straße nach Savaria-Carnuntum und diejenige nach dem Donauknie bei Aquincum (Budapest) auseinanderliefen, lag entweder dicht bei Pettau oder weiter östlich am Murübergange, einige Meilen flußabwärts vom heutigen Radkersburg, und hauptsächlich von dieser Stelle aus ist dann auch die römische Kolonisation ungestört muraufwärts in das heutige Steiermark eingedrungen. Als Etappen jenes Zuges nordwärts in die Steiermark hinein, an dem römisches Wesen nachzuweisen ist, finden wir heute die Namen Radkersburg, Straß, Leibnitz und Seggau, letztere beide als Töchter des alten Flavium Solvense, und weiter hinauf im Herzen des Landes Kalsdorf, Straßgang, Straßengel, Gratz und Voitsberg. Heute laufen dagegen Landstraße sowie Hauptbahn, um aus dem Gebiet der Save bei Cilli nach dem Gebiet der Drau und Mur zu gelangen, bereits westlich vor Pettau und über Marburg a. d. Drau in nördlicher Richtung ab, während Pettau selbst seitab liegt. Es ist dieses eine Verschiebung, die bereits während des Mittelalters, als die Verbindung nach dem Orient für jene Striche immer unwichtiger zu werden begann, eintreten mußte.

Überhaupt fällt es an dieser östlichsten Seite des Gebirges am meisten auf, wie sehr hier die alten römischen Straßenzüge gegen die der späteren und nicht zum Mindesten auch gegen die der jetzigen Zeiten verwischt erscheinen. Der Grund hierfür liegt aber einzig darin, daß gerade der Osten Europas in seiner Bedeutung für den ganzen Erdteil die größte Veränderung gegen das römische Altertum erfahren hat. In der Jetztzeit sind in den Donautiefländern in Gestalt von Wien und Budapest selbständige Kulturzentren entstanden, die die Herrschaft über jene Gebiete an sich gezogen haben, die sonst sämtlich nach dem Süden gravitierten, während weiterhin vor Entstehen dieser Mittelpunkte und gerade in den auf die Römerzeit folgenden Jahrhunderten hier im Osten der schärfste Rückgang und der größte Ausfall an kulturkräftigen Gebilden eingetreten ist. Im zwölften Jahrhundert nach Ch. bestand zwischen den Be-

wohnern von Venedig und denen Serbiens ein Kulturunterschied größer als zwischen denjenigen des damaligen Roms und Londons, während ein Jahrtausend vorher die Bürger von Aquileja und Sigindinum (Belgrad) ganz gleichwertig waren. Im römischen Altertum war eben auch an dem Ostflügel der Alpen wie auch überall sonst in Europa, der auf dem Forum der Hauptstadt Rom befindliche goldene Meilenzeiger der Pol, von dem aus allein die das Verkehrsleben des Erdteils bewegende Kraft ausstrahlte, eine Kraft, die wiederum überall die gleiche Formel zur Erklärung des unendlich kunstvollen Gewebes aller dieser Verkehrslinien darbietet.

VII. Kapitel.

Die Alpen und die germanische Völkerwanderung.

Dieses über das ganze Alpengebiet gespannte und im vorigen geschilderte große Straßennetz stellt sich demnach als ein innerhalb zweier Jahrhunderte (von Augustus Regierungsantritt bis zu dem Mark Aurels) in aller Regelmäßigkeit und Ruhe entstandenes und nur um der Herrschaftsinteressen eines großen Reiches willen angelegtes Werk dar, dessen Festigkeit und Folgerichtigkeit bis dahin jedoch noch niemals einer ernsteren Probe hatte standhalten müssen. Die Art und Weise, wie die Römer ihre Herrschaft zu sichern wußten, die Mittel, die sie hierzu anwendeten, waren in allen unterworfenen Gebieten ungefähr die gleichen, und es ist deshalb auch nicht anzunehmen, daß sie in den Alpen von vornherein ihren Machtmitteln eine größere Festigkeit und Widerstandsfähigkeit zu geben gesucht hätten als in irgend einer anderen Grenzprovinz. Der Gang der Geschichte hat aber dazu geführt, daß, nachdem sich der Schauplatz derselben einmal von Asien nach Europa verschoben hatte, nun auch die großen äußeren Ereignisse, die in erster Linie über das Schicksal des römischen Reiches entscheiden sollten, in der Mitte des Erdteils fallen mußten, und so sehen wir daher jetzt auch das in jener Zone liegende Alpengebiet vollständig in deren Bannkreis gerückt. Die Rheinlande in erster und die Alpenländer in zweiter Linie sind neben den vielen anderen Stellen, an denen außerdem noch gekämpft und zerstört wurde, der wichtigste Schauplatz jenes schweren Ringens gewesen, wie es vorher und nachher niemals gewaltiger stattgefunden hat; sie waren es, an denen die eigentliche Entscheidung fiel.

Wann einst der erste wirkliche Kampf zwischen Römern und Germanen stattgefunden hat, läßt sich nicht mehr bestimmen; denn schon zu Cäsars Zeiten sehen wir solche Kämpfe in vollem Gange, und sie haben seitdem niemals ausgesetzt. Dagegen ist es möglich, ganz genau den Zeitpunkt zu bestimmen, an dem jene Kämpfe aus unwichtigen Grenzkriegen zu gewaltigen welthistorischen

Ereignissen geworden sind. Es ist dieses die Zeit des Kaisers Mark Aurel. Die seit Cäsar bis Mark Aurel von den Römern in Mitteleuropa gegen die Germanen geführten Kriege, selbst der unglückliche Feldzug des Varus, hatten niemals einen derartigen bedrohlichen Charakter angenommen, daß sie das Funktionieren des über die ganze Erde gespannten römischen Staatsmechanismus ernstlich hätten stören können. Denn es waren nichts anderes als Grenzkriege, ebenso aufreibend zwar für die gerade von denselben betroffenen römischen Armeeabteilungen wie unbequem für die Zentralstelle in Italien wegen der Unregelmäßigkeit der Zeiten und Orte, an denen sie ausbrachen.

Anders ist das Bild jedoch seit den Markomannenkriegen Mark Aurels.' Von dieser Zeit ab müssen wir eine neue Epoche der Weltgeschichte setzen, und die geschichtliche Betrachtung muß sich überhaupt von da ab zwingender als vordem in zwei Äste spalten. Der eine von diesen kann nur die innere Entwicklung des Römerreichs zum Gegenstand haben, das, immer subtiler in den politischen Ideen und immer erfinderischer in den Mitteln, sich an das altgewohnte Dasein anklammert und somit eine Fülle bunter und kulturgesättigter aber trotzdem saft- und sonnenloser Erscheinungen bietet, während die andere Seite dieser Geschichtsepoche geräuschvoll von den Kämpfen Roms gegen seine äußeren Feinde ausgefüllt wird. Diese Feinde sind eben damals — ein Fall, der seit Hannibals Tagen nicht wieder eingetreten war — völlig ebenbürtige Gegner Roms geworden, und jene ganze dreihundertjährige Periode hindurch kämpft daher dieses Reich im Grunde stets um nichts anderes als um seine Existenz. Ihren Abschluß findet jene Periode aber mit der völligen Niederwerfung der alten Kulturmacht, die äußerlich durch die Eroberung und Besetzung fast aller römischen Gebiete durch den äußeren Feind in die Erscheinung tritt.

Es war jedoch nicht die ausnehmend große Gewitterwolke, die während der Regierung Mark Aurels genau an der Nordostecke des römischen Reiches in Europa mitten während der hellen Sommertage friedlichen Genusses unvorhergesehen aufgestiegen war und die sich gewaltsam entladen hatte, sondern unter ihren vielen Wirkungen nur ein einziges Ereignis, durch das es augenfällig wurde, daß sich die Zeiten jetzt wirklich geändert hatten. Die Markomannenkriege lieferten zum ersten Male wieder das Vorkommnis, daß das ganze römische Verteidigungssystem nicht bloß nach der Breite sondern auch nach der Tiefe hin vollständig versagte, und der Feind plötzlich den geheiligten, drei- und vierfach versicherten Boden Italiens betreten konnte. Die Tatsache, daß die Markomannen damals vor Aquileja und Opitergum erschienen sind, ist bei jenen Ereignissen bedeutender als alles andere. Wir sehen an derselben aber auch die wichtige Rolle, die der Alpenwall in der Geschichte Europas einnimmt; denn die Durchbrechung jenes Walles war die Gewaltprobe, mit der sich die neu aufgetretene Kraft jetzt in die Geschichte einführte, — augenfällig und erschreckend, weil sie für die damalige Welt alle Begriffe des äußerlichen Daseins in Verwirrung setzte.

Daß dieser feindliche Ansturm aber so weit nach Süden auslaufen konnte, liegt allein in dem stärkeren Einsetzen der germanischen Völkerwanderung. Es ist bei derselben zunächst die gleiche treibende Kraft und das gleiche Bild, wie wir es schon bei der keltischen Völkerwanderung kennen gelernt haben. Nur zeigen sich diesmal — allerdings auch im Hinblick auf das Wenige, was wir heute noch von der keltischen im Vergleich zu der germanischen Völkerwanderung wissen — alle Verhältnisse stärker entwickelt und dramatischer durchgeführt als ein halbes Jahrtausend vorher. Ob der Grund hierfür freilich außerdem noch in der stärkeren Kraft der germanischen Völker im Vergleich zu der der Kelten zu suchen ist, können wir heute nicht mehr entscheiden, da sich der wirkliche Charakter der Kelten zu den Zeiten als diese ihre Völkerwanderung antraten zu sehr unseren Blicken entzieht. Sicher aber ist, daß die Austragung des Ringens während der germanischen Völkerwanderung schon deshalb heftiger werden mußte, weil diesmal auch der römische Gegendruck kräftiger, bewußter und in den letzten Stadien des Kampfes vor allem auch erbitterter gegen das Platzgreifen dieser neuen Kraft ankämpfte.

Die Richtung, von der diese Bewegung ausging und die, nach der sie zustrebte, ist dagegen genau dieselbe, wie sie schon bei der keltischen Völkerwanderung zu spüren war. Vom Osten Europas ausgehend lief auch dieser Völkerzug in der Hauptsache zunächst in westlicher und einigermaßen in südwestlicher Richtung. Während aber die keltische Völkerwanderung wahrscheinlich erst nach Umgehung der Alpen an deren westlichem und östlichem Ende und auf den Boden Italiens selbst schärferen Widerstand fand, sicherlich aber dieser Widerstand erst an jenen Punkten in das Licht der Geschichte tritt, ist die germanische Völkerwanderung zeitlich früher und räumlich eher an die Grenzen der alten Kulturmacht gestoßen. Die Länder, in denen jene ersten Zusammenstöße erfolgten, sind einerseits vor allem das westliche Deutschland, weil hier der Rhein in seiner ganzen Ausdehnung von Basel (Augst) bis zur Mündung die große Barriere gegen die von Osten kommende Invasion abgeben mußte, und weshalb auch damals die rheinischen Landschaften ohne weiteres das militärische Hauptland Europas ausmachten, und andererseits das Donauufer der heutigen österreichischen Erzherzogtümer, insbesondere die Ebene von Wien. Nördlich dieses letzteren Gebietes aber muß in der den eigentlichen Markomannenkriegen voraufgegangenen Periode ein starker Teil jener Völkerströmung den geraden Weg nach Westen bereits vor sich versperrt gefunden haben und diese Gruppierung so die Veranlassung geworden sein, daß die damals mit dem Namen der Markomannen bezeichneten germanischen Völker selbst in mehr südlicher Richtung sich Luft zu machen suchten und so in die Grenzen des römischen Reiches einbrachen. Während also bei der keltischen Völkerwanderung die der Zeit nach letzten Ereignisse an der mittleren Donau auftreten, sehen wir im Gegensatz hierzu bei der eigentlichen germanischen Völkerwanderung sich die frühesten

Ereignisse an jener Stelle abspielen. Daß dieselben hier aber wiederum derartig überraschende und verheerende Wirkungen hervorrufen konnten, hatte seinen Grund in dem Aufbau des römischen Weltreichs. Denn dieses war seiner ganzen Entwickelung nach wohl dazu gekommen, die Rheinlande und den Nordrand der Alpen als waffenstarrende Grenze derart zu verbarrikadieren, daß die feindlichen Völkerbewegungen sich jenseits derselben zunächst anstauen mußten. Am Ostrand der Alpen aber, wo auch die natürliche Gestaltung des Landes der Abwehr nicht in dem gleichen Maße gut zu Hilfe kam, waren dagegen die Fronten schwächer geblieben, wie auch die römische Reichsverteidigung an jenen Punkten nicht in dem Maße durch die vorangegangenen Ereignisse auf das Kommende hingewiesen worden war.

Viel schärfer als wir heute mögen auch selbst die Römer der damaligen Zeit nicht die Gründe für die Zeiten und Punkte, an denen diese germanischen Angriffe eintraten, zu erkennen vermocht haben. Wie wir heute bei diesen Kriegen auch nur denjenigen Bewegungen da nachkommen können, wo sie auf die Grenzen des römischen Reiches auslaufen, so sahen auch damals die Römer zunächst nur ihre Grenznachbarn vor sich. Dasjenige aber, was hinter dem Schleier der benachbarten Völker vor sich ging, und was stets die eigentliche Ursache dieser heute die Bände der Weltgeschichte anfüllenden Kriege bildete, mußte ihnen ebensosehr wie uns verborgen bleiben. Von Osten ausgehend folgte Schiebung auf Schiebung, Druck auf Druck, aber wir sehen den Wellenschlag jener Bewegungen erst dann in die Erscheinung treten, sobald er die römischen Kulturgrenzen erreicht hat, wo es etwas zu zerstören oder aufzuzeichnen gab; denn nur durch dieses Beides ist die Kunde von jener Vergangenheit auf uns gekommen.

Die grundverschiedene Beschaffenheit beider Gegner ist das charakteristische aller Kämpfe der germanischen Völkerwanderung. Bei den Römern eine systematische, bedächtige, mit der vollen Überlegenheit aller geistigen und materiellen Mittel und Jahrhunderte langer Erfahrungen ausgestattete Kriegsführung, aber innerlich ein immer mehr überhandnehmender Mangel an der ersten Voraussetzung aller Kampffähigkeit, an physischer Kraft der Gesamtheit, bei den Germanen dagegen ein unerschöpflicher Überschuß an Volkskraft, aber Fehlen der wichtigsten militärischen Fähigkeiten, Direktions- und Organisationslosigkeit, und Inkonsequenz der Volksführer, die im besten Falle Heerfürsten, niemals aber Feldherren sind. Liefert jene Verfassung der Römer ohne weiteres die Erklärung für die lange, fast dreihundertjährige Dauer dieser Kämpfe, so ergibt sich aus der Beschaffenheit der Germanen wiederum die besondere Art der Kriegsführung dieser Zeiten. Denn wie ein blindes Ungefähr erscheinen die Germanen bald zu jener Zeit, bald auf diesem Schauplatz Mitteleuropas; jene Unberechenbarkeit ist es, die bei diesen Kämpfen besonders in die Augen springt und die deshalb auch der Darstellung derselben stets so große Schwierigkeiten bereitet hat.

Jene Unberechenbarkeit hatte aber allein ihren Grund in der durch den Kräfteüberschuß herbeigeführten leichten Beweglichkeit der germanischen Völker. Es ist am Anfang wie am Ende der germanischen Völkerwanderung immer dasselbe Bild. Wohl liegt überall die römische Front dem Feinde vor, aber welche Punkte an diesen langen Linien er sich zum Angriff aussucht und wie tief er dabei in die Front selbst hineingelangt, dies scheint keine Gesetze zu kennen. Cäsar begegnete den Bojern plötzlich bei Genf, nachdem sie vorher am anderen Ende der Alpen Norikum unsicher gemacht hatten. Bei den Markomannen war es das Erschreckende, wie tief südwärts sie wider Erwarten nach Italien hatten hineingelangen können, und unter den das ganze dritte Jahrhundert nach Ch. anfüllenden Kämpfen der Alemannen ist das bezeichnendste Ereignis jener Art das Erscheinen derselben vor Ravenna (in den Jahren 259 oder 260 nach Ch.), wohin sie jedoch außerdem nicht auf dem direkten Wege über die Zentralalpen sondern auf dem Umwege über die burgundische Pforte und einen Übergang der Westalpen gelangt zu sein scheinen.

Das Vernichtungswerk aller dieser Kämpfe ist in seiner Summe zwar schließlich so ungeheuer geworden wie es seitdem, dem Himmel sei Dank, niemals wieder in der Geschichte zu beobachten ist; es bedurfte aber doch einer gleichgearteten Arbeit von vollen drei Jahrhunderten, um dieses zu erreichen. Anfänglich wenigstens konnte die römische Auffassung noch darin Recht behalten, wenn sie annahm, daß diese mit Donnergepolter auftretenden Ereignisse ebenso rasch wie sie gekommen waren auch wieder zu verschwinden pflegten, weil es einesteils diesen einzelnen, blitzartig verlaufenden Feldzügen überhaupt an Zeit fehlte, ihre Spuren tiefer in den Boden einzugraben, anderenteils aber auch, weil das sauber und unermüdlich arbeitende Organisations- und Rekonstruktionstalent der Römer die klaffenden Wunden sehr bald wieder zu schließen vermochte. Der einzigen Regelmäßigkeit, der sich bei diesen Kämpfen nachkommen läßt, ist die Erscheinung, daß bei den gleichen Völkern die Zwischenräume, in denen sie auf den Kampfplatz treten, meist die Dauer eines oder mehrerer Menschenalter ausfüllen. Es entspricht dies aber auch ganz der Unbarmherzigkeit jener Kämpfe, bei denen gewöhnlich die lebende Generation ihre ganze Kraft einsetzen mußte, und daher erst die nächste oder übernächste wieder imstande war, überhaupt etwas Selbständiges zu unternehmen.

Da die germanische Völkerwanderung zunächst genau dasselbe Wesen zeigt wie die vorangegangene keltische, so konnte deshalb auch der Einfluß, den das Alpengebirge auf ihren Gang ausgeübt hat, kein anderer sein als derjenige wie er bereits sechs Jahrhunderte früher gewesen war. Auch jetzt bildete der Nordabfall der Alpen wieder den Rand, an dem entlang sich die Völkerzüge weiter nach Westen hin bewegten, nur mit dem Unterschiede, daß vorher allein die natürliche Beschaffenheit des unwirtlichen Hochgebirges jene Wirkung ausgeübt hatte, die Bewegung in der ursprünglich eingeschlagenen Richtung zu bestärken,

während diesmal außerdem ein lebendiger Feind in Gestalt der römischen Truppen am nördlichen Fuße der Höhen auf Posten stand, um jeden Versuch von der Richtung nach Westen abzubiegen von vornherein zu verhindern. Waren demnach die Rheinlande die Front, auf deren östliches Vorland die feindlichen Angriffe unwiderruflich auftreffen mußten, so bildete der Alpenwall dagegen damals bei der Verteidigung dieser Linie die rechte Flankensicherung, die ein günstiges Geschick hier angebaut hatte und die sich die Römer militärisch nutzbar gemacht hatten. Im letzten Grunde ging wohl das Streben aller dieser nördlichen Barbarenvölker nach den wohnlichen und begehrenswerten südlichen Ländern, aber ein Durchstoßen nach dorthin in direkt nord-südlicher Richtung haben auch die kriegerischen Bewegungen jener Zeit mit dem Instinkte, der auch allem anderen unentwickelten Verkehre eigen gewesen ist, zunächst zu vermeiden gesucht. Auch diese suchten zunächst westlich oder östlich um das Gebirge herum auszuholen, und erst während der letzten Kämpfe jener Völkerwanderung geschieht es häufiger, daß der Eintritt der Blutleere in der lebendigen römischen Verteidigungskraft den Feind zu einem Einfall direkt von Norden nach Süden durch die Alpen hindurch anreizt.

Der Grundgedanke, nach dem die Römer während dieser Kämpfe der Völkerwanderung das Alpengebirge bewerteten, ist also ganz durchsichtig und entspricht in seiner Zweckmäßigkeit vollständig der überragenden militärischen Beanlagung dieses Volkes. Um das rechts des Rheinstromes liegende Flankenhindernis auch als solches wirksam zu erhalten, war es nötig, dem Feinde die Überschreitung desselben zu verwehren, die wiederum nur dann hätte stattfinden können, wenn der Marsch über die in einer langen Reihe von Westen nach Osten über das Gebirge verteilten und defileeartig den Alpenwall durchquerenden Paßübergänge frei gewesen wäre. Im großen und im kleinen sind die Alpenkriege stets Kämpfe um Defileen gewesen. Wir haben es aber schon bei Marius gesehen, daß die kräftigere Art der Kriegsführung dazu neigt, dem Gegner vor dem Defilee zu begegnen, und auch in dieser Zeit noch suchten die Römer die Entscheidung nicht in die Defileen selbst oder hinter dieselben, sondern vor diese zu legen, oder sie stellten sich, wenn man die Alpen als Gebirgswall ansehen will, bereits auf der dem Feinde zugewendeten Seite dieses Walles auf. Ein Zeichen für den tadellosen Zustand der von ihnen über die Alpen gelegten Straßen ist es aber, daß sie diesen die Fähigkeit zutrauen konnten, allen Anforderungen des militärischen Verkehrs zu genügen, der von dem Zentrum ihrer Macht aus nach der feindlichen Seite hin nötig wurde. So verrichtet denn vom Anfang des dritten Jahrhunderts nach Ch. an, nachdem der römischen Regierung der Charakter und der Zusammenhang der germanischen Angriffe wieder völlig klar geworden war, die Linie von Carnuntum bis Mainz (bezl. bis Windisch und Augst) die Bestimmung einer wohleingerichteten militärischen Flankenstellung,

von der aus die Verteidigung je nach den Umständen bloß passiv, ebensogut aber auch durch aktive Vorstöße geführt werden konnte.

Daß aber jene Stellung nördlich der Alpen nicht das einzige Mittel dieser Verteidigung war, sondern daß auch römischerseits die ganz bestimmte Vorstellung, die Alpenpässe selbst militärisch sperren zu können bestanden hat, dafür haben wir ganz bestimmte Zeugnisse aus der Literatur der Alten[26]). Diese Zeugnisse treten freilich erst deutlich am Ende jener Kämpfe hervor, als die äußerlichen Hilfsmittel, die Länder nördlich der Alpen selbst festhalten zu können, immer mehr zu versiechen anfingen. Die Schriftsteller der Völkerwanderung reden häufig von den Engpässen der Alpen und heben die Schwierigkeit hervor, die mit der Durchbrechung dieser Pforten Italiens verbunden ist. Es ist dieses eine Auffassung, die wie so vieles andere der römischen Organisation unmittelbar dann auch von dem Regierungssystem Theodorichs des Großen übernommen worden ist, wenn Kassiodor damals die in Rätien gelegenen Befestigungen einfach die Schlüssel Italiens nennt und das nördlich von diesen liegende Gebiet als den Anfang der Unkultur bezeichnet.

VIII. Kapitel.

Die Kriegsgeschichte der Alpenländer von Mark Aurel bis Probus.

Mit keinem anderen Ereignis ist der Name des römischen Kaisers Mark Aurel enger verknüpft als mit den von ihm geführten Markomannenkriegen. Es ist vorher gesagt worden, daß mit diesen Kämpfen eine neue Periode der Weltgeschichte ihren Anfang genommen hat und auch der Grund, weshalb sich diese Ereignisse gerade am Ostende der Alpen entladen mußten. Das erste große Ereignis dieser Kämpfe war im Jahre 167 nach Ch. der einem reißenden Strome gleichende Durchbruch der Markomannen mitten durch die alteingerichteten römischen Ostalpenprovinzen bis hinunter nach Venetien, wo jene erst vor den Mauern von Aquileja und Opitergum (Oderzo) Halt gemacht haben. Diese Tatsache liefert daher einerseits den Beweis, daß die römische Regierung von der Seite, von der jene Invasion erfolgte, am allerwenigsten eines solchen Angriffs gewärtig gewesen ist, andererseits aber auch, daß die Verteidigungsmaßregeln überhaupt an jener östlichen Grenze der Alpen bis dahin nicht allzu gefestigt gewesen sein können. Wir haben gesehen, daß Augustus es unterlassen hatte, die Grenzen hier im Osten der Alpen ebenso standfest wie an deren Westflügel und am Rhein festzulegen, und auch der einzige römische Kaiser, der nach Augustus dann hier im Osten noch selbständig organisierte, Trajan, hatte bei seiner Grenzsicherung mehr das Gesicht nach Osten, nach dem ungarischen Lauf der Donau, als nach Nordosten, nach der Marchebene und der Linzer Pforte gewendet gehabt. Daher war hier von Anfang an eine schwache Stelle in der Verteidigung geblieben, deren Ausdehnung wir zunächst schon aus den Punkten, an denen die Markomannen zuerst in Italien erscheinen, vermuten, genauer jedoch noch aus den militärischen Maßregeln feststellen können, die dann nach vorläufiger Beendigung dieser Kriege von den Römern hier getroffen worden sind.

Das Erscheinen der Markomannen vor Aquileja würde zunächst ebensogut eine Benutzung der von Carnuntum um den Rand der Ostalpen herum nach dem Birnbaumer-Walde zu auslaufenden Straße wie derjenigen Verbindungen, die durch die Ostalpen von Norden und von Virunum auf jene Stadt führten, möglich machen. Der Umstand jedoch, daß Pannonien damals militärisch weit besser als Norikum besetzt war und im Zusammenhang damit die Lage Böhmens, des ursprünglichen Hauptsitzes der Markomannen, macht den Einbruch derselben auf den letzteren Linien wahrscheinlicher, während der Name Opitergum überhaupt nur denjenigen Punkt zu bedeuten braucht, bis zu dem die Feinde von Aquileja aus am weitesten nach Italien hineingelangt sind. Ein Einfall über den Brenner her ist für die damalige Zeit jedoch deshalb nicht wahrscheinlich, weil unter den vielen und großen, versteckartig geborgenen Münzfunden der Römerzeit, die innerhalb Rätiens zum Vorschein gekommen sind, sich kein einziger findet, bei dem die Reihe der Münzen zeitlich schon bei Mark Aurel abbräche.

Nach der Vertreibung der Feinde vom Boden Italiens hat dann Mark Aurel den Krieg vom nördlichen Pannonien und Norikum aus und auf das Donauufer gestützt mühsam zu Ende geführt. Die militärische Lage mag damals, als der wohlwollende, feingebildete Mann hier in Wien und Carnuntum resigniert Jahre lang aushalten mußte, etwas Ähnliches an sich gehabt haben, wie sie sich ergeben hätte, wenn sich an den Sommerfeldzug von 1866 noch ein zweiter großer Waffengang zwischen Österreich und Preußen angeschlossen hätte. Nach römischer Auffassung waren diese Kämpfe damals jedoch immer noch nichts anderes als ein großer Grenzkrieg, und sie konnten zunächst auch noch als ein solcher gelten, weil die aufgezwungene Verteidigung wiederum nach altem Stile in einen Angriffskrieg verwandelt wurde.

Die Lücke aber, die vorher hier in dem Grenzschutz gewesen war, hatte sich von Carnuntum aus das Donauufer entlang bis Regensburg erstreckt; und aus den Maßregeln, die sich dann hier unmittelbar an die Waffenruhe anschlossen, läßt sich nun auch genau ersehen, mit welchen Mitteln diesem Versäumnis damals abgeholfen werden sollte. Während vorher hier nur wenig und nur Truppenteile zweiter Güte gelagert hatten, sehen wir jetzt hinter dem Donaustrom kampfbereit römische Kerntruppen stehen; das Garnisonieren der 10. und 14. Legion in Carnuntum und der 3. Legion in Regensburg ist für jene Zeiten sichergestellt. Mit der Zeit Mark Aurels ist die Wiener Ebene in die Kriegsgeschichte eingetreten, um seitdem immer wieder von Neuem als ein militärischer Brennpunkt Mitteleuropas zu erscheinen. Damals war es aber vor allen Dingen wichtig, daß durch die von Süden herankommenden Verbindungen ein ungehindertes Auslaufen auf jenes römische Vorland sichergestellt wurde, und so sehen wir deshalb auch zur Römerzeit den Hauptort dieses Gebietes von Wien aus ein Stück weiter nach Osten, nach Carnuntum selbst gerückt, weil gerade auf diesen Ort die von Poetovio und Savaria kommende Straße unmittelbar einmündete. Ist somit die spe-

zielle Lage Carnuntums zunächst noch ein weiterer Beweis für die geringe Wichtigkeit des Weges über den Semmering während der Römerzeit, so ist weiterhin die Tatsache, daß Carnuntum aus einem ursprünglich keltischen Ort entstanden ist, in gleicher Weise für die Ansiedelungsart der Kelten wie für die Art der römischen Organisation bezeichnend.

Von der Zeit Mark Aurels ab trat aber dann bei jenem Ort der Charakter der bürgerlichen Niederlassung weit hinter dem einer Garnisonstadt zurück und der Mauerring dieser Stadt mag damals, wie die weite Ausdehnung der über die heutigen Orte Petronell und Deutsch-Altenburg sich hinziehenden Ruinen ahnen läßt, besonders auch zur vorübergehenden Aufnahme größerer römischer Armeeabteilungen bestimmt gewesen sein. Die römischen Cäsaren zogen hier an deren Spitze herein und heraus, und so scheint infolge dieses häufigen vornehmen Besuches jene Vorläuferin Wiens schon damals etwas von einer kaiserlichen Residenz an sich gehabt zu haben. Die in Carnuntum gemachten Funde zeigen jedenfalls an, daß alles, was die Römer hier angelegt haben, durchaus erstklassiger Art gewesen sein muß. Zwei Jahrhunderte hindurch blieb Carnuntum nun in dieser Weise die anerkannte Hauptstadt der Länder an der mittleren Donau, bis es schließlich im Jahre 375 nach Ch. unter Valentinian von den Quaden mit der Gründlichkeit, die allem Vernichtungswerk dieser Völkerwanderung eigen gewesen ist, zerstört wurde und somit als römischer Waffenplatz aufgegeben werden mußte. Wenn wir von jenem Ereignis auch sonst nichts wüßten, so würden wir doch schon um einer anderen Beobachtung willen annehmen müssen, daß das Gebiet um Carnuntum nicht über jene Zeit hinaus von den Römern zahlreich besetzt gewesen sein kann; denn nur bis zu dieser Zeit gehen die Römerfunde in den Thermalquellen in Baden bei Wien, deren Benutzung den Römern in Carnuntum ebenso als Südländern wie als Soldaten Lebensbedingung war.

Ging aber diese erste bewußte Gründung Carnuntums schon auf Tiberius zurück, so war die eigenste Maßregel Mark Aurels auf dieser Linie der Ausbau von Lauriacum (Lorch) und dessen Einrichtung als Kolonie, in der Mitte jener nunmehr so wichtig gewordenen Front. Die Belebtheit von Lauriacum in der späteren Kaiserzeit wird besonders durch die Tatsache bewiesen, daß es im Jahre 304 nach Ch. als ein Platz genannt wird, wo die diokletianische Christenverfolgung sehr viel zu tun bekam. Daß bei der Gründung Lorchs jedoch auch nur das Bild der damaligen römischen Welt vorwaltete, zeigt wiederum seine Lage direkt an der Schwelle der von Süden kommenden Straße über den Rottemanner Tauern, während für die späteren Zeiten der Hauptort dieser Zone, Lentium=Linz, sich von jenem Punkte entfernt und in der Lage von Linz am Donauufer allein der nunmehr überwiegend in der Horizontale ziehenden Verkehrsbewegung Rechnung getragen hat.

Am weitesten westlich, und zwar hier besonders deutlich sind die Folgen dieser Neuorganisation dann aber in Regensburg zu erkennen, das gleichfalls

erst zu jener Zeit deutlich in die Geschichte eintritt. Bis dahin war dieser Ort nur ein befestigter Grenzposten gewesen, wobei allerdings gerade in Bezug auf das Kommende die Nachricht wichtig ist, daß hier bereits seit der römischen Eroberung ein friedlicher Handelsverkehr, der durch diesen Ort die Reichsgrenze heraus- und hereingegangen ist, stattgefunden hat. Unter Mark Aurel wurde Regensburg dagegen in der Art wie Carnuntum als Haltepunkt für eine ständige Besatzung zur Festung ausgebaut. Neben der ersten Römerstadt entstand damals (bei Kumpfmühl) ein weiteres Garnisonlager, während der bürgerliche Verkehr sich in dem ursprünglichen Ort, der nunmehr nach Römerart eine derart feste Umwallung erhielt, als ob sie für die Ewigkeit bestimmt wäre, sich weiter bewegte. Unmittelbar auf dem Boden dieser alten Römerstadt steht der Kern des heutigen Regensburgs, und auch heute noch mögen hier einige Gassen des ältesten Stadtteiles, in der Nachbarschaft des Domes bis zur Donau hin, in ihrem Grundriß unmittelbar auf die alte römische Ortsanlage zurückgeführt werden können. Der Unterschied in der Breite zwischen Haupt- und Nebenstraße d. h. die auffallend engen Seitenstraßen sind eine ganz besondere Eigenart römischer Städtegründung, und diese Erscheinung ist in keiner anderen süddeutschen Stadt deutlicher als in Regensburg zu finden.

Aber auch weiter einwärts dieser äußeren Grenzlinie lassen sich damals die Folgen der großen Erschütterungen des Markomannenkrieges spüren. Zunächst führte jetzt die zum ersten Male hervorgetretene militärische Wichtigkeit Rätiens zur Entlastung dieser Provinz durch Abtrennung des Paßlandes des Wallis (Vallis Poenina) und Zuteilung desselben zu dem westlichen Regierungsbezirk der Alpes Graiae. Es scheint ferner, daß in jener Zeit die Handelsblüte und der Wohlstand Venetiens und besonders der von Aquileja den ersten schweren Stoß erhalten hat. Zwar galt Aquileja sei Mark Aurel als die erste Festung des Reiches. Diese Ehre hat für die Stadt aber nur den Anfang ernster Dinge und einer herben, alles fröhliche Leben verzehrenden Entwickelung bedeutet. Ein Zeichen, wie aufwühlend und verhängnisvoll diese Markomannenkriege waren, in gleicher Weise aber auch für die geringe physische Widerstandsfähigkeit der damaligen römischen Menschheit ist die furchtbare Gestalt, die die Erbin jener Kriege, die Pest, damals annehmen konnte, und es ist kein Zufall, daß die aus dem Orient eingeschleppte und in dem ganzen östlichen Europa wütende Krankheit gerade in Aquileja am frühesten und schrecklichsten auftrat. Eine Folge der durch diese Seuche eingetretenen Verheerungen an Menschenleben war es auch, daß kurz nach Mark Aurel bereits Germanen im Podelta angesiedelt wurden. Schon damals bereitete sich also der Ruin in dem Bevölkerungszustand Nordostitaliens vor, der bis zu Anfang des Mittelalters stetig fortschreitend die Grundlage für die Erklärung der Beschaffenheit des heute südlich der norischen und karnischen Alpen wohnenden Volkes bildet.

Nach dem Tode Mark Aurels und der Beruhigung der Markomannen ist

in den Alpen dann ein volles Jahrzehnt Ruhe zu spüren, und erst nach dem Regierungsantritt des Septimius Severus (193—211 nach Ch.) regt es sich hier wieder. Die Regierungszeit des Septimius Severus aber ist nicht nur nächst derjenigen des Augustus die wichtigste Periode in der Verkehrsgeschichte der Alpen während der Römerzeit geworden, sondern wir müssen ebenso auch lange Perioden nach vorwärts, bis zum Ende des Mittelalters, durchwandern, bis wir wieder einer Zeit begegnen können, in der in den Alpen die systematische bewußte Arbeit an den Verkehrswegen gleich eifrig und gleich weit über alle Gebiete des Gebirges verbreitet eingesetzt hat.

Septimius Severus war ein einseitiger und kräftiger Herrscher, äußerlich und innerlich durch und durch Militär, und in dieser seiner Haupteigenschaft liegt die Größe und die Beschränkung seines Wesens. Wohl standen ihm alle jene Hilfsmittel zur Seite, die das Wesen des trefflichen Soldaten mitten im praktischen Leben ausmachen, Geradheit, Gesundheit, Klugheit und Energie in der Handhabung aller äußerlichen Mittel; um aber geschichtlich Bleibendes schaffen zu können, dazu fehlte ihm die erste Vorbedingung, die nur durch ein Geschenk der Natur erworben werden kann, die Fähigkeit, auf den Grund der menschlichen Dinge zu blicken. So ist auch die Tätigkeit jenes Kaisers in den Alpen im Vergleich zu der des Augustus ohne tiefere geschichtliche Wirkung geblieben. Für Augustus waren die Alpenländer ein Gebiet gewesen, in das dieser meisterhaft die römische Organisation einpflanzte; für Septimius Severus waren sie dagegen nur eine Randprovinz, die der scharfe Blick des Soldaten als voraussichtliches Kriegstheater der nächsten Zukunft erkannt hatte und daher allein für diesen Zweck reichlich mit Heerstraßen überzog. Schon ein Vergleich des äußeren Aussehens der Meilensteine dieser zwei verschiedenen Bauperioden illustriert ohne weiteres den Unterschied zwischen der damaligen und der Augusteischen Bautätigkeit; denn während diejenigen aus der ersten Kaiserzeit durchweg sorgfältig und aus gutem Material gearbeitet sind, ist es den Meilensteinen aus der Zeit des Septimius Severus (und überhaupt der späteren Kaiser) meist sofort anzusehen, welch' kurze Zeit auf ihre Herstellung verwendet werden konnte. So umfangreich die Tätigkeit des Septimius Severus daher auch gewesen sein mag, und so oft wir deshalb auch dem Namen jenes Kaisers in den Alpen begegnen, so hat das Wirken desselben doch im Grunde seinen Zweck verfehlt, weil wir schwerlich annehmen können, daß auch ohne Septimius Severus das Schicksal des Römerreichs oder selbst der Alpenländer sich viel anders als wie es wirklich eingetreten ist, gestaltet hätte.

Im Obigen ist der Name des Septimius Severus bereits am häufigsten in Verbindung mit den die Ostalpen durchziehenden südnördlichen Linien (Brenner, Radstädter Straße) genannt worden, und es konnte dieses auch nicht anders sein, da die Tätigkeit desselben in dem Bau der Alpenstraßen hier etwas wirklich Neues bedeutet und außerdem eine Lücke im Vorangegangenen ausgefüllt hat.

Es sind aber diese Straßenbauten durchaus nicht das einzige Feld seiner Tätigkeit; denn der Bau dieser quer durch die Ostalpen hindurch gezogenen Militärstraßen ist nur ein Teil der Tätigkeit, die jener Kaiser in dem ganzen römischen Reiche und innerhalb desselben auch wieder nicht bloß in den Ostalpen, sondern ebenso auch in dem ganzen Alpengebiet ausgeübt hat. Würde dieses Unternehmen allein schon jenem Kaiser einen Platz unter den befähigsten römischen Militärs sichern, so ist dabei aber noch die Energie besonders beachtenswert, die schon damals, ganz entsprechend dem Niedergang der zur Verfügung stehenden Hilfsmittel, zur Vollendung aller solcher Bauten angewendet werden mußte. Wir kennen die Straßenbautätigkeit des Septimius Severus in den Alpen auch am Großen Sankt Bernhard und an den Bündner Straßen, so zahlreich jedoch nirgends wie in den Ostalpen, und jenes über die Alpen gezogene septimianische Straßennetz stellt sich überhaupt so ausgedehnt und so genau ausgearbeitet dar, daß es nicht ein Werk der reinen Notwehr gewesen sein kann, sondern immer noch aus einem selbständigen, wohldurchdachten Plan der römischen Heeresverwaltung hervorgegangen zu sein scheint.

Bei den wirklich großen Unternehmungen aller Zeiten, die lediglich aus militärischen Gesichtspunkten hervorgegangen sind, läßt sich zumeist die Beobachtung machen, daß jene in den seltensten Fällen für die augenblicklichen Ereignisse geschaffen werden konnten, einfach deshalb, weil die raschrollende Zeit es nicht erlaubte, mitten während des Austrags eines großen Krieges noch Standfestes zu schaffen. Die Regel ist daher, daß solche große Werke, die dem Kriege dienen sollten, unmittelbar in den auf den Eintritt einer Waffenruhe folgenden Jahren entstanden sind. Wohl wurden sie sämtlich nicht um der Vergangenheit sondern um der Zukunft willen angelegt. Bei dem Unvermögen des Menschen, die Zukunft vorauszusehen, mußte es aber dazu kommen, daß bei ihrer Anlage trotzdem nichts anderes als die Lehren der Vergangenheit die Basis ihres Entstehens und die beste Vorsorge für die Zukunft abgeben konnten. In jener Weise sind auf dem Boden des Alpengebirgs später die Sperren der Langobarden und nach dem Abtreten Napoleons I. vom Schauplatz der Geschichte ein Teil der modernen großen Alpenstraßen des neunzehnten Jahrhunderts entstanden. Nicht den kleinsten Teil aller solcher Anlagen hat freilich dann das Geschick getroffen, daß die Zukunft es doch ganz anders brachte als man gemeint hatte, und daß sie ihren Dienst entweder überhaupt nicht oder doch nur in ganz anderer Weise als wie er ihnen ursprünglich zugedacht war, erfüllen konnten.

Hiernach läge es nahe, auch bei der Straßenbautätigkeit des Severus in den Ostalpen den Einfluß der großen vorangegangenen Ereignisse d. h. der Markomannenkriege anzunehmen, derart, daß die von ihm gebauten Straßen vor allem als Zugangslinien auf die Donaufront von Süden her hätten dienen sollen. Bei näherer Betrachtung des Bildes, das durch diese neuen Verkehrsmöglichkeiten

geschaffen wurde, kann man aber doch zu einem ganz anderen Resultate gelangen; wie man überhaupt meist dann der Wahrheit am nächsten zu kommen pflegt, wenn man die Absichten, die bei den lediglich militärischen Vorkehrungen der Römer, abgesehen von denen ihrer letzten Zeiten, vorwalteten, möglichst scharfsinnig einschätzt. Wären die Heerstraßen des Severus lediglich aus den Lehren des Markomannenkrieges heraus entstanden, so wäre dabei zunächst schon der zeitlich lange Zwischenraum zwischen der nach diesem Kriege eingetretenen Waffenruhe und dem Beginn jener Bautätigkeit selbst auffallend. Die steinernen Andenken des Severus stehen aber nicht bloß entlang der Gebirgsstraßen selbst (am Radstädter Tauern und am Brenner), sondern besonders auch in dem nördlichen Vorland dieser Linien (Windischgarsten, Straßwalchen, der Salzburger Triumphbogen; Völs bei Innsbruck, Nassenfels und Stepperg bei Augsburg). Zieht man nun hierbei außerdem noch die Straßenbauten des Severus in Bünden in Betracht, so erscheint der Schwerpunkt aller dieser militärischen Vorkehrungen von dem östlichen Flügel der gegen die Markomannen gerichteten Front westwärts nach dem nördlichen Abfall des Scharnitz-Überganges und in die Gegend von Augsburg gerückt, und der Schlüssel für das Verständnis derselben wird somit besser in den kommenden als in den vorangegangenen Ereignissen zu suchen sein. Diese zukünftigen Ereignisse sind aber die großen, das ganze dritte Jahrhundert nach Ch. ausfüllenden Kriege der Römer mit den Alemannen gewesen. Das Bestreben des Angriffs war seit Beginn jenes Jahrhunderts auf die am Main sitzenden Alemannen übergegangen, die von dort aus nach Südwesten, und zwar zunächst auf das Dekumatland, drückten. Unmittelbar nach dem Tode des Septimius Severus sehen wir seinen Nachfolger Karakalla nun auch wirklich gegen die Alemannen einen Angriffskrieg führen, und zwar, wie dabei als besonders wichtig hervorgehoben wird, nicht vom Rhein, sondern von Rätien aus. Es hat also den Anschein, daß schon Severus hier den ganz bestimmten Zweck verfolgte, durch seine Rüstungen neben der Richtung vom Rheine her noch eine zweite Angriffsrichtung von Vindelicien her gegen die Alemannen einzurichten, wodurch jene dann von zwei verschiedenen Seiten aus zurückgedrückt werden sollten.

Wir sind aber trotz allen diesen zweckdienlichen und systematischen Veranstaltungen durchaus nicht genötigt, eine übermenschliche Fähigkeit das Kommende vorauszusehen bei jenem Kaiser anzunehmen; denn wenn auch sonst die Geschichte darüber schweigt, so muß doch bereits zur Zeit des Severus eine Beunruhigung von der Seite der Alemannen vorhanden und die von dort heranziehende Gefahr zu erkennen gewesen sein. Wir haben zwei große Münzfunde aus dem Boden Rätiens (den einen aus Starkenbach bei Landeck, den anderen aus Castelfranchin bei Fondo), die nur in der Zeit des Severus dort versteckt worden sein können. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß schon unter Severus ein Ansturm der Alemannen gegen die Grenzen des römischen Dekumatlandes stattgefunden hat,

der sich besonders an dem Punkte des Dekumatlandes, wo der Vallum Trajani und der Vallum Hadriani im spitzen Winkel zusammenstießen (d. h. bei Lorch in Württemberg) fühlbar machen mußte und dessen Beben sich nun auch in direkt südlicher Richtung bis in die Alpen hinein fortpflanzte.

So sind während des dritten Jahrhunderts nach Ch. wie für die ganze damalige Welt so auch für die Alpenländer die wichtigsten Ereignisse diejenigen Kriege gewesen, die von den Römern gegen die mit dem Sammelnamen Alemannen bezeichnete germanische Völkergesellschaft geführt worden sind. In Wirklichkeit können diese Kriege in ihrer Gesamtheit wohl überhaupt als der Entscheidungskampf und Höhepunkt jener ganzen Völkerwanderung angesehen werden, insofern sie die Periode bezeichnen, in der beide Parteien Jahrzehnte lang ungefähr in gleicher Stärke sich gegenseitig bekämpft haben, während dann an ihrem Ende die eigentliche Kraft der Offensive den Römern verloren gegangen ist. Für unseren Zweck folgt aber hieraus, daß während dieser Feldzüge nun auch die von den Römern in das Werk gesetzte militärische Einrichtung der Alpenländer voll in Wirksamkeit getreten und ihre Probe bestanden haben muß, um schließlich am Ausgang des Jahrhunderts zwar noch nicht als zerstört, aber doch als verstümmelt und als in ihren Fundamenten erschüttert zu erscheinen. Tatsächlich müssen damals, so gering und oberflächlich auch die einzelnen Nachrichten sind, ebenso alle schon von Augustus Zeiten her gebauten, von Süd nach Nord über die Alpen führenden Straßen, wie auch die großangelegte Zutat der späteren Kaiserzeit, die Kolonnenstraße von Mainz südöstlich nach der Balkanhalbinsel hinüber, zunächst voll den Zweck, für den sie ursprünglich angelegt worden waren, erfüllt haben. Der Anfang des folgenden vierten Jahrhunderts zeigt dagegen ein anderes Bild. Nicht nur jene Kolonnenstraße hatte damals bereits ihre Bedeutung verloren, da sie durch Aufgabe des Dekumatlandes senkrecht durchschnitten worden war, sondern auch die eigentlichen römischen Alpenstraßen haben zum Teil schon viel an ihrer lebendigen militärischen Wirkung eingebüßt, weil dicht vor ihrem Austritt bereits gefährdetes oder feindliches Gebiet lag, und so die Bewegungsfreiheit für ein offensives Vorgehen über sie hinüber eingeengt war.

Die Alemannenkriege selbst aber lassen sich in verschiedene Gruppen zerlegen, die bezeichnenderweise in solchen zeitlichen Zwischenräumen aufeinander gefolgt sind, in denen sich in kürzester Zeit kräftige Generationen zu erneuern pflegen (der erste etwa 213, die folgenden etwa 236, 259 und 270 nach Ch.). Der erste von Karakalla vom Jahre 213 an gegen die Alemannen geführte Feldzug muß zunächst noch eine nach damaligen Begriffen vollständige Besiegung dieses Volkes ergeben haben, die sich außerhalb der Reichsgrenzen abspielte. Wir haben gesehen, wie sorgfältig jener Krieg Jahre lang hindurch von den Römern vorbereitet worden war, und dieses mag daher auch der Hauptgrund für die Erfolge gewesen sein, die jener Kaiser damals leichter Hand hier erringen

konnte. Die gleichzeitigen und späteren Darstellungen neigen wenigstens dazu, die persönliche Wirksamkeit Karakallas auf diesem so wichtigen Schauplatz recht gering anzuschlagen. Es muß aber doch hervorgehoben werden, daß selbst Mark Aurel gegen die Markomannen nicht viel mehr als Karakalla hier an dieser Seite ausgerichtet hat. Das aber, worauf es damals ankam, scheint auch Karakalla jedenfalls ganz genau gewußt zu haben, wenn er die militärische Bautätigkeit des Severus gerade an der Grenze gegen die Alemannen eifrig fortsetzte und für seine Zwecke alle Mittel der Kriegführung, Blendwerk und Lüge, und vor allem Grausamkeit zu Hilfe nahm.

Wenn wir auch ebensowenig über die Einzelheiten des zweiten Alemannenkrieges (von 237 nach Ch. an) unterrichtet sind, so wissen wir in Bezug auf die Alpen doch genug durch zwei Tatsachen, die sicher überliefert sind. Die Rolle, die das Vorland der Alpen in diesem Kriege eingenommen haben muß, ergibt sich zunächst aus dem Ausgangspunkt der damaligen römischen Operationen, den nicht wie vorher Rätien, sondern allein der Mittelrhein bildete, und ferner aus der Tatsache, daß während jenes Krieges selbst eine Verlegung des römischen Hauptquartiers vom Rhein nach Pannonien stattgefunden hat. Wenn diesmal zunächst Alexander Severus die Truppen für den Feldzug am Rhein bei Mainz ansetzte und dann nach dessen Tode (235 nach Ch.) sein kräftiger Nachfolger Maximin von hier aus den Feldzug wirklich begann, so muß damals der feindliche Gegendruck sich keinesfalls in der Hauptsache gegen Süden nach den Alpen zu sondern entsprechend der Hauptbewegung der Völkerwanderung mehr direkt gegen Gallien geltend gemacht, also damals eine Verteidigung der Alpenländer gleichfalls noch nicht in erster Linie gestanden haben. Daß aber überhaupt zu jener Zeit der ganze römische Verteidigungsapparat nördlich der Alpen noch vollständig funktionierte, ergibt sich wiederum aus der Tatsache, daß Maximin, nachdem er die Alemannen vom Rhein aus zurückgedrängt hatte, in aller Ruhe und Regelmäßigkeit von Mainz nach Sirmium an der mittleren Donau abmarschieren konnte. Jene große Kolonnenstraße, durch deren Benutzung den Römern so oft Zeit und Kräfte erspart worden sind, muß also auch damals noch vollständig intakt gewesen sein.

Der dritte Alemannenkrieg vom Jahre 259 nach Ch. ist der gewaltigste von allen und er wurde auch schon von den Zeitgenossen selbst als ein furchtbares Ereignis von größter geschichtlicher Tragweite betrachtet. Er muß ein solches auch schon deshalb gewesen sein, weil sich gerade während des Verlaufes, den er genommen hat, das Wesen jener ganzen Völkerbewegung wie im Bilde widerspiegelt. Noch stand zwar bei seinem Beginn alles, was zum Alpenwall gehörte, unter der militärischen Hand der Römer, und der Angriff suchte sich daher auch in gewohnter Art nicht nach dorthin, sondern westlich nach dem Rhein zu, wo auch die römische Armee aufmarschiert stand, Luft zu machen. Es ist aber für den Standpunkt, auf den die gegenseitigen Kräfteverhältnisse jetzt gelangt sind,

bezeichnend, daß wir diesmal nicht das Geringste von einem offensiven Vorgehen der Römer hören, während im Gegenteil die Alemannen sich plötzlich allüberallhin nach Gallien und Helvetien ergießen, von dort aus in gleicher Weise wie einst die Kelten die Alpen überschreiten und nun in Norditalien in seiner ganzen Ausdehnung wirtschaften können.

Auch die Markomannen waren wohl schon gleich unerwartet bis Italien gelangt. Damals war die römische Front jedoch nur an einem abseits gelegenen und unbefestigten Teil durchbrochen worden und auch der Einbruch selbst noch mit solch geringer Durchschlagskraft erfolgt, daß die entscheidenden Ereignisse jenes Krieges immerhin noch außen an der Reichsgrenze ausgefochten werden konnten. Eine viel größere Erschütterung des mitteleuropäischen römischen Verteidigungssystems mußte jedoch der Verlauf dieses Krieges bedeuten; denn jenes wurde damals an seiner stärksten Linie, am Rhein, die von den Römern auch stets als solche erkannt und behandelt worden war, auseinandergesprengt. Ferner versagte diesmal aber nicht nur die Verteidigung am Rhein sondern auch der Alpenwall selbst auf seinem wichtigsten, westlichen Flügel. Die Alemannen müssen damals nach der Zerstörung von Aventicum über die Westalpen nach Italien eingedrungen sein. Dies hatte aber nicht bloß eine Invasion Italiens zur unmittelbaren Folge, sondern bezeichnet vor allem auch den ersten Fall, in dem die Ketten, mit denen Gallien und Spanien seit Jahrhunderten an die römische Herrschaft geschmiedet waren, durch einen äußeren Feind zerbrochen worden sind. Welche Alpenübergänge oder welcher Übergang damals von den Alemannen überschritten worden sind, ist freilich nicht zu ersehen. Am nächsten läge es an den Großen Sankt Bernhard zu denken, einerseits weil Aventicum, das direkt an dem Wege zu diesem Übergange liegt, damals von den Alemannen zerstört wurde, andererseits aber auch wegen der Herstellungsarbeiten, die dann um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts besonders an dem nördlichen Teile jener Straße nachgewiesen werden können.

So lag der Schwerpunkt dieses Krieges nunmehr auch schon ganz im Herzen des römischen Reiches, insofern die Entscheidung über denselben diesseits der Alpen auf italienischem Boden fallen mußte, und die Kraft des Angriffs durch eine Niederlage der Alemannen bei Mailand für einige Zeit wirklich gebrochen wurde. Gerade dieses Ereignis ist bezeichnend für die Beschaffenheit der gegenseitigen Kräfteverhältnisse während jener Zeit der germanischen Völkerwanderung. Denn während an den Grenzen des Reiches die Verteidigungsmittel der Römer jetzt von der überlegenen physischen Kraft der Germanen zwar rasch in Stücke zerschlagen werden, so können jene doch, je tiefer der Feind in die römische Machtsphäre eindringt, immer noch um so besser in Wirksamkeit treten, bis die Germanen schließlich wie einst die Cimbern in den Netzen eines den Römern nur zu wohlbekannten Kriegstheaters gefangen werden.

Eine für unsern Zweck sehr wichtige Frage über den Verlauf dieses Krieges

muß jedoch ungeklärt bleiben; es ist diejenige, ob auch schon damals die Straßen Rätiens zu Einfällen der Germanen benutzt worden sind. Zu der Annahme, daß dieses Land während jener Zeit bereits einer größeren Invasion ausgesetzt worden wäre, berechtigen jedenfalls weder Nachrichten noch Funde, und es würde im Gegenteil alles dafür sprechen, daß bis zur Mitte dieses dritten Jahrhunderts das südlich des rätischen Limes gelegene Gebiet noch unversehrt von den Römern gehalten worden ist, wenn nicht eine einzige Tatsache dem entgegenstände: die Neubefestigung Veronas vom Jahre 265 nach Ch., bei der wir diesmal nicht wissen können, ob sie schon in den vorangegangenen oder nur in der Sorge für die künftigen Ereignisse ihren Ursprung gehabt hat.

Diese künftigen Ereignisse haben jedoch dann auch auf dem Ostflügel der Alpen nicht lange auf sich warten lassen; denn bei dem vierten Einfall der Alemannen, der sich allerdings besonders auch durch das gleichzeitige Auftreten eines neuen germanischen Volkes, der Juthungen, weniger deutlich von den vorangegangenen Alemannenkriegen trennen läßt, kommen die Ereignisse dann tatsächlich auch von dem Ostflügel der Alpen nach Italien herabgezogen. Während jener Kämpfe ist es vor allem eine Schlacht am Gardasee, in der Kaiser Klaudius die Alemannen besiegte und die eine Durchbrechung von der Richtung des Brennergebietes aus nicht ausgeschlossen erscheinen läßt. Damals begann also die Umgebung Veronas sich wieder deutlich als eine Zone zu erklären, in der die Geschicke Italiens ausgefochten wurden, und auch die letzte Entscheidungsschlacht gegen die Alemannen während jenes Feldzuges (ca. 271 nach Ch.) unter Aurelian fand bezeichnenderweise in dem alten militärischen Brennpunkt Oberitaliens, bei Placentia, statt. Aber auch für jene Zeiten ist noch ein Fall nachweisbar, daß die römische Heeresleitung erfolgreich die alte militärische Kolonnenstraße nördlich der Alpen benutzen konnte, insofern Aurelian den Juthungen, die schon an den Grenzen Italiens standen, damals von Pannonien her in den Rücken gezogen ist und diese hierdurch zum Rückmarsch nach der Donau hin gezwungen wurden. Die Beunruhigung des inneren Rätiens während jener Zeiten aber wird durch einen großen in Sarnonico bei Fondo gemachten und aus dem Jahre 276 nach Ch. stammenden Münzenfund illustriert.

Am erfolgreichsten scheint dann noch einmal gegen alles, was die Rhein- und Alpengrenze bedrohte und für jene ganzen Zeiten auch weiterhin lediglich mit dem Namen der Alemannen bezeichnet zu werden pflegt, von dem römischen Kaiser Probus vorgegangen worden zu sein. Die Regierungszeit dieses Kaisers war die letzte, während der das Römerreich in Mitteleuropa seine alten Grenzen behauptet hat, und die Geschichte ist daher mit Recht gewohnt, das Jahr 282 nach Ch., das Todesjahr jenes Kaisers, als einen Wendepunkt festzuhalten, weil nach dieser Zeit das Dekumatland dann wirklich nicht mehr weder römische Provinz gewesen ist noch als solche gegolten hat. Bei dem tatsächlichen Zustand des damaligen römischen Reiches, an den sich dann innerhalb der nächsten beiden

Jahrhunderte ein vollständiger Kräfteverfall und die Aufgabe einer Provinz nach der andern an allen Seiten anschloß, erscheint uns dieses Ereignis heute zunächst wohl weniger wichtig. Trotzdem bezeichnet aber gerade dieser Zeitpunkt durchaus eine Verwandelung der geschichtlichen Zustände. So lange Zeit hindurch wie das römische Reich hat sich weder vorher noch nachher wieder eine Macht als wirklichen Herrn der Welt gefühlt, und welche Veränderung in den Machtverhältnissen mußte daher jetzt stattgefunden haben, wenn dieser Staat ein Stück seines Gebietes preisgab und aus diesem Verlust auch ganz bewußt die Konsequenzen zog. Denn aus der Aufgabe des Dekumatlandes folgte für die Römer die Notwendigkeit, das altgewohnte mitteleuropäische Kriegstheater vollständig umzugestalten. Nicht nur das Werk der eigentlichen Kaiserzeit, die Straße vom Rhein nach dem Balkan, war durch jene Veränderung gegenstandslos geworden, sondern auch die Verteidigung der Rhein- und Alpengrenzen selbst mußte von jetzt ab von Grund aus anders gehandhabt werden.

IX. Kapitel.

Das vierte Jahrhundert nach Ch. und die Alpenländer.

Die Mittelalpen.

Der Zufall hat es gewollt, daß während des nun folgenden vierten Jahrhunderts die Gruppierung der in Wanderung befindlichen Völker in der Hauptsache eine solche war, daß gerade im eigentlichen Mitteleuropa die Verhältnisse wieder zu einiger Stetigkeit gelangen konnten, und wir vermögen daher auch die Art, wie die Römer jetzt die Alpenländer nach den Alemannenkriegen militärisch zu reorganisieren trachteten, in einiger Deutlichkeit zu beobachten. In der Natur der Dinge mußte es aber liegen, daß diese Reorganisation in ihren Grundzügen auf nichts anderes als nur auf die ersten Einrichtungen des Augustus hinauslaufen konnte.

Nach Aufgabe des Dekumatlandes war wiederum das Rheinknie bei Basel, von wo aus an der Nordseite des Schweizer Jura entlang die schon seit der Urzeit ausgetretenen Bahnen der Völker nach Gallien und Helvetien weiterführten, zu einem großen militärischen Brennpunkt geworden. So sehen wir denn auch in jener Zeit hier das schon von den Juliern gegründete Augst als starkbefestigten Punkt mit neu gefüllter Garnison wiedererscheinen und schließlich auch (374 nach Ch.) Basel selbst, wie sein Name sagt, als Hauptquartier römischer Kaiser entstehen. Diejenige Alpenstraße aber, die gerade zwischen diesen Gegenden und Italien die eigentliche Lebensader des Verkehrs abgibt, ist der Große Sankt Bernhard, und auch der erhöhten Bedeutung und Benutzung dieser Straße können wir daher in jenen Zeiten einigermaßen nachkommen. Gerade während der Wende dieses dritten und vierten Jahrhunderts lassen sich verhältnismäßig viel Herstellungsarbeiten auf dem südlichen und nördlichen Zugang dieser Linie feststellen, und von den Truppendurchzügen jener Zeit erzählt heute noch der Ortsname St. Maurice, den das alte Agaunum anläßlich

der hier erfolgten Hinrichtung eines höheren römischen Befehlshabers während der diokletianischen Christenverfolgung angenommen haben soll.

Am deutlichsten ist aber die Veränderung der militärischen Lage dicht südlich des Dekumatlandes, also im eigentlichen Zentrum der Alpen zu erkennen. Die militärische Brauchbarkeit der steil ansteigenden aber äußerst zielgerecht von Süd nach Nord durch Bünden führenden Straßen muß für die Römer sogleich mit dem Beginn der Alemannenkriege in die rechte Beleuchtung getreten sein. Seinen besten Beweis findet dies zunächst darin, daß im Verlauf dieser Periode auch neben dem Splügen und Julier noch ein dritter durch Bünden führender Übergang, der Bernhardin oder Lukmanier, an das Tageslicht getreten ist. Die Römer müssen sich eines dieser Übergänge einmal als militärischer Marschlinie von Bellinzona aus zu einem Zuge gegen die Alemannen bedient haben, und ebenso ist auch in umgekehrter Richtung — allerdings wieder nur in einem einzigen Falle — ein Einfall der Alemannen auf einer dieser Linien nachweisbar. Mehr als je mußte es aber bei der damaligen Kriegslage für die Römer von Wichtigkeit sein, dicht vor dem nördlichen Ausgang jener rätischen Pässe gegen den Feind zur Abwehr gerüstet stehen zu können; denn nach Aufgabe des Dekumatlandes konnte nur der Lauf des Rheines zwischen Konstanz und Basel wieder wie vorher zu Augustus Zeiten als Reichsgrenze dienen. Der Raum, der zwischen dieser Grenze und dem Fuße der Berge lag, also etwa der heutige Thurgau und Aargau, bildete daher jetzt das wichtige, aber äußerst enge Vorglacis, von dem aus jenen von Nordosten her andringenden Feinden entgegengetreten werden mußte. Und gerade gegen jene Randprovinz richteten sich die Angriffe der Alemannen nun auch weiterhin während des ganzen vierten Jahrhunderts; einer der größeren derselben wurde im Jahre 301 nach Ch. vom Kaiser Konstantius bei Vindonissa zurückgeschlagen.

Auf keinem Punkte der Alpenländer aber ist durchsichtiger als hier noch die Art der damaligen römischen Abwehrmaßregeln zu erkennen. Den Verteidigungsbauten der Römer — die, wenn sie überhaupt nicht erst am Ende des dritten Jahrhunderts errichtet, so doch sicherlich erst seit dieser Zeit in Wirksamkeit getreten und immer wieder von Neuem instand gesetzt worden sind — läßt sich auf der ganzen Rheinlinie westlich des Bodensees bis nach Basel nachkommen. Sie sind zu finden in Konstanz, Stein am Rhein, Eglisau und Coblenz, vor allem aber in Oberwintherthur, das genau hinter der Mitte der durch diese Punkte gebildeten Front gelegen war und somit durch seine Lage auf der inneren Linie eine Kräfteersparnis bei der Verteidigung jener vier Flußübergänge ermöglichte. Alle diese Anlagen aber werden wohl nicht mit Unrecht auf die Tätigkeit eines einzigen Mannes, und zwar auf die des Konstantius Chlorus zurückzuführen sein, der in jenen Teilen des Reiches um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts das Regiment geführt hat. Jedenfalls hat sich die Tradition in diesen Strichen ganz auffallend mit dem Namen jenes Kaisers

beschäftigt; er soll in Chur Hof gehalten, in Maienfeld am Rhein die Befestigungen gebaut, auf der Seeinsel von Lindau mit seinem Heere Stellung genommen haben und auch die Stadt Konstanz soll von ihm den Namen führen.

Eine kräftige Hand ist demnach hier zu spüren, und dies ist nichts anderes als eine der vielen Wirkungen jenes groß angelegten Reorganisationsversuches, den die Regierungszeit Diokletians (284 bis 305 nach Ch.) für das ganze römische Reich mit sich gebracht hat. Bis dahin hatte in diesem Reiche eine unerreicht straffe Regierungsgewalt weithin über alle Stellen geherrscht. Die Kraft des Zentralsystems mußte aber jetzt gegenüber den unzähligen Nöten und Schwierigkeiten notwendigerweise erlahmen, die überall im Innern aber mehr noch von außen her an das Reich herantraten, und so versuchte Diokletian den Erfordernissen der veränderten Zeit dadurch gerecht zu werden, daß er zwar nicht das Reich aber die Reichsregierung in verschiedene Teile zerlegte, um durch eine solche Teilung der Gewalten neue staatserhaltende Kräfte in das Leben zu rufen und ebenso einen kräftigeren Zug in den Widerstand nach außen zu bringen. In den Alpengebieten ist durch die Tätigkeit des Konstantius Chlorus, der dort nach dem Rechten sah, tatsächlich der beabsichtigte Zweck jener Maßregel erreicht worden, die wie alles, auf was die überlegene Kultur damals verfiel, zunächst richtig gedacht und deshalb, freilich nach der ganzen Lage der Dinge nur auf kurze Zeit, auch von Erfolg begleitet sein konnte.

Aber auch noch in anderen Teilen der Alpenländer hat dieses veränderte Regierungssystem seine Folgen hinterlassen. Unter Diokletian erfolgte außerdem die Teilung der alten römischen Provinz Rätien, die bis dahin über drei Jahrhunderte hindurch ein geschlossenes Ganze gebildet hatte. Diese Zerlegung jener alten Provinz in ein Raetia prima und Raetia secunda war also nichts weniger als das Resultat einer vorangegangenen zwingenden Entwicklung, sondern nur eine in den augenblicklichen Verhältnissen begründete Maßregel mittelst der den von außen kommenden Ereignissen besser begegnet und die Landesverteidigung sicherer gehandhabt werden sollte. Der Zufall hat es jedoch gewollt, daß zu diesem Zeitpunkte die beiden Hauptlandschaften dieses alten Rätiens, Bünden und Tirol, auf Jahrtausende von sich Abschied genommen und seitdem eine verschiedene Entwickelung eingeschlagen haben.

So deutlich wie wir also auch der Absicht, die damals bei dieser Zerlegung selbst vorgewaltet hat, nachkommen können, ebenso unsicher sind wir jedoch über die eigentlichen Umrisse und Grenzen unterrichtet, in denen diese Teilung nun wirklich Gestalt gewonnen hat. Die Grenzen der Diözöse Chur, die sich in der Hauptsache mit dem heutigen Graubünden decken und sich tatsächlich von den Zeiten der römischen Imperatoren her versteinerungsartig bis tief in das Mittelalter hinein erhalten haben, lassen sich mit größter Wahrscheinlichkeit noch als die jenes ersten Rätiens ansprechen. Dies zugegeben, müßte dann zu dem zweiten Rätien zunächst das heutige Tirol gehört haben. Da aber nicht

nur die Funde von Kempten, Augsburg und Regensburg u. a. sondern auch ein aus dem vierten Jahrhundert erhaltenes römisches Garnison-Verzeichnis (notitia dignitatum) mit aller Bestimmtheit ergibt, daß auch der Boden der bayrischen Hochebene, des alten Vindeliciens, noch während des ganzen vierten Jahrhunderts von den Römern gehalten worden ist, so muß hiernach die Ausdehnung dieses anderen Rätiens nach Norden noch bis zur Donau angenommen werden. Sehen wir uns nun aber die notwendigen Folgen eben dieser Teilung genauer an, so ergeben sich dabei trotzdem für das Verständnis von heute in zweierlei Hinsicht Schwierigkeiten. Hat es zunächst schon den Anschein, als ob, rein vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus betrachtet, für die Römer eine Zerschneidung des alten Rätiens in einen südlichen, vom Gebirge und einen zweiten nördlichen, von der Ebene eingenommenen Teil viel vorteilhafter gewesen wäre, so liegt die andere größere Schwierigkeit in der Frage, in welcher Linie überhaupt nunmehr nach Aufgabe des Dekumatlandes die Westgrenze desjenigen Rätiens zu ziehen ist, zu dessen Gebiet jetzt noch die bayrische Hochebene gehört haben muß.

Auch bei dieser neuen Gruppierung kann Diokletian auf wenig anderes als auf die vormalige Augusteische Reichsgrenze zurückgekommen sein, und es bleibt daher nichts anderes übrig als nach Aufgabe des Dekumatlandes den Lauf jener Grenze von der Ostecke des Bodensees, von Lindau, bis herüber nach der Iller und diesen Fluß entlang bis zur Donau zu legen, wie auch einwärts dieser Linie noch eine große spätrömische Militärstraße über Wangen, Kelmünz und Günzburg wahrscheinlich ist. Immerhin bleibt dabei aber die auffallende Tatsache bestehen, daß hier eine Linie, deren natürliche Beschaffenheit so geringe Verteidigungsmittel bietet, über ein Jahrhundert hindurch an einer der bedrohtesten Stellen des Reiches als Grenze gedient haben muß.

Wann und aus welchen Ursachen dann dieser in der Ebene liegende Teil Rätiens gleichfalls von den Römern aufgegeben worden sein muß, darüber werden uns die ein Jahrhundert später mit den Alpenkriegen Stilichos in Verbindung stehenden Ereignisse Klarheit verschaffen können. Wenn dem aber auch nicht so wäre, so würde uns doch gerade hier die Lokal-Archäologie bei der Entscheidung dieser Frage in ganz besonderem Maße zu Hilfe kommen können; denn die durch jene gewonnenen Resultate haben neuerdings immer vollständiger die sehr einleuchtende Tatsache zu Tage treten lassen, daß es gegen das Ende der Römerherrschaft auch eine Periode gegeben haben muß, in der die nördliche Ebene zwar schon von den Römern geräumt war, während das Gebirge selbst aber bis zu seinem nördlichen Rand noch von diesen gehalten wurde, daß also die heutigen Länder Tirol und Salzburg selbst später als ihr nördliches Vorland der germanischen Besetzung verfallen sind. Ein untrügliches Zeugnis dieses Zustandes sind die Spuren der Römerverschanzungen, die dicht am Fuße der dortigen nördlichen Voralpen nachgewiesen worden sind. Sie finden sich bezeichnenderweise am deutlichsten an dem nördlichen Austritt der großen Heerstraßen

in die Ebene und spiegeln durch ihre barrikadenmäßige, rein auf die Verteidigung berechnete Anlage gleichfalls die damalige, allein auf die Abwehr berechnete Kampfesabsicht der Römer wieder. Solche Zwischen-Limites aus den letzten Stunden des römischen Reiches sind bei Partenkirchen (Klais=clausura) nachgewiesen, einem Punkte, in dessen südlicher Nachbarschaft jetzt zum ersten Mal in historischer Zeit auch der große Wald von Scharnitz die Aufgabe eines vortrefflichen Grenzschutzes übernahm, — dann weiter am Austritt des Inns bei Kufstein, einer Position, die besonders sorgfältig angelegt gewesen sein muß, und ebenso dicht östlich Salzburg.

Während jener letzten Periode der Römerherrschaft mag es nun auch der Fall gewesen sein, daß die an den Heerstraßen liegenden Kastelle als die eigentlichen Grenzfesten gegen Norden in Wirksamkeit getreten sind, so möglicherweise an der Fernlinie die Ehrenberger Klause und Starkenbach bei Landeck, der Martinsbühel an der Scharnitz Linie, Neubeuern vor dem Unterinntal, und Kuchl südlich Salzburg. Ein großer Fund vom Martinsbühel bei Innsbruck, bei dem die Münzen bis zum Jahre 395 nach Ch. herabreichen, kann hier im Besonderen noch einen Fingerzeig für den ungefähren Zeitpunkt abgeben, in dem die feindliche Nachbarschaft nach dem Verluste Oberbayerns bis dicht an den Rand der Berge vorgeschritten gewesen sein muß.

Es erübrigt nun noch einen Blick auf die damalige Beschaffenheit desjenigen Gebietes zu werfen, das auf der italienischen Seite hinter jenem schützenden Gebirgswall der Mittelalpen gelegen war. So lange der nördliche Vorrand der Alpen sich noch ungefährdet in dem Besitz der Römer befand und es diesen daher möglich war, dort ungestört ihre Heere aufmarschieren zu lassen, hatte das Aussehen Oberitaliens in militärischer Hinsicht zunächst keine Veränderung gegen die letzten Zeiten der römischen Republik erfahren. Nach dem Verlust jener Bewegungsfreiheit nördlich der Alpen mußte jedoch nun während der beiden letzten Jahrhunderte der Kaiserzeit dem südlich der Berge gelegenen ebenem Land die Aufgabe zufallen, als Plan für die Aufstellung der römischen Armeen zu dienen, die dann von dort aus auf dem kürzesten Wege rasch über das Gebirge herüber nach den bedrohten Punkten des jenseitigen Randes geworfen werden sollten. Bei dieser veränderten Sachlage mußten daher jetzt diejenigen Plätze Oberitaliens erhöhte Wichtigkeit erhalten, von denen aus die meisten und bequemsten Straßen nach der germanischen Nordseite der Alpen hinüberführten. Es sind dies wie auch heute noch Verona und besonders Mailand. Die Existenz einer großen und bequemen Verbindung zwischen diesen beiden Orten erscheint uns heute zwar fast wie eine Naturnotwendigkeit. Wie sehr nun aber das Bild der militärischen Lage Oberitaliens in der vorangegangenen Zeit von Grund aus von demjenigen, das damals entstand und das heute noch besteht, verschieden gewesen ist, ergibt sich am besten aus der Tatsache, daß eine wirkliche, jene beiden wichtigsten Städte des kontinentalen Italiens verbindende Staatsstraße erst

überhaupt am Ende des dritten Jahrhunderts nach Ch. von den römischen Kaisern hergestellt worden ist. Der Bau derselben war aber zur dringenden Notwendigkeit geworden, weil jetzt bereits die Fäden der Verteidigung des ganzen Südens gegen den Norden nach diesen beiden Punkten zusammenliefen, und die Straße selbst war daher nichts anderes als eine Militärstraße und eine schwächliche und eingezogene Wiederholung der großen, einst nördlich der Alpen entstandenen und durch das Dekumatland führenden Horizontalstraße vom Rhein nach der Donau; denn auch sie sollte südlich der Alpen in verkleinertem Maße dem Zwecke dienen, die Truppen auf dem kürzesten Wege nach den verschiedenen bedrohten Punkten verschieben zu können. Daß eine solche Anlage aber bereits auf italienischem Boden nötig wurde, zeigt am besten, wie sehr jetzt im buchstäblichen Sinne die Macht Roms zurückgegangen war.

In jenen Zeiten konnte daher auch Mediolanum in die man möchte sagen ihm gebührende Bestimmung eintreten, in die einer Hauptstadt des kontinentalen Italiens. Sobald eine Macht, die mit ihrem Zentrum in Italien nicht nur über dieses Land, sondern auch über die Gebiete nördlich der Alpen herrscht, — wie es ja tatsächlich nur einmal, in römischer Zeit, der Fall gewesen ist — wird die Bedeutung Mailands kaum über diejenige einer Provinzialhauptstadt hinaus gelangen können, während dagegen, sobald die Nordgrenze Italiens mit den Alpen zusammengefallen ist, diese Stadt stets der anerkannte Vorort Norditaliens werden mußte. So sehen wir auch hier, wie die Neuorganisation Diokletians ganz folgerichtig dieser Sachlage Rechnung trug, indem Mailand jetzt zur Residenz erhoben wurde. In jener Stadt haben dann während der letzten Jahre der Römerherrschaft eine ganze Reihe römischer Cäsaren (Maximian, Konstantius, Valentinian I., Gratian, Valentinian II.) ihren Sitz aufgeschlagen und von hier, wie von einem großen Hauptquartier aus, als Oberfeldherren ihr Gesicht nach dem Norden gerichtet gehabt. Wie sehr aber Mailand damals auch die geistigen Kräfte der römischen Welt an sich gezogen hat, ist mit dem Namen des Bischofs Ambrosius verbunden, und die Kirchen Sant Ambrogio und San Lorenzo in Mailand sind die Stätten, in denen heute noch diese selbständige geistige Bedeutung Mailands während des späteren römischen Altertums verkörpert geblieben ist.

Die nächst wichtige Stadt Norditaliens, vorwiegend in militärischer Hinsicht mußte dann aber Verona werden, weniger als ein Mittelpunkt als vielmehr als erster Schlüssel des Landes, weil sie den Übergang über die Etsch beherrschte. Direkt im Osten der Stadt unter der Wacht der Zitadelle, des heutigen Kastell San Pietro, trat die Brennerstraße über den Ponte della Pietra, deren Pfeiler noch heute Römerwerk sind, in den durch den ausbiegenden Bogen der Etsch geschützten Stadtboden Veronas und damit in das eigentliche Italien ein. Die Römerreste innerhalb des heutigen Stadtbodens Veronas ziehen hauptsächlich aus der Gegend des Domes über den Piazza Erbe und die Via nuova an der Arena vorbei nach der Porta Palio. Schon aus der Art, wie sich jene Reste hier zu-

sammengruppieren und aus der Richtung nach Mailand, nach der sie hinziehen, läßt sich somit die Art, in der Verona gegen den Norden wirken sollte, erkennen, ebenso aber auch, wie sehr jene beiden Städte, Verona und Mailand im Altertum militärisch aufeinander angewiesen waren.

Die Ostalpen.

Aus den erhaltenen Nachrichten ließ sich trotz aller Lückenhaftigkeit und Unklarheit doch die Tatsache ganz klar herausschälen, daß während des dritten Jahrhunderts nach Ch. einesteils die Rheinlande, anderenteils aber der mittlere Teil der Alpen und das diesem nördlich und südlich vorliegende Land die Entscheidungszone jener durch die germanische Völkerwanderung hervorgerufenen Kriege abgegeben haben. Eine Konsequenz dieser Tatsache ist es nun aber auch, daß im Verlaufe eben dieses Jahrhunderts der lange Flügel der Ostalpen, der doch dem Ausgangspunkt aller jener Bewegungen räumlich viel näher lag, trotzdem weniger heftig umkämpft gewesen ist, und die römische Macht daher auch in jener Zeit in den Ostalpenländern zunächst weit erfolgreicher als im heutigen Süddeutschland und in den Rheinlanden ihren Besitz behaupten konnte. Eine Erklärung für jene Erscheinung wird ferner darin zu suchen sein, daß vor dem Komplex dieser römischen Alpenprovinzen, vor Norikum und Pannonien, östlich die zum mächtigen Strome angeschwollene Donau als wirksame Flußgrenze vorlag und daß die aus Anlaß der Markomannenkriege hier ausgeführten römischen Verteidigungsmaßregeln für das folgende Jahrhundert wenigstens voll ihre Wirkung getan haben werden.

Denn die strategische Bedeutung der Wiener Ebene, nach römischer Auffassung des Bezirkes der Kolonie Carnuntum, war seit den Markomannenkriegen voll an das Tageslicht getreten. Jene mit allen Mitteln römischer Verteidigungskunst ausgestattete Landschaft, nach der die neu ausgeführten und unermüdlich in Stand gehaltenen Südnordstraßen über den Rottemannern Tauern und die Straße von Poetovio und Savaria zielgerecht heranführten, war mit dem Rücken an die letzten Ausläufer der Alpen, den Mons Cetius, angelehnt und nach Norden und Osten durch die Donau geschützt. Wie ein Strombrecher ragte damals Carnuntum in die am linken Donauufer entlang nach Westen oder Süden zu abfließenden Völkerbewegungen hinein. Wir sehen, wie sich an diese Position während der ganzen folgenden Zeit die römischen Feldherren immer wieder angeklammert haben, und wirklich waren auch Mainz und Carnuntum damals die Punkte, die, solange sie in römischem Besitz waren, das Fortbestehen der Herrschaft des südlichen Volkes nördlich der Mittel- und Ostalpen versinnbildlichen konnten. Südlich Carnuntum kämpfte Decius († 251 nach Ch.) an der Donau gegen die andringenden Goten. Noch deutlicher tritt aber diese Situation unter Valerian (254 bis 260 nach Ch.) hervor. Denn während damals im Westen die Franken nach Gallien und die Alemannen nach Italien vordrangen und am anderen Ende

des Erdteils die Goten in Griechenland einbrachen, stand das römische Hauptquartier selbst bei Wien, um durch diese Aufstellung wenigstens ein Zusammenfließen aller dieser Bewegungen zu verhindern.

Und dieses ganze Bild von der Wichtigkeit, die damals die Römer jenem Teile des Kriegstheaters beilegten, wird auch im kleinen durch die archäologischen Funde verdeutlicht. An der auf die mittlere Donau zuführenden Rottemanner Straße haben wir aus dem dritten Jahrhundert den Meilenstein von Krummfelden nördlich Virunum (von 244 nach Ch.) und ebenso die Funde von Windischgarsten, die aus der Zeit des Alexander Severus (222 bis 235 nach Ch.) stammen müssen, besonders aber die Spuren lebhafter Bautätigkeit bei Carnuntum selbst. An der Pfarrkirche in Gumpendorf bei Wien befindet sich ein Denkmal Valerians, und unter diesem Kaiser wurde neben Carnuntum eben noch das Lager von Vindobona neu ausgebaut. Wie an unzähligen anderen Stellen sind auch diese Reste ein Zeugnis von der gewaltigen, zähen und ernsten Arbeit, die der römische Staatsorganismus bis in seine letzten Zeiten entfaltet hat.

Nur an einer einzigen Stelle liefert auch an diesem Flügel der Alpen das dritte Jahrhundert ein offensichtliches Zurückschreiten des römischen Machtgebietes. Unter Aurelian (270 bis 275 nach Ch.) wurde das äußerste, östlichste Deckblatt, das, vor Pannonien und Norikum liegend, das Kernland Italien schützen sollte, abgerissen, indem Dacien damals als Provinz aufgegeben und den Goten eingeräumt wurde. Zu derselben Zeit wie die Aufgabe des Dekumatlandes erfolgte also auch die Aufgabe dieser Provinz, die ebenso wie jene nur eine Zutat der späteren Kaiserzeit gewesen war. Dieser Verlust Daciens konnte jedoch im Gegensatz zur Aufgabe des Dekumatlandes damals noch ohne wichtige Folgen bleiben, da er eine Umgestaltung des alten römischen Verteidigungssystemes auf dieser Seite der Alpen zunächst nicht nötig machte.

Denn der wirkliche Zusammenbruch dieses römischen Verteidigungssystemes in den Ostalpen ist dann erst fast um ein Jahrhundert später erfolgt. Es ist dieses die rund um das Jahr 375 nach Ch. liegende Zeitspanne, die überhaupt gern als der eigentliche Beginn der germanischen Völkerwanderung bezeichnet zu werden pflegt. In Wirklichkeit bezeichnet jener Zeitabschnitt jedoch nichts anderes als daß nunmehr diese schon längst im Fluß befindliche germanische Völkerbewegung ein rascheres Tempo als früher annahm, durch das der Zerfall des römischen Reiches auch äußerlich beschleunigt wurde. Örtlich und zeitlich haben die damaligen Ereignisse aber ihren Anfang von dem Auftreten der Hunnen in dem äußersten Osten Europas genommen. Jenes Volk war als Lebewesen freilich grundverschieden von den Germanen, aber massenhaft, unstet, zäh und kulturfeindlich wie es auf den Schauplatz trat, vermochte es die Unruhe und unheimliche Bewegung, deren Träger es war, auch auf die Germanenvölker und somit zugleich auf den ganzen Erdteil zu übertragen.

Die Gründe der Ereignisse, die zu dem ersten wirklichen Zerfall des

römischen Reiches in den Ostalpenländern führten, liegen jedoch zunächst viel näher vor Augen und lassen noch keinen eigentlichen Zusammenhang mit der von den Hunnen hervorgerufenen Bewegung erkennen. Sie sind in dem Auftreten der Quaden zu suchen, die schon etwa um das Jahr 370 nach Ch., also bevor der Name der Hunnen in der Geschichte überhaupt genannt wird, gegenüber der römischen Donaugrenze, etwa in der Linie von Lauriacum bis zu den Karpaten hin, aufmarschiert standen. Es wiederholte sich also damals ganz dieselbe Kriegslage wie sie schon einmal zwei Jahrhunderte früher bei den Markomannenkriegen eingetreten war. Bei jener Gelegenheit kann die römische Abwehrtätigkeit nun aber plötzlich in einer Zone der Alpen beobachtet werden, die bisher von militärischen Rüstungen noch wenig berücksichtigt gewesen zu sein scheint. Es ist dieses wiederum auf einer weit einwärts gelegenen inneren Linie, und zwar diesmal am Südabhang des Ostalpenflügels der Fall, einer Linie, die etwa mit der Nordgrenze des heutigen italienischen Venetiens zusammenfällt. Abgesehen von der Tätigkeit Gratians (375 nach Ch.) an der Etsch bei Bozen finden wir in jenen Zeiten eine Ausbesserung der Straße durch das Pustertal (Meilenstein von Julian bei Sonnenburg) und besonders den Neubau der Ploeckenstraße. Der Zusammenhang der Herstellung dieser Straße als militärischer Linie mit den Quadenkriegen ergibt sich sofort daraus, wenn wir bedenken, daß jene Straße mit ihrer nördlichen Fortsetzung direkt auf die Quadengrenze bei Lorch auslief und die Zeit ihrer Erbauung unter Valentinian und Valens in das Jahr 373 nach Ch. d. h. in die Zeit des großen Quadeneinfalls fällt. Auch in jenen späten Jahrhunderten verfügte demnach der römische Staatsgedanke immer noch über neue, selbständige Ideen; denn ebenso wie keine frühere Zeit so hat auch keine spätere Epoche jemals wieder Veranlassung gefunden, an einen regelrechten Ausbau der Ploeckenstraße heranzugehen. Daß diese Straßenlegung damals jedoch nicht etwa nur ein provisorisches sondern ein ganz solides Werk, durch das aus einem begangenen aber schlecht gepflegtem Bergpfad eine wichtige militärische Linie geschaffen wurde, gewesen ist, zeigt nicht nur eine gleichzeitige Inschrift von der Paßhöhe selbst, sondern mehr noch die Tatsache, daß die Ploeckenstraße noch zwei Jahrhunderte später, im sechsten Jahrhundert, trotz allen durch die Völkerwanderung hervorgerufenen Verfalles als eine gangbare und besonders benutzte Straße genannt wird[27]). Im allgemeinen mag also der Ausbau der Ploeckenstraße denselben Erwägungen, die auch den Bau der Splügenstraße hervorriefen, seinen Ursprung verdankt haben, wie überhaupt in jenen Zeiten nun auch Venetien dieselbe Rolle wie dem mittleren Oberitalien zugefallen war, insofern dieses den Schauplatz für die gegen den Nordosten Europas gerichteten militärischen Rüstungen der Römer zu bilden und somit im Grunde bereits die Bestimmung einer Grenzprovinz abzugeben hatte.

Um die Rolle, die die Alpen während des Verlaufes des Quadenkrieges gespielt haben, näher zu erkennen, sind wir lediglich auf die Worte des Ammia-

nus Marcellinus angewiesen, der erzählt, „daß von den Quaden damals der Wall der julischen Alpen durchbrochen worden ist“. Wir wissen also, daß auf diese Weise Venetien, nun zum zweiten Male während der Völkerwanderung, einer gewaltigen, von Osten her kommenden Invasion anheimgefallen sein muß, ein Ereignis, das sich dann während der folgenden beiden Jahrhunderte immer wiederholen sollte. Überhaupt ist eben das Ende jenes vierten Jahrhunderts der Zeitraum, von dem an beginnend der Schwerpunkt des Völkerdruckes sich mehr von der Rheinlinie weggewendet und sich dagegen in den Venetien östlich vorliegenden Ländern zusammengeballt hat. Seit dieser Zeit bildet daher die Umgebung Aquilejas ganz ausnehmend das erste Entscheidungsland für die von Osten her gegen Rom hereinbrechenden Kriegszüge, und die auf diese Stadt direkt von Osten, von Pannonien her über den niedrigen Sattel des Birnbaumer Waldes heranführenden Reichsstraße, auf der vorher von Italien aus die römische Eroberung Zone um Zone nach Osten vorgeschritten war, ist nunmehr im wahrsten Sinne zu einer großen Völkerstraße geworden, mit der alleinigen Bestimmung, dem vom Osten kommenden Feinde den kürzesten Weg nach Italien zu zeigen.

Ob freilich gerade auch schon die Quaden diese pannonische Straße für ihr Eindringen in Venetien benutzt haben, läßt sich aus dem Wortlaut des Ammianus Marcellinus nicht ohne weiteres erkennen. Wahrscheinlich ist es ja, aber die Julischen Alpen, die jener namhaft macht, können für das römische Altertum entsprechend der südlich ihnen vorliegenden Orte Julium Carnicum und Forum Julii auch in größerer Ausdehnung nach Nordwesten zu verstanden werden, und es wäre demnach für diesen Durchbruch der Quaden auch eine Benutzung der Ploeckenstraße oder der Straße über den Pontebba-Paß nicht ausgeschlossen. Ein anderes ist jedoch aus jenen Worten noch ganz sicher zu entnehmen, die Tatsache, daß dieser Durchbruch der Quaden nicht ohne gleichzeitige regelrechte Kämpfe zwischen Römern und Barbaren in den Julischen Alpen selbst stattgefunden haben kann, und daß wir nunmehr also auch in betreff des Ostalpenflügels auf jenen Punkt gelangt sind, wo das jenseits der Alpen liegende Vorglacis von den Römern zeitweise aufgegeben war und auch der Alpenwall selbst für die schwächer gewordene Verteidigung zu Hilfe genommen werden mußte.

Aber nicht bloß eine zeitweise sondern auch eine bleibende Aufgabe eines wichtigen Teiles dieser östlichen Alpenländer hat der Quadenkrieg tatsächlich herbeigeführt. Seit den Quadenkriegen hat sich die römische Macht für immer aus dem nördlichen Pannonien, mit einem Worte, von Carnuntum zurückgezogen, und mit der Aufgabe dieses einen Punktes fielen auch die vielen anderen Römerposten, die sich in dessen Nachbarschaft zahlreich angesiedelt hatten und deren Ruinen auch heute noch überall hier aus dem Boden herausragen (Wien, Klosterneuburg, Bruck a. d. Leitha, Oedenburg). Mit dieser Zeit hat die Römerherrschaft hier ihr Ende erreicht, wenn es auch ganz natürlich ist, daß gerade in jenem

unverwüstlichen Zentrum des Lebens und des Verkehrs — anders, als in anderen Strichen, die von der Zerstörung der Völkerwanderung betroffen worden sind — der Wegzug der römischen Soldaten nicht auch das Aufhören aller Kultur bedeutet hat. Besonders an der Stelle von Wien und Carnuntum ist, ähnlich wie später in Virunum und Augsburg, zunächst ein Weiterbestehen dieser Orte als germanischer Heerlager wahrscheinlich.

Die späteren Ereignisse lassen nun aber auch ganz deutlich die Folgen erkennen, die der Verlust Carnuntums auf die Bewegungen des letzten Teiles jener Völkerwanderung ausüben mußte. Mit dem Falle Carnuntums war das Hindernis hinweggeräumt, das bisher die anrückenden Völker von der Wahl der kürzeren bequemeren Richtung durch Pannonien nach dem Westen und Südwesten abgelenkt hatte, und tatsächlich folgte römischerseits nun sofort auch der Verlust Pannoniens und das ungehemmte Heranrücken der Feinde unmittelbar bis vor jene berühmten „Pforten Italiens“ selbst, die Julischen Alpen. Außerdem war aber auch mit Carnuntum der Schutz der rechten Flanke für das ganze Gebiet in Wegfall gekommen, das damals noch auf dem Boden des heutigen Süddeutschlands in römischem Besitz war, und das Aufrollen dieser Linie, von Osten an beginnend, über das nördliche Norikum und Rätien bis zur Iller hin hätte jetzt auch ohne die später erfolgenden Maßregeln Stilichos, wenn auch langsamer, so doch ebenso unausbleiblich, eintreten müssen.

Während so zugleich mit dem Falle des ausnehmend befestigten und hartnäckig behüteten Carnuntums auch die Herrschaft über die Länder an der mittleren Donau selbst den Römern entglitten war, ist die Tatsache um so bemerkenswerter, daß das jenen Gebieten dicht benachbarte Norikum trotzdem nicht nur nicht in diesen Verlust mit hineinbezogen worden ist, sondern daß sich dieses Land auch noch während der folgenden Jahrhunderte und unmittelbar bis zum Einbruch des Zeitpunktes, mit dem das Eintreten des Mittelalters sich in den Ostalpen tatsächlich fühlbar machte, als ein mit dem Südland eng verknüpftes Gebiet darstellt. Gemeint ist hier aber nicht die ganze Provinz Norikum nördlich der karnischen und julischen Alpen bis herauf zum Donauufer, in dem Umfange wie ihn einst die römische Regierung in einem Gefühl der Machtfülle dekretiert hatte, das fast demjenigen gleichzukommen schien wie es sonst nur den von der Natur geschaffenen Bedingungen innezuwohnen pflegt. Es ist hier nur die Rede von dem südlichen Teile dieser Provinz, dem heutigen Kairnten und den südlich diesem anliegenden Teilen von Krain und Steiermark. Hier hat das römische Wesen trotz aller Kriegszüge, die auch durch jene Gebiete am Ende der Völkerwanderung hindurchgingen, auch während der folgenden Jahrhunderte ununterbrochen fortbestanden und die südliche Regierungsgewalt ohne Störung weiter gedauert. An der Westgrenze Norikums auf dem Boden des alten Sebatum, im Pustertal beim heutigen St. Lorenzen, finden wir noch im Jahre 472 nach Ch. den Neubau einer christlichen Kirche und auch alle anderen Funde

machen es deutlich, daß die bedeutenden Städte dieser Gegenden wie Flavium solvense, Virunum, Teurnia und Aguntum hier allen Stürmen der Völkerwanderung zum Trotz zunächst noch weiterbestanden haben müssen. Daß aber jenes Gebiet damals tatsächlich zum Südland gerechnet wurde, ergibt sich weiterhin aus einer Regierungsmaßregel Odoakers, der, als er Herrscher von Italien geworden war, aus freiem Entschluß die Übersiedelung seiner dort befindlichen „Staatsangehörigen" nach Italien verfügte. Auch daß die Herrschaft des Ostgotenreiches tatsächlich bis in jene Gebiete gereicht hat, ist äußerst wahrscheinlich, wie auch nach der Zertrümmerung dieses Reiches dessen Rechtsnachfolger, das oströmische Reich, dann wiederum jenes südliche Norikum ohne weiteres als seine Provinz betrachtete, und Prokop, der Geschichtsschreiber des großen Krieges zwischen Ostrom und den Ostgoten kannte auch hier um 562 nach Ch. durchaus noch nichts anderes als die alte Bevölkerung der Noriker und Karner.

Wir stehen so vor einer Tatsache, die besser als vieles andere die Erscheinung in das rechte Licht setzen kann, daß das Gefüge der von der Natur geschaffenen Verhältnisse doch in seinen Wirkungen auf die Verkehrsgebilde stets stärker ist als der Menschenwille, mag dieser sich auch noch so energisch und andauernd zur Geltung zu bringen suchen. Die Festhaltung Carnuntums durch die Römer war eine ganz bewußte Maßregel gewesen, die durch heiße Arbeit immer wieder von neuem in Kraft gehalten wurde und zuletzt fast einem Kunststück gleichkam. Im Gegensatz hierzu ist von jenen während der letzten Jahrhunderte ihrer Herrschaft durchaus nichts geschehen, um sich auch den Besitz Norikums zu sichern. Trotzdem blieb ihnen aber dieses Land länger als jedes anderes Gebiet nördlich der Alpen erhalten, weil es durch seine natürliche Lage eng an das Südland gekettet ist; denn nicht nur von Südwesten, von Venetien, und von Südosten, vermittelst der Flußtäler der Drau und Save, führen die südlichen Verbindungen bequem in dieses Land hinein, sondern dieses südliche Norikum war vor allem auch nach der Seite hin, von der damals der große Völkerdrang anzog, durch den bastionsartig vorliegenden Mons Cetius und die in ausgesprochen ostwestlicher Richtung und in weiter Ausdehnung sich hinziehenden Tauernkämme geschützt. Gerade die Bauart dieser Gebirgsteile, die einer Scheidung zwischen dem Süden und dem Norden außerordentlich förderlich ist und bei denen damals der Charakter des trennenden Waldgebirges noch ganz rein vorgewaltet haben mag, kann den Schluß gerechtfertigt erscheinen lassen, daß hier überhaupt während des ganzen römischen Altertums zwischen dem vollständig südländisch gearteten Gebiet von Virunum und den nördlichen Ostalpenländern, dem heutigen Herzogtum Salzburg, dem Salzkammergut und nördlichem Steiermark, ein größerer Kulturunterschied als jemals später bestanden hat. Jene nördlichen Teile der Ostalpen werden während des ganzen römischen Altertums kaum eine reichliche Bevölkerung besessen und somit auch keiner besonders intensiven Verwaltung bedurft haben. Im anderen Falle hätte es nicht ausbleiben

können, daß die ländertrennende Macht des Groß-Glockners sich schon damals aus diesen Gebieten schärfer hervorgehoben haben müßte, denn sobald zu Beginn des Mittelalters die von Norden kommende staatenbildende Arbeit irgendwelcher Art in den Ostalpen eingesetzt hat, ist es sofort jener Gebirgsstock des Glockner gewesen, der dabei als der von der Natur gegebene Orientierungspunkt verwendet und von dem aus die anliegenden Länder mit ihren Grenzen umspannt wurden. Ein Zeichen, wie sehr während des Altertums der südliche Teil der Ostalpenländer gegenüber jenem nördlichen vorgeschritten gewesen sein muß, ist es aber wiederum, daß der südliche Partner des Glockners in den Ostalpen, der Triglav, schon damals der Angelpunkt der römischen Länder, Venetien, Norikum und Pannonien, gewesen ist.

X. Kapitel.

Die Alpen während des Unterganges des weströmischen Reiches im fünften Jahrhundert nach Ch.

Die Ereignisse in Norditalien.

Die nächsten großen Erschütterungen, denen die Alpenländer nach den Quadenkriegen ausgesetzt wurden, sind die Kriege der Westgoten unter Alarich und der Scharen des Radagais gegen Westrom gewesen. Diese Kriege stehen nun auch mit dem Auftreten der Hunnen, das wiederum die Veranlassung zu den Bewegungen jener Völker von Anfang an gegeben hatte, in direktem Zusammenhang, und sie bezeichnen auch für die allgemeine Geschichte in mehr als einer Hinsicht einen Wendepunkt. Wohl waren auch schon die früheren Einfälle der Germanen nach Durchbrechung des Alpenwalles in Norditalien ausgelaufen. Waren diese aber in ihrem ganzen Verlauf nur Raub- und Beutezüge ohne feste Absicht und ohne sichere Leitung gewesen, so stellt sich der Zug Alarichs zum ersten Male als ein zu einem ganz bestimmten Zwecke unternommener Feldzug dar, an dessen Spitze auch bei den Germanen eine vom hellen Lichte der Geschichte umstrahlte Gestalt, der Heerkönig der Goten, steht. Alarich ist der erste der germanischen Führer, der dem römischen Staate nicht bloß Heeresleitung gegen Heeresleitung, sondern auch seine eigenen politischen Absichten entgegengesetzt hat. Der Westgotenkrieg unter Alarich führte außerdem zum ersten Male zu einer Belagerung und Einnahme der Hauptstadt Rom durch die Germanen; das Wesentliche bei diesem auch äußerlich sofort in seiner Wichtigkeit in die Augen springenden Ereignis ist es aber, daß jene Einnahme Roms nicht in der zufälligen Kriegslage, sondern ganz eigentlich in der Konsequenz der Tatsachen ihren Grund hatte, die von einer führenden Persönlichkeit ausgenutzt worden war. Aber nicht bloß auf germanischer, sondern auch auf römischer Seite hat diese von gewaltigen Kämpfen ausgefüllte Zeitepoche

geschichtlich bedeutende Männer hervorgebracht. Auf der römischen Seite ist es damals die Gestalt des Stilicho, in der sich der Widerstand der alten Kultur verkörpert hat, eine Gestalt, die der geschichtlichen Betrachtung insofern viel interessanter selbst als Alarich sein muß, da Stilicho wie alles Römische in jenen Zeiten der größeren physischen Kraft seiner Feinde gegenüber besonders auf die Hilfsmittel des Menschengeistes, auf überlegene Kriegskunst und Politik, und auf die Macht seiner eigenen Persönlichkeit angewiesen war.

Aber nicht bloß für die allgemeine Geschichte, auch für die Kriegsgeschichte der Alpenländer sind jene Feldzüge epochemachend geworden, die Stilicho in den Alpen selbst und in dem südlichen Vorland des Gebirges geführt hat. Wir können annehmen, daß jene Kriege die ersten wirklichen Feldzüge in den Alpenländern seit den letzten Zeiten der römischen Republik gewesen sind, Feldzüge insofern, als auf dem von den Alpen abhängigen Gebiet zwei Parteien von annähernd gleicher Stärke und beiderseits unter kriegsgemäßer Leitung um die Entscheidung rangen, wenn auch selbst noch in diesen Zeiten die Eigenschaften der wirklichen feldherrnmäßigen Führung viel deutlicher auf römischer Seite, bei Stilicho, als bei den Germanenfürsten Alarich und Radagais hervortreten. In diesem Sinne ist daher Stilicho nächst Hannibal der einzige Feldherr des Altertums, der auf dem Alpenschauplatz gegenüber einem ebenbürtigen Gegner selbständige Kriege geführt hat. Die Unsicherheit und Dürftigkeit der Quellen aber ist eine Erscheinung, der wir während der Völkerwanderung oft genug haben Erwähnung tun müssen, und so ist es auch hier nur jene eine allgemeine Tatsache, die sich für unseren Zweck sicher heraushebt, während der örtliche Verlauf jener Kriege im einzelnen jeglicher noch so fleißiger Rekonstruktion spottet.

Das Gerippe der für unseren Zweck wichtigen Ereignisse, die wir mit dem Namen Stilichos verknüpfen, setzt sich derart zusammen, daß im Jahre 400 nach Ch. zuerst Ostgoten mit Alanen, Vandalen und Sueben vereinigt unter Führung des Radagais in Rätien einfielen, und daß diesem Einfall dann am Ende des Jahres 401 der erste Feldzug Alarichs gegen Italien folgte, der im Jahre 403 mit der Besiegung oder man könnte besser sagen Herausmanöverierung Alarichs aus Italien durch Stilicho endigte. An diese Ereignisse schließt sich dann im Jahre 404 ein neuer, gleichfalls durch Stilicho abgeschlagener Einfall des Radagais in Italien und besonders im Jahre 406 der große Durchbruch der Vandalen, Alanen und Sueben nach Gallien und Spanien an, von denen der letztere dann wiederum den Anstoß zu dem zweiten erfolgreichen Angriff Alarichs auf Italien gegeben hat, in dessen Verlauf die Hauptstadt Rom belagert wurde. Ein Zusammenhang der nördlich der Alpen und über den Rhein gehenden Bewegungen der Völkerwanderung mit denjenigen, die sich südlich der Alpen ihren Weg zu bahnen suchen, ist also jetzt mehr oder weniger zu erkennen; man merkt demnach auch darin den bewußten persönlichen Einfluß, der jetzt in der Leitung der Kriegszüge bei den Germanen einigermaßen Platz gegriffen hat.

Die Feldherrntätigkeit Stilichos in den Alpen beginnt somit im Jahre 401, als dieser zunächst gegen die Scharen des Radagais zu kämpfen hatte. Für die Bestimmung des Schauplatzes innerhalb des Gebirges, auf dem jene Kämpfe stattgefunden haben, bleibt uns zunächst aber mit absoluter Sicherheit nur der Name Rätien übrig, da wir allerdings von einem Einfall in dieses Land hören. Aber schon darüber, ob jener Einfall von Norden oder Osten her dorthin gelangt ist, könnte man zweifelhaft sein, obgleich der Name der Goten bei der Zusammensetzung der in Frage kommenden feindlichen Völker genannt wird, und diese Goten nicht die Westgoten Alarichs, sondern nur Ostgoten gewesen sein können, die damals in Pannonien saßen. Ein von Pannonien her auf Rätien gerichteter Angriff kann aber nur den Weg von Osten her durch das Drautal und durch Norikum genommen haben. Zu dieser Annahme paßt auch die allerdings ganz vereinzelt dastehende Tatsache, daß durch die Ausgrabungen an der Stelle der alten römischen Stadt Gurina (im Obergailtal und im Bereich des Pustertales, das eben nach Rätien hinüberleitet) mit absoluter Sicherheit festgestellt worden ist, daß dieser Ort um das Jahr 400 nach Ch. zerstört worden ist, und somit gerade in jenen Zeiten wirklich einmal eine feindliche Invasion Norikums stattgefunden haben muß.

Während jener Ereignisse ist dann auch Alarich zielbewußt aus dem südlich von Pannonien gelegenen Illyrien aufgebrochen, um „auf der gebräuchlichen Linie“ — so drückt sich der römische Dichter Klaudian aus, dem wir noch das meiste von diesen Ereignissen verdanken — über die julischen Alpen von Emona her in Italien einzudringen. Dieser erste Feldzug Alarichs ist zunächst ganz schulgemäß für alle Zeiten weiter verlaufen. Auf erfolgreiche Grenzgefechte am Timavus folgte seitens der Goten zunächst die Belagerung Aquilejas, dann die Besetzung Venetiens und schließlich das Vordringen nach der Lombardei, in deren Mittelpunkte Mailand sich der Sitz der römischen Regierung in Gestalt des Kaisers Honorius selbst befand. Erst zu jenem Zeitpunkte nun, an dem die Lage dieser von den Westgoten vollständig zernierten Stadt schon äußerst bedrohlich geworden war, greift die Feldherrntätigkeit Stilichos auch in Italien wieder in die Ereignisse ein.

Dieser war gleichfalls noch am Ende des Jahres 401 in eiligem Marsche und auf dem kürzesten Wege von Rom aus über Mailand nach Rätien abgegangen, um dort zunächst Ruhe zu schaffen. Wir wissen, daß Stilicho, wie es damals gebräuchlich war, zunächst zu Schiff den Komer-See durchquerte, um dann von hier aus den Weg über eine der bündner Heerstraßen nach Norden einzuschlagen. Klaudian hat diesen Alpenübergang ganz anschaulich geschildert: Die eisige Kälte, die unsicheren Pfade, die Lawinen, die Menschen und Zugtiere in ein nasses Grab hinabrissen. Alle diese Einzelheiten passen tatsächlich ganz gut auf den Weg über den Splügen, wie auch die Zielgerechtigkeit dieser Heerstraße der Eile entspricht, von der Stilicho damals vorwärts getrieben wurde, und wenn wir

bei dieser ganzen Erzählung auch einiges auf die dichterische Ruhmredigkeit Klaudians setzen müssen, so bleibt doch jedenfalls so viel übrig, daß dieser Zug damals ein unter den schwierigsten Verhältnissen und schon in vorgerückter Jahreszeit ausgeführter Alpenübergang gewesen sein muß, durch den es Stilicho wirklich gelang, plötzlich im Herzen Rätiens zu erscheinen und hier zunächst auf irgendwelche Weise der Unruhen Herr zu werden.

Wichtiger und unendlich folgenschwerer, nicht nur für die Alpenländer sondern auch für das Schicksal des ganzen römischen Weltreiches, sind aber dann die Maßregeln geworden, die Stilicho in unmittelbarem Anschluß an diesen Kriegszug getroffen hat. Mit dichterischem Hochgefühl erzählt Klaudian, wie damals Stilicho sein Heer auf dem Boden Rätiens reorganisierte und zu diesem Zwecke sämtliche verfügbaren römischen Truppen Mitteleuropas, von Brittanien, von den Rheinlanden und aus den Alpenländern, zu sich heranzog, um mit der gesamten römischen Streitmacht dann wieder südlich gegen Alarich in die Poebene hinab vorzubrechen. Es ist wiederum ein Zeichen, welche Sicherheit im Funktionieren auch damals noch dem ganzen römischen Armeeapparat innegewohnt hat, da alle diese Abteilungen sich nun auch wirklich bei Stilicho in Rätien vereinigten. Da aber Stilicho erst im Frühjahre wieder nach der Lombardei abrückte, und es außerdem durchaus der Tatkraft desselben entspricht, daß er den Befehl zu jenem Zusammenrücken bereits im Herbste zuvor, bei seinem Aufbruche aus Italien erlassen haben kann, so reichte diese Zeitspanne wenigstens vollkommen aus, um selbst die entferntesten jener Truppenteile noch rechtzeitig bei ihm eintreffen zu lassen.

Inzwischen waren die Goten unter Alarich weiterhin mit der Belagerung des festen Mailands beschäftigt, hinter dessen Mauern Honorius ängstlich die Hilfe Stilichos erwartete. Die erste erlösende Tat dieses Feldzuges römischerseits wurde nun jetzt der erfolgreiche Übergang Stilichos über die Adda, der diesen von den Goten, die schon westlich des Flusses standen, streitig gemacht wurde. Wir können also aus dieser Situation wenigstens das eine mit Sicherheit folgern, daß damals Stilicho keinesfalls von den bündner Pässen, die sämtlich westlich der Adda in Como auslaufen, sondern östlicher, vom Brennergebiet aus, zurückgekommen sein muß. Aber auch der Jahreszeit, in der dieses Hervorbrechen aus den Alpen geschah, können wir einigermaßen nachkommen. Stilicho besiegte die Westgoten dann bei Pollentia. Aus dem Zeitpunkte dieser Schlacht, die ein ganzes Stück südwestlich Mailand und am Ostertage des Jahres 402 nach Ch. — 6. April — stattfand, können wir also entnehmen, daß der Marsch des römischen Heeres damals im Frühjahre, der schwierigsten Jahreszeit für Märsche im Hochgebirge, vor sich gegangen sein muß.

Auf die Schlacht von Pollentia folgte zunächst seitens Alarichs eine Räumung Oberitaliens in derselben Linie, auf der er eingerückt war, ein Zurückweichen, das durch ein neues siegreiches Treffen, das Stilicho den Goten in der mittel-

sten oberitalienischen Entscheidungszone, bei Verona, lieferte, in eine schärfere Gangart gebracht wurde. Auch bei diesen Bewegungen spielen die nördlich benachbarten Alpen insofern eine Rolle, als die alten Schriftsteller hier erwähnen, daß Alarich jetzt den Versuch machte, mit seinem geschwächten Heere von der geraden Rückzugslinie über Aquileja nach Illyrien abzugehen und nördlich nach Rätien auszuweichen. Stilicho dagegen, dem es damals wohl ganz besonders darauf ankommen mußte, die Westgoten in keine anderen als in ihre alten Sitze in Illyrien zurückzudrängen, wußte diese Absicht glänzend zu verhindern, indem er Alarich zuvorkam und vor ihm die „Alpenpässe" d. h. wohl die Defileen an dem südlichen Austritt der rätischen Alpenstraßen in die Ebene besetzte. Auch in diesem Falle sind wir über die genaueren Örtlichkeiten überhaupt nicht unterrichtet. Wenn Alarich aber von Verona aus nach Rätien abziehen wollte, so können die hier in Frage kommenden Eintrittsrouten keine anderen als die Brennerstraße und die Straße durch das Suganatal gewesen sein. Stilicho hat dann aber nicht nur den beabsichtigten Rechtsabmarsch Alarichs verhindert, sondern jenen auch mit seinem ganzen Heere eingeschlossen, so daß der Erfolg möglicherweise so groß gewesen ist, daß das Schicksal der Goten gänzlich dem Willen Stilichos ausgeliefert war.

An diesem Punkte zeigt die damalige Kriegslage einigermaßen Ähnlichkeit mit derjenigen wie sie im Sommer 1796 in demselben Gebiet zwischen Bonaparte und Wurmser vor der Schlacht bei Bassano sich entwickelt hat, wenigstens insofern als Bonaparte, der ebenso wie Stilicho von Westen, von Mailand her kam, sich gleichfalls nicht scheute, jene Basis aufzugeben und dann lediglich durch die Schnelligkeit seiner nördlich im Gebirge ausgeführten Bewegungen das Gebäude der Absichten des Feindes über den Haufen warf. Ob freilich das Verfahren Stilichos damals von derselben Kühnheit wie später dasjenige von Bonaparte erfüllt gewesen ist, kann deshalb zweifelhaft sein, als den Römern auch hier, wie so oft in ihren Kämpfen gegen die Germanen auf dem Boden Norditaliens, der Vorteil zur Seite stand, daß sie sich in einem ihnen ganz wohlbekannten Gebiet bewegten. Wir wissen, daß Stilicho aber trotzdem seinen großen militärischen Erfolg nicht ausgenutzt hat, insofern er Alarich gestattete, einfach nach Illyrien wieder abzuziehen. Die Gründe, die Stilicho hierzu bewogen haben, werden gewöhnlich darin gesucht, daß er es sich damals noch vorbehalten wollte, die Macht Alarichs zu gelegener Zeit gegen Ostrom zu verwenden; vielleicht mag es ihm aber auch bloß genügt haben, endgültig ein Zusammenfließen der Angriffsbewegung Alarichs mit derjenigen der Völker des Heerführers Radagais verhindert zu haben. Denn ein weiteres Motiv für das Verfahren, hier weitere Kämpfe zu vermeiden, kann auch in der von den Römern in ihren letzten Zeiten so meisterhaft geübten Ökonomie der Kräfte gesucht werden, eine Erwägung, die gerade einem so hervorragenden Militär wie es Stilicho war besonders nahe gelegen haben mag.

Denn schon im Jahre 404 nach Ch. machte es sich wiederum nötig, das

römische Heer von neuem gegen Radagais einzusetzen, der von Rätien oder von den julischen Alpen her in Italien eingedrungen war. Wichtig bei diesem Zuge und ebenso bei dem zweiten erfolgreichen Einfalle Alarichs vom Jahre 409 nach Ch. ist es besonders, daß diese Züge von Anfang an die für Rom viel gefährlichere Richtung direkt südlich nach der Mitte der Halbinsel einschlugen. Der Erfolg des zweiten Feldzuges Alarichs, der diesem schließlich ganz Italien ausliefern sollte, wird aber vor allem dadurch verständlich, daß Stilicho inzwischen ermordet worden war und den Goten somit kein ebenbürtiger römischer Führer mehr gegenüberstand. Auch dieser zweite Einfall bewegte sich zunächst auf der bekannten Linie von Emona aus über die Julischen Alpen durch Venetien; Alarich gelang es aber dann, ebenso wie später Narses während des Ostgotenkrieges, südlich auf Ariminum einzulenken, ein Entschluß, der für den ganzen weiteren Verlauf des Krieges entscheidend geworden ist. In bezug auf die Alpenländer ist hier noch zu erwähnen, daß in den Verhandlungen zwischen Alarich und der römischen Regierung, die der Eröffnung dieses Feldzuges vorangingen, die Abtretung Norikums an die Goten eine Rolle gespielt hat; auch damals noch wurde also Norikum ebenso wie Rätien als eine durchaus zum römischen Reiche gehörige Provinz betrachtet.

Es ist keine geschichtlich überlieferte Tatsache, wohl aber eine aus der ganzen damaligen Lage sich ergebende Annahme, die deshalb auch allen mit jener Zeit beschäftigten Forschern immer wieder ganz von selbst entgegentreten mußte[28]), daß, nachdem Stilicho in der Not des Augenblicks einmal alle jene im Norden Europas stehenden römischen Besatzungstruppen nach Italien abgeführt hatte, der römische Staat nun auch niemals wieder so zu Kräften gekommen ist, um seine Legionen wieder in ihre alten Positionen zurücksenden zu können. Jenes Ereignis muß daher als derjenige Zeitpunkt angesehen werden, an dem die Macht Westroms ebenso am Rhein wie in den nördlichen Vorlanden der Alpen tatsächlich zu existieren aufgehört hat. Noch aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Ch. ist ein römisches Garnison-Verzeichnis, die bekannte notitia dignitatum, erhalten, aus dem ganz deutlich hervorgeht, wie damals noch ganz Tirol und Oberbayern von einem wohldurchdachten Netz römischer Besatzungstruppen überzogen gewesen ist. Es mag eine dankbare Aufgabe sein, die einzelnen Orte jenes Verzeichnisses genauer zu bestimmen; für die Geschichte der Alpenländer ist das Dasein desselben jedoch allein schon infolge der aus ihm klar hervorgehenden allgemeinen Tatsache wichtig, daß etwa bis um das Jahr 400 nach Ch. der Donaustrom von Abusina (am Einfluß der Altmühl in die Donau) über Castra Batava (Passau) bis Lauriacum nicht bloß nominell sondern auch in Wirklichkeit die Nordgrenze des römischen Reiches gebildet hat. Dieser ganze lebendige Verteidigungsapparat ist aber dann im folgenden Jahrhundert plötzlich wie vom Erdboden verschwunden, und schon im Jahre 406 nach Ch.

bei dem großen nordwärts der Alpen gegen Gallien gerichteten Zug der Vandalen ist von ihm nichts mehr zu spüren.

Auch durch diese Betrachtung kommen wir daher auf die Schlußfolgerung, daß etwa vom Jahre 400 nach Ch. ab nur noch die Nordtiroler und Salzburger Alpen selbst als schützender Wall des Südlandes von den Römern besetzt geblieben sind, während alles Land nördlich desselben für das römische Reich als verloren betrachtet werden muß. Hierbei ist freilich hervorzuheben, daß jenes Verschwinden der römischen Besatzungen nicht etwa auch einer völligen Säuberung romanischer Bewohner und einem gänzlichen Aufhören südländischen Lebens in diesen Gebieten gleichzuachten ist. Wir haben im Gegenteil auch für die folgenden Zeiten noch einige Spuren römischer Besatzung in diesen Donaulandschaften. Auffallen muß es zwar, daß damals gerade von der größten Grenzfestung Oberbayerns, von Regensburg, eine Zeit lang alle Kunde fehlt, während Passau und Quintana (Künzen bei Pleiting) als Römerposten notdürftig weiterbestanden haben müssen. Der bürgerlichen Niederlassung der Römer in Kempten war schon während der Alemannenkriege am Anfang des vierten Jahrhunderts nach Ch. das Lebenslicht ausgeblasen worden, aber noch im siebenten Jahrhundert muß das dortige Kastell auf der Burghalde, freilich elend genug, bewohnt gewesen sein [29]). Auch in Augsburg hat zunächst schon die christliche Tradition eine Kette vom römischen Altertum bis zum frühen Mittelalter gelegt; das Wichtigste für jede Geschichtsauffassung ist hierbei jedoch die Tatsache, daß jene Kunde durch die Reihe der Münzfunde, die an diesem Platze gemacht worden sind, durchaus ihre wissenschaftliche Bestätigung gefunden hat [30]). Besonders zäh hat sich ferner nördlich der Alpen die südländische Kultur zunächst noch an die Stätte von Lauriacum (Lorch) angeklammert und nach der Aufgabe Carnuntums mag gerade während des fünften Jahrhunderts nach Ch., als jenen Gebieten der militärische Schutz des römischen Staates verloren gegangen war, allein diese Stadt das feste Bollwerk geblieben sein, das hier den von den Germanen bedrängten romanischen Bewohnern den letzten Halt gewähren mußte. Selbst im Jahre 540 nach Ch. muß jene Stadt noch leidlich bewohnt gewesen sein [31]), und erst zwei Jahrhunderte später (738 nach Ch.) wurde dieses alte Lauriacum von den Avaren, dann aber derart, zu Grunde gerichtet, daß der Platz zu derselben Lebenskraft wie er sie im Altertum besessen hatte, auch in den späteren Zeiten nie wieder emporkommen konnte.

Als Zerstörer Juvavums werden gewöhnlich die Heruler und als Zerstörungsjahr das Jahr 476 nach Ch. angenommen. Unwichtig ist bei dieser Kunde, ob es mit diesem Zeitpunkt und jenem Volke wirklich seine Richtigkeit hat, wichtig dagegen das Bild der gründlichen, erbarmungslosen Zerstörung, das uns heute aus den Ruinen Salzburgs entgegentritt. Wenn heutzutage auch nicht die geringste Nachricht von den Ereignissen auf uns gekommen wäre, die einst der Zerstörung des Heidelberger Schlosses vorangingen, so würden wir trotzdem allein aus der

Pracht der dortigen Ruinen die Schärfe der Gegensätze, die Planmäßigkeit und Erbitterung herleiten können, die damals den Arm der Zerstörer führte. Ein gleiches gilt aber auch von dem Zustand der Ruinen Juvavums, der das Vorangehen heißer Kämpfe und eines heftigen Widerstandes vor diesem Ereignis zur Gewißheit macht. Gleiche Kriegesschrecken, die in jenen Zeiten über jene Gegenden hinweggegangen sein müssen, veranschaulichen auch die Funde von Westerndorf in der Nähe Rosenheims, wo die Grabungen die deutlichen Reste einer großen römischen Töpferei und Ziegelwarenfabrik aufgedeckt haben und wo sich noch die aufgeschichteten römischen Kupfermünzen in Unzahl vorfanden, die zur Auszahlung an die dort beschäftigten Arbeiter bestimmt waren. Auch ein großer Fund römischer Silbermünzen in Niederaschau liefert ein ähnliches Bild, und es ist natürlich, daß durch diese Ereignisse auch alle jene Betriebe, durch die nicht nur das Kulturvolk der Römer, sondern auch schon die Kelten jene Gegenden ununterbrochen ausgebeutet hatten, wie die Steinbrüche am Untersberg in Salzburg, der Salzbergbau in Salzburg und Hallein und der Goldbergbau im Gasteiner Tal in einen jahrhundertelangen Schlummer geraten mußten.

Trotz aller dieser Ereignisse, die somit das Aufhören der römischen Kultur in Süddeutschland veranschaulichen, ist es in bezug auf die Voraussetzungen, von denen dann hier das Völkerbild am Anfang des Mittelalters ausgeht, von Wesenheit, daß gerade dieser Teil Oberdeutschlands von der Enns bis zur Iller während des fünften Jahrhunderts bis tief in das sechste Jahrhundert nach Ch. hinein nicht der eigentliche Wohnplatz irgend eines germanischen Volkes geworden sein kann, sondern in der Hauptsache fast volksleer gewesen sein muß. Um das Jahr 476 nach Ch., beim Untergange des weströmischen Reiches läuft die Westgrenze des von den Ostgoten und annähernd dann auch diejenige des von den Langobarden besetzten Gebietes entlang der Westgrenze der alten römischen Provinz Pannonien bis herauf nach Vindobona. Auch dieses ist ein Beweis für die Unfertigkeit und Flüssigkeit aller während der germanischen Völkerwanderung entstandenen staatlichen Gebilde; denn der Fall, daß Wien, damals Fabiana genannt, und Carnuntum Grenzfesten und Ausfallstore des Ostens gegen den Westen Europas gewesen sind, ist eine Erscheinung, die sonst niemals wieder in der Geschichte hervorgetreten ist und die einen vollständigen Niedergang der Kulturmacht des übrigen Erdteils zur Voraussetzung hat.

Es ist schon gesagt worden, daß vom Beginn des fünften Jahrhunderts an die germanische Völkerwanderung ihre Hauptrichtung um die Ostalpen herum nach Südwesten zu einschlug. Seit dieser Zeit nehmen die Völkerzüge, die von der Wiener Ebene ausgehend sich durch Pannonien über die Julischen Alpen nach Italien hineinbewegen, nun auch fast sämtlich den gleichen regelmäßigen Verlauf. Die Reihenfolge der Völker selbst aber, die, jetzt nicht mehr wie früher durch vorangegangene Grenzkriege aufgehalten und geschwächt, zunächst dicht massiert in Pannonien sitzen, dann auf den Kriegsschauplätzen südlich der Alpen

in Oberitalien kämpfen und die Herrschaft ganz Italiens antreten, um hierauf wieder von dem nächstfolgenden abgelöst zu werden, liefert ein gedrängtes aber vollständig ausreichendes Bild der Gesamtheit der Ereignisse, die damals die Geschichte Europas erfüllt haben. Die Lebensbeschreibung des Heiligen Severin († 482), der am Kahlenberge bei Wien den künftigen Herrscher Italiens Odoaker mit seinen Rugiern beim Überschreiten der Donau vor seinem Weitermarsch zum Christentum bekehrte, macht es zunächst deutlich, wie in jenen Zeiten das Christentum schon überall an der Arbeit war; nicht minder zeigt sie aber auch den Punkt an, von dem aus die Völker damals in die neue Richtung einzuschwenken pflegten. Ein wichtigeres und zuverlässigeres Bild von der unerbittlichen Art der Kriegsführung dieser Zeit bietet uns jedoch eine Schilderung des griechischen Geschichtsschreibers Herodian, die eben in jenen heiß umstrittenen Gebieten jenseits der Julischen Alpen, um Emona, spielt. Jene Erzählung hat zwar im besonderen die Ereignisse im Jahre 238 nach Ch. bei der Verteidigung Aquilejas gegen das Andringen des Kaisers Maximinus Thrax zum Gegenstand; sie kann aber in ihrer Art auch ohne weiteres für alle Kriege dieser Periode angenommen werden.

Soweit wir sehen können, finden wir in der Geschichte keine zweite Periode, in der sich wie während der germanischen Völkerwanderung Krieg und Zerstörung in solcher zeitlicher Ausdehnung und deshalb auch in solcher entsetzlicher Schwere über die Menschheit gehäuft haben. Eine annähernd ähnliche Epoche, die dem Gedächtnis der Jetztzeit nur viel näher gerückt ist, findet sich allein während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß gerade innerhalb dieser Zeit sich Erscheinungen der Verwilderung und Verzweiflung der von dem Krieg betroffenen Menschheit finden, die an diejenigen während der germanischen Völkerwanderung einigermaßen heranreichen. Jedenfalls muß auch schon in jenen Zeiten die Erwartung des Durchmarsches einer feindlichen Armee für die betroffenen Gebiete den Stillstand alles Lebens in meilenweiter Entfernung und das Eintreffen derselben eine Zerstörung alles Wohlstandes auf Jahre hinaus bedeutet haben, wenn wir Herodian erzählen hören, wie im westlichen Pannonien, das in seiner ganzen Ausdehnung als Vorglacis Aquilejas betrachtet wurde, vor der Ankunft des Feindes die Bewohner des offenen Landes mit Hab und Gut, mit Pferden und Wagen sämmtlich in den Städten verschwanden, und außerhalb jeder festen Mauer alle Spuren des Lebens so gründlich erstarben, daß Bäume und Brücken zerschlagen, die Getreidefelder und Wiesen vor der Zeit gemäht und die Gärten vernichtet wurden.

Überhaupt war in jenen Jahrhunderten Pannonien stets der Plan, auf dem der künftige Schrecken Italiens auf der Lauer saß, und von wo aus sich, wie von dem auf der Pfanne gehäuften und entzündeten Pulver, ein Feuerstrom über dieses Land ergoß. Abgesehen von den Kämpfen zwischen den westlichen und östlichen Gegenkaisern, wie derjenigen vom Jahre 238 und derjenigen vom Jahre

394 nach Ch. zwischen Theodosius und Eugenius, kommt für das Eindringen der feindlichen germanischen Völker jene Richtung bei den Markomannen und Quaden und bestimmt bei den Westgoten unter Alarich in Frage, denen sich dann der Reihe nach im Jahre 452 nach Ch. die Hunnen unter Attila, die Rugier unter Odoaker und im Jahre 489 nach Ch. die Ostgoten unter Theodorich angeschlossen haben. Diesen folgten das oströmische Heer unter Narses und im Jahre 568 nach Ch. die Langobarden, deren Einmarsch der einzige ist, von dem wir durch den langobardischen Geschichtsschreiber Paulus Diakonus näheres wissen. Paulus Diakonus hat uns den historischen Moment ganz anschaulich überliefert, wie unmittelbar vor dem Betreten des heiligen Italiens und dem Überschreiten des Isonzo der Langobardenkönig Alboin mit seinem Gefolge auf einen aussichtsreichen Berg an den Ausläufern des Karstes, wahrscheinlich den Monte S. Michele[32]), stieg und von hier aus auf das Land seiner Sehnsucht herabblickte.

Aber jener Völkerkanal blieb auch lange nach den Langobarden noch im Gebrauch, als die germanische Völkerwanderung ausgelaufen war und sich an dieselbe bereits die der Slaven angeschlossen hatte. Auf dem gleichen Wege gelangten zu Beginn des siebenten Jahrhunderts die Avaren bis tief nach Venetien hinein, und auch die südlichste Kolonne der Slaven bewegte sich in der gleichen Richtung, um schließlich geräuschlos und massenhaft mit ihrer Spitze an der Wippach, mitten zwischen den Türpfosten Italiens, halten zu bleiben. Das letzte dieser Völker, die auf jene Weise nach Westen vordrangen, sind dann die Ungarn gewesen, deren Spuren man im Mittelalter bis tief in der Mitte der Halbinsel z. B. in Bologna begegnen kann, wo im Jahre 903 nach Ch. von ihnen u. a. die Kirche Santo Stefano zerstört wurde. Um das Jahr 1000 nach Ch. wird die alte Birnbaumer Straße in Italien allgemein „die Straße der Ungarn“ genannt. Wie ein Ausdruck der Verzweiflung kündet sich diese Benennung an, und sie ist treffend geeignet, das Wesen jener Straße zu charakterisieren, die damals acht Jahrhunderte hindurch nicht von der Bestimmung gelassen hatte, die Invasionslinie des Ostens gegen den Westen abzugeben.

Die Schicksale jedes einzelnen der an diesem weiten Wege gelegenen Orte wissen nun auch in furchtbarer Deutlichkeit den wirklichen Charakter dieser Geschichtsperiode zu illustrieren. Bei dem im Herzen Pannoniens gelegenen Pettau zeigt die Art der Münzfunde ohne weiteres den Wechsel der Zeiten an; denn dieselben sind dort für das dritte und vierte Jahrhundert nach Ch. noch sehr reichlich vorhanden, während sie dann vom Beginn des folgenden Jahrhunderts ab sehr spärlich werden. In der Mitte des fünften Jahrhunderts wurde ganz Pannonien vom römischen Kaiser Theodosius definitiv an die Hunnen abgetreten. Aus dieser Tatsache mag es daher herzuleiten sein, daß die Zerstörung Pettaus und Cillis, beides Städte, die zu Pannonien gehörten, nicht schon durch die Hunnen erfolgt ist. So wurde Pettau erst im Jahre 475 nach Ch. von den

Herulern und dann nochmals 825 von den Bulgaren zerstört, während Cilli den Slaven zum Opfer fiel. Wir können jedoch annehmen, daß jene Völker dort nicht so gründlich wie vorher die Hunnen an anderen Stellen das Vernichtungswerk besorgt haben, weil einerseits noch während des Mittelalters die römischen Ruinen Cillis in auffallender Ausdehnung und Pracht aufrecht gestanden haben und andererseits die Weiterexistenz Pettaus als befestigten Ortes und unter Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem griechischen Osten während der folgenden Jahrhunderte verbürgt ist[33]). Emona gehörte dagegen nach römischer Auffassung stets zu Italien und deshalb fiel es den Hunnen bei ihrem großen Einfall vom Jahre 452 nach Ch. zuerst zum Opfer. Jene Arbeit muß aber damals ebenso wie bei Aquileja äußerst gründlich von den Hunnen besorgt worden sein, weil Emona nachher Jahrhunderte lang wüste gelegen hat und erst im Mittelalter eine völlige Neugründung dieses Ortes erfolgen konnte.

Von Laibach westwärts kommen wir dann auf den heiß umstrittenen Mittelpunkt dieser Linie, auf die Gegend von Aquileja. Östlich dieser Stadt fließt der Timavus-Isonzo zum Meere, und nur nach einem Überschreiten dieses Flusses konnte daher ein Angriff auf Aquileja selbst von Osten her stattfinden. So fand deshalb hier 238 nach Ch. Maximin die Brücke zerstört, wodurch für ihn ein dreitägiger Aufenthalt verursacht wurde und an den Ufern jenes Flusses fielen dann auch die Entscheidungen zwischen Theodosius und Eugenius und zwischen Theodorich und Odoaker. Der Untergang von Aquileja als Großstadt ist aber wie der von Laibach bei dem großen Einfalle der Hunnen unter Attila erfolgt. Der Sage nach ließ Attila in Udine den Hügel aufwerfen, auf dem heute das Kastell steht, um von ihm aus das Schauspiel des brennenden Aquilejas anblicken zu können. Wenn jene Kunde auch ohne weiteres den Stempel der Ungenauigkeit an sich trägt, so ist der Sinn, der durch sie nach Ausdruck ringt, doch nichts weniger als unhistorisch. Die Markomannen und Quaden, Maximinus und Julian, und die Westgoten unter Alarich hatten vorher Aquileja vergeblich angegriffen, aber erst den Hunnen gelang die regelrechte Zerstörung der Stadt, und das Verschwinden Aquilejas vom Erdboden versinnbildlichte daher damals vollends den Sieg der Unkultur über eine jahrhundertelange Arbeit der alten Welt. Jener Eroberung durch die Hunnen ist damals eine drei Monate lang währende Belagerung der Stadt vorausgegangen. Dieses erklärt zur Genüge nicht nur die Erbitterung, die dann im Augenblick der Eroberung bei den Belagerern sich Luft machen mußte, sondern auch die Stärke dieser Festung selbst. Was für Antäus die Erde war zunächst für Aquileja das Meer gewesen; denn ebenso wie bei Stralsund während seiner Belagerung im dreißigjährigen Kriege, bestand auch die Hauptstärke Aquilejas in seiner Lage am offenen Meere, mit dem es durch Lagunen, die jetzt versandet sind, verbunden war. Außerdem war der Boden um Aquileja selbst sehr fest, so daß er alle Belagerungsarbeiten und vor allem ein Hauptmittel der alten Belagerungskunst, den Bau von Minen, sehr erschwerte.

Dieser Zeitpunkt der Eroberung Aquilejas ist nun auch die letzte Grenze, die für das Weiterbestehen aller anderen römischen Siedelungen in der Umgebung jener Stadt angenommen werden kann, wie von Pucinum (Duino), Silicianum (Salcano), und der Thermalquellen an der Stelle Monfalcones, die noch Peutingers Tafel eindringlich hervorhebt.

Auf die Rechnung jenes Hunneneinfalls wird ferner auch die erste wirkliche Eroberung von Verona und der Untergang von Altinum gesetzt. So sehr die Kunde aus dem Altertum es zur Gewißheit macht, daß Altinum eine große Handelsstadt und als Vermittlerin des Seeweges von Ravenna her nach dem Norden ein bedeutender Knotenpunkt des Verkehrs gewesen sein muß, so wenig sind wir doch gerade über die genaueren Schicksale dieser Stadt unterrichtet. Anders verhält es sich dagegen mit Verona. Dieses war schon vorher während der Kriege der römischen Gegenkaiser (249 nach Ch. Decius gegen Philippus, 312 Konstantin gegen Pompejanus) und ebenso während der von Norden und Osten kommenden Germaneneinfälle bestürmt und belagert worden. Am schwersten mag es aber auch damals unter Attila gelitten haben. Bei Verona, das uns heute noch wie kaum eine andere Stadt Oberitaliens eine Fülle altrömischer Denkmäler zeigt, ist aber gerade hervorzuheben, daß es sich überhaupt seit seinem Eintritt in die Geschichte stets auf der Höhe eines wichtigen Ortes und wirklichen Verkehrsmittelpunktes erhalten konnte. Der Grund hierfür ist eben das doppelte Gesicht dieser Stadt; denn diese ist nicht nur eine Pforte der Alpen in nordsüdlicher, sondern nicht minder auch eine Verkehrszentrale in ostwestlicher Richtung. In den letzten Zeiten der germanischen Völkerwanderung, in denen die Invasionen von Osten kamen, war Verona daher gerade derjenige Punkt, an dem die Hauptentscheidungen über jene Kriege zu fallen pflegten. So fanden, wie wir schon gesehen haben, hier im Jahre 403 nach Ch. jene Kämpfe zwischen Stilicho und Alarich statt und auch im Jahre 489 nach Ch. wurde Odoaker hier von den Ostgoten besiegt. Damals hat also Verona bereits in der Hauptsache ebendasselbe Gesicht gezeigt wie es auch in der Kriegsgeschichte der letzten Jahrhunderte wieder bekannt geworden ist, in der die Parteien gleichfalls in ostwestlicher Front gegeneinander zu stehen pflegten, während die Stadt im Mittelalter zumeist nur ihre Bedeutung als Alpenpforte für die in nordsüdlicher Richtung laufenden Kriegszüge hervorgekehrt hat. Auch Mailand vermochte das durch die Hunnen heraufgeführte Unwetter damals noch mit einer vorübergehenden Plünderung zu überstehen und sich bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Ch. zunächst unausgesetzt als Zentrum Norditaliens zu erhalten, so daß es noch von Prokop, dem Geschichtsschreiber des Ostgotenkrieges, als besonders bedeutend namhaft gemacht werden konnte. Die Stadt wurde von ihrem Schicksal erst im Jahre 539 nach Ch. erreicht, als sie von den Ostgoten dem Erdboden gleich gemacht und die ganze Einwohnerschaft getötet oder in die Sklaverei verkauft wurde, ein Ereignis, durch das Mailand dann seine Vormachtstellung

in der Lombardei auf Jahrhunderte hinaus einbüßte und an Pavia abgeben mußte.

Auch jener Einfall Attilas vom Jahre 452 nach Ch. ist im Grunde jedoch resultatlos verlaufen, weil die Hunnen schließlich Italien ebenso rasch wieder verlassen mußten wie sie nach dorthin gekommen waren. So sehr daher jene durch die Hunnen ausgeführten Verheerungen auch dazu beigetragen haben mögen, den Wohlstand des alten römischen Venetiens zu knicken, so blieb es doch erst einem späteren Volke, den Langobarden, vorbehalten, jener alten bewundernswerten Kultur hier wirklich den Todesstoß zu versetzen. Der Name der Langobarden ist für die Geschichte des ersten Mittelalters besonders mit der Aufrichtung der ersten wirklich dauerhaften germanischen Herrschaft über Italien verknüpft, von der dann weiterhin die Entstehung einer kräftigen, lebensfähigen norditalienischen Nation ihren Ausgang nehmen konnte. Neben diesem dürfen jedoch auch diejenigen Ereignisse nicht übersehen werden, die der Aufrichtung der langobardischen Herrschaft in Norditalien vorangegangen sind und die für jene Leistungen erst Platz geschaffen haben; denn gerade die Langobarden sind es gewesen, die vielleicht das größte Zerstörungswerk in Norditalien ausführten, eine Tatsache, die die harmlos klingende, fast patriotische Schreibweise ihres Geschichtsschreibers Paulus Diakonus leicht übersehen läßt. Auf die Langobarden kommt die Vernichtung von Opitergum und Vicenza, vor allem aber die Eroberung von Padua, das im Jahre 601 nach Ch. durch den Langobardenkönig Agilolf in furchtbarer Weise zerstört wurde und seitdem nie wieder zu seiner früheren Blüte gelangt ist. Erst seit jener Zeit hat sich daher das antike Kulturbild Norditaliens vollständig verändert. Die alten Römerstädte liegen jetzt fast sämmtlich in Trümmern, und Pavia, das vorher nur ein unbedeutendes römisches Municipium (Ticinum) gewesen war, ist zur Hauptstadt des sich über Italien ausbreitenden neuen Langobarden-Reiches geworden.

Ein Blick auf die Karte lehrt es ohne weiteres, wie alle diese Ereignisse sich von Emona her in einiger Entfernung entlang der adriatischen Meeresküste oder wenigstens geradeaus landeinwärts auf Verona zu bewegen mußten, und es ist daher schon aus dieser Situation erklärlich, daß das dicht nördlich benachbarte aber trotzdem seitab liegende Gebiet d. h. der Fuß der Venetianer Alpen und diese selbst weit mehr von jenen Invasionen verschont bleiben konnten. Nach den Langobarden sind es noch die Avaren, die gleichfalls in Venetien eingebrochen sind. Den Spuren jenes leicht beweglichen sarmatischen Volkes begegnen wir nun aber auch in jenem nördlichen Gebiet. Im Jahre 611 nach Ch. wurde von den Avaren das alte Forum Julii=Cividale verbrannt, die letzte bedeutende Römergründung Venetiens, die bisher von den Verheerungen jener Zeiten verschont geblieben war. Die Slaven gaben Cividale dann den Namen Altstadt. Es ist dies aber gerade ein Beweis, daß jene Zerstörung durch die Avaren nicht nachhaltig gewirkt haben kann, sondern daß sich das Leben in

Friaul zu Beginn des Mittelalters trotzdem ganz in altgewohnter Weise weiter bewegt haben mag, weil den östlichen Nachbarn unter den vielen anderen altberühmten Städten Venetiens allein dieser Ort zur Verfügung stand, dem sie jene charakteristische Bezeichnung beilegen konnten.

Wir kommen in diesem Zusammenhange auf die Entstehung des furlaner Volkes, das auch heute noch mit eigener Sprache und besonderen Eigenschaften ausgestattet, und trotzdem wenig beachtet, sein Dasein fristet. Wenn wir mit dem Namen Friaul dasjenige Gebiet bezeichnen, in dem man heute noch jene eigenartige furlaner Mundart mehr oder minder verbreitet vorfinden kann, so ist unter demselben das heutige nördliche italienische Venetien bis herüber nach Gradiska zu verstehen. Dieser ganze Komplex liegt daher an einigen Stellen den östlichsten ladinischen Mundarten, die auf das Volk der Räter zurückzuführen sind, vor allem den südlichen Seitentälern des Pustertales sehr nahe, wenn er auch jetzt nirgends mehr räumlich mit jenen zusammenhängt. Das hat aber die furlaner Sprache mit den anderen ladinischen Mundarten gemeinsam, daß wir in ihr gleichfalls eine Sprache vor uns haben, deren Ursprungszeit nicht erst wie die aller anderen mitteleuropäischen Sprachen am Beginn des Mittelalters zu suchen ist, und da die Entstehung der bündner und tiroler ladinischen Mundarten aus den ethnographischen Verhältnissen der alten römischen Provinz Rätien herzuleiten war, so kann die furlaner Sprache daher wiederum nur aus denjenigen des nördlichen Teiles der alten römischen Provinz Venetien ihre Erklärung finden.

Wir wissen aus dem römischen Altertum, daß damals im Allgemeinen bei der Einteilung der Alpenprovinzen auf die Gruppierung der einzelnen Völkerstämme große Rücksicht genommen worden ist, und deshalb ist eine Notiz des Ptolomäus für unseren Zweck besonders beachtenswert, wonach Julium Carnicum (Zuglio), der römische Hauptort des heutigen Friauls während der Kaiserzeit eine Sonderstellung zwischen Venetien und Norikum eingenommen hat[34]). Der Name zeigt es an, daß jene Sonderstellung sich nur auf ethnographische Verhältnisse d. h. auf das Vorwiegen der karnischen Bewohner in diesen Strichen gegründet. haben kann, wie es auch an sich ganz wahrscheinlich ist, daß das südlicher sitzende Handelsvolk der Veneter damals weder den Willen noch die Kraft besessen hat, hier auf dem festen Lande in jenen wenig verlockenden Berggegenden schwierige Kolonisation zu treiben, sondern vielmehr, daß dieser Südrand der karnischen Alpen im Altertum von Norden, von den Ostalpen her, bevölkert worden ist. Jene Karner waren aber Kelten, und so würden sich zunächst die fremdartigen, heute schwer verständlichen Elemente in der furlaner Sprache, die sich auch nicht einmal in den anderen ladinischen Mundarten wiederfinden lassen, als alter keltischer Bodensatz erklären, vorausgesetzt, daß wir beweisen können, daß hier seit dem Beginn des Mittelalters nicht noch eine andere Sprachmischung stattgefunden hat.

Dieser Beweis ist nun aber nicht allzuschwer zu führen. Was, oder viel-

mehr wie wenig von nördlicher germanischer Beimischung jeder Art die furlaner Sprache besitzt, erklärt sich zunächst auf den ersten Blick. Aber auch der Niedergang der ethnographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des südlichen Nachbarlandes Friauls, des italienischen Venetiens, hat eine Einflußnahme von dieser Seite aus nach Verschwinden des Römerreichs bis tief in das Mittelalter hinein ausgeschlossen, wie sich auch tatsächlich jener Einfluß des italienischen Venetiens auf Friaul in beachtenswerter Weise erst wieder etwa vom dreizehnten Jahrhundert ab geltend gemacht hat. Die Sage von der Entstehung Venedigs, das nach der Eroberung Aquilejas durch Attila von verzweifelten Flüchtlingen gegründet worden sein soll, ist ein Sinnbild der Schwierigkeiten, unter denen sich damals selbst die dürftigsten Reste der Bevölkerung am Leben erhalten konnten, und die Nachricht des Geschichtsschreibers Prokop, der erzählt, daß ganz Venetien beim Einbruch der Langobarden ein menschenleeres Land gewesen ist, würde sich auch schon an sich aus den Ereignissen ergeben müssen, die wir während der Völkerwanderung über dieses Land hinweggehen sahen. Der Zustand des südlichen Venetiens, das durch Krieg und Pest zunächst fast unheilbar herabgekommen war, brachte es daher mit sich, daß sich das nördlich von ihm wohnende furlaner Volk sprachlich Jahrhunderte lang selbst überlassen bleiben konnte, und wir haben demnach auch in diesem Volke eine der ältesten europäischen Völkermischungen vor uns.

Nach menschlichem Ermessen ist Friaul dagegen jetzt wiederum auf absehbare Zeit eng an seine alte südliche Zentrale gekettet, und so kann es auch nicht anders sein als daß seine Mundart damit definitiv der Herrschaft der italienischen Sprache ausgeliefert zu sein scheint. Diesem Umstand allein mag es zuzuschreiben sein, daß im Großen und im Kleinen gerade Friaul bis jetzt nur in ganz geringem Maße das wissenschaftliche Interesse herausgefordert hat, anders als die von dem nördlichen und südlichen Volkstum heiß umstrittenen rätoromanischen Reste. Die furlaner Sprache ist heute die am wenigsten erforschte der sogenannten ladinischen Mundarten geblieben, wie auch in der alten römischen Hauptstadt dieses Gebietes, in Zuglio, die steinernen Andenken jeder Art an das Altertum noch ganz ungenügend untersucht worden sind, trotzdem sie dort besonders zahlreich und ganz offen zu Tage treten [35]).

Die Schicksale der eigentlichen Alpenländer.

Die große Anzahl und der Verlauf dieser letzten Züge der germanischen Völkerwanderung, die seit Alarichs Zeiten über das östliche Ende der Alpen nach Italien eindrangen, hat zur Genüge gezeigt, daß sie allein schon hinreichend gewesen wären, das Gebäude der römischen Herrschaft über die Alpenländer ebensowohl wie derjenigen über den ganzen Erdteil umzustürzen, auch wenn nicht noch andere Ereignisse, die sich nördlich der Alpen abgespielt haben, daran mitgearbeitet hätten, daß gleiche Resultat hervorzubringen. Wir haben die Mitte

und den westlichen Flügel der Alpenländer zu einem Zeitpunkte verlassen, als nach Verlust des Dekumatlandes hier zunächst durch neue Rüstungen auf dem nördlichen Vorglacis des Gebirges Raum für einen längeren Widerstand geschaffen worden war, und es ist auch schon gesagt worden, daß die neuen Verhältnisse in der Weise wie sie beabsichtigt waren, in der Hauptsache auch während des ganzen vierten Jahrhunderts nach Ch. andauern konnten. Die Basis des ganzen römischen Verteidigungsapparates, von dem die neuen Befestigungen am nördlichen Fuße der Alpen nur ein Glied darstellten, bildete aber immer noch nichts anderes als die alte germanische Rheinfront, und nur die Voraussetzung, daß der Lauf des Rheines selbst, von Basel nördlich beginnend, als wohlverteidigte Barrikade des römischen Reiches seinen Zweck erfüllte, konnte auch die sich südlich an diese anschließende Verteidigungslinie am nördlichen Fuße der Alpen wirkungsvoll gestalten. Eine dauernde Durchbrechung der Rheinfront mußte dagegen ohne weiteres auch eine Behauptung jener nördlich der Mittelalpen gelegenen Befestigungen aussichtslos machen und somit unmittelbar den Verlust der Schweizer Hochebene nach sich ziehen, so daß dann nur noch der Alpenwall als solcher als schützende Mauer für das geängstigte und machtlose Italien in Frage kommen konnte.

Auch während des vierten Jahrhunderts nach Ch. haben die Einfälle und Beunruhigungen durch die Alemannen sowohl in südlicher Richtung nach der Schweiz als besonders auch direkt westwärts über den Rhein hinüber niemals aufgehört. Es ist aber in jener Zeit den Römern trotzdem gelungen, an beiden Stellen das Gebäude ihres Reiches notdürftig aufrecht zu erhalten. Der Grund für diesen Vorgang mag diesmal aber weniger in der Widerstandskraft der Römer selbst, sondern mehr in der Tatsache zu suchen sein, daß die Kraft der alemannischen Vorstöße damals wahrscheinlich eine Zeit lang nicht in der Weise wie vordem durch den Druck solcher Völker vergrößert wurde, die östlich des alemannischen Gebietes neu eingetroffen waren, weil die in der Wanderung befindlichen Völker, wie schon oben hervorgehoben worden ist, gerade vom vierten Jahrhundert nach Ch. an zumeist nicht den Weg westwärts nach dem Rheine zu sondern hauptsächlich denjenigen nach Pannonien hin zu verfolgen pflegten. Während dieser Epoche hebt sich nun in den Gebieten nördlich der Alpen besonders der Sieg des römischen Kaisers Julian, den dieser im Jahre 357 nach Ch. bei Hausbergen in der Nähe Straßburgs gegen die Alemannen erfocht, als ein Ereignis heraus, das einigermaßen größere Bedeutung beansprucht, weil durch denselben zum letzten Mal die dauernde Festsetzung jener fremden germanischen Eroberer westlich des Rheines verhindert worden ist. Für längere Zeit jedoch kann auch hier die weltgeschichtliche Wirkung dieses Sieges nicht aufrecht geblieben sein; denn wenige Menschenalter später, und zwar bereits während der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, sehen wir dann die Alemannen trotzdem tatsächlich in dem dauernden Besitz nicht nur des Elsaß sondern auch aller Ge-

biete am linken Rheinufer von Konstanz bis nördlich herauf nach Mainz, und wie von dem Verlust Carnuntums der schnelle Verfall der römischen Herrschaft in den Ostalpenländern seinen Ausgang genommen hat, so muß auch hier damals die Aufgabe der Rheinfront durch die Römer den Verlust der Schweiz, als eines von dieser Position abhängigen Gebietes, nach sich gezogen haben. Wenn nun aber der Sieg Julians im Jahre 357 nach Ch. hier das letzte Mal die alten Verhältnisse zurechtrückte, während diese dann trotzdem bereits zu Beginn des fünften Jahrhunderts von neuem und zwar diesmal für immer gänzlich über den Haufen geworfen sind, so kommen wir auch in diesem Zusammenhang wiederum auf jenen so bedeutsamen Zeitpunkt d. h. auf die Wende des vierten und fünften Jahrhunderts nach Ch., mit der die Herrschaft der Römer in dem größten Teil der Alpenländer ihr Ende erreicht haben muß.

Diese bleibende Wirkung kann aber auch hier wiederum 'nur der einen Tatsache zugeschrieben werden, daß Stilicho zu jener Zeit auch die Besatzungstruppen der Rheinlande und der Schweiz zur italienischen Armee herangezogen hat. Jene Maßregel, die in dem Augenblick, als sie erfolgte, nur als eine vorübergehende Vorkehrung der militärischen Oberleitung gedacht gewesen sein kann, ist somit in ihren Folgen zu einem historischen Ereignis größter Tragweite geworden, wie um deswillen auch der Westgotenkönig Alarich als derjenige, gegen den diese Maßregel in erster Linie gerichtet war, als der erste wirklich erfolgreiche Überwinder der alten römischen Großmacht betrachtet werden muß. Aber auch noch eine andere Schlußfolgerung können uns die Wirkungen dieses Ereignisses erneut vor Augen führen, die Erscheinung, wie zu Anfang und Ende des Römerreichs dessen Kraft einzig und allein auf militärischer Handhabung beruhte. Der Aufgabe, die Herrschaft eines Reiches im vollsten und weitesten Sinne aufrecht zu erhalten, hat kein anderes Heer jemals wieder so glänzend wie die numerisch so geringe römische Armee entsprochen, und so tritt uns auch hier wiederum die alte Wahrheit von der unerreichten Höhe aller römischen militärischen Einrichtungen entgegen.

Unmittelbar bis zu dem Zeitpunkte, an dem das von Truppen entblößte Gebiet der Schweizer Hochebene in seiner ganzen Ausdehnung vom Bodensee bis zum Genfer See wie eine überreife Frucht in die Hände der Alemannen fiel, ist jedoch die militärische Tätigkeit der Römer auf diesem Boden noch ganz sicher nachweisbar, wie überhaupt jener Grenzstrich, ähnlich wie der von Carnuntum, entsprechend seiner militärischen Wichtigkeit immer wieder von neuem die Tätigkeit der römischen Rüstungen an sich gezogen hat. Auch in der Nordschweiz können die Römerfunde ein Bild von der Schwere der Ereignisse, die während jener Zeiten in unaufhörlicher Folge hier eingebrochen sind, nicht minder aber auch eine deutliche Vorstellung von den unermüdlichen Anstrengungen geben, die auch hier römischerseits gemacht worden sind, um im Besitz dieser bedrohten Front zu bleiben. So ist an der Hauptzugangslinie nach diesem Gebiete,

am Fuße des Großen Sankt Bernhard neben der ursprünglichen Heerstraße am Nordufer des Genfer Sees in der späteren Kaiserzeit auch noch ein zweites Gleis, das am Südufer des Sees entlang lief, nachweisbar, und es finden sich gerade in der Nordschweiz unter den Römerruinen die seltenen Beispiele, wo ein flüchtiger Wiederaufbau solcher Niederlassungen stattgefunden haben muß, die schon einmal von den Alemannen zerstört worden waren[36]. Und selbst der letzte große Erfolg nördlich der Alpen, eben jener Sieg Julians vom Jahre 357 nach Ch. gab den Römern immer noch Mut und Gelegenheit, hier ihre Positionen erneut zu verstärken, insofern unmittelbar nach demselben unter dem Kaiser Valentinian (364—375 nach Ch.) die ganze Rheinlinie zum letzten Male mit Wall und Türmen befestigt worden ist.

Jener Gang der Ereignisse aber, der fast zwei Jahrhunderte hindurch jede ruhige Entwickelung ausschloß und immer nur die ebenso beweglichen wie heimatlosen römischen Soldaten nach jenem Lande zog, hat dann freilich auch dazu geführt, daß in der Nordschweiz, als diese schließlich um das Jahr 400 nach Ch. gleichfalls von dem römischen Heere geräumt wurde, fast jegliche Kultur in Ermattung lag, und die Alemannen hier dann tatsächlich ein fast volksleeres Land vorgefunden haben müssen. Überhaupt ist die Schweizer Hochebene ein Gebiet, das nicht in dem Maße wie es auf den ersten Blick scheinen möchte von Verkehrslinien ersten Ranges und ewiger Dauer durchzogen wird, und ihre Wichtigkeit beruhte auch in römischer Zeit nur auf vorwiegend militärischen Grundlagen. Nach Auslöschen dieser Situation mußte daher hier schon um deswillen ein langer Stillstand alles Lebens eintreten, und anders als in der Wiener Ebene und selbst in Südbayern mag somit der Wegfall der römischen Garnisonen gerade hier eine wirkliche Verödung aller jener alten Ansiedelungen im Gefolge gehabt haben. Die einst blühende helvetische Hauptstadt Aventicum war schon seit dem Alemanneneinfalle vom Jahre 260 nach Ch. einfach in ihren Trümmern liegen geblieben, weil das Bedürfnis der Grenzverteidigung den Wiederaufbau derselben nicht unbedingt erfordert hatte. Jetzt erreichte ein gleiches Schicksal nun auch alle jene altberühmten Kasernenstädte der Nordschweiz wie Augst, Aquae (Baden), Vindonissa und Vitodurum.

Während des römischen Altertums war bereits der von Glarus und Thurgau an beginnende und sich südwestlich bis zum Ostende des Genfer Sees erstreckende Bezirk des eigentlichen Schweizer Hochgebirges stets ein menschenleeres Land gewesen. Auch die nördlich an dieses Gebiet sich anschließende Schweizer Hochebene zeigte nunmehr zu Beginn des Mittelalters kaum ein anderes Gesicht, so daß daher jener ganze entvölkerte Komplex während des fünften und sechsten Jahrhunderts nach Ch. ungestört der von Norden kommenden alemannischen und burgundischen Besiedelung anheimfallen und diese hier die Grundlage für das heutige Volkstum der eigentlichen Schweizer Republik festlegen konnte. Das Schicksal der Schweizer Hochebene nach dem Untergange

des weströmischen Reiches ähnelt somit auffallend dem des alten Venetiens. Diese beiden Gebiete waren während des Altertums die Brennpunkte des um die Alpen herumlaufenden Verkehrs gewesen, für deren Belebtheit und Wichtigkeit der ganze Aufbau des römischen Weltreiches die sichere Vorbedingung gebildet hatte. Es ist daher ein Zeichen, welche veränderten Verhältnisse jetzt angebrochen waren, wenn sich gerade diese beiden Gebiete während des Mittelalters am spätesten unter den Alpenländern wieder zu einer kulturellen Machtstellung erheben konnten.

Von aller jener Überflutung durch die von Norden kommenden Germanen ist jedoch damals ein Teil Helvetiens nicht getroffen worden, der auf Grund der natürlichen Verhältnisse auch stets eine besondere Stellung im Verkehrsleben der Alpen eingenommen hat: das Wallis. Infolge seiner geographischen Lage gravitiert dieses langgestreckte Alpental weder nach dem Osten oder nach dem Norden, sondern gebieterisch einzig und allein nach dem Westen. Wie das Avisiotal stets eine Domäne von Trient geblieben ist, so ist Genf, der Vorort des westlichen Helvetiens, stets auch der Ort gewesen, der den westlichen wichtigeren Teil des Wallis bis zur Paßhöhe des Großen Sankt Bernhard hinauf unter seinen Einfluß halten konnte. Schon die römische Provinzialeinteilung hatte einst dieser Situation dadurch Rechnung getragen, daß sie das Vallis Poenina politisch mit den westlich liegenden Alpes Grajae verband, und diese auf natürlichen Grundlagen aufgebaute Gruppierung hat die ihr innewohnende Kraft dadurch bewiesen, daß der Umfang jenes alten römischen Bezirkes sich in der Gestalt der Kirchenprovinz der Tarentaise dann noch Jahrtausende hindurch wiedergespiegelt hat.

So hat das Paßland des Wallis, weil es eben nur dem Westen offen stand, auch während der letzten Zeiten des Römerreichs keine eigentliche Invasion zerstörender Wirkung erfahren müssen, und die Geschichte des Großen Sankt Bernhard, dieser wichtigsten Verkehrslinie der westlichen Alpenhälfte, leitet deshalb auch ohne Unterbrechung aus dem römischen Altertum nach dem Mittelalter hinüber. Den Tempel auf jener Paßhöhe hatte schon Konstantin der Große abbrechen und an dessen Stelle éine Kapelle setzen lassen, wie auch die Gaben der Münzen, die der heidnische Glaube an jener Stelle zurückzulassen pflegte, mit dieser Zeit aufgehört haben. Es waren aber dieses alles nur Wirkungen eines veränderten Kultus, die der fortdauernden Benutzung jenes Alpenweges an sich keinen Eintrag taten. Noch im Jahre 408 nach Ch. ist unter Arkadius[37]) hier ein ganzes römisches Heer über die Alpen gegangen. Am besten wird die Belebtheit des Großen Sankt Bernhard während des vierten und fünften Jahrhunderts jedoch dadurch bewiesen, daß gerade entlang dieses Weges die Tätigkeit der christlichen Kirche besonders stark eingesetzt hat. Mag die Mehrzahl der altchristlichen Lokalgeschichten und Legenden im einzelnen auch noch so stark in Zweifel zu ziehen oder selbst widersinnig sein, so bleiben diese doch trotzdem eines der besten Hilfsmittel, um die Grundlagen für den Zug des

damaligen Verkehrsleben zurückkonstruieren zu können, da die älteste christliche Tradition jedenfalls nur an solche Stellen angeknüpft haben kann, die gerade in jenen Zeiten bewohnt und belebt gewesen sind.

Es ist daher für unsern Zweck besonders beachtenswert, daß den Ruhm, das älteste Kloster diesseits der Alpen zu besitzen, kein anderer Ort als der nördliche Sammelpunkt des Großen Sankt Bernhard, St. Maurice, das Agaunum der Römer beansprucht, wie auch die Umwandelung des Namens des alten Octodurus in Martinach auf die Tätigkeit des Glaubensboten Martinus an jener Stelle während des vierten christlichen Jahrhunderts zurückgeführt wird. Aber auch auf der südlichen Seite jenes Passes haben wir die bestimmteste Kunde von der frühzeitigen Festsetzung des Christentums in Aosta in Gestalt eines Grabsteines des dortigen Bischofs Gallus vom Jahre 546 nach Ch., wobei die Tatsache, daß hier ein Bischofssitz war noch besonders in das Gewicht fällt. Auch die Gründung des Klosters Moutiers, auf der westlichen Seite des Kleinen Sankt Bernhard, wird bereits für das fünfte christliche Jahrhundert angenommen.

Die politischen Schicksale jener Gebiete sind am Ende des Altertums dann derart gewesen, daß im Jahre 443 nach Ch. in der unmittelbaren Nachbarschaft der beiden Sankt Bernhard-Pässe zunächst die Reste des burgundischen Volkes von den Römern angesiedelt worden sind, das vorher am Mittelrhein gesessen hatte und dessen Herrschaft durch den Hunneneinfall Attilas dort vernichtet worden war. Die Landschaft Galliens aber, die jenen zugewiesen wurde, wird Sapaudia genannt und unter diesem Namen führt sich daher damals zum ersten Male der Begriff des Landes Savoyen in die Geschichte ein. Jene Burgunder haben dann von dieser Stelle aus in den Westalpen nach allen Seiten hin um sich gegriffen, nach der Art und Weise wie sie bei dem Zerfall des römischen Reiches während des fünften Jahrhunderts mehrfach in Mitteleuropa zu beobachten ist. Von Genf aus haben sie daher dann auch ganz folgerichtig den Besitz des unteren Wallis angetreten, ein Vorgang, der durch die in St. Maurice erfolgte Stiftung des dortigen Klosters durch den Burgunderkönig Sigmund (angeblich 515 nach Ch.) noch besonders veranschaulicht wird.

In erhöhterem Maße als bei dem Paßwege des Großen Sankt Bernhard ist nun aber bei allen anderen Alpenstraßen südlich dieses Weges bis herab zur ligurischen Küstenstraße der Fall eingetreten, daß sie von den Hauptereignissen der germanischen Völkerwanderung räumlich entfernt lagen. Auch entlang dieser Linien bedeutet daher der Anbruch des Mittelalters nicht jenen großen Riß in der Geschichte des Verkehrslebens, sondern dieses hat auch damals, wenn auch dürftiger und unsicherer als in den besten Zeiten des römischen Reiches, so doch immerhin ohne große Erschütterungen und Ermattung hier die altgewohnten Bahnen weiter verfolgt. Der Grund dafür, daß hier in dem Verkehrsleben überall die Brücke sicherer von dem römischen Altertum zur folgenden Zeit hinüberleitet, ist jedoch nicht allein in jener gegenüber den damaligen Weltereignissen

geschützteren Lage sondern ebenso auch noch in dem Vorgang zu suchen, daß der Boden des transalpinen Galliens es gewesen ist, auf dem zuerst während des Mittelalters außer Italien neu geartete, kräftige Reiche emporgewachsen sind, die einigermaßen den Namen von Kulturgebilden in Anspruch nehmen konnten. Diese Tatsache hat nicht nur die Grundlage für die bevorzugte Stellung geschaffen, die den Franzosen dann über ein Jahrtausend hindurch unten den Völkern Europas zugefallen ist, sondern auch das Verkehrsbedürfnis zwischen Gallien und Italien selbst stets lebendig erhalten.

Auch während der schwersten Zeiten des römischen Reiches findet sich die Erscheinung, daß auf jenem Flügel der Alpen der Völkerverkehr ohne gewaltsame Ereignisse sich Bahn gebrochen hat; denn über eine der dortigen intakten römischen Heerstraßen, den Kleinen Sankt Bernhard oder Mont Genevre, zogen nach dem Tode Alarichs im Jahre 412 nach Ch. die Westgoten unter Athaulf, nachdem die römische Politik jene geschickt aus Italien nach Gallien abzuschieben vermocht hatte. Zu den Andeutungen, die das Fortbestehen des friedlichen Verkehrs während der letzten Zeiten des weströmischen Reiches an jenen Linien markieren, gehört besonders die wachsende Bedeutung Grenobles, des alten Cularo, das bereits im dritten Jahrhundert ein Bischofssitz war und im Jahre 379 nach Ch. von dem Kaiser Gratian, dessen Tätigkeit wir bereits in den Ostalpen kennen gelernt haben, unter dem Namen Gratianopolis neu gegründet wurde. Dieser Ort ist aber ein ebenso guter Eintrittspunkt für die nach dem Mont Cenis wie für die nach dem Kleinen Sankt Bernhard führende Linie. Da nun die Linie über den Mont Cenis selbst jedoch erst am Anfang des Mittelalters an das Tageslicht tritt, so kann gerade das Hervortreten Grenobles in jenen Zeiten bereits auf ein Vorfühlen dieses neuen Weges bezogen werden. Auch das heutige Embrun, das alte Ebrodunum, das auf der Route nach dem Mont Genevre gelegen ist, sehen wir schon im Jahre 374 nach Ch. als Bischofssitz. Das Gebiet der Westalpen ist auf der gallischen Seite dann bis einschließlich der Dürance, d. h. südlich bis über die Paßlinie des Mont Genevre hinaus, gleichfalls den Burgundern anheimgefallen, eine Entwickelung, die im Jahre 450 nach Ch. abgeschlossen gewesen sein muß, während der südlichste Rand der Alpen und mit ihm der ganze Komplex der ligurischen Küstenstraße noch bis zum Ende des weströmischen Reiches bei Italien verblieb und erst im Jahre 470 nach Ch. vorübergehend von diesem abgetrennt wurde, um unter die Herrschaft der im westlichen Gallien sitzenden Westgoten zu gelangen.

Diese ligurische Küstenstraße war schon durch ihre Lage räumlich am weitesten von dem Ausgangspunkt der germanischen Völkerwanderung entfernt und außerdem noch durch das unwegsame Gebiet der Seealpen und den langen Zug des ligurischen Appenin gegen den Norden geschützt. Daher blieb dieses Gebiet während der letzten Zeiten des römischen Reiches ohne weiteres allen geschichtlichen Ereignissen entrückt und es konnte deshalb auch geschehen, daß

das Kulturbild an dieser Straße, ähnlich wie im südlichen Norikum, länger seinen altrömischen Charakter behielt und daß auch die alten Einrichtungen hier teilweise länger angedauert haben. So erhielt sich in Genua die altrömische Municipialverfassung bis in das Mittelalter hinein, während andererseits auch die christliche Tradition an der Riviera sehr frühzeitig angeknüpft hat (St. Pons bei Nizza, Märtyrer Pontius, 261 nach Ch.). Gerade während der germanischen Völkerwanderung kehrt jene Straße ihr eigentliches Wesen ganz deutlich hervor, für das sie für den Verkehr stets vorwiegend in Frage gekommen ist. Kriegszüge und Völkerbewegungen von bleibender Wirkung finden wir weniger in ihrem Bannkreis, wohl aber stets, und auch in den dunkelsten und ermattetsten Zeiten einen durch nichts abzuschreckenden Reise- und Kulturverkehr. Die zahlreichen steinernen Denkmäler des Altertums sind daher an dieser Linie zumeist auch nicht wie anderswo im Bereich der Alpen gewaltsam zerstört worden, sondern nur durch das in unverminderter Stärke weiter pulsierende Leben, das immer nur auf denselben engen Raum zwischen Meeresküste und Gebirge angewiesen war, abgetragen worden und in Verfall geraten. Auch eine andere charakteristische Eigenschaft des Gebietes, durch das jene Straße zieht, läßt sich gerade in jener Periode erkennen, diejenige, daß die ligurische Küstenstraße ihrer ganzen Ausdehnung nach bis in das südliche Frankreich hinein infolge ihrer Lage ebenso willig nach einem Zentrum südlich wie nach einem solchen nördlich der Alpen gravitiert, und daß sich daher diese ganze Linie bei einiger Anstrengung seitens des Südlandes ebenso leicht an dieses wie an Frankreich anketten läßt. Erst während der letzten Stunden des weströmischen Reiches wurde die Provence d. h. dasjenige Land, das den gallischen Teil dieser Linie in sich schließt, jenem Reiche entrissen, um dann schon nach wenigen Jahrzehnten unter Theodorich dem Großen, der in Italien eine kräftige Herrschaft begründete, wieder mit dem Südlande vereinigt zu werden, und auch nach dem Untergange des ostgotischen Reiches ist die Provence stets nur ein unsicherer und unvollständiger Besitz des in Gallien entstandenen fränkischen Reiches geblieben.

Als letztes haben wir nun noch auf die Schicksale Rätiens während der letzten Zeiten des römischen Reiches einzugehen. Wir haben gesehen, daß vom Beginn des fünften Jahrhunderts ab dieses Land nur bis zum Nordrand der Berge in der römischen Machtsphäre verblieben gewesen sein kann. Als solches hat es nun aber auch während des fünften Jahrhunderts noch durchaus zum Südland gehört, wie auch nach dem Untergange des weströmischen Reiches der Besitz des heutigen Bündens und Tirols, ohne vorher einer bleibenden Invasion germanischer Stämme ausgesetzt gewesen zu sein, ohne weiteres von der Herrschaft Odoakers und Theodorichs übernommen worden ist.

Gerade in dieser Erscheinung aber tritt die zähe Kraft besonders zutage, die der von den Römern geschaffenen südlichen Kultur auch während des tiefsten politischen Verfalles überall noch innegewohnt hat. Diejenigen Teile der Alpen-

länder, deren Lage dem Südland Italien am meisten abgekehrt war und zu deren Behauptung daher um so gewaltigere künstliche Mittel nötig waren, wie der ganze Nordrand der Alpen und die Ostalpenländer mußten den Römern naturgemäß am frühesten verloren gehen, während andererseits die ligurische Küstenstraße und das südliche Norikum, deren Zugehörigkeit zum Südland die Natur wiederum besonders begünstigt hat, selbst bei dem tiefsten politischen Verfall des weströmischen Reiches ohne große Anstrengungen noch bei Italien verbleiben konnten. Die Mitte des eigentlichen Alpenlandes dagegen ist ihrer natürlichen Beschaffenheit nach dem von Norden wie dem von Süden kommenden Einfluß ungefähr gleich stark ausgesetzt, und der Verlauf der Geschichte hat es deshalb auch durchaus bestätigt, daß diesen mittleren Alpenländern stets die Neigung innezuwohnen pflegt, nach derjenigen Himmelsrichtung zu gravitieren, wo sich außerhalb des Gebirges die größte politische und völkerbildende Macht versammelt hat. Während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters haben aber gerade in Bünden und Tirol die von Norden kommenden Alemannen und Bajuwaren sich nur in langen Zeiträumen und mittelst einer schrittweisen und in langsamem Tempo fortschreitenden Eroberung bleibend festsetzen können. In der Richtung auf Bünden zu, das sich allerdings innerhalb des Alpengebirges fast wie eine natürliche Festung heraushebt, ist das Vorwärtsschreiten jener nördlichen Kultur nach Süden sogar dann überhaupt sehr bald ins Stocken geraten, eine Entwickelung, die dann erst nach der Vereinigung jenes Landes mit der Schweizer Eidgenossenschaft hier von neuem in Fluß gekommen ist.

Auch für die bewegten und dunklen Zeiten des vierten und fünften Jahrhunderts nach Ch. stehen uns in Bünden und Tirol die Spuren des römischen Verkehrs noch leidlich zahlreich zu Gebote, und auch hier können uns vor allem die Römerfunde, besonders diejenigen der Münzen, das Gerippe zu jenem Bilde liefern. Diese Funde nun sind auf dem Boden Bündens und Tirols bis etwa zum Jahre 400 nach Ch. überall noch leidlich zahlreich, während sie nach diesem Zeitpunkt in jener ganzen Zone zwar nicht vollständig verschwinden, aber doch bedeutend schwächer werden. Diese Erscheinung findet aber ihre allgemeine Erklärung ohne Schwierigkeit in dem Absterben des römischen Durchgangsverkehrs durch diese Gebiete, der nach Verlust des nördlichen Alpenrandes gegenstandslos geworden war. Besondere Erwähnung erfordert für das westliche Rätien jedoch noch der auffallende und schwer zu erklärende Befund der Römermünzen auf der Paßhöhe des Julier. Allein von dem Übergange über den Großen Sankt Bernhard und von jenem Passe ist die Tatsache klar erkennbar, daß hier während des römischen Altertums die heidnische Sitte solche Stücke als religiöse Widmung zurückzulassen pflegte. Wird nun zwar hierdurch durchaus der Beweis erbracht, daß jener Weg über den Julier von dem römischen Reiseverkehr besonders bevorzugt gewesen sein muß, so nötigt uns andererseits die Entdeckung, daß jene Münzfunde auf dem Julier im Jahre 361 nach Ch., also

schon eine ganze Zeitspanne vor der allgemeinen Einführung des Christentums plötzlich abbrechen, die Schlußfolgerung auf, daß das sich über diesen Paß zwischen Italien und dem Nordrand der Alpen bewegende Verkehrsleben schon damals und nicht erst wie sonst überall zu Beginn des fünften christlichen Jahrhunderts einen gewaltigen Rückgang erfahren haben muß. Wir müssen es uns aber in diesem Falle versagen, jene Erscheinung mit einem besonderen geschichtlichen Ereignis in Zusammenhang zu bringen. Sie braucht aber auch an sich keine allzugroßen Bedenken zu erregen, wenn wir berücksichtigen, daß schon zu jenen Zeiten sogar das Südufer des Bodensees für die Römer nur noch eine militärische Wichtigkeit besaß, wie auch in Bregenz, das einzig und allein den Durchgangsverkehr für die bündner Pässe im Norden vermittelte, die römischen Münzfunde schon für das vierte Jahrhundert nach Ch. ganz geringfügig sind.

Dagegen ist Rätien innerhalb des Gebirges nach wie vor bis in das fünfte Jahrhundert hinein ein ungestörtes Operationsland der römischen Armeeabteilungen gewesen. So finden wir unter den Kaisern Maxentius und bezeichnenderweise unter Julian, dem Sieger über die Alemannen, die letzten Herstellungsarbeiten an der Brennerstraße, von denen gerade diejenigen unter Julian sehr ausgedehnt gewesen sein müssen. Besonders wichtig ist ferner auch die Tatsache, daß noch zu Beginn des fünften Jahrhunderts die alte römische Heerstraße durch das Vintschgau in ihrer südlichen Hälfte wenigstens in Gebrauch gewesen sein muß, insofern damals einmal an Meran vorbei Proviant für ein römisches Heer nach Norden geschafft worden ist. Auch diese Nachricht[38]), die wie ein vereinzelter Lichtstrahl hier durch das Dunkel bricht, ist schwer mit einer bestimmten Kriegslage jener Zeiten in Verbindung zu bringen; einigermaßen verständlich wird sie jedoch durch die Beobachtung, daß gerade die Straße über das Reschenscheideck und die sich nördlich an diese ansetzende Fernlinie stets dann in ihrer Bedeutung zugenommen haben, wenn die Tirol nordwestlich benachbarten Gebiete d. h. das heutige Schwaben gegenüber dem Süden der mächtige und um sich greifende Teil waren, eine Situation, die auch im Verlaufe der germanischen Völkerwanderung je länger je mehr hervortrat. Die Straße über den Fernpaß muß damals einer der Hauptwege gewesen sein, auf der sich die germanischen Zuzüge nach Tirol hinein Platz zu schaffen gesucht haben, wie auch zu Beginn des Mittelalters gerade hier, und nicht an der Linie über die Scharnitz die ersten Ansätze eines neuen Lebens zu finden sind.

Während des vierten und fünften Jahrhunderts nach Ch., in dem das heutige Tirol als östliches Rätien schon einmal ein ganz gleichartiges, geschlossenes Gebiet gewesen ist, mußte nun auch weiterhin ganz folgerichtig Meran (Maja, Castrum Majense) als dessen militärischer und administrativer Mittelpunkt dienen. Unter Kaiser Theodosius um 379 nach Ch. war dort auf Schloß Tirol der Sitz des kommandierenden Generals, und die bei dem in der Nähe befindlichen Edelsitz Stachelberg gemachten römischen Funde haben die Annahme hervor-

gerufen, daß dort ein römisches Arsenal gewesen sei, eine Hypothese, die somit ganz gut in jenes Bild hineinpaßt. Den besten Beweis, daß dieses Rätien zumal in seinem südlichen Teile damals noch ein ganz volkreiches Land gewesen sein muß, das an allen Strömungen der Zeitepoche teilnahm, liefert aber auch hier die älteste christliche Geschichte. Daß Trient bereits im vierten Jahrhundert ein Bischofssitz war, ist hierbei die grundlegende Tatsache. Sein hervorragendster Bischof war damals Vigilius (um 397 nach Ch.). Von diesem Heiligen leiten an den Grenzen des Trientiner Kulturgebietes das Vorgebirge San Vigilio am Gardasee und der Virgl-Berg bei Bozen ihre Namen her und halten somit jene Erinnerung an das römische Altertum bis auf den heutigen Tag fest. Nicht ohne Grund mag sich damals dieser Bischof gerade die stark bevölkerten Gebiete des Nons- und Sulzberges als ein besonderes Feld seiner Tätigkeit herausgesucht haben, und der Ursprung des Christentums hat daher auch in diesen Gegenden ein gleich hohes Alter wie an der belebten Brennerstraße selbst aufzuweisen. Im mittleren Tirol ist dann die christliche Tradition mit dem Namen des Heiligen Valentin verknüpft, der im Jahre 470 nach Ch. in Meran, im Mittelpunkte seines Wirkungskreises gestorben sein soll, während im besonderen und markanter das Vorwärtsschreiten jener neuen Geistesrichtung nach Norden durch die Entstehung eines Bischofssitzes in Säben festgelegt ist. Dieser letztere ist jedoch erst vom sechsten Jahrhundert ab sicher nachweisbar, und weiter nördlich in Tirol brechen dann die christlichen Gründungen aus den ältesten Zeiten ganz ab. Es ist dieses ein Umstand, der von neuem die Tatsache in das rechte Licht setzen kann, daß die Brennerstraße im römischen Altertum wohl eine militärische, nicht aber auch schon eine Bedeutung erster Ordnung für alles Verkehrsleben besessen hat, einfach deshalb, weil das nördliche Vorland derselben damals noch nicht in dem Maße wie später in weiter Ausdehnung der Kultur erschlossen war. In diesem Zusammenhange mag daher auch die Bemerkung hier Platz finden, daß gerade der Ort, wo der eigentliche Paßübergang am Brenner gelegen ist, sehr wenig Funde aus römischer Zeit geliefert hat, wie dieser Punkt auch niemals zu Römerzeiten mit dem Namen einer wirklichen Straßenstation bezeichnet worden ist, während sich im Gegensatz hierzu jene Erscheinungen bei den anderen Alpenübergängen ganz deutlich vorfinden, die die Römer mit Vorliebe zu benutzen pflegten.

Gehen wir nun aber von hier weiter westlich zu jener anderen Hälfte Rätiens im Gebirge, nach Graubünden, hinüber, so werden sich uns jetzt die Ursachen deutlicher enthüllen, warum sich die Entwickelung der beiden Teile der alten römischen Provinz Rätien, wie diese durch die Organisation Diokletians geschaffen worden waren, nunmehr ganz grundverschieden voneinander gestalten mußte. Noch heute ist der Schweizer Kanton Graubünden ein Gebiet, bei dessen Beschreibung dem Geschichtsforscher mehr als anderswo zunächst der Boden unter den Füßen zu wanken scheint. Dieses Land ist nicht nur in der Mitte

der langen Alpenkette und somit auch in der Mitte des ganzen Erdteils selbst gelegen sondern auch noch dazu reichlicher als die östlich und westlich benachbarten Alpengebiete von einer ganzen Anzahl zielgerecht von Süd nach Nord ziehender Durchgangslinien überzogen. Man sollte daher meinen, daß gerade Graubünden zu allen Zeiten ganz besonders dazu befähigt gewesen wäre, das Mittelglied und das Herzstück eines die Alpen bedeckenden Verkehrsnetzes zu bilden, eine Voraussetzung, wonach wiederum der Ursprung der heutigen kulturellen und ethnographischen Verhältnisse dieses Landes ganz von selbst in das helle Licht der Geschichte gerückt worden sein müßte. Jener Aufgabe hat jedoch Bünden niemals in vollem Maße, und nur einmal während des Mittelalters, zur Zeit der Karolinger und Ottonen, annähernd gerecht werden können.

Wir haben schon bei der Geschichte Bündens während des römischen Altertums gesehen, daß die dortigen Alpenstraßen damals zwar durchaus eröffnet und dem Verkehre des Weltreiches dienstbar gemacht worden waren, in ihrer Wichtigkeit und Belebtheit jedoch keinesfalls die östlich und noch weniger die westlich benachbarten Linien übertrafen, und das deshalb auch die kulturelle Erschließung des Landes seitab der Verkehrswege durch die Römer gerade hier nicht besonders stark eingesetzt hatte. Diese Beobachtung hatte weiterhin die Annahme gerechtfertigt erscheinen lassen, daß sich im westlichen Rätien das alte eingesessene Volkstum der Räter das ganze römische Altertum hindurch einigermaßen in kompakten Massen erhalten konnte. Schon diese Tatsache hat daher dazu geführt, daß auch noch zu der Zeit des Unterganges des weströmischen Reiches der besondere Charakter Bündens in kultureller und ethnographischer Beziehung bestehen geblieben war. Aber auch die Lage Bündens im Herzen der Alpen und das Verhältnis derselben zu dem Ort, von dem die germanische Völkerwanderung ausging und besonders zu der Richtung, nach der sich diese bewegte, konnte ferner nur dazu beitragen, die schon vorhandenen Züge dieses eigenartigen Bildes teils tiefer einzugraben teils noch neue zu demselben hinzuzufügen.

Die auf der Schweizer Hochebene und am Rhein sich abspielenden Kämpfe der Alemannen waren es, die der römischen Herrschaft in den Mittelalpen den Untergang bereiteten und damit auch die Bestimmung Bündens als wichtigen militärischen Durchzugslandes nach jenen Gebieten hinüber in Wegfall brachten. Aber trotzdem, daß sich ein Teil jener Kämpfe räumlich in unmittelbarer Nachbarschaft des westlichen Rätiens abspielte, — so nahe, daß man ihren Verlauf von den nördlichen Vorketten der rätischen Berge fast mit den Augen verfolgen konnte — so suchte sich die treibende Kraft dieser Alemannenvorstöße doch so vorwiegend ihren Weg nach Westen, vor allem nach der burgundischen Pforte zu, daß wir nur ein einziges Mal den Fall nachweisen können, daß einer dieser Kriege mit der ungeheuren Verheerung und Vernichtung, die diese unausbleiblich im Gefolge hatten, seine Wellen auch südlich in dieses Bergland hinein geschlagen hat.

Dieser Verlauf hatte aber nicht allein seinen Grund in den damaligen geschichtlichen Verhältnissen, sondern findet ebensosehr auch seine Erklärung in dem natürlichen Aufbau des Landes, wie er zu allen Zeiten in gleicher Stärke fortbestanden hat. Gewiß wird der Hauptkamm Bündens vom Lukmanier bis zur Albula von den mannigfachsten Verkehrsstraßen übersetzt, aber alle diese Linien laufen nach Norden sämtlich nur in einen einzigen Strang, in das enge Rheintal zusammen. Von einem einzigen Punkte dieser leicht zu sperrenden Rinne aus lassen sich daher alle Straßen Bündens ebenso leicht nach Süden hin beherrschen wie deren Verteidigung nach Norden ohne Schwierigkeit durchführen. Die Kriegsereignisse der letzten Jahrhunderte haben dies oft genug bewiesen, und auch schon für die damaligen Zeiten muß dieses Verhältnis in der gleichen Stärke und Wirkung bestanden haben. Der Punkt aber, dem allein der sichere Besitz dieser hervorragenden Stellung innerhalb des Landes zufallen konnte, ist zu allen Zeiten nur die Stadt Chur gewesen.

Liegen so die Hauptgründe für die Erklärung des eigenartigen Geschickes, das Bünden nun auch zu Beginn des Mittelalters getroffen hat, im Norden des Landes, so haben doch auch die geschichtlichen Ereignisse im Süden der Alpen einigermaßen mit zu diesem Resultate beigetragen. Auch der von Süden aus nach Bünden hineindringende Verkehr ist zu diesem Zwecke zunächst nur auf eine einzige Linie, die lange Rinne des Komer-Sees, die nördlich in Chiavenna endigt, angewiesen. Während nun aber zu den Zeiten der Römerherrschaft auf diesem Wege von Mailand und Como aus die Fäden, die das westliche Rätien an Italien ketten sollten, ungestört in das Land hineingezogen und nördlich über dasselbe hinaus gespannt wurden, zerstörten die kriegerischen Ereignisse, die sich während des fünften Jahrhunderts in Oberitalien abspielten und hier die Quellen der alten, in der Richtung nach Norden werbenden Kultur vernichteten, auch jene Verkehrslage. Die Herrschaft Theodorichs machte zwar auch hier den Versuch, die alten Verhältnisse wieder zurechtzurücken; nach dem Untergang derselben wurde aber dann auch auf dieser Seite des Landes definitiv jener Zustand geschaffen, nach dem die Ereignisse, die in den Kulturländern nördlich und südlich der Alpen die fortschreitende Entwickelung mit sich brachte, zunächst hier vorübergingen, ohne irgendwelche Wirkung auf dieses Land auszuüben und Bünden daher Jahrhunderte lang hindurch sich selbst überlassen bleiben konnte.

So haben wir demnach in der Geschichte des alten westlichen Rätiens den einzig dastehenden Fall vor uns, nach dem nicht bloß ein Landstrich, sondern ein geschlossenes, fest umgrenztes Land auf friedlichem Wege aus den Kulturverhältnissen des römischen Altertums in die des Mittelalters hinübergewandert ist. Der Riß, der sonst fast überall in den Alpen die Zeit der Römer von der neu anbrechenden Epoche getrennt hat, war hier auch nicht im geringsten zu spüren, und noch im neunten Jahrhundert nach Ch. haben daher in Bünden Rechtsverhältnisse und Regierungsformen bestanden, die in ihrem Ursprung auf

nichts anderes als auf die Schablone der einst überall gültig gewesenen römischen Verwaltungsgesetze zurückgingen. Jene Abgeschlossenheit des Landes von der Außenwelt während jener Jahrhunderte mußte aber andererseits auch dahin führen, daß die kulturelle Entwickelung schließlich hier in sich selbst vertrocknete und die Verhältnisse des Landes, als sie dann unter Karl dem Großen, dessen Regierungszeit zum zweiten Male für die Alpenländer grundlegend geworden ist, neu geordnet wurden, fast ein mumienhaftes Aussehen gehabt haben müssen.

Der Umstand, daß Chur schon zu Römerzeiten einer der wichtigsten Verkehrspunkte der Alpen und zugleich die einzig bedeutende Stadt des westlichen Rätiens war, macht es einerseits ganz erklärlich, daß dieser Ort schon im Jahre 451 nach Ch. als Bischofssitz genannt wird, die geringe Erschließung des übrigen Landes aber andererseits, daß wir irgendwelchen Spuren christlicher Kultur gleich hohen Alters sonst nirgendwo in Graubünden begegnen können. Es charakterisiert die Entwickelung, die damals die bündner Verhältnisse genommen haben, wenn sich die Reihe jener Churer Bischöfe seit der Gründung des Bistums nun auch ohne Unterbrechung durch die folgenden Jahrhunderte fortsetzt, und außerdem daß dieses Churer Bistum, eben, weil der nördliche Einfluß ihm gegenüber ganz versagte, bis in das neunte Jahrhundert hinein nominell zu derjenigen Stelle gehörig verblieb, der es einst seinen Ursprung verdankt hatte d. h. bei dem Erzbistum Mailand. So konnte es auch hier nicht anders kommen, als daß, nachdem einmal Bünden von der römischen Herrschaft aufgegeben worden war und trotz der Oberhoheit der Ostgoten und Franken in Wirklichkeit ein fast selbständiges Dasein führte, derjenigen Gewalt folgerichtig auch der politische Besitz des ganzen Landes zufallen mußte, die allein noch im Lande verblieben war und die nirgendwo anders als in Chur ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Jene war aber allein der christliche Bischof, der jetzt innerhalb des alten römischen Kastells in Chur Platz genommen und die Hauptkirche des Landes (St. Luci, ältester Teil aus dem achten Jahrhundert) hier hineingepflanzt hatte. Diese Churer Bischöfe mögen nun in jenem abgeschlossenen Alpenlande Jahrhunderte lang ungestörte Zeiten eines fröhlichen Hohenpriestertums verlebt haben. Alle Anzeichen deuten jedoch darauf hin, daß sie diese Stellung mehr zum Ausbau ihrer politischen Herrschaft als zu rein kultureller Arbeit verwendet haben. Gerade in Bünden hat die Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters keine allzuraschen Fortschritte gemacht, während andererseits eine der ältesten Nachrichten, die aus jener Zeit die Geschichte Bündens erhellen können, diejenige ist, wonach im Jahre 615, als der Durchgangsverkehr sich hier wieder zu regen begann, der Frankenkönig Chlotar dem Churer Bistum den Besitz seiner „alten Zollstellen“ bestätigte. Sehen wir also hier zunächst den Churer Bischof als den eigentlichen Landesherrn Bündens, so ist bei dieser Nachricht jedoch noch besonders der Wortlaut wichtig, nach dem jene Zollstätten schon am Beginn dieses siebenten Jahrhunderts als „von altersher“ in Gebrauch befindlich bezeichnet

werden und als solche daher kaum etwas anderes als eine Fortsetzung der alten römischen gewesen sein können, wie denn auch hierdurch die Annahme von neuem illustriert wird, daß in Bünden das Frühmittelalter unmittelbar an das römische Altertum angeknüpft hat.

Die Tatsache, daß sich in dem weit von der weltbeherrschenden Stadt Rom entfernten Graubünden mehr wirklich Altrömisches als irgendwo anders in Mitteleuropa am Leben erhielt, ist nun auch wie eine dunkele aber richtige Ahnung in dem historischen Gefühl aller folgenden Zeiten haften geblieben. Als ein Kuriosum dieser Art mag angeführt werden, daß nach dem Glauben früherer Zeiten die Reste von sieben Römerheeren, die vor den Cimbern flüchteten, hier sitzen geblieben waren[39]). Hierzu gehört ferner, und dieses vielleicht mit mehr Recht, daß der alte bündner Adel stets mit Vorliebe gewohnt gewesen ist, seinen Ursprung auf altrömisches Blut zurückzuführen. Einer der großen Namen Bündens ist derjenige der Planta. Ein Geschlecht der Planta hat es allerdings schon einmal nicht nur in Bünden, sondern auch zur Zeit der Kaiser Klaudius und Trajan in Rom selbst gegeben, und den Beweis, daß jene Tradition ihres Geschlechtes nicht zu den historischen Unmöglichkeiten gehört, können die heutigen Planta wenigstens durch die allgemeine Tatsache erhärten, daß der hauptstädtische Adel Roms sich während der Kaiserzeit wirklich auch nach jenen nördlichen Gegenden hin verbreitet hat; denn auch ein Mitglied der altberühmten Familie der Laterani (Lateran-Palast in Rom) begegnet uns im Jahre 196 nach Ch. als consul designatus in Augsburg. Gerade das genau in der Mitte Europas gelegene Graubünden hat infolge seiner Abgeschlossenheit zu allen Zeiten sich besonders dazu geeignet bewiesen, als sichere Zufluchtsstätte und unbeachtetes Versteck für solche zu dienen, die den im Norden oder Süden der Alpen sich bahnbrechenden Ereignissen und Entscheidungen aus dem Wege gehen wollten. Diese Entdeckung ist aber auch schon dem Altertum nicht entgangen, wie dieses mit auffallender Klarheit aus einem Briefe des Kaisers Justinian an seinen in Italien kommandierenden Feldherrn Narses hervorgeht, in dem jener Rätien einfach als das Fluchtland der Südländer bezeichnet, und der Bourbon Louis Philipp, der spätere König der Franzosen, der im Jahre 1793 unter dem Namen Chabot unerkannt in Reichenau bei Chur als Hauslehrer lebte, war demnach nicht der erste grand seigneur, der vor den Schrecken einer bösen Zeit in diesem Lande untertauchte.

Wir können aber an dem Beispiele des westlichen Rätiens auch am deutlichsten die Rolle ersehen, die überhaupt auch dem Alpengebirge in seiner Gesamtheit während der germanischen Völkerwanderung zugefallen ist. Die durch die Natur gegebene Eigenschaft eines jeden Gebirgslandes, daß es den Schutz des geistigen und materiellen Besitzes der Menschen erleichtert, ist eine Erscheinung, die gerade bei den Alpen während jener Zeiten sich ganz besonders Geltung verschaffen mußte. Denn wie eine Insel lag damals das eigentliche

Bergland der Alpen inmitten der Flut der von Osten hereinbrechenden Ereignisse und die entlegenen Schlupfwinkel, die dem Verkehr abgewendeten Täler dieses Gebirges mußten daher jenem geängstigten und geplagten Geschlecht inmitten all' der erbarmungslosen Verfolgung und Zerstörung immer wieder als die besten Zufluchtsstätten für Mensch und Gut vor die Augen treten. Noch heute erstaunt man mit Recht über die Massenhaftigkeit der Funde, die immer wieder von neuem in Deutschland aus der Erde emporsteigen und die sämtlich allein während des dreißigjährigen Krieges daselbst versteckt worden sind. Liefert uns daher diese Beobachtung ohne weiteres ein Bild von der Größe und Furchtbarkeit der Vernichtung, die jener Krieg für alles friedliche Leben mit sich brachte, so müssen wir diese Wirkung noch in viel ausgedehnterem und erschreckenderem Maße für die Kriege jener Zeit in Hinblick auf die aus der germanischen Völkerwanderung stammenden Funde in ihrer Gesamtheit voraussetzen. Anderthalb Jahrtausende sind seitdem verflossen, aber allein schon die Summe der innerhalb der letzten Jahrhunderte gemachten Funde dieser Art, deren Kenntnis gerade noch auf uns kommen konnte, würde für die Berechtigung jener Annahme voll genügen.

Innerhalb der Alpen aber, die wie ein schützendes Dickicht in jenes offene Jagdgebiet hineingesetzt waren, begegnen wir derartigen Funden häufiger, dichter und man möchte sagen, in instruktiverer Weise. Es ist auch hier immer dasselbe Bild der geängstigten Menschheit, wenn während des dreißigjährigen Krieges die Backöfen mit Vorliebe als Verstecke benutzt worden sind, während zu Zeiten der Römer die Hypokauste d. h. die unter dem Boden der Gebäude angebrachten und der Heizung dienenden Schächte jenen Zweck verrichten mußten. Wir haben im Obigen schon oft die Münzfunde als ein willkommenes Mittel heranziehen können, um den Bewegungen des Verkehrs und den Kriegsereignissen während der Römerzeit im einzelnen nachzukommen. Bei einer Anzahl dieser Münzfunde, und zudem noch bei den wertvollsten und umfangreichsten, verirren sich nun aber in auffallender Weise die Fundstellen in derartig einsame Gebiete der Alpen, daß hier in keiner Weise irgendwelche Schlußfolgerung auf das damalige Verkehrsleben zugelassen werden kann. Die ganze Bergungsweise derselben redet dagegen noch heute eine ergreifende Sprache von der Not jener Zeiten, weil sie ganz von selbst die Absicht kundgibt, daß jene Schätze hier fluchtartig versteckt worden sein müssen. Unter solchen Funden sind diejenigen aus den stillen Tälern des Enneberg (Untermoi) und aus dem ganz abgelegenen Reit im Winkel zu nennen, besonders aber jener aus Rumo (Südtirol), wo aus einer Felsschlucht eine Summe von mehreren tausend Stück hervorkam; auch der in der Nähe von Wettingen in der Schweiz an das Licht gekommene Silberschatz des dortigen römischen Isistempels gehört hierher. Auch bei Malvaglia im Blegnotal ist ein Fund von dreitausend Stück dem dritten Jahrhundert nach Ch. angehörender Münzen gemacht worden. Dieser letztere liefert jedoch ein Vor-

kommnis, zu dem wir deshalb besonders Stellung nehmen müssen, weil das Blegnotal den südlichen Anstieg zum Lukmanier bildet, und wir uns somit hier in jener genau in der Mitte der Alpen gelegenen Zone befinden, in der das Verkehrsbedürfnis der späteren Zeiten den wichtigsten Alpenweg der Neuzeit, den Sankt Gotthard, eröffnete und wo auch schon sehr bald im Frühmittelalter der diesem ganz benachbarte Lukmanier als gebräuchlicher Alpenübergang und somit als ein Vorläufer des Sankt Gotthard sich geltend gemacht hat. Für das Altertum hatten wir jedoch den Sankt Gotthard ebenso wie dessen ganzen Bereich als unerschlossen und dem Verkehre entzogen vorausgesetzt, und auch jener Fund von Malvaglia ist nach allem Vorangegangenen auch nur geeignet, die Richtigkeit dieser Annahme zu stärken, da gerade die Größe jenes Fundes darauf hinzudeuten scheint, daß derselbe damals ebenso wie die vielen anderen Funde gleicher Art abseits der von dem großen Verkehr betretenen Bahnen dem Tageslicht entzogen werden sollte.

Wir sind auf diese Weise wieder an die Südgrenze des alten westlichen Rätiens gelangt, und da dieses Land von den verheerenden Ereignissen der germanischen Völkerwanderung fast ganz verschont blieb, ist es nun auch nicht wunderbar, daß dessen südliche Nachbarschaft d. h. die Mitte des südlichen Alpenrandes vom Langen See über den Komer-See bis nach Bergamo hin, einer ähnlichen Wirkung teilhaftig werden konnte. Jenes von der Natur so wunderbar bevorzugte Gestade ist damals auch von den geschichtlichen Ereignissen mit einem gleich günstigen Schicksal bedacht worden, insofern es gleichfalls eines der wenigen Gebiete gewesen ist, in dem der Übergang vom römischen Altertum nach dem Mittelalter ungestörter und friedlicher als sonst vor sich ging, und auch in dieser Beziehung zeigt daher die Riviera der oberitalienischen Seen gleiche Eigenschaften wie die ligurische Riviera. Das treffendste Beispiel, wie sehr diese Striche während der Zeiten jener Völkerwanderung als sicher und geschützt galten, ist die Geschichte der Insel Comacina am Westufer des Komer-Sees. Dem kleinen Eiland, auf dem jetzt nur das Gebäude einer Kirche aus dunkelgrünen Pflanzungen herausragt und das heute der dicht an ihm vorüberflutende Verkehr ganz unbeachtet liegen läßt, ist es nicht anzusehen, daß es in jenen bewegten Zeiten zu wiederholten Malen die letzte Zuflucht und ein sicheres Versteck für thronflüchtige Herrscher und versprengte Heerführer abgeben mußte. Hier verbarg sich u. a. im Jahre 590 nach Ch. ein zurückgebliebener Feldherr der Byzantiner vor den Langobarden und im Jahre 688 nach Ch. der Langobardenkönig Kunibert selbst mit seinen Kostbarkeiten vor dem Usurpator Alachis von Trient. Wie sehr aber auch sonst diese Gegenden geeignet waren, die alten Verhältnisse zu konservieren, ist aus der großen Zahl der dort gefundenen christlichen Inschriften, die aus dem fünften Jahrhundert stammen, und noch mehr aus dem Klang der zahlreichen auf bio endigenden Ortsnamen in der Brianza ersichtlich; denn letztere rühren noch unmittelbar von den keltischen Orobiern her.

Demselben Umstande mag aber auch die Erhaltung des reizvollen, eigenartigen Stadtbildes, das Bergamo bietet und das heute noch die ursprüngliche keltische, vorrömische Ortsanlage erkennen läßt, zuzuschreiben sein, während wiederum in Como der alte römische Grundriß noch ganz deutlich vorhanden ist. Die Absicht, die bei der Gründung dieser Stadt vorwaltete, die in die schmale, östlich und westlich durch Anhöhen eingeengte Ebene an der Südspitze des Sees wie ein Riegel hineingepflanzt wurde, zeigt sich besonders klar, wenn man von den hohen, östlich gelegenen Höhen von Brunate auf Como herabblickt. Von dort aus liegt wie ein Teppich die Altstadt von Como ausgebreitet, bei der die jetzige Umwallung mit ihren Ecktürmen noch durchaus in der Trace der alten römischen Ummauerung hinläuft und wo noch heute die via Principalis in Gestalt der Via Indipendenza die Stadt durchzieht, und die Porta Vittoria nichts anderes als die alte porta decumana ist. Ebenso zahlreich und vollständig leiten aber auch die aus dem Weichbild Comos geborgenen und im Museum der Stadt befindlichen Funde aus den letzten Zeiten des Römerreichs nach der Langobardenzeit hinüber, wie auch die langobardische Gründungstätigkeit und Bauweise selbst gerade auf dieser Stelle besonders früh eingesetzt hat (die Kirchen San Fedele und vor allem Sant' Abbondio).

XI. Kapitel.

Die Alpenländer unter Theodorich dem Großen.

Wenn wir in bezug auf die Verkehrsgeschichte der Alpen diejenige Zeitspanne, während der Theodorich der Große in Italien herrschte und die weiterhin mit dem Vernichtungskampfe Ostroms gegen dieses Ostgotenreich ausgefüllt wird, noch zu dem Altertum rechnen, so steht dies in direktem Gegensatz zu der landläufigen Gesichtsauffassung, die diese ganze Zeit schon voll in das Mittelalter hineinzulegen pflegt. Mit vollem Recht hat der Ostgotenkönig Theodorich von der Geschichte den Beinamen der Große erhalten, weil das Werk, das er unternahm und das er bewußt und folgerichtig sein ganzes Leben durchführte, tatsächlich das erste gewesen ist, durch das ein germanischer Herrscher der Völkerwanderung bleibende und durch und durch kulturbringende Wirkungen zu schaffen suchte. Nur ein einziger Irrtum, eine einzige falsche Voraussetzung dieses großen Herrschers, die Unmöglichkeit, die damaligen römischen Bewohner Italiens mit den Goten dauernd zusammenzukitten, ist die Ursache geworden, daß dieses Unternehmen mißlingen mußte. Gerade die Tatsache, daß das Ostgotenreich sogleich nach Theodorichs Tode die weltbeherrschende Stellung, die dieser ihm gegeben hatte, einbüßte, um schließlich einem zwar zähen aber trotzdem nichts weniger als kraftvollen Gegner, wie Ostrom es damals war, zum Opfer zu fallen, ist einerseits der Beweis für die Macht der Persönlichkeit Theodorichs, andererseits aber noch viel mehr für die Größe des Irrtums, von dem jener ursprünglich ausgegangen war. Wir haben in Theodorich wohl die Gestalt eines glänzenden, kräftigen Herrschers vor uns, aber das Fundament seines Gedankenkreises bildete auch keine andere Vorstellung als diejenige, die vor ihm schon Jahrhunderte hindurch die Welt erfüllt hatte, der Glaubenssatz, daß mit dem Besitze Italiens auch die Vorherrschaft über Europa verknüpft sein müsse. Sein Irrtum war aber eben, daß der ermattete physische Zustand der eingeborenen Generation, die er in Italien vorfand, damals weder allein noch auch mittelst

Verschmelzung mit den Ostgoten der Durchführung einer derartigen Aufgabe mehr gewachsen war. Hier liegt also der Grund, weshalb das Streben und die Leistungen Theodorichs, die allein aus antiken Anschauungen emporgewachsen waren, nicht mehr schöpferisch wirken konnten und weshalb sich sein Werk lediglich als eine Neuauflage der alten römischen Großmachtstellung — nicht derjenigen des Weltreiches, wohl aber derjenigen wie sie sich etwa nach Beendigung des zweiten punischen Krieges herausgebildet hatte — darstellt. Äußerlich tritt allerdings dabei sofort der den Anbruch einer neuen Zeit charakterisierende Unterschied zu Tage, daß die römische Macht, die zu den Zeiten der Republik in Italien herrschte, ihr Augenmerk besonders nach dem Süden gerichtet halten mußte, während die Politik Theodorichs den Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit vor allem nach dem Norden der Halbinsel hingerückt hat. Aus diesem Grunde hat nun auch die Regierung Theodorichs für die Alpenländer ganz eigenartige und niemals wieder dagewesene Erscheinungen hervorgebracht.

Es ist das beste Zeugnis für den Reichtum seiner einzelnen politischen Ideen wie für die Größe des Erfolges, den Theodorich zu seinen Lebzeiten erreichte, daß er nicht nur seinen Goten sondern besonders auch den zeitgenössischen urteilsfähigen Vertretern der alten Kultur als die bedeutende glänzende Persönlichkeit erschien, die er wirklich gewesen ist. Selbst der Geschichtsschreiber Prokop, dessen ganze Anschauungsweise noch durchaus auf dem Boden der antiken Kultur steht und der mit den Ansprüchen des alten Römertums innig verwachsen ist, räumt dies unumwunden ein. In der kurzen und erschöpfenden Charakteristik, die dieser von Theodorich liefert [40]), erscheint ihm die ganze Persönlichkeit jenes Herrschers zunächst aber auch als nichts anderes als diejenige eines römischen Imperators, also als eine Fortsetzung des Althergebrachten. In jener Charakteristik wird auch hervorgehoben, daß Theodorich sein Reich stets vor den Einfällen der Barbaren bewahrt hat. So leicht man nun auch über diese Bemerkung als selbstverständlich hinweglesen könnte, so bezeichnet es doch gerade im Hinblick auf die sich überstürzenden Ereignisse der damaligen Zeiten, die eine germanische Herrschaft nach der anderen entstehen und vergehen ließen, einen der größten äußeren Erfolge Theodorichs, daß es ihm gelang, die noch mitten im Fluß befindliche germanische Völkerwanderung, die vor und nach den Lebzeiten Theodorichs ihre Wellen oft genug auch nach Italien hineingeworfen hat, während seiner Regierungszeit von diesem Lande abzuhalten.

Aber auch der Zweck, der unserer Betrachtung zu Grunde liegt, hat von dieser Tatsache auszugehen; denn die Alpen bildeten zur Zeit Theodorichs die natürliche Grenze seines Gebietes, und die Grenzverteidigung, die dieser in ihrem Bereich gegen die nördlichen, fortdauernd in der Bewegung befindlichen Völker aufrichtete, ist so zu einem wichtigen und in der Geschichte der Alpenländer einzig dastehenden Ereignis geworden. Hatte die römische Republik die Sicherung Italiens nach Norden von der inneren Linie, von der Poebene aus,

und das römische Weltreich ebendieselbe dann weit entfernt vermittelst seiner befestigten Grenzen nördlich der Alpen besorgt, so legte Theodorich zum ersten und letzten Male jene Grenze des Südlandes in das Alpengebirge selbst, und zumeist entlang der Linie, wo dieses sich zum eigentlichen Hochgebirge erhebt, um nur an dessen westlichen und östlichen Ende, weil es zur Sicherung des Reiches hier nicht anders möglich war, über den Kamm des Gebirges hinüberzugreifen.

So können die Grenzen Italiens wie sie unter Theodorich gelegt waren für den italienischen Standpunkt auch heute noch als das Abbild des Erstrebenswerten gelten. Im Westen gehörte zunächst die ganze Provence zum Reiche Theodorichs, Massilia war im Besitze der Ostgoten und Arelate ließ damals Theodorich neu zur Festung ausbauen. Daß dieser Landstrich unverkürzt bei Italien festgehalten wurde, mag seinen Grund allein in dem ganz richtigen Gedanken gehabt haben, daß hierdurch einem Übergreifen des nördlich der Alpen in der Bildung begriffenen und immer kräftiger sich ausdehnenden Frankenreiches von vornherein ein Riegel vorgeschoben wurde. Von hier aus mag die wirkliche Grenze des Ostgotenreiches unentwegt von den Kottischen Alpen bis zum Sankt Gotthard mit den höchsten Kämmen des Gebirges zusammengefallen sein. Selbst die Nachricht, daß Theodorich auch die Alemannen unter seiner Botmäßigkeit gehabt habe, braucht uns in dieser Annahme nicht irre zu machen, da hierdurch nur dem kräftigen Einfluß des Ostgotenreiches Theodorichs auch nach dieser Seite nördlich über die Alpen hinüber Ausdruck verliehen wird. Weiterhin im Osten, in der rätischen Zone, spricht die Wahrscheinlichkeit jedoch mehr dafür, daß dort das ganze Alpenland wenigstens dem Namen nach zu dem Ostgotenreiche gehörte und dessen Grenzen somit vom Tödi an entlang der nördlichen Vorberge etwa bis Kufstein hinliefen. Wir wissen, daß im Jahre 496 ein Teil der von den Franken geschlagenen landflüchtigen Alemannen von Theodorich Wohnplätze in Rätien angewiesen erhielt, und wenn wir sehen, daß heute noch das Vorarlberg und das Oberinntal, die als der nordwestlichste Teil Rätiens gerade dem Land der alten Alemannen ganz benachbart lagen, tatsächlich eine rein alemannische Bevölkerung einschließen, so paßt dies sehr gut zu der Annahme, daß es eben jener Teil Rätiens gewesen ist, der diesen Alemannen von Theodorich damals eingeräumt wurde.

Östlich der Brennerlinie, also in der norischen Zone, werden aber dann die Möglichkeiten, eine Vermutung über die Abgrenzung des Ostgotenreiches nach Norden aufzustellen äußerst spärlich, und es ist besser, nunmehr von dem entgegengesetzten Ende, dem Ostende der Alpen, den Ausgang zu nehmen, um hier einigermaßen zu einem Resultat zu gelangen. Wie im Westen der Provence, so bildete auch auf der entgegengesetzten Seite der Alpen die das ganze Flußgebiet der Drau und Save umfassende und sich weit östlich bis Siscia erstreckende Provinz Savia einen Teil dieses Ostgotenreiches. Für die weitere Ausdehnung

desselben auf jener Seite nach Norden haben wir dann aber nur einen Anhalt in der Anschauungsweise Prokops, der u. a. auch Karner und Noriker zu diesem Reiche rechnete, einen schwächeren ferner auch darin, daß Justinian während des Zerfalles des Ostgotenreiches die Stadt Norikum und die pannonischen Festungen an die Langobarden abgetreten hat. Da wir aber andererseits gesehen haben, daß es gerade ein besonderes Merkmal des Reiches Theodorichs gewesen ist, daß er überall im Norden eine bestimmte Grenze seines Reiches gegen die fremden Zuzüge festlegte und der Druck der germanischen Völker auch damals noch im Nordosten Italiens am allerstärksten war, so sind wir schlechterdings genötigt, auch hier das Vorhandensein einer bestimmten, von den Goten militärisch bewachten Nordostgrenze anzunehmen. Diese Grenze wird jedoch schwerlich entlang des pannonischen Ufers der Donau, sondern vielmehr südlich eingedrückt, entlang des Kammes der Kärntner Alpen zur Drau hinübergelaufen sein, wodurch also immer noch der südliche Teil der alten römischen Provinz Norikum von ihr eingeschlossen werden konnte.

Eine Beschreibung dieser Nordgrenze des Ostgotenreiches würde sich aber kaum der Mühe verlohnt haben, wenn wir nicht der allgemeinen wichtigen Tatsache aus Theodorichs Regierung ganz sicher wären, daß jene nördliche Grenze seines Reiches für Theodorich nicht etwa wie bei den anderen damals entstandenen germanischen Reichen nur einen geographischen und politischen Begriff bildete, sondern daß dieselbe auch durch eine systematisch gelegte Schnur von kleinen und größeren Garnisonen als ein lebendiger militärischer Organismus wirklich in das Leben getreten ist. Auch in dieser Beziehung knüpfte also Theodorich unmittelbar an das Verfahren an wie es unter den Römern bei der Grenzbewachung geübt worden war. Die Tatsache, daß zur Zeit des Ostgotenreiches überall in den Alpen „an den Pforten und Engpässen" Abteilungen gotischer Truppen mit Weib und Kind unter militärischen Befehlshabern die alten römischen Kastelle bewohnten und hier die Grenzwacht besorgten, ist an sich unumstößlich aus Kassiodor und Prokop[41]) ersichtlich, und es ist daher auch kein Wunder, daß von je her das Bestreben vorhanden gewesen ist, nun auch im einzelnen an den wichtigen an den Alpenstraßen gelegenen Punkten die Spuren jener ostgotischen Grenzwächter wiederzufinden. Wir müssen aber von Anfang an hervorheben, daß es bis jetzt noch niemals gelungen ist, auch nur einen einzigen Ort in den Alpen (ausgenommen Trient) als Sitz einer solchen alten Gotenbesatzung einwandfrei sicherzustellen und daß dieses Bestreben wahrscheinlich auch weiterhin erfolglos bleiben wird, so reizvoll es für die Phantasie auch sein könnte, hier auf irgend einem wissenschaftlichen Wege einmal zu einem sicheren Resultat zu gelangen.

Folgen wir wie vorher bei der Betrachtung der Nordgrenze des Ostgotenreiches nun auch bei der Aufzählung der Nachrichten über die ostgotischen Besatzungen in den Alpen der Reihenfolge von Westen nach Osten, so stoßen wir

zunächst für das Gebiet der Westalpen auf jene wichtige Stelle bei Prokop (II, 28), nach der „in den Alpen, die Gallien von Ligurien trennen und die bei den Römern die Kottischen hießen, viele Goten in zahlreichen Burgen seit langer Zeit die Grenzwacht besorgten". Diese Nachricht stellt also wohl überhaupt die Tatsache der militärischen Bewachung der Alpen durch die Goten in das hellste Licht, wie sie auch im besonderen die Linie der Kottischen Alpen, zu der wir hier ruhig auch noch den Kamm der Grajischen Alpen mit den Sankt Bernhard Übergängen hinzurechnen können, als ein derartiges Besatzungsgebiet genau festlegt; im einzelnen gibt sie aber auch nicht den geringsten Anhalt von der militärischen Bewachung irgendeines der dortigen Alpenübergänge oder irgendwelcher bestimmter Alpenfestungen. Wahrscheinlich aber auch nicht zweifelsfrei ist eine spezielle Nachricht über die Bewachung eines der Sankt Bernhard-Pässe, insofern Kassiodor einmal von den sechzig Mann gotischer Truppen redet, die in den „clausuris Augustanis" stationiert sind. Auch diese Kunde ist zunächst für das allgemeine Verfahren der gotischen Grenzwacht förderlicher als für die Ortsbestimmung im einzelnen. Den Militär mag es interessieren, daß jene Anzahl der Besatzung sich ungefähr in denselben Grenzen bewegt, wie sie auch heute noch für ein Gebirgsfort mittlerer Größe notwendig ist, und daß an einer anderen Stelle dem in Rätien kommandierenden Befehlshaber auch ein regelrechtes Abpatrouillieren der Grenzen anbefohlen wird. Die Örtlichkeit selbst ist aber auch hier nicht unbestritten, da für diese clausurae Augustanae nicht nur der Engpaß von Aosta, sondern u. a. besonders auch die Fernlinie (bei Füssen) in Anspruch genommen worden ist.

Am klarsten offenbart sich unserem Auge jener Organismus der gotischen militärischen Grenzwacht jedoch erst weiter östlich entlang der Brennerstraße. Dieses findet aber ohne weiteres dadurch seine Erklärung, weil der eigentliche Mittelpunkt des Ostgotenreiches nicht mehr in Rom sondern ganz ausgesprochen in Ravenna lag, und die nördlich auf die Mittelzone dieses Gebietes hereinführende Brennerstraße auf diese Weise erhöhte Wichtigkeit erlangen mußte. In den Bereich jener Straße führt uns nun die bekannte Instruktion Kassiodors für den Befehlshaber beider Rätien, Servatus, die unter Anwendung des uralten militärischen Mittels, der Anstachelung des Ehrgefühls, jenem die Sicherung dieser Grenzprovinzen als eine besonders ehrenvolle Aufgabe hinstellt, und auch noch eine zweite Verfügung Kassiodors, durch die er dem Befehlshaber Rätiens die Schadlosstellung eines Händlers, der im eigentlichen Brennergebiet beraubt worden war, anbefiehlt. Auf der Brennerstraße finden wir nun auch die einzigen Punkte, wo die militärische Festsetzung der Ostgoten über allen Zweifel erhaben ist. Es ist dies zunächst aber nicht der in dieser Beziehung viel genannte eigentliche Brennerort Gossensass, dessen Name vielmehr als der Sitz eines Gottfried zu erklären ist, sondern es sind dies Verona und Trient.

Mit Verona, dem südlichen Ausgangspunkte der Brennerstraße, ist der

Name Theodorichs so eng verknüpft wie mit keiner anderen Stadt seines Reiches. Hier erhob sich, schon mehr nach mittelalterlicher Art nicht innerhalb der Stadtmauern, sondern oben auf dem alten römischen Kastell seine Königsburg, das heutige Kastell San Pietro, während unterhalb desselben am Abhang des Berges beim Eingang in die Stadt die heutige Kirche S. Stefano als Hofkirche diente. Von hier aus zogen dann die gotischen Befehlshaber, die über das Gebiet des lacus Benacus gesetzt waren, auf dem kürzesten Wege nach dem Gestade des Sees, nach Garden hinüber, und so hat gerade hier die Ostgotenzeit ihre bleibenden Spuren hinterlassen, indem diese große weite Seefläche auch heute noch von dem jetzt abseits liegenden Orte ihren Namen führt, von dem aus einst die gotischen Befehlshaber regiert haben. Gerade die ganze jenem Grenzschutz nach Norden zu Grunde liegende Absicht, auf die, wie wir gesehen haben, Theodorich so besonderen Wert legte, macht nun auch die Neubefestigung Veronas, jener nördlichen und östlichen Festung Italiens, unter ihm ganz erklärlich. Diese wurde in der Hauptsache dadurch in das Werk gesetzt, daß an der südwestlichen Seite der Stadt, wo diese nicht durch die Etsch geschützt ist, die Herstellung eines Grabens vorgesehen wurde, und durch die Anfüllung jenes Grabens mit Flußwasser konnte daher die Halbinsel, auf der der eigentliche Stadtkomplex Veronas gelegen war, vollständig in eine Insel verwandelt werden. Dieser ganze Befestigungsapparat ist dann auch wirklich im Jahre 552 nach Ch. einmal in Wirksamkeit getreten, als die in und südlich Verona stehenden Ostgoten unter Teja hier das Anlaufen des byzantinischen Heeres unter Narses von Osten her erwarteten, während dieser aber mit besonderem Geschick dicht entlang der Küste des adriatischen Meeres sich an jener Stellung vorbeischnürte und so den Feinden die Gelegenheit verdarb, aus jener sicheren Position gegen ihn vorzubrechen.

Gleich sichere Zeugnisse von der Art der ostgotischen Grenzbewachung haben wir auch in Trient. Die Erbauung der dortigen Stadtmauern, deren gewaltige ungefügen Reste noch heute ihr hohes Alter verraten, wird auf Theodorich zurückgeführt. Ganz bestimmt wissen wir aber, daß der gotische Befehlshaber Rätiens auf der von der Natur zur Zitadelle Trients geschaffenen Höhe, dem Dos Trento, seinen Wohnsitz gehabt hat und jenes Kastell Verucca wird damals als die idealste Festung der Welt gepriesen. Können wir somit auf dem südlichen Abstieg der Brennerlinie die Grenzverteidigung Theodorichs in allen ihren Einzelheiten beobachten, so kann doch gerade der Umstand, daß jene Grenzverteidigung südlich so weit einwärts gerückt ist, es zweifelhaft machen, ob auch der nördliche Teil der Alpen auf dieser Seite damals wirklich zahlreich mit gotischen Besatzungen versehen gewesen ist. Wenn auch der Machtbereich Theodorichs sich tatsächlich bis an den Nordrand der Berge erstreckt haben mag, so muß es doch auffallen, daß das so weit südlich liegende Trient direkt als eine Grenzfestung gegen die wilden Völker namhaft gemacht wird und daß

auch die Sicherheit auf der Brennerhöhe selbst nicht einwandfrei ist. Als ein weiteres Moment dieser Art tritt auch hinzu, daß bereits zu den Zeiten Theodorichs der Name des alten Veldidena sich in jenes unergründliche geschichtliche Dunkel zurückgezogen hat, aus dem jener Ort dann erst ein halbes Jahrtausend später wieder heraustritt.

Wir wissen, daß diese ostgotischen Besatzungen sich auch weiterhin an der Nordostseite Italiens fortgesetzt haben; denn noch zur Zeit des Gotenkrieges redet Prokop in ähnlicher Weise wie von den gotischen Besatzungen auf dem Westflügel der Alpen von denjenigen in Venetien. So übergaben sich im Jahre 539 nach Ch. nach der Eroberung von Ravenna durch Belisar „die Besatzungen von Tarvisium und der anderen stärksten Burgen Venetiens“ freiwillig den Oströmern, und auch noch ein zweites Mal, bei den Ereignissen des Jahres 551, redet Prokop „von denjenigen festen Plätzen Venetiens, die damals noch den Goten verblieben.“ Am östlichen Ende der Alpen begegnen wir dem Namen Theodorichs noch in der Lokaltradition Monfalcones, dessen Schloß von jenem erbaut worden sein soll. Diese Annahme hat auch insofern einiges für sich, als jener Ort an der direkten Straße nach Istrien und Dalmatien gelegen ist, Provinzen, auf deren Besitz gerade Theodorich immer besonderen Wert gelegt hatte. Aquileja lag damals bereits in Trümmern, und der Punkt, an dem Monfalcone liegt, kann daher in jener Zeit sehr gut die Bestimmung jener Stadt nach dieser Richtung hin übernommen haben. Auch die Ansicht, daß die Karnburg bei Klagenfurth, die später die Zitadelle des ganzen Landes Kärnten abgeben sollte, als große Grenzfestung bereits von Theodorich erbaut worden sein soll, hat neuerdings ihren Vertreter gefunden[42]), während die Ableitung des Namens des alten Dorfes Goisern im Salzkammergut von den Goten wohl nichts anderes als eine historische Spielerei bedeutet.

Dieser ganze Verteidigungsapparat Theodorichs, der für die Geschichte nur in seiner Gesamtheit, für den militärischen Standpunkt jedoch auch in allen seinen Einzelheiten Wichtigkeit hat, ist aber ebenso wie das ganze Reich der Ostgoten wenige Zeit nach dem Tode dieses Königs vom Erdboden verschwunden, ohne irgendwelche nennenswerte Spuren zu hinterlassen. Erst den Langobarden, als den letzten in der Reihe der vielen fremden Völker, die in Italien wirklich Fuß faßten, blieb es vorbehalten, am Südfuße der Alpen Bleibendes zu schaffen, während jenseits des Gebirges nördlich der West- und Zentralalpen diese Bestimmung folgerichtig dem Reiche der Franken und weiter östlich den Bajuwaren zufiel. Die Aufteilung des Erbes Theodorichs im Bereich der Alpenländer hält gleichen Schritt mit der Zertrümmerung des Ostgotenreiches auf dem Boden Italiens selbst durch die Generäle Justinians. In jenen Zeiten fielen die vormals von den Ostgoten besetzten Alpengebiete eines nach dem anderen an die Franken, so im Jahre 536 nach Ch. dem Namen nach ganz Rätien, dann im Verlaufe der

Jahre 548 bis 551 das Gebiet der kottischen Alpen bis herab in die ligurische Ebene und der Hauptteil Venetiens. Zu gleicher Zeit wurden auch die östlichen Vorländer Italiens von den Gepiden und Langobarden besetzt, deren Raub- und Plünderungszüge dann unter der antiken Bevölkerung in Istrien und Illyrien so aufräumten, daß durch dieselben die Kulturbrücke zerstört wurde, die einst das römische Kaiserreich auf dem Festlande von Venetien aus nach Byzanz herübergezogen hatte. Die Art und Weise jenes Zerfalles entspricht im wesentlichen durchaus den Machtverhältnissen, wie sie durch die damalige Gruppierung der nördlichen Völker gegeben war. Auffallend an ihr ist nur das weite Hinübergreifen der Franken nach Osten bis nach Venetien — ein Vorgang, mit dem wir uns aber abfinden müssen, weil Prokop denselben nicht nur ein, sondern mehrere Male ausdrücklich hervorhebt — und im entgegengesetzten Sinne die Tatsache, daß damals von einem Auftreten der Markomannen oder Bajuwaren im Norden Tirols noch nicht das geringste verlautet.

Alle jene Verschiebungen mögen aber damals, wenigstens für das eigentliche Gebirgsland der Alpen, zunächst nichts weniger als einschneidende Folgen gehabt haben, sondern abgesehen vielleicht von dem Gebiet der Westalpen, nur der Ausdruck einer landläufigen Vorstellung gewesen sein, wie weit der Einfluß des einen oder des anderen Germanenkönigs nunmehr zu ziehen sei. Trotzdem birgt aber erst das Ende des Ostgotenreiches tatsächlich den Zeitpunkt in sich, der in der Geschichte der Alpenländer das Altertum von dem Mittelalter trennt. Bis zu dieser Zeit hatte das Südland Italien den Anspruch unentwegt aufrecht erhalten können, allein in den Alpenbergen zu herrschen, während nunmehr alles politische und wirtschaftliche Leben mit einer ihm eigenen Schwere und Ermattung sich nach den Ebenen nördlich und südlich der Alpen zurückzog. Jetzt lag wiederum das Alpengebirge selbst nur als ein hoher Wall zwischen zwei Welten, die beide einander fast fremd und deshalb zunächst auch damit zufrieden waren, wenn dieses hohe Gebirge als wirksamer, trennender Schutz ihres Machtgebietes nach Norden oder Süden diente. Die Nordgrenze Italiens während der Langobardenzeit liefert ihrem Aussehen und Werte nach jetzt wieder dasselbe Bild, wie es schon einmal die letzten Zeiten der römischen Republik hier gezeigt hatten; denn die langobardischen Herrscher dachten niemals an eine wirkliche Ausbreitung ihrer Herrschaft nördlich in die Berge hinein und waren froh, wenn die von ihnen vorsorglich an dem südlichen Austritt der Alpenstraßen angelegten Sperren den Grenzschutz besorgten. Aber auch die Völker und Reiche nördlich der Alpen mußten damals noch Jahrhunderte lang hindurch sich konsolidieren und Kräfte sammeln, ehe sie erfolgreich in die Alpen hinein und südlich über dieselben herüber werbend auftreten konnten. Die auf dem Zerfall des Ostgotenreiches folgenden Jahrhunderte sind die Zeit gewesen, in der wie fast überall in Europa, so auch in den Alpen die Bildung der heutigen modernen Völker

Europas vor sich ging, und die ersten Zeichen des Lebens, denen wir jetzt wieder in den Alpenländern begegnen, leiten sich daher lediglich von der Eigenschaft der Völker als einer Zusammensetzung einzelner Lebewesen her, die sich vermehren und ausbreiten und auf diese Weise auf den Bereich der Nachbarvölker auftreffen. Erst dieser Bewegung ist dann der Eroberer, der mit dem Schwerte oder der Herrscher, der mit dem Pergament Ordnung schuf, gefolgt.

Anmerkungen.

[1]) Aus Steub: Drei Sommer in Tirol.

[2]) Sybel: Geschichte der französischen Revolution V. S. 322.

[3]) Prager Studien, Wanka von Rodlow: Der Verkehr über den Paß von Pontebba pp. Kap. I S. 5.

[4]) Leichter ist es allerdings, die Ableitung des Ursprungs der 7 und 13 Kommuni von den Cimbern in Zweifel zu ziehen oder wegzudeuten als sie zu beweisen. Wenn aber überhaupt die Cimbern bei ihren Zügen an irgend einem Punkte Gelegenheit gefunden haben könnten, festen Fuß zu fassen, so wäre es allein hier, in der Nähe der Etsch gewesen, wo sie nach dem Abzug des Katulus einen ganzen Winter hindurch sitzen blieben. Bei dieser Frage dreht sich alles darum, den heute noch lebenden Namen „Cimbern" anderweit genügend erklären zu können, wobei aber davon ausgegangen werden muß, daß jener Name für die deutschen Gemeinden nördlich Vicenza schon lange vor dem Jahre 1400 gebräuchlich war (Schneller: Deutsche und Romanen in Südtirol, Petermanns Mitteilungen 1877 S. 374), eine Tatsache, die zunächst schon diese uns jetzt etwas weit hergeholt scheinende Tradition ohne weiteres um mehr als ein halbes Jahrtausend jünger und somit auch den Kern der Wahrheit, der in dieser Tradition enthalten sein könnte, um einiges beachtenswerter macht. Zum vollständigen Beweis gehört jedenfalls außerdem, daß jene Bezeichnung dann nicht bloß an dieser Stelle sondern ebenso auch bei dem Namen Val di Cembra bei Trient (in der Nähe von Castelfeder) anderweit genügend erklärt wird. Derjenige, der zwischen Vicenza und Fonzaso scharf aufpaßt, täuscht sich aber nicht, wenn er bei der dortigen Landbevölkerung vereinzelt Gestalten zu begegnen glaubt, die wirklich den antiken, Germanen darstellenden Skulpturen auffallend gleichen.

[5]) Galtür im Patznaun gehörte kirchlich ursprünglich zu Ardetz im Unterengadin, Vent im Ötztal zu Kastellbell im Vintschgau, rätische Dörfer im Lechtale zu Landeck und Imst im Inntal.

[6]) In Westrätien Castelberg, Casté, Castels, in Osträtien Castellbell, Castel Tesino, Castello. Römerspuren weisen auf: Castelmur, Tiefenkasten, Castellatsch, Castelfranchin, Castelfeder, Kastelruth, Castelbarco, Castel Toblino, Castel Lavazzo.

[7]) Hermes XV S. 393.

[8]) Im Gebiet des alten Rätiens findet sich zahlreich verbreitet eine Klasse ganz eigentümlich anklingender Ortsnamen, wie sie derart charakteristisch nirgends anderswo vorhanden sind. Es sind dies die mit Juv und Jui anlautenden Namen (Jufinger Höhe bei Kufstein, Juifen-Berg am Achensee, Juvavum-Salzburg, Jufen-Alpe bei Kitzbühel, Junsberg und Junsjoch im Hinter-Dux im Zillertal, Juifenau bei Praxmar im Sellrain, Jauffen-Paß, Burg Juval im Vintschgau, Alpe Juribell bei Paneveggio, Burg Juvalta bei Rhazüns, Juf bei Andeer am Splügen, — außerhalb der Zone, die für die Räter als geschlossene Masse in Anspruch genommen wird: Jauken bei Ober-Drau-

burg, Mont Jovet bei Aosta). Der Stamm dieser Wörter muß danach spezifisch rätisch sein und würde deshalb durch eine ganz einwandfreie Zuweisung dieses Stammes an eine bestimmte, möglichst beschränkte Sprachenfamilie auch zugleich die Frage nach der Nationalität der Räter ihrer Lösung so nahe wie nur möglich gerückt sein. Es ist nicht zu verkennen, daß die größere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, diesen Wortstamm auch in den indogermanischen Sprachen unterbringen zu können (Juppiter, κεφαλή). Für unseren Zweck mag aber hier nur angeführt werden, daß es auch im Semitischen einen gleichen Sprachstamm giebt (Juval).

9) Aus Willkomm: Zwei Jahre in Spanien und Portugal.

10) Aus Franz von Löber: Cypern.

11) Die „Dörcher" bei Landeck. Nach Steub zieht in Tirol im Sommer der Adel auf die Schlösser, der Städter in seine Sommerfrische oder ins Badl, die kleinen Leute auf die Alm oder zur Wallfahrt.

12) Wanka von Rodlow: Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter (Prager Studien) macht hiervon eine Ausnahme.

13) Rätisch anklingende Ortsnamen im Oberwallis sind u. a.: Naters, Tschampgen, Eignet, Safnischmatten.

14) Dieser Namenskreis läßt sich noch erweitern: Kottische Alpen (auf die Organisation des Augustus zurückzuführen), Col de Fréjus, Forum Julii an der Corniche, Julium Carnicum (Zuglio), von Augustus oder Cäsar gegründet, Julia Emona = Laibach; das Gailtal, noch 567 nach Ch. vallis Julia, heißt auf italienisch heute noch Valle Gilia.

15) Caesar Bell. Gallicum Liber VII cap 73.

16) Caesar Bell. Gallicum Liber VI cap 1.

17) Caesar Bell. Gallicum Liber I cap 10.

18) F. Keller, Römische Ansiedelungen in der Ostschweiz, Zürich, Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft XV.

19) Tarvessede = Ort, wo man die Tiere vor den Wagen spannen darf. Denselben Sinn birgt Eporedeia (am Sankt Bernhard) und Tarvis?

20) F. Berger, die Septimerstraße, Jahrbuch für Schweizerische Geschichte XV, 1890.

21) „Das erste Drittel des Weges zwischen Ivrea und Verres bezeichnet der Ort Settimo, durch seinen Namen an den siebenten römischen Meilenstein erinnernd" (Oehlmann, die Alpenpässe im Mittelalter, Jahrbuch für Schweizerische Geschichte III und IV, 1878 und 1879 Seite 235).

Als Ortsnamen in den Alpen, in denen Zahlen- bezl. Entfernungsbezeichnungen aus dem lateinischen Sprachstamm enthalten sind, können angeführt werden: An der ligurischen Küstenstraße: Quinto, Quarto, Ventimiglia. Dann Mont Cenis = Mons Geminus; Octodurus; Quinten u. a. m. am Walensee; Quinto, Decimo bei Airolo; Trafoi, Gomagoi; Trisanna; Trient, Sexten; Tiers bei Bozen, Trins im Gschnitztal; Medratz im Stubai; Quintana (Künzen bei Pleiting); Nonnberg und Dorf Non bei Salzburg; Primiero; Tricesimo bei Udine; Trenta in Kärnten; Primau im Achental; Trafus in Steiermark. Auch hier gilt die Beobachtung, daß derartige Ortsnamen in den Ostalpen infolge der slavischen Invasion am seltensten zu finden sind. Ob alle die hier angeführten Namen freilich schon römische Besiedlung beweisen oder zum Teil auch nur eine solche von ursprünglich romanischen Bewohnern mag dahingestellt bleiben.

22) Diejenigen Ortsnamen, die heute mit den Zusätzen Straß (Strada), Gasse, Heid (oder Haid), Stein, Goetz, Alten und Römer versehen sind, lassen zwar nicht mit Sicherheit aber doch mit größter Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß an ihnen vorbei schon in römischer Zeit ein Verkehr stattgefunden hat, ebenso wie die jetzt mit den Namen Reiter-, Hoch- und Ochsen-Straße bezeichneten Wege oft Teile alter römischer Straßenzüge gewesen sind. Die in den Alpen an manchen Punkten vorkommende Sage, daß dort eine Stadt begraben sei, deutet zumeist darauf hin, daß dieser Ort in römischer Zeit bewohnt gewesen ist. Alles dieses aber ist bezeichnend für die Größe des Zerstörungswerkes der Völkerwanderung, nach der das Mittelalter mit aller Kultur

wieder neu anfangen mußte und den Resten, die aus dem Altertum noch geblieben waren, gegenüber das Gefühl hatte, als ob diese aus einer ganz anderen Welt stammen müßten.

23) Auch der Pfeiler der heutigen Sillbrücke in Matrei scheint noch Römerwerk zu sein; er gleicht in seinem Aussehen vollständig den römischen Pfeilern der Moselbrücke bei Trier.

24) Besonders bezeichnend ist der rätoromanische Ortsname Muntigl in der Umgebung Salzburgs. Vgl. Monthgen bei Bregenz und Montigl bei Bozen.

25) Wanka von Rodlow: Der Verkehr über den Paß von Pontebba-Pontafel und den Predil. (Prager Studien) S. 32. — Über die Verschiedenheit in den Ansichten über den Gang und die Stationen dieser Straße vgl. Kohn, die römische Heerstraße von Virunum nach Ovilava. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philos.-histor. Klasse S. 382, und über die älteste Ansicht: Oehlmann, die Alpenpässe im Mittelalter S. 267.

26) Prosper: clausuris quidem Alpibus — Aretinus: Alpes difficillimos aditus habent — Ammianus Marcellinus: perruptis angustiis Alpium und claustra sunt patefacta Alpium — Zosimus: superatis angustiis — Sozomen: Italiae portae=Juliae Alpes — Vor allem aber Cassiodor: Raetiae munimina sunt Italiae claustra.

27) Venatius Fortunatus. Vita S. Martini V. 649 fgd.

28) u. a. Graf Waldersdorff: Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart; Bechmann die Einwanderung der Bayern, Wien, Sitzungsberichte 91. Band.

29) Mitteilungen des Altertums-Vereins zu Kempten.

30) Jaeger, Geschichte von Augsburg 1862.

31) A. Hueber, Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland.

32) Wanka von Rodlow vgl. Anm. 25, Seite 17 fgd.

33) Kaemmel, Salzburg und die Tauernpässe, Grenzboten 64. Jahrgang No. 43.

34) Nissen, Italienische Landeskunde, vgl. Zuglio.

35) A. B. Meyer, Gurina im Obergailtal, Dresden 1886.

36) Keller, Römische Ansiedelungen in der Nordschweiz vgl. Anm. 18, Pfäffikon.

37) Meyer: Die römischen Alpenstraßen in der Schweiz. Zürich, Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft No. XIII.

38) Vgl. E. Böcking: Notitia Dignitatum in partibus Occidentis CXXXIV.

39) Daniel, Deutschland pp. 2. Auflage II. Band S. 963.

40) Prokop Gotenkrieg I, 1.

41) Cassiodor Variae II cp. 5, Prokop Gotenkrieg II, 28.

42) Hauser: Die Karnburg pp. Mitteilungen der Central-Kommission Wien 1890.

Verkehrsgeschichte der Alpen

II. Band

Das Mittelalter

von

P. H. Scheffel



Berlin 1914
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

Viertes Buch.

Die Alpenstraßen des Mittelalters.

Abkürzungen und Erklärungen.

A.	= Anmerkung.	J.	= Jahr.
Anh.	= Anhang.	K.	= Kapitel.
Au.	= Auflage.	Kl.	= Klein.
B.	= Band.	L.	= Leipzig.
Bch.	= Buch.	N.	= Nummer.
Beil.	= Beilage.	S.	= Sankt pp.
bzl.	= bezüglich.	S.	= Seite.
f.	= folgende.	T.	= Teil.
G. Pr.	= Gymnasial-Programm.	u.	= und.
Gr.	= Groß.	Vgl.	= Vergleiche.
h.	= heilig		

Ab.	= Abel, Jahrbücher des fränkischen Reiches, I. B., 2 Au. L. 1888.
A. L.	= Die Chronik Arnolds von Lübeck, 2. Au. L. Dyk.
Alt.	= Die Werke des Abtes Hermann von Altaich, 2. Au. L. Dyk.
Atz.	= Atz u. Schatz, der deutsche Anteil des Bistums Trient, Dekanat Bozen, Bozen 1903.
B. W.	= Beda Weber, Das Tal Passeier, 2. Au. Meran 1902.
Ber.	= Berger, Die Septimer-Straße, Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, 15. B. 1890.
Eg.	= Egger, Die Barbareneinfälle in die Provinz Rätien. Wien 1901.
Ei.	= Einhard, Leben Karls des Gr.
Erb.	= Erber, Burgen und Schlösser in der Umgebung von Bozen, Innsbruck 1895.
Da.	= Daniel, Deutschland pp. 2. Au. L. 1867 u. 1868.
F.	= Ferdinandeum, Zeitschrift für Tirol.
Fischn.	= Fischnaler, Sterzing, Sterzing 1906.
Fr.	= Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.
Ga.	= Gassner, Zum deutschen Straßenwesen, L. 1889.
Gi.	= Wilhelm von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 2. u. 3. B : 3. Au; 5. B. L. 1880.
Hau.	= Hauser, Die alte Geschichte Kärntens, Klagenfurt 1893.
Haush.	= Haushofer, Tirol, Bielefeld u. L. 1899.
Jo.	= Jordan, Geschichte der Entstehung von Sublavione, Innsbruck 1859.
Ju.	= Jung, Römer und Romanen in den Donauländern, 2. Au. Innsbruck 1887.
Kr.	= Krones, Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer, Stuttgart, Engelhorn 1889.
La.	= Lambert von Hersfeld, Jahrbücher 2. Au. L. Duncker.

Lau.	=	Zwergkönig Laurin, L. Reclam.
Maz.	=	Mazegger, Die Römerfunde pp. in Mais. 3. Au. Innsbruck 1896.
Meyer	=	A. B. Meyer, Die Römerstadt Agunt, Vorstudien, Berlin Friedländer 1908.
M. C. L.	=	Meyers Conversations Lexikon, 5. Au.
M. D. A.	=	Meyers Reisebücher, Deutsche Alpen.
M. O. I.	=	Meyers Reisebücher, Oberitalien pp. 7. Au.
M. Schw.	=	Meyers Reisebücher, Schweiz 20. Au.
Mo.	=	Mommsen, Reden u. Aufsätze, Berlin 1905.
Mor.	=	Moroder, Das Groedner Tal, S. Ulrich 1891.
N. A.	=	Neeb u. Atz, Der deutsche Anteil des Bistums Trient, Bozen 1879.
N.	=	Noe, Almanach der Südbahn II, Wien, Waldheim.
Oe. I. bzl. II	=	Oehlmann, Die Alpenpässe im Mittelalter, Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, 3. bzl. 4. Band.
O. F.	=	Otto von Freising, Taten Friedrichs, übersetzt von Kohl, L. Duncker 1883.
P. D.	=	Paulus Diakonus u. die übrigen Geschichtsschreiber der Langobarden, 2. Au. L. Dyk.
Pl.	=	Planta, Das alte Rätien, Berlin 1872.
Ra.	=	Rahewins Fortsetzung der Taten Friedrichs, übersetzt von Kohl, L. Duncker 1886.
Riehl.	=	Riehl, Die Kunst an der Brennerstraße, L. 1898.
Ri.	=	Riezler, Geschichte Bayerns, Gotha, Perthes.
Sa. L.	=	Mitteilungen für Salzburger Landeskunde.
Sche.	=	J. V. von Scheffels Gesammelte Werke, Stuttgart Bonz.
Schu.	=	A. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien pp. L. 1900.
Schw.	=	Schwarz, Tirolische Schlösser, Heft I. Innsbruck, Wagner.
Si.	=	B. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches II. B. L. 1883.
St.	=	Steub, Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen, Nördlingen 1885.
Sta.	=	Stampfer, Geschichte von Meran, Innsbruck 1889.
Tap.	=	Tappeiner, Zur Majafrage, Meran 1894.
Tir.	=	Tirolensien V. Bozen, Auer 1894.
Vi.	=	Vilmar, Geschichte der deutschen National-Litteratur. 21. Au.
Vict.	=	Victring, Das Buch gewisser Geschichten, L. Dyk.
W.	=	Wanka, Die Brennerstraße pp. Prager Studien, Prag 1900.
W. P.	=	Wanka, Der Verkehr über den Paß von Pontebba-Pontafel pp, Prager Studien, Prag 1898.
Z. A.	=	Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins.

Vorrede.

Wer diesen Band gelesen hat, wird mit Recht eine zweifache Einwendung gegen dessen Titel erheben können. Denn es ist einmal kaum Verkehrsgeschichte allein, die hier gegeben wird; ferner aber sind nach jeder Richtung die Schicksale der Mittelalpen ausführlicher, die des westlichen und östlichen Flügels dagegen kürzer behandelt. Gewiß hätte sich dies ganze Werk treffender als eine „Geschichte der Alpenländer mit besonderer Berücksichtigung der Verkehrswege" einführen können, aber nicht nur des Witzes auch des Titels Seele ist Kürze, und der Titel Verkehrsgeschichte will daher nur sagen, daß jene unendliche Welt der Interessen und Abhängigkeitsverhältnisse, die zwischen dem Einzelnen und dem Staatenleben liegt, hier vorwiegend unter dem Gesichtspunkt des Verkehrslebens betrachtet worden ist. Die Bevorzugung der Mittelalpen aber geschah zunächst mehr notgedrungen als absichtlich; weil dem Verfasser hier die Quellen reichlicher zur Verfügung standen, und er jene auch öfter bereist hat; wir meinen aber, daß diese ungleiche Verteilung des Materials in diesem Falle nicht eigentlich ein schiefes Bild hervorruft, da die wichtigsten geschichtlichen Vorgänge, die für die Alpen in Frage kommen, sich ja vorwiegend in deren mittlerem Teil abgespielt haben.

In der Vorrede darf der Verfasser von seinen Absichten reden, und diesmal um so mehr, da der erste Band des Werkes ganz ohne eine solche geblieben ist. Leicht ist der Entschluß dem Verfasser überhaupt nicht geworden, diesen zweiten Band zu schreiben. Es ist wirklich ein „weitschichtiger und spröder Stoff", der hier zu bewältigen ist (Kölnische Zeitung, 7. 1. 1909, Besprechung der Verkehrsgeschichte I. B.), Mosaikarbeit wie jede andere umfassende Geschichtsschreibung, aber deshalb so langwierig, weil die Steinchen, aus denen das Bild zusammengestellt werden muß, gar so klein sind, weil daher auch deren so sehr viele gebraucht werden, und vor allem, weil diese Steinchen nicht wie anderswo in der Nähe bereit lagen, sondern weil sie erst wie zerstreute Körner von überall her zusammengesucht werden mußten. Man sagt ja, daß die aus kleinen Steinen zusammengesetzten Mosaikbilder die besseren sind, und es wäre dem Verfasser schon recht, wenn dies auch hier zutreffen würde.

Nicht an den Geschichtsforscher in erster Linie wendet sich dies Buch, sondern an die gebildeten Leser. Die Wirkung, die es auf letztere ausüben soll, das und das ganz besonders ist es, was der Verfasser als Zweck seiner Darstellung angesehen hat, und aus diesem Grunde möchte hier noch etwas über die Art gesagt werden, die bei dem Zitieren, bei der Angabe der Quellen, eingeschlagen worden ist.

Gewiß wird für einen Gelehrten niemals in der weiten Welt der Fall eintreten, die Angabe von Quellen bei einem Buche für unnötig halten zu können; ja er wird bei zwei Büchern von annähernd gleichem Werte, von denen das eine Quellenangaben enthält, das andere aber nicht, stets dem ersteren den Vorzug, und zwar den entschiedenen Vorzug geben. Das ist erklärlich und berechtigt für den gelehrten Standpunkt, weil die Forschung unendlich erleichtert und daher auch befördert wird, wenn das Überlieferte auf seine Herkunft nachgeprüft werden kann. Wie steht es aber nun mit der Geschichtsschreibung, die dies alles auch für schön und wünschenswert hält, die aber doch ein Kunstwerk schaffen will; denn die Geschichtsschreibung ist stets ein sehr vornehmes Mitglied der Gelehrsamkeit gewesen. Man sage was man wolle, jene Noten und Anmerkungen wirken, wenn sie wirklich in dem Umfang angebracht werden, um dem Gelehrten zu genügen, schon auf den Darsteller wie eine Schnürbrust, auf den Leser aber wie ein störendes Geräusch und — hart im Raume stoßen sich die Sachen — hindernd auf die Herstellung eines an sich schon umfangreichen Bandes. Es sind auch recht Große gewesen, die dies letztere offen ausgesprochen haben (Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert II. Teil; Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution, Vorworte); aber wenn diesen gegenüber, nicht zum Schaden der Wissenschaft, jeder weitere Anspruch vor dem Gefühl der Anerkennung und der Dankbarkeit von selbst verstummt ist, so muß doch auch den Kleinen das Recht zur Seite stehen, für aufrichtig und sicher gehalten zu werden, so lange nicht das Gegenteil erwiesen ist, jene Forderung, die schon Lessing für sich in Anspruch nahm, als er noch selbst zu diesen Kleinen gerechnet wurde (Briefe antiquarischen Inhalts, II. Teil 37). Es ist kein freundliches Schicksal, wenn man es ernst meint, nicht auch ernst genommen zu werden, und wenn ein einflußreicher Hochschullehrer dem Verfasser sagte, der I. Band der Verkehrsgeschichte käme für ihn wegen des Fehlens der Quellenangaben überhaupt nicht in Frage, so hat dieser darüber seine eigenen Gedanken.

Die Anmerkungen sind daher in dem Buche derart angebracht worden, daß zunächst überall da, wo der am Wege der Darstellung stehende Gedanke zum abseits führenden Gedankengange wird, dieser in einem Anhange am Schluß des Buches aufgenommen ist. Alles andere und insonderheit die Quellenangaben, die aber trotzdem, lediglich wegen ihres großen Umfanges, nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen können, erscheint dagegen als Fußnoten und zugleich unter Anwendung von Abkürzungen, für die am Beginn des Buches die nötigen Erklärungen gegeben sind. Letzteres Verfahren verursacht wohl einige Un-

bequemlichkeiten, aber es ist ja überhaupt ein zeitraubendes Gebiet, auf das sich der Quellenforscher nun einmal begeben muß.

Und noch ein zweites mag hinsichtlich der Quellenangaben gesagt sein Bei der Wanderung durch die weiten Räume der Alpengeschichte glänzte dem Verfasser einmal unter alträtischem Schutt und Moder ein helles Steinchen entgegen, eine Äußerung des unvergeßlichen Alpenforschers Steub, als dieser einmal sagte, „daß das Vergnügen des Zitierens doch überhaupt auf Gegenseitigkeit beruhe“ (Steub, Zur Ethnologie der deutschen Alpen, Salzburg 1887, S. 48). Es ist dies ein Vorbehalt, den der Verfasser zu dem seinigen macht. Der fingerfertigen Kritik gegenüber möge dann auch noch betont werden, daß der Forscher gewiß die neuesten sein Gebiet betreffenden Entdeckungen und Ansichten stets mit besonderem Interesse zur Kenntnis nehmen wird, daß diese aber durchaus nicht überall Trumpf sein müssen, und daß somit deren Unkenntnis nicht ohne weiteres einen Fehler bedeuten kann. Das Gegenteil gäbe eine schlechte Perspektive für alle wissenschaftliche Arbeit; denn da doch keiner an dem Ende aller Dinge zu stehen glaubt, und keiner jemals ohne Nachfolger bleibt, so würde dann jeder an seinem eigenen Werke nur eine Totengräberarbeit verrichten.

Mit Karten ist das Buch nicht versehen. Der Leser wird mit den Karten aus einem guten Atlas auskommen; wer sich aber mit einzelnen Fragen genauer beschäftigt, der wird am besten die Spezialkarten zu Hilfe nehmen, wie sie sich in jedem alpinen Reisehandbuch finden. Ein Index kann dem III. Bande beigegeben werden.

Heidelberg a. N., April 1914. DER VERFASSER.

Drittes Buch

Das Mittelalter in den Alpenländern.

I. Kapitel.

Die Naturkräfte in der Geschichte der Alpenländer.

Die Wirkung des Wassers im Hochgebirge.

Je häufiger man sich mit der Geschichte der Alpen beschäftigt, je tiefer man an den einzelnen Stellen in sie eindringt, um so stärker macht sich dabei immer wieder ein und dieselbe Beobachtung geltend. Sie läßt sich in ihrer Summe dahin zusammenfassen, daß in dem Schicksal der Alpen die Veränderungen in der Gestaltung der Erdoberfläche auch in der historischen Zeit eine viel größere Rolle als anderswo spielen, daß im Hochgebirge nur zu oft allein die Kenntnis solcher natürlicher Vorgänge den Schlüssel für das Verständnis der Vergangenheit abgeben kann, und daß somit auch die eigentliche Geschichtsbetrachtung hier besonders stark auf jenes rein geographische Moment zu rücksichtigen hat. Es ist eben in den Alpen nicht so wie in der Ebene und im Mittelgebirgsland, wo der Anbau des Menschen die wichtigsten Veränderungen in dem Landschaftsbild hervorruft, und selbst an den Gestaden des Meeres treten innerhalb der wenigen Jahrtausende, die der historische Blick zu umspannen vermag, die geographischen Umgestaltungen in ihrer Mannigfaltigkeit zurück gegen diejenigen, die man in gleicher Weise im Hochgebirge beobachten kann.

Dort wie hier ist es vorwiegend das Wasser, das diese Wirkung hervorbringt. Während aber am Meere alle einschneidenden Veränderungen doch immer nur von dem gleichen Vorgang, von der Hebung und Senkung des Meeresspiegels, ausgehen, gestaltet sich im Hochgebirge der Einfluß jenes Elementes schon deshalb mächtiger, weil die Wasserläufe bei den großen vorhandenen Höhenunterschieden, bei ihrem ungeduldigen Fall von den höchsten Gipfeln bis hinab zu den anliegenden Flachländern, eine viel stärkere lebendige Kraft zu entwickeln vermögen. Ist daher hier schon an sich das Wasser der Träger einer viel größeren Kraft als anderswo, so sind weiterhin deren Äußerungen und Launen ebenso wechselnd und unregelmäßig wie das Wetter selbst, das die Erde mit Millionen Wassertropfen versorgt. Diese ununterbrochenen, unregelmäßigen und gewaltigen Lebensregungen der Materie bekommen nun aber alle Teile des Gebirges gleich-

mäßig zu fühlen; unausgesetzt, jahraus jahrein, an Sommertagen und in Winternächten, setzen sie ihnen zu, dem nackten Gestein der höchsten Gipfel wie den Bodenschichten der steilen Talhänge, nicht minder aber auch den Sohlen der kurzen und langen, der schmalen und breiten Alpentäler, auf die der Mensch zum Wohnen angewiesen ist und wo wir daher die in den Alpenländern sich abspielenden geschichtlichen Ereignisse vorwiegend zu suchen haben.

Verheerende Ereignisse und Veränderungen der Landschaft.

Wenn nun schon hierdurch zu allen Zeiten die Veränderung in der Gestaltung des Erdbodens im Hochgebirge viel rascher vor sich geht, so muß eine solche jedoch in noch viel umfangreicherem und tiefgehenderem Maße Platz greifen, sobald besondere Ursachen und Unregelmäßigkeiten auf jene gewaltige Macht des Wassers einwirken. Auch am Meere und in den Flachländern sind oft die Überschwemmungen und Erdbeben schweren geschichtlichen Ereignissen gleichwertig gewesen; nirgends aber treten jene Naturerscheinungen an sich so häufig ein und werden auch in ihren Folgen so gewaltig und einschneidend wie in den hohen Bergen, hier, wo oft eine einzige übermäßig laue Nacht das Wasser plötzlich in verheerender Menge zu Tale führt, wo ein einziger schwacher Erdstoß, der im Niederland wirkungslos bleibt, einen Berghang zu Falle bringen kann, der durch Verwitterung gelockert oder durch das abfließende Wasser unterwaschen worden ist. Es ist Tatsache, daß die Geologie und die Geschichte in dem Schicksal der Alpenländer so nahe aneinandertreten wie vielleicht in keinem andern Gebiet der Erde. Nicht minder aber haben die Lawinen und Vermurrungen, die Überschwemmungen und Anschwemmungen, die Bergstürze und Erdbeben, wie sie in historischer Zeit tatsächlich stattgefunden haben oder wahrscheinlich sind, und der Kontrast jener gewaltigen Naturereignisse zu dem Können des Menschen es mit sich gebracht, daß die Mächte der Geschichte in den Alpenländern zu allen Zeiten ein langsameres Tempo eingeschlagen haben. Dieser Umstand macht die Darstellung ebenso anziehend wie schwierig; er bildet aber insbesondere ein so selbständiges, so inhaltreiches, so folgenschweres Merkmal der Alpengeschichte, daß diese allein deshalb mit einem besonderen Maße gemessen werden muß, während ihre Wichtigkeit für die Allgemeingeschichte nunmehr seit dem Beginn des Mittelalters bis auf den heutigen Tag sich ohne weiteres darin zu erkennen gibt, daß die innerste Zone des großen europäischen Kulturkreises räumlich mit dem Alpengebirge zusammenfällt.

Auch die urkundlich verbürgten Nachrichten über Naturereignisse, die allmählich oder mit einem Schlage das Landschaftsbild umgestaltet haben, liegen wie ein Netz über das ganze Alpengebiet gebreitet. Es geschieht aber doch mit vollem Recht, wenn wir erst an dieser Stelle von ihnen reden, da das Altertum kaum von einem einzigen derartigen Fall ein Wort verlauten läßt. Zugleich mit dem Beginn des Mittelalters treten sie dagegen an das Tageslicht. Es mag sein, daß der geschichtliche Stoff jetzt überhaupt von Jahrhundert zu Jahrhundert breiter und vielseitiger wird; der Hauptgrund liegt aber doch in der verschie-

denen Denkungsweise dieser beiden Zeitperioden, der Antike, die an sich wenig zum Erstaunen neigte, und des Mittelalters, in das wir jetzt eintreten, in dessen gebundener Seele sich das geschichtliche Denken und das religiöse Empfinden gegenseitig durchdrangen, das daher auch von Anfang an jedes außerordentliche Naturereignis auf ein unmittelbares Walten der Gottheit zurückzuführen pflegte und die Kunde davon schon deshalb der Nachwelt überliefern wollte.

In den Westalpen rührt die eigentümliche Form des Mont Granier bei Chambery von einem Bergsturz her, der hier im J. 1248 eine Anzahl Dörfer verschüttete, und an der Straße des Gr. S. Bernhard bei S. Maurice liegt heute der Ort Evionnaz an derselben Stelle, wo im J. 563 die Stadt Epaunum durch ein Erdbeben unterging, in dessen Folge damals sogar die Wasser des Genfersees aus ihren Ufern traten und in Genf selbst die Rhonebrücke zerstört wurde[1]). Auch im J. 1835 kam dort vom Dent du Midi wieder ein gewaltiger Bergsturz herab. Am Südfuß des Monte Rosa wurde vor Jahrhunderten das Dorf Macugnaga verschüttet, und an der Gemmi hat 1897 ein ähnliches Ereignis stattgefunden. Ein Teil der mit menschlichen Wohnstätten bebauten Ufer des Zugersees ist in den J. 1435, 1494 und 1887 plötzlich in die Tiefe versunken. Im Mittelalter war am Bodensee nicht Bregenz sondern Rheineck die Mündungsstadt des Rheines, der inzwischen sein Delta weit vorgeschoben hat[2]). Noch durchgreifender hat sich aber am südlichen Ausgang der bündner Straßen die Landschaft in historischer Zeit umgestaltet. Hier bezeichnet zunächst dicht bei Chiavenna ein mit ungeheuren Steinblöcken bedeckter und jetzt von hohen Kastanien beschatteter Komplex die Stelle des großen Ortes Plurs, der 1618 durch einen Bergsturz begraben wurde, und der vorher in den Nachrichten über den Septimerweg oft genannt wird. Südlich Chiavenna aber erzählt dann der Name Samolaco davon, daß hier einst die Nordspitze des Comersees lag, und wo demnach im römischen Altertum der Landweg mit dem Wasserweg vertauscht werden mußte. Die Bestimmung dieser Station erfüllte dann später, wie gleichfalls der Name zeigt, das eine Stunde abwärts gelegene Riva, während heute bereits der nördlichste Teil jenes Sees (Lago di Mezzola) derart versandet ist, daß die Schiffahrt erst in Colico beginnen kann; die Geschiebe der Mera haben demnach hier allein in historischer Zeit eine Strecke von fast 20 km aus einem Wasser- in einen Landweg verwandelt[3]). Ähnliche Verhältnisse finden sich übrigens auch an der Nordspitze des Langensees.

In der eigentlichen Hochgebirgsregion liegt dagegen ein ganz zweifelsfreier Anhalt für solche Veränderungen in der Wegbarkeit an den Jochen der Oetztaler Alpen vor. Hier ermöglichen die Verbindung zwischen dem Oetztal und dem Schnalsertal das Niederjoch und das Hochjoch, von denen das Niederjoch (3017 m) höher, das Hochjoch (2885 m) niedriger liegt, der Gebrauch des letzteren dagegen einen eineinhalbstündigen Umweg erfordert. Von diesen beiden Über-

1) Oe. I. S. 238. 2) Schu. S. 26. 3) Oe. II. S. 177. A. 1.

gängen war nun in früheren Zeiten das Niederjoch der allein betretene, weil die Gletscher sich hier niemals im Vorschreiten befanden, während das Hochjoch wegen des berüchtigten Hoch-Vernagt-Ferners ganz unpassierbar war. Jetzt, nachdem sich dieser Gletscher zurückgezogen hat, ist dagegen der Weg über das Hochjoch mindestens eben so belebt und betreten wie der über das Niederjoch. Die tiefsten Furchen ebenso in der Geschichte des Passeiertales wie in der von Meran selbst haben nicht die von Menschenhand heraufgeführten Ereignisse, sondern die wiederholten Ausbrüche des Kummersees (bei Moos), zwischen 1401 und 1772 nicht weniger als sieben, gegraben [1]), wie überhaupt die Forschung in den Alpen nicht bloß bei der Suche nach den alten Römerpunkten, sondern nicht minder auch bei der Erklärung mittelalterlicher Ereignisse zu allererst die Launen der Bergwasser oder irgendwelche andere Veränderungen in der Landschaft in Rechnung zu ziehen hat. Deutlich ist dies der Fall bei der Bestimmung von Vipitenum, Agunt und Teurnia, wie südlich von Sarnio und ad Palatium, aber auch bei der Untersuchung, welche Stelle der langen Berner Klause Friedrich Barbarossa im J. 1155 wirklich gesperrt fand, gelangt man nicht recht zum Ziel, wenn man sich nicht zugleich zu der Annahme versteht, daß die Talwände dort in späterer Zeit eine Umgestaltung erfahren haben müssen [2]).

Bei Sterzing und noch ausgesprochener bei Lienz sind die Überschwemmungen und die Maßregeln, die zu deren Verhütung nötig wurden, das ganze Mittelalter hindurch ebenso wichtig wie alle anderen Ereignisse der Stadtgeschichte. Das berühmte mittelalterliche Spital in Klausen, das sich einst nördlich des Ortes am Eisak befand, haben dessen Überschwemmungen schon längst von jener Stelle vertrieben [3]), und noch einschneidender ist dies eingetreten bei der ersten großen kirchlichen Gründung in der Bozner Gegend, dem im 12. Jahrhundert gestifteten Augustiner-Kloster, das ursprünglich wenig entfernt von der Stelle erbaut wurde, wo Eisak und Etsch zusammenfließen. Wer heute das in der Nähe Bozens am Talferufer liegende Schloß Maretsch betritt, wird erstaunen, wenn er dessen Kellermauern überall mit Schießscharten versehen sieht [4]); und da dies ein Beweis dafür ist, wie gewaltig sich hier der Boden erhöht hat, so wird man es auch glaublich finden, daß jenes alte, in einer gefährdeteren Zone gelegene Kloster „in der Aue", nachdem es volle 200 Jahre dort in Gebrauch gewesen war, schließlich verlassen werden mußte und dann nach und nach gänzlich verschüttet und begraben wurde, so daß man heute nicht einmal die Stelle genau kennt, wo es einst gestanden hat [5]). Aber auch das Schicksal der anderen hier in der Nähe gelegenen Orte ist in den früheren Jahrhunderten tief abhängig von den Launen und Wirkungen des Wassers. Voran Bozen selbst, dessen Verbindung mit dem Sarntal die Talfer wiederholt und im 15. Jahrhundert ganze Jahrzehnte lahmlegte, dessen Wasserbauten eben gegen die Talfer hin schon im 13. Jahrhundert der

[1]) Vgl. B. W. S. 69 f. [2]) Vgl. W. S. 93. [3]) N. A. S. 8 f. [4]) Jo. S. 18. [5]) Atz. S. 230 f.

teuerste Besitz der Stadt waren, weil, wenn einem Feinde ihre Zerstörung gelang, der Ort dann „geradezu ersaufen“ mußte[1]). Bereits aus dem J. 1041 erfahren wir, daß eine Überschwemmung hier die Weinberge überall fast bis auf den letzten Grund zerstörte und abwärts in Verona schließlich so stark auftrat, daß die Menschen dort auf den oberen Stockwerken des alten römischen Amphitheaters Schutz suchen mußten[2]). Auch die Gegend von Leifers befindet sich infolge der Schuttablagerungen, die hier der aus dem Brantental kommende Bach herabführt, in fortwährender Veränderung, und südlich hat der Ort Neumarkt seinen Namen nur daher, weil er im J. 1222 infolge einer Überschwemmung gänzlich neu aufgebaut wurde.

In den Ostalpen ist aber wohl das Erdbeben bei Villach vom J. 1348 das gewaltigste bekannt gewordene Ereignis dieser Art, als am 25. Januar um die Vesperzeit sich bei hellscheinender Sonne der Himmel plötzlich verfinsterte und inmitten von Wolken von Schutt und Staub, auch dort, wo die Zerstörung nicht eigentlich hinkam, die Bäume im Walde aneinanderschlugen, die Glocken von selbst ertönten und ringsherum in das Angstgeschrei der Menschen hineinschalten. Nicht allein bei Villach selbst, wo die Zerstörung am umfangreichsten war, sondern auch weit und breit in der Umgebung sind damals einzelne Schlösser und Dörfer untergegangen[3]), so auch eine Ortschaft in der Nähe von Primiero (Piu Baco). Im J. 1580 legte ein Hochwasser die Murschiffahrt gänzlich lahm, und auch in Salzburg wurde im J. 1669 ein Stadtteil von den herabfallenden Wänden des Mönchsbergs begraben. Besonders aber ist der nach Venetien zu abfallende Teil der Alpen ein Gebiet, das jene Naturereignisse seit alters her nicht zur Ruhe haben kommen lassen. Die Zahlen 1692, 1776, 1814 und 1824 bezeichnen die Jahre, wo am Tagliamento (Borta), in Tramonti di sotto, bei S. Vito im Ampezzotal und wiederum bei Primiero infolge Bergstürzen ganze Ortschaften zu Grunde gingen. Besonders groß ist dann aber auch in jenem Gebiet die Chronik der verheerenden Überschwemmungen, von denen in sechs Jahrhunderten (1271—1851) ganze 29 bekannt sind[4]); bezeichnenderweise wissen wir aber bereits am Beginn des Mittelalters von einer solchen; es ist diejenige vom J. 585, die zugleich ganz Italien und besonders Verona heimsuchte[5]).

Es ist auch zu erwähnen, daß die Wissenschaft bei diesen umfangreichen Zerstörungen oft in besonderer Weise der Leidtragende gewesen ist; denn wenn 1421 in S. Leonhard (Passeier)[6]) und 1702 in S. Wolfgang (Fusch) das ganze Archiv mit Stumpf und Stiel durch ein solches Ereignis vernichtet wurde, wenn einst vom Schloß Tirol mehr als 30 Zimmer[7]) und vom Schloß Runkelstein (1868) ein Teil des Gebäudes mit seinen berühmten Fresken in die Talschlucht versanken, so hat auch hier nur ein plötzlicher Stoß der Naturkräfte gegen die

---

[1]) Atz. S. 12. [2]) Die größeren Jahrbücher von Altaich. 2. Au. L. Dyk. S. 27. [3]) Kr. S. 160. [4]) Z. A. 1900. S. 369, 371. [5]) P. D. S. 63. [6]) B. W. S. 302. [7]) Jo. S. 99.

Fundamente menschlicher Wohnungen geschichtliche Reste kostbarster Art unwiederbringlich dem Auge der Forschung entzogen.

Die Tradition. Auf dem tatsächlichen Zustand, der den Menschen im Hochgebirge immer wieder von neuem die Allgewalt der Naturkräfte und den durch diese verursachten Wechsel in den menschlichen Wohnplätzen vor Augen führt, beruht es nun auch, daß die Sage überall mit mächtigen Fangarmen in dieses Gebiet der Wirklichkeit eingedrungen ist und gerade in diesem Falle dem Geschichtsforscher oft in recht unliebsamer Weise seine Kreise stört. Viel häufiger als im Flachland begegnen wir in den Alpen den Sagen von verschütteten Orten, von verschwundenen Seen, von unter dem Eise begrabenem Gartenland, und man muß sogar zugeben, daß der Volksmund dabei zuweilen nicht eigentlich etwas Unmögliches behauptet, sondern daß er dies vielmehr nüchterner und prosaischer, als sonst die Phantasie zu arbeiten pflegt, vorbringt. Denn der größte Teil dieser Annahmen liegt naturgeschichtlich durchaus in dem Bereich der Möglichkeit, und es ist eben nur zweifelhaft, ob die Zustände, von denen die Sage redet, noch in solche Zeiten hinaufreichen, in denen bereits die Sonne der Geschichte in den Alpen geleuchtet hat. Und diese Frage wird dadurch noch schwieriger, daß einige jener Traditionen, wenn auch nicht völlig erweisbar, doch der Wahrscheinlichkeit sehr nahe kommen, und daß diese letzteren gerade an solchen Punkten haften, die mit der Wegbarkeit der alten Alpenstraßen in engstem Zusammenhang stehen.

Es ist eine Annahme, und zunächst nur eine solche, daß die Hauptalpenstraße des Mittelalters, der Gr. S. Bernhard, damals viel wegefreundlicher als jetzt gewesen ist, daß einst, östlicher, von Zermatt nach Evolena, wo sich heute die Gletscher des Monte Rosa überallhin ausbreiten, ein betretener Weg über den Dent Blanche, und daß eben ein solcher aus dem Wallis über die Berner Alpen nach Grindelwald führte[1]). Es bedeutete aber doch eine Überraschung, und das Bewußtsein von den Grenzen menschlicher Schlußfolgerungen drängt sich stärker auf, wenn in dem heißen Sommer des J. 1911 hier ganz in der Nähe, am Monte Moro- und Antronapasse, die schneeverzehrende Sonnenglut plötzlich wirklich sonst unter Eis und Firn vergrabene, dauerhaft gearbeitete Pfade auf weite Strecken hervortreten ließ[2]). In Gries a. Br. meinen die Leute, daß der Brennerübergang bis zum J. 1000 unserer Zeitrechnung nicht wie heute über den wegsamen und scharf in das Gebirge einschneidenden Brennersattel, sondern viel höher über eines der westlich von diesem gelegenen Joche gegangen sei. Gewiß eine kühne Behauptung; es giebt aber doch zu denken, daß eben der Boden dieses Brennersattels früher nachweisbar von umfangreichen Seen ausgefüllt gewesen ist. Daß der Rhein einst nicht durch den Bodensee sondern durch den Walen- und Zürichsee weiterfloß, ist eine Tatsache, deren Spuren heute noch ebenso unverwischt vor Augen stehen, wie das Dasein von Totengebein unter dem Boden bezeugt, daß einst ein Mensch daselbst begraben

[1]) Da. I. B. S. 92, 124. [2]) Dresdener Anzeiger, 14. 3. 1912, die Walliser Alpen in römischer Zeit.

wurde; wie aber der Richter sich hier mit dieser einen Tatsache nicht zufrieden geben kann, so kommt für die Geschichte der Alpenstraßen auch dort alles darauf an, zu wissen, wann jener Wechsel stattfand. Derselbe Gesichtspunkt wiederholt sich im kleinen im Val Lagarina südlich Trient („Seetal"), wo noch im Mittelalter die Sage ging, daß hier einst ein See bestanden habe[1]), und im Oetztal steht dieselbe Annahme im engen Zusammenhang mit der Art, wie man sich dessen Besiedelungsgeschichte im Mittelalter vorzustellen hat[2]).

Wer wird es beweisen, daß am Schluß des Marielltales, wo heute der Zufallferner herabkommt, einst ein Kloster gestanden hat, ob die Römerstation Maja durch einen Bergsturz begraben wurde oder nicht, und ebenso ob die in Timau südlich des Ploeckenpasses inmitten eines Trümmerfeldes gelegene Kirche Zum alten Gott ihren Namen erhielt, weil sie einst von einem Dorfe umgeben war, das durch einen Bergsturz unterging, oder ob diese einsame Lage nur die Veranlassung zu jener Sage werden mußte. Es ist schon so, daß fast überall, wo einst die Straße höher als jetzt lief, der Talgrund damals ein See gewesen, daß überall da, wo ein noch so altes Schotterfeld sich ausbreitet, ein Ort untergegangen sein soll; gewöhnlich ist hier auch einmal nach Jahrhunderten eine Glocke ausgegraben worden, die nur leider zur Zeit bereits wieder abhanden gekommen ist[3]), und so geht es weiter bis in das Uferlose, bis zu den Wänden des Schlern, die einst von den Wellen eines großen Sees umspült waren, und an denen noch eiserne, zum Anbinden der Kähne bestimmte Ringe herausragen sollen.

Die Naturkräfte und der Mensch.

Aber selbst diese Vorstellungskreise tragen ihr Teil bei zu einem tiefgehenden Charakterzug der Alpenbevölkerung und somit auch zu jener bereits erwähnten besonderen Art, wie die Mächte der Geschichte in den Alpen arbeiten. Schon an sich ist die Natur, wenn sie sich in der Hauptsache nur großartig und imponierend zeigt, nichts weniger als geeignet, die menschliche Tatkraft zu fördern. Wo sie aber wie hier im Hochgebirge noch dazu mit den Werken von Menschenhand so gewaltsam umgeht, wo sie diese so oft hindert oder zerstört, da stellt sich auch nur zu leicht das gänzliche Mißtrauen gegen das Gelingen des kühnen Menschenfleißes ein, und dieser selbst wird langsamer im Denken, Entschließen und Handeln. Begegnet man doch schon auf jedem Gang durch ein Gebirgstal den Merktafeln, die es zeigen, wie jemand plötzlich von einem gewaltsamen Tode ereilt wurde, und daß sich hier die Natur selbst die einfachsten Erfolge menschlicher Arbeit um einen viel höheren Preis abkaufen läßt; so verzeichnet beispielsweise das Totenbuch des dünn bevölkerten Tales Moos im Hinterpasseier weit über 300 Personen, die einzeln innerhalb 200 Jahren auf eine solche Weise zu Grunde gingen[4]), und es war auch nur ein solcher Fall, aber einer, der seinen Dichter gefunden hat, als der Mönch Notker (Anfang des 10. Jahrhunderts) im Martinstobel bei Rorschach vor einem Verunglückten stand

[1]) Oe. II. S. 214. [2]) St. S. 26. [3]) N. A. S. 79; Z. A. 1902. S. 81. [4]) B. W. S. 337.

und ihm dieser Anblick den Keim zu dem Liede „Media vita in morte sumus" in die Seele legte.

Auf jenen Einfluß, der für alle Zeiten und überall Geltung hat, ist daher, ebensosehr wie auf die schwere Zugänglichkeit eines Gebirgslandes an sich, das langsame Bahnbrechen des Fortschritts, die Rückständigkeit der Kultureinrichtungen, das Festhalten an alten Sitten und die Unduldsamkeit bei den Gebirgsbewohnern zurückzuführen; alles in allem eine retardierende Macht auf den Gang der Geschichte, die jedoch gerade in den Alpen infolge der Größe des Gebirges sich zu besonderer Stärke entwickeln konnte, und die wegen der Lage dieses Gebirges inmitten eines weiten geschichtlichen Schauplatzes von Jahrtausenden um so wichtiger werden mußte. Und so ist es nun auch; denn wir werden tatsächlich hier bei dem Suchen nach Resten alter Kultur durch eine derartig reiche Ausbeute, durch einen so vielseitigen Befund überrascht, daß man dieses Gebirge auch heute noch als das Raritätenkabinett Europas bezeichnen kann, wie auch andererseits das Wesen jener konservierenden Wirkung sich an den entlegensten Stellen des Gebirges am deutlichsten enthüllen wird, weil es hier an seinen letzten Konsequenzen angelangt ist.

Die Reste alter Bevölkerung.

Die bekanntesten Fälle dieser Art liegen nun zunächst auf ethnographischem Gebiet, Fälle, für die sozusagen als monumentales Beispiel das Dasein der Latiner, der unvermischten Nachkommen der alten römischen Provinzialbevölkerung, gelten kann. Wie diese Bevölkerung nach und nach auf ihren heutigen Stand reduziert wurde, das gehört an eine andere Stelle des Buches; wichtig ist dagegen in diesem Zusammenhange, d. h. in welcher Weise überhaupt das Hochgebirge die Erhaltung dieser alten Bevölkerung begünstigt hat, die Lage der Punkte, wo jene Reste auch heute noch zu finden sind. Diese ziehen sich in einer langen, wenn auch unterbrochenen Kette von den Tälern des Vorderrheines bis zu den Vorbergen des Triglav. Es ist dies somit eine Linie, die in der Mitte des Gebirges läuft, die aber doch weder, wie man vielleicht erwarten könnte, schon an dem höchsten Teil des Gebirges, am Montblanc beginnt, noch sich bis in die Ostalpen fortsetzt, wo die Flächenausdehnung des Gebirges am umfangreichsn ist.te Wohl aber befindet sich das Gebiet jener Latiner in demjenigen Mittelstück der Alpen, in dem die Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit und Unregelmäßigkeit am stärksten ausgeprägt ist, und wo daher die geographischen Kräfte den menschlichen Einflüssen am erfolgreichsten entgegenwirken konnten. Es liegt weiterhin in dem Wesen jener drei Völker, der Italiener, der Deutschen und der Latiner selbst, begründet, daß die Widerstandskraft der letzteren gegen die Italiener an sich geringer sein mußte als gegen das deutsche Volkstum, und daher sehen wir denn auch heute die Latiner vorwiegend in solchen Alpentälern, die zwar nach Norden offenstehen, nach Süden hin dagegen durch hohe Gebirgsriegel abgeschlossen sind. Nur die latinischen Täler Friauls öffnen sich nach Süden; diese liegen jedoch wiederum so weit von dem Mittelpunkte des ita-

lienischen Volkstums entfernt, daß dessen Einfluß hier nur weniger nachhaltig wirken konnte.

Aber auch sonst sehen wir heute noch innerhalb der Alpenbevölkerung deutlicher und weniger deutlich die verschiedenartigsten Typen und Spielarten, ein Zustand, der in früherer Zeit begreiflicherweise noch viel bunter und mannigfaltiger als heute gewesen ist. So zeigen die Einfischtaler (Wallis) einen ganz besonderen, fast semitischen Typus; die Leute des Haslitales werden als Friesen oder Sachsen angesprochen [1]), und auch die Schwyzer unterschieden sich wenigstens noch im fünfzehnten Jahrhundert in Sitte und Sprache scharf von allen ihren Nachbarn [2]). Die Leute um Bormio, aber auch nur diese, sprechen genau denselben Dialekt wie die Einwohner von Florenz; im Vintschgau herrscht zwischen Latsch und Laas ein ganz eigentümlicher mongolischer Schädelbau [3]), während nördlich die Leute im Schnalsertal sich trotz ihrer deutschen Sprache fast wie Romanen ausnehmen. Der hinterste Teil des Sarntales zeigt in allem und jedem auch heute noch kaum ein anderes Bild wie vor 500 Jahren [4]), und reine Bajuwaren in Tirol kann man heute zwar nicht am Brenner oder im Pustertal, wohl aber an dem letzten entlegenen Ende des langen Gailtales (Lessachtal) antreffen. Die Bewohner des Tuxertals sind ganz andere Leute als die ihnen benachbarten Zillertaler; das Trentatal am oberen Isonzo, die Gemeinde Krakau (bei Murau) und wie viele andere noch haben ihren besonderen Menschenschlag.

Besonders deutlich, weil nicht an einem einzigen, sondern an mehreren Punkten in gleicher Weise, tritt nun auch jene Schwerflüssigkeit des ethnographischen Elementes in den Tälern der sogenannten Walser zu Tage. Solche finden sich heute in Vals-Platz südlich Ilanz, im Davosertal, im Oberhalbstein [5]), in Vorarlberg und bei Oberstdorf, und schließlich, am weitesten östlich, in Tirol, wo das eine Tal am Brenner bei S. Jodok, das andere im Pustertal bei Mühlbach abgeht. Auch das Patznaun ist einst zum Teil von solchen Walsern bewohnt gewesen [6]). Wir brauchen hier nicht zu untersuchen, zu welchem deutschen Stamm diese Walser gehören, oder zu welchem Zeitpunkt die so gefärbten Steinchen in das Völkermosaik der Alpen eingefügt wurden, auch soll zunächst nicht einmal gesagt werden, daß überall, wo dieser Name erscheint, er den gleichen Ursprung haben muß, da ja allein schon die allgemeine Bezeichnung vallis für Tal da und dort ebendenselben Namen hervorgerufen haben kann [7]); das ist aber Tatsache, daß in einigen der genannten Täler einmal während des Mittelalters eine deutsche Bevölkerung einzog, die aus dem Oberwallis kam, und daß deren charakteristische Merkmale in Sprache, in Tracht und im Kultus, d. h. in der Verehrung des gleichen Heiligen (Theodul, Jodok), bis heute noch standgehalten haben.

[1]) M. Schw. S. 271. [2]) Z. A. 1903. S. 59. [3]) M. D. A. I. T. 4. Au. S. 261. [4]) N. A. S. 105 f. [5]) Pl. S. 43. A. 1. [6]) F. 1906. S. 144. [7]) So z. B. bei der Valser Alpe im Passeier. Vgl. B. W. S. 253.

Rückständige Kultur-erscheinungen in den Alpen.

Aber auch andere, über das ethnographische Gebiet hinausgehende Vorstellungskreise haben in den Alpen zuweilen eine besonders lange Lebenskraft entwickelt oder dort eine Zuflucht gesucht, nachdem ihre Zugkraft anderswo längst gebrochen war. Der Bischof von Aventicum rechnet im J. 594 trotz aller Frankenkönige noch nach byzantinischen Kaisern [1]), und die berühmte, noch heute in Gebrauch stehende Kultstätte S. Romedio ist deshalb ein ganz einzigartiger Punkt, weil ihre Entstehung auf das älteste christliche Anachoretentum zurückgeht. Die Waldenser haben in den stillen Tälern der Westalpen jahrhundertelang ihr Leben gefristet, und es kann uns daher auch nicht überraschen, wenn im J. 1781, nach dem Toleranzedikt Josephs II., auf einmal in den Ostalpen eine ganze Anzahl unversehrter evangelischer Gemeinden zum Vorschein kam. In Buchenstein (Dolomiten) bestand bis in das 19. Jahrhundert eine Sekte mittelalterlicher Flagellanten [2]), und die stille Wildschönau (Unterinntal) ist heute noch der Schauplatz uralter Sitten und Rechtsbräuche [3]).

Es ist aber doch auch hier wie überall; in den Lücken und Spalten, wo der frische Luftzug des Fortschritts nicht hinzudringen vermag, da müssen um so stärker wie ein böses Unkraut die Mächte der Rückständigkeit und des Aberglaubens sich ausbreiten, und es ist besser, daß derjenige, der Menschenstolz und Menschenglück sucht, nicht allzutief in jene Kulturverhältnisse hineinschaut [4]). Wir können es dem Abt von Marienberg schon glauben, wenn er im 17. Jahrhundert der Regierung in Innsbruck berichtet, das die latinische Sprache in den Nebentälern des Vintschgaues damals „dermaßen grob war, daß sie weder geschrieben noch gelesen, und überhaupt von niemand, der nicht darin geboren war, erlernt werden konnte [5]).“ In Innsbruck selbst aber lebte später, zu denselben Zeiten, als Lessing seine Werke in die Welt sandte, als Vorsteher der Landesbibliothek ein verdienter und unterrichteter Forscher, Roschmann, sicherlich der größte Gelehrte, den es damals in Tirol gab; aber selbst dessen Schriften sind in einem Deutsch geschrieben, fast so kraus und wirr wie es in den mittelalterlichen Chroniken steht [6]). Aus Klösterle am Arlberg nahm ein weitberühmter „erprobter Geistesmann“ besonderer Art, der Pfarrer Gaßner, seinen Ausgang, der noch um 1775 an Tausenden und Abertausenden Wunderkuren und Teufelsaustreibungen vornahm [7]), und es paßt zu dieser Nachbarschaft, daß auch in Landeck die letzte Hexenverbrennung stattfand, ein Ereignis, wie es trüber und mittelalterlicher nicht gedacht werden kann (1773).

Die verbergende Wirkung der Alpen.

Wir kommen nun zu jenem andern Gesichtspunkt, der gleichfalls geschichtlich nicht ohne Folgen geblieben ist, bei dem die verbergende, schützende Wirkung der Berge von vornherein erkannt und bewußtermaßen zu einem bestimmten Zwecke ausgenutzt wurde. Eine derartig tragische Bestimmung, wie sie den Alpen während der Völkerwanderung zugefallen war, als dieses Gebirge wie

[1]) Quellenkunde, Sammlung Goeschen, I. B. S. 43. [2]) M. D. A. II. T. 6 Au. S. 311. [3]) Haush. S. 84. [4]) Vgl. Z. A. 1901. S. 119. [5]) Ju. S. 291. A. 2. [6]) Vgl. Meyer. S. 201. [7]) Schw. S. 150.

eine letzte Zufluchtsstätte von allen Seiten her die Verfolgten und Vorsichtigen an sich gezogen hatte, ist in den folgenden Zeiten niemals auch nur annähernd hervorgetreten. Wohl aber haben oft genug einzelne, sobald die Ereignisse über sie zusammenbrachen, in der Unwegsamkeit und Verstecktheit des Gebirges ihren letzten und besten Bundesgenossen gefunden. Als Arnulf im J. 894 Rudolf, den König von Hochburgund, mit Krieg überzog und von Italien herüberkommend auch wirklich auf das ganze Land zwischen Alpen und Jura die Hand gelegt hatte, blieb der Erfolg allein deshalb aus, weil der burgundische König selbst, auf dessen Beseitigung alles ankam, vor seinen Feinden plötzlich in den Bergen verschwand [1]. Weit bekannt ist dann das Schicksal Friedrichs mit der leeren Tasche, der im J. 1416, geächtet und verfolgt, sich in der einsamen Burg Bäreneck im Kaunsertal und vor allem in den Rofener Höfen, in der damals weltfernsten Ecke der Ötztaler Alpen, verborgen hielt, und es ist für die Dauerhaftigkeit jener natürlichen Mächte bezeichnend, daß auch die Pfandlerhütte (Passeier), die Hofer, der andere Volksheld Tirols, 400 Jahre später als Versteck wählte, in der Luftlinie nur 30 km von jenen Höfen entfernt liegt.

Der junge Herzog Christoph von Württemberg, den Karl V. als Gefangenen mit sich führte, benutzte auf einer Reise des Hofes nach Italien eine stille Stelle der Alpen, um nach Salzburg hin zu entfliehen, ein Unternehmen, das auch wirklich gelang, infolge der Schwierigkeiten der Verfolgung im Hochgebirge (1532); und nur die Flucht aus Innsbruck tief in die Berge hinein rettete dann auch Karl V. selbst im J. 1552 vor Moritz von Sachsen, während zugleich die Burg Rodeneck bei Brixen für die wichtigsten Schriften und die Kleinode des Kaisers das Versteck abgeben mußte [2]. Auch im Jahre 1646 versuchte man bei dem Anrücken der Schweden alle bewegliche Habe im Wert von 40 Tonnen Goldes in der festen Bregenzer Klause zu bergen. Während des Türkenkrieges nahm Kaiser Leopold I. im Schloß S. Wolfgang bei Ischl Aufenthalt [3], und wiederum suchten vor der Revolution in Wien im J. 1848 Kaiser und Hof in Innsbruck ihre Zuflucht. Auch als im J. 1703 die Bayern von Norden, die Franzosen von Süden in Tirol eindrangen, fanden sich die Bischöfe von Trient und Brixen in dem stillen Wallfahrtsort Dreikirchen (bei Klausen) ein, um gemeinsam und wohlgeborgene dort oben das Ende des Ungewitters abzuwarten [4].

Aber auch diese Eigenschaft der Alpen hat ihre dunkle Kehrseite; denn es sind vielleicht noch mehr, deren Namen wir nur nicht kennen, die unfreiwillig und auf Nimmerwiederkehr hier verschwunden sind. Abseits der Welt, in Hohenems, ließ der Hohenstaufe Heinrich VI. den Thronprätendenten Siziliens, Friedrich, ein unglückliches, geblendetes Kind, gefangen setzen, und auch im J. 1618 wurde der mächtige Vertraute des Kaisers Matthias, Kardinal Khlesl,

[1]) Oe. I. S. 246. [2]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 7. Au, III. B. S. 321, V. B. S. 178. [3]) Schw. S. 134. [4]) N. A. S. 59.

von dem Thronfolger Ferdinand kurzer Hand dadurch aus dem Wege geräumt, daß er als Gefangener von Wien nach Tirol (Ambras) transportiert wurde. Wie grauer Abendnebel lagert es oft über jenen Vorgängen. Da aber die Gestalten der Sage gern ein solches Helldunkel aufsuchen, so können wir sie auch in diesem Gebiete antreffen; so soll der Kaisermörder Parricida am Walchensee unerkannt gestorben und begraben worden sein, und auf der Burg Hohenaschau (Priental) soll sich Luther, nachdem er vor Cajetan aus Augsburg geflohen war, aufgehalten haben. Etwas Tatsächliches kann man aber auch aus solchen Andeutungen mit Bestimmtheit entnehmen; die Stellen, die hier bezeichnet werden, müssen einstmals wirklich unendlich verborgen und weltverlassen dagelegen haben.

II. Kapitel.

Die Kirche in den Bergen.

Es ist ein einfacher aber durchaus richtiger Standpunkt, wenn man nicht allein das Leben des Einzelnen sondern auch das aller der Kreise, die durch den Zusammenschluß einer Mehrzahl gebildet werden, also aller geschichtlichen Schöpfungen, als einen fortdauernden Kampf um das Dasein ansieht. Es mag sein, daß in Zeiten, in denen die Staaten sich konsolidiert haben, die Motive komplizierter, die Kulturerscheinungen reifer und blühender werden; das Gerüst der historischen Tatsachen ist doch stets aus Kampf und Krieg geformt gewesen. In keiner Periode aber tritt dies nackter und offener hervor wie in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, als in allen jenen Reichen, die auf dem Boden der alten Welt neu entstanden waren, Herrscher und Herrschende allein um die Behauptung ihrer Machtstellung zu ringen hatten, als für diese daher alle eigentlichen Kulturaufgaben nur ein unzeitgemäßes und unerprobtes Gebiet bleiben mußten, als die Regierungsgewalt überhaupt sich nur in dem Mittelpunkt ihres Machtkreises wirklich fühlbar machen konnte, in weiterer Entfernung dagegen um so weniger nachhaltig zu spüren war.

Die junge christliche Kirche als geschichtliche Macht in den Alpen.

Da wir aber jene Mittelpunkte nur in der Ebene und abseits der Alpenländer zu suchen haben, so ergibt sich hieraus, daß diese zunächst für lange Zeiten sich sozusagen selbst überlassen blieben, und daß staatliches Leben, soweit man überhaupt damals von einem solchen reden kann, hier am allerwenigsten zu finden war, ein Zustand, der, wie wir gesehen haben, durch die Natur des zähen Gebirgslandes nur befördert werden konnte. Hier tritt nun aber ein Element in die Lücke ein, das in den Alpen während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters als die einzig schöpferische und kulturbringende Macht angesehen werden muß, die Kirche.

Wenn für das Anbrechen des Mittelalters der Untergang der antiken Welt und das Aufkommen neuer selbständiger Völker die grundlegenden Tatsachen sind, so bleibt dann die Stärke des religiösen Gefühls, die Art, wie die Kirche

dieses Gefühl für ihre Zwecke verwendet und so selbst als eine geschichtliche Macht auftritt, von Anfang bis zu Ende der hervorstechende Charakterzug dieser tausendjährigen Epoche. Wie bewegt und zerrissen aber auch gerade jene Zeiten vor uns stehen, in denen die Kirche am anspruchsvollsten auftrat, wie sehr es überhaupt dem Zweifel unterliegen muß, ob die religiösen Motive, wenn sie in übermäßiger Stärke in das geschichtliche Leben eingreifen, Menschenglück und Menschenwohl zu befördern vermögen, hier in den Alpenländern haben wir wirklich eine Periode vor uns, in der die Kirche aus sich selbst heraus Geschichte gemacht hat, lediglich mit einer kulturfördernden und segenbringenden Wirkung. Es ist fast, als ob dieses Institut damals noch dem Ursprung besonders nahe gewesen wäre, von dem es auszugehen behauptet; es ist ein sonnenwarmes, herzerfreuendes Leben, das uns hier anmutet, und kein Schauplatz auf der ganzen Erde kann es auch heute noch deutlicher als die Alpenländer erzählen, über welch' frische und schöpferische Kraft die christliche Kirche in ihrer Jugendzeit verfügte.

Westalpen, Südrand und Ostalpen.

Für alle Teile trifft diese Erscheinung freilich nicht in gleichem Maße zu; sie findet sich weniger ausgeprägt im Westen und am Südrand wie im Osten des Gebirges, ganz durchsichtig dagegen im eigentlichen Mittelstück der Alpen. Dort in den Westalpen und am Südrand waren auch damals die Quellen der Zivilisation nicht völlig verschüttet, so daß das neu einsetzende Leben ungestört in diese einlenken konnte, während die Ostalpen, wo das Gegenteil nur um so tiefer Platz gegriffen hatte, zunächst noch ganz abseits von jenem neu entstehenden Kulturkreis gelegen waren. Im Osten der Alpen hat daher die Kirche erst viel später mit ihrer Arbeit beginnen können, auch hat sie sich dann hier viel häufiger und williger von der weltlichen Gewalt die Hand führen lassen.

Überblickt man die Tätigkeit der Kirche während des ersten Mittelalters, so zeigt es sich überall, daß diese nirgends willkürlich oder selbständig vorgeht, sondern sich zunächst an solchen Punkten einstellt, deren Zweckmäßigkeit und Wichtigkeit bereits unter den Römern eine jahrhundertelange Probe bestanden hatte. Es ist also äußerlich nichts weniger als eine neue Zeit, sondern nur eine Wiederaufnahme des Lebens zwar mit neuem Inhalt aber doch im alten Rahmen, und zugleich ein greifbarer Beweis dafür, daß nicht etwa dem Christentum erst der Anbruch dieses neuen Zeitalters zur Entfaltung seiner vollen Lebenskraft verhalf, sondern daß jenes vielmehr nur als die bei weitem mächtigste und kulturbringende Macht der Antike am Leben geblieben war und als solche nun notwendig auch in der veränderten Zeit weiterwirkte.

Deshalb gehört aber auch die Entstehung der christlichen Organisation in den Westalpen und am ganzen Südrand des Gebirges in das römische Altertum, wie dieselbe ja auch dort besprochen worden ist[1]). Fast alle wichtigen kirchlichen Gründungen stehen hier buchstäblich auf römischen Fundamenten, in Nizza,

[1]) Vgl. Verkehrsgeschichte d. A., I. B. S. 182f.

Susa, Embrun, Ivrea und Aosta so gut wie in Martigny und S. Maurice, in Como, Brescia und Verona so gut wie in Cividale und Aquileja, und auch Triest tritt bezeichnenderweise im Mittelalter zuerst als ein von den dortigen Bischöfen beherrschtes Territorium hervor, dessen Bezirk mit der alten römischen regio identisch ist. Wie sehr aber diese Bewegung die Regel war, läßt sich daraus ersehen, daß sie sich nicht allein an den großen Kulturzentren zeigt, sondern auch überall bis in die entlegensten Punkte fortsetzt. In Sitten finden sich die ältesten Reste des Mittelalters, die Katharinenkirche (9. Jahrhundert), auf dem dortigen Schlosse Valeria. also unmittelbar auf römischer Grundlage; in Giornico ist es gleichfalls die älteste Kirche der Landschaft, die vorher ein römischer Tempel gewesen sein soll; auch in Maderno und Toscolano am Gardasee sind die Römersteine gerade in die ältesten Kirchen eingemauert, und noch im J. 1220 wurde hier auf der Isola di Garda in die Ruinen eines Juppitertempels ein Kloster eingebaut. Auch in Trient (S. Apollinaris) und im Suganatal (Calceranica) wiederholt sich derselbe Vorgang. Neu und ganz mittelalterlich ist dagegen auch in diesen Teilen der Alpen das Hervortreten der Klöster, und es ist dabei zu beobachten, daß diese zumeist nur an solchen Punkten erscheinen, wo die Kirche ausnahmsweise auch hier selbständig vorgehen mußte; wie dies aber auch durchaus der intensiven und auf das Praktische gerichteten Kulturtätigkeit entspricht, die durch solche Anstalten hervorgerufen werden sollte.

Der Nordteil des Gebirges.

Einen ganz anderen Weg nimmt nun aber diese Entwickelung am Nordrand der Alpen. Auch dort hatte die Kirche bereits während der Römerherrschaft an den von der Regierung bevorzugten Plätzen ihre Bischofssitze eingerichtet gehabt, aber gerade dort wurde dann auch der Kreislauf der Kulturströmungen durch die germanische Völkerwanderung derart gestört und in andere Bahnen gewiesen, daß die Kirche hier von Anfang an zu neuen und selbständigen Maßnahmen gedrängt wurde, Maßnahmen, die, wenn auch im einzelnen ganz verschieden, doch überall eine besondere Fähigkeit erkennen lassen, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. So hielten die Bischöfe von Vindonissa und Augusta Rauracorum durchaus mit den Zeiten Schritt, wenn sie ihren Sitz damals nach Konstanz bezl. Basel verlegten und so nach Orten übersiedelten, denen nunmehr die Zukunft gehörte [1]). Auch in der antiken Hauptstadt Helvetiens, in Aventicum, ließ es sich jetzt so schlecht regieren, daß die Bischöfe von dort nach Lausanne verzogen, und die Folgezeit hat es auch hier bewiesen, von welch' scharfem Blick diese Maßregel eingegeben war; denn jener neue Sitz, „wo sich die Wege der nach Rom Ziehenden, der Franken, Fläminger, Gallier, Engländer, Sachsen und Skandinavier vereinigen“ [2]), sollte sich dann so recht zu einem Brennpunkt des großen Verkehrs auswachsen. Auch in Tirol wiederholt sich später in Gestalt der Verlegung des Bischofssitzes von Seben nach Brixen dieselbe Erscheinung.

---

[1]) Vgl. Ju. S. 276. Diese Verschiebungen fallen in das 6. bezl. 7. Jahrhundert. [2]) Oe. I. S. 238.

Man bemerkt also, wie hier die Kirche durchaus neue Leistungen und Gruppierungen hervorzurufen vermag. Der ausgedehnteste Schauplatz einer solchen Entwickelung ist nun aber die heutige deutsche Schweiz geworden, die Gegend südlich des Bodensees, die Ufer des Zürich- und Walensees bis zu den Glarner Alpen, und von den Urkantonen bis hinein in das Berner Oberland. Diese im Altertum so weltfernen Gebiete sehen wir jetzt mit einem Schlage zum Leben erwachen und hier die kirchlichen Institutionen wie am taufrischen Morgen mit der geistigen und materiellen Erschließung des Landes beginnen.

Die hervorragendste aller jener kirchlichen Gründungen ist die Schöpfung des h. Gallus, das Kloster S. Gallen, während sich nördlich, an den Ufern des Bodensees, an sie das Kloster Reichenau anschließt. An diese beiden reihen sich weiter im Süden die Erschließung von Glarus, wo der h. Fridolin gewirkt haben soll, und an der nördlichen Pforte Bündens die Gründung Pirmins, das Kloster Pfäfers. Selbst südlich im Herzen dieses Gebirgslandes ist die Entstehung von Disentis eine nach damaligem Sinne ganz moderne Erscheinung, allein schon deshalb, weil, wie schon der Name es ausspricht, damit ein bisher ganz weltfernes Gebiet erschlossen wurde. Nordöstlich davon ist dann aus dem Kloster S. Leodegar das heutige Luzern emporgewachsen, ein Ereignis, mit dem wir somit dicht an die Schwelle der Schweizer Urkantone gelangt sind, in deren Bereich die Stiftung von Einsiedeln (cella Meginradi), die der Pfarrkirche in Thun (993) und der Klöster Engelberg (1121) und Interlaken (1130) unter demselben Gesichtspunkt gehören.

Wichtig ist bei dieser ganzen Entwickelung nun aber ebenso der frühe Zeitpunkt, an dem sie begann, wie die Tatsache, daß die weltliche Gewalt dabei entweder überhaupt keinen oder nur einen ganz oberflächlichen Einfluß ausübte. Einen zwingenden Geburtsschein hat wohl kein einziges dieser Klöster aufzuweisen, aber es ist doch sehr wahrscheinlich, daß die Entstehung von S. Gallen und Disentis um die Mitte des siebenten, die von Pfäfers, Reichenau und Luzern in den Anfang des achten Jahrhunderts zu setzen ist. Die Erschließung von Glarus läßt die Sage bereits um das J. 530 vor sich gehen, wenn auch die Zusammenhänge, auf die sie dabei Bezug nimmt, erst im 10. Jahrhundert geschichtlich nachweisbar werden. Ihre Ergänzung und Belebung finden nun aber diese frühen Daten dadurch, daß irgendwelche aus dem römischen Altertum stammenden Lebensbedingungen bei jenen Vorgängen nicht im geringsten zu bemerken sind, daß somit ein Einfluß von Süden her bei ihnen ganz ausgeschaltet ist, und daß sie sämtlich ihren Ursprung allein im Norden der Alpen haben. Von dort kommen daher auch alle die Helden jener kirchlichen Gründungsgeschichten herangezogen, Gallus vom fränkischen Königshof, Pirmin (Pfäfers) aus der Gegend von Zweibrücken, Meginrad (Einsiedeln) aus Rottenburg; über Glarus übte tatsächlich Säckingen, die Stadt des h. Friedolin, die Grundherrschaft aus, und diejenige über Luzern besaß das in Murbach (Elsaß)

gelegene Mutterkloster, ein Zustand, der hier über ein halbes Jahrtausend angedauert hat.

S. Gallen.

Wenn auch noch so viel von den Nachrichten aus jenen fernen Zeiten verloren gegangen ist, wie u. a. im J. 1799 das unendlich wertvolle Archiv von Disentis[1]), so ist doch immer noch in Gestalt der S. Gallener Handschriften ein reicher und weitbekannter Vorrat vorhanden, der es uns ermöglicht, die Art und Weise jener Entwickelung in ihren Anfängen zu belauschen. Zunächst hat der gläubige Verfasser in der um das J. 775 entstandenen Lebensbeschreibung des h. Gallus nur nebenbei einige kleine Züge in seine Darstellung eingeflochten, die aber deshalb besonders wertvoll sind, weil sie einigermaßen eine Vorstellung von dem Zustand jener Landschaften zu Beginn des Mittelalters geben können, ein Bild, wie es auch in weitem Umkreis nicht anders gewesen sein wird. Als im 7. Jahrhundert jene Kolonisten südlich des Bodensees eintrafen, gehörte dieses Gebiet kirchlich zu dem Bistum Konstanz, was deshalb wesentlich ist, weil gerade dieser Ort neben den anderen Städten in seiner Nachbarschaft (Brigantium, Vitodurum, Arbor felix) in der Römerzeit am allerwenigsten genannt wird. Damals stehen weiterhin Turegum (Zürich) und Arbon noch aufrecht; hier sitzen auch fränkische Machthaber, während ringsherum auf dem ungeschützten Lande die Bewohner überall in der größten Dürftigkeit und Roheit dahinleben. Es ist nun ganz bezeichnend, daß Gallus sich zuerst nach Bregenz wendet, dem alten römischen Hauptort dieser Gegend, der damals fast in Ruinen lag, wo aber bereits während der Römerzeit der christliche Kultus Fuß gefaßt hatte. Dieses Verfahren hat jedoch nichts weniger als Erfolg, weil die Fäden nach rückwärts sich hier schon als völlig zerschnitten herausstellen, und die Mönche verlassen daher jenen Ort, — „eine goldene Schale aber voll von Schlangen“, wie der Chronist so bezeichnend sagt — um sich dann schließlich an der Stelle niederzulassen, wo S. Gallen entstehen sollte. Es ist auch hier wieder ein Fall, bei dem aus Elend und Bedrängnis Großes hervorgeht, und „daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes und leuchtendes Flämmchen angezündet hat“; denn infolge der Rückständigkeit der Landschaft konnte jene Gründung anfangs nur als ein Fluchtwinkel und Zufluchtsort für die Umgebung dienen und auf diese Weise ihre Wurzeln in den Kulturboden eintreiben[2]). Zu welcher Bedeutung dieses Stift aber dann heranwuchs, welchen Umfang seine Machtmittel, sein Einfluß und seine Ansprüche annahmen, vor allem aber, welch' angeregtes und betriebsames Leben von dieser Stelle ausgegangen ist, davon können schon wenige Blätter der späteren S. Gallener Geschichtsschreibung in ihrer merkwürdigen Vielseitigkeit Zeugnis geben.

Das Resultat dieser Kulturtätigkeit.

Aber auch der Werdegang der anderen benachbarten kirchlichen Gründungen, die damals entstanden sind, wird sich in derselben aufsteigenden Linie bewegt haben, und das Zusammenwirken aller dieser Bestrebungen hat dann in der

[1]) Pl. S. 284. [2]) Leben des h. Gallus, K. 42,45.

Nordschweiz einen Zug von Betriebsamkeit und Unternehmungslust, besonders aber auch von Unabhängigkeitssinn entstehen lassen, der noch heute in dem Charakter der dortigen Bevölkerung nachwirkt. Es mag bereits seine Gründe gehabt haben, daß wir Arnold von Brescia, dem die Welt überall zu eng und zu dumpf war, einmal in der Luft Zürichs wiederfinden (um 1140)[1]), und es ist dies eine Tatsache, die sich wie ein Pfeiler in der Brücke jener Entwickelung ausnimmt, daß hier eine rein kirchliche, allerdings in ihrem Ursprunge nicht von Rom ausgehende Kulturarbeit Zustände geschaffen hat, die der Tendenz der mittelalterlichen Kirche ganz entgegengesetzt werden sollten.

Oberbayern und Tirol.

Als ein Ableger dieser selbständigen Schweizer Bewegung sind auch noch die ersten christlichen Gründungen im Algäu, in Kempten und Füssen, anzusehen, während die Entstehung der kirchlichen Kolonisation auf der bayrischen Hochebene und in den Ostalpen an anderer Stelle und unter anderen Gesichtspunkten zu betrachten sein wird. Auch darin zeigt sich Augsburg als einer der klassischen Punkte auf deutschem Boden, weil hier das ununterbrochene Fortbestehen eines christlichen Bischofs seit der Römerzeit kaum in Zweifel zu ziehen ist[2]), und daselbst, nicht anders als in Rom selbst, die Stelle des Martyriums der ersten Christen, die heutige Ulrichskirche, als Kultstätte stets in Gebrauch blieb. Die älteste christliche Organisation in Oberbayern und noch mehr in ganz Rätien unterscheidet sich schon dadurch von derjenigen in der Schweiz, weil hier der Riß wieder viel weniger fühlbar ist, der in den Zentralalpen einerseits und in den Ostalpen andererseits die Römerzeit von dem Mittelalter trennt, wie wir uns überhaupt nicht bloß in Bünden sondern auch in Tirol in einem Lande befinden, dessen Charakter in seinen tiefsten Schichten viel größere Bestandteile der alten südlichen Kultur aufweist, und jene innere Verwandtschaft, die in der Beurteilung der Wichtigkeit der Örtlichkeiten zwischen der Römerzeit und der frühchristlichen Gründungsweise besteht, tritt daher auch dort an allen Stellen zu Tage[3]).

Es ist ursprünglich nur ein Stück antiker Topographie, wenn die Ziller, die in der Römerzeit als Grenze zwischen Rätien und Norikum gedient hatte, später zwei Gaue und bis heute die Diözesen Brixen und Salzburg von einander getrennt hat. Im Oberinntal leiten zahlreiche Römerspuren nach Serfaus, und dort befindet sich auch die weitaus älteste Kirche dieser Gegend (Georgskirche, 8. Jahrhundert). Der Ort Meran gehörte ursprünglich zur Pfarre des Dorfes Tirol, entsprechend den Verhältnissen, wie sie dort im Altertum geherrscht hatten, und daneben im alten Maja machten sich auch der h. Valentin und Korbinian zu schaffen[4]). An der Stelle von Sebatum bleibt das unbedeutende S. Lorenzen jahrhundertelang als Dekanat des ganzen Pustertals bestehen, und an derselben wichtigen Straßenstelle findet sich auch später das Kloster Sonnenburg wieder ein. In Seben erhebt sich der Sitz der Bischöfe auf dem Boden

1) O. F. S. 158. 2) Pl. S. 222; W. S. 63; Eg. S. 196. 3) Vgl. Anh. 1. 4) Ju. S. 264. A. 3.

eines römischen Isistempels und die Schicksale des Bistums Trient sind insofern denen des benachbarten Chur analog, als auch jenes, wenn auch politisch weniger selbständig, sein Gebiet unverändert aus der Römerzeit in das Mittelalter hinübernahm. Bei dem großen Frankeneinfall von 590 in Südtirol sehen wir niemand anders als die Bischöfe Agnellus von Trient und Ingenuin von Seben nicht nur durch ihr Eingreifen die Zerstörung von Verruca, der wichtigen Zitadelle Trients, hintanhalten, sondern letzteren dann auch noch in das Frankenreich reisen, um die aus seinem Gebiet weggeschleppten Gefangenen loszukaufen [1]). Dieser Vorfall zeigt, wer damals allein hier, selbst inmitten der schwierigsten Verhältnisse, Kulturaufgaben zu lösen verstand; und es ist daher äußerlich wohl das alte Schema, aber es sind nichts weniger als verbrauchte Kräfte, die es zur Anwendung bringen.

Eine besondere Erwähnung erfordert in diesem Zusammenhang jedoch noch der wichtigste Hauptort Nordtirols. Das letzte, was einer geschichtlichen Nachricht über das antike Veldidena ähnlich sieht, ist das Vorkommen von Münzen Justinians (527—565) auf dem dortigen Boden [2]), und auch das erste Lebenszeichen des Mittelalters tritt uns dann hier nirgendswo anders als auf dem Baugrund Veldidenas in Gestalt des Klosters Wilten entgegen, freilich mit Sicherheit erst in einer verhältnismäßig sehr späten Zeit, um das J. 1128, wie die Sage wohl auch nur auf ihre Weise durch die Annahme, daß Veldidena von den Hunnen zerstört worden sei, jenen auffallend langen Riß in der Überlieferung zu erklären versucht [3]). Hier klafft also eine weite und tiefe Lücke, nicht allein zeitlich von vollen 600 Jahren, sondern auch besonders hinsichtlich der Art und Weise der Gründung des Klosters Wilten, hinsichtlich der Frage, ob jene von bayrischer Seite oder ob sie etwa, wie in Kempten und Füssen, von der Schweizer Seite ausging. Die Zusammenhänge, die hier noch aufzudecken sind, müssen aber zugleich für die Geschichte Nordtirols in der ersten Hälfte des Mittelalters von grundlegender Wichtigkeit sein, und schließen daher eine Aufgabe in sich, die weit über das Interesse der Innsbrucker Lokalforschung hinausgeht.

Das Verkehrsbedürfnis des Mittelalters und die Kirche.

So sind es überall jene starken und werktätigen Seiten der Kirche, die in der mittelalterlichen Geschichte der Alpenländer so glänzend hervortreten. Da nun aber dieses Gebirge damals infolge seiner Lage das Herzstück des europäischen Verkehrs war, und da es ebenso infolge seiner Beschaffenheit diesen Verkehr vor die peinlichsten Aufgaben stellte, so haben sich jene Kraftäußerungen auch auf diesem ganz und gar praktischen Gebiet versucht und Einrichtungen geschaffen, wie sie im Mittelalter bitter notwendig waren, und die doch niemand anders als eben die Kirche in solcher Ausdehnung und Dauerhaftigkeit hätte zu Stande bringen können. Zum Verständnis der Wechselwirkung, die zwischen den Kulturbedürfnissen der Menschheit und den übermächtigen Naturkräften in den Alpen immer vorgewaltet hat, gelangt man nun aber am besten, wenn man

[1]) P. D. S. 70,73. [2]) F. 1878. S. 83. [3]) Pl. S. 232. A. 2.

sich die Ursachen klar macht, die in der Jetztzeit zur Entstehung der modernen Unterkunftshütten geführt haben. Diese Bauten, mit denen heute die eigentlichen Hochgebirgsregionen übersät sind, verdanken ihren Ursprung allein dem in dem modernen Geschlechte wurzelnden Trieb, die Gipfel der Alpen zu besteigen, und jener Trieb mußte, nachdem er einmal eine bestimmte Stärke und Verbreitung erreicht hatte, notwendig auch eine Organisation in das Leben rufen, die sich die Erbauung solcher Hütten zur Aufgabe machte.

Die Zwecke und Ziele, die der Verkehr verfolgt, sind es daher, die der Gestaltung der Verkehrseinrichtungen von vornherein den Charakter aufdrücken, Zwecke und Ziele, die zu allen Zeiten auch den schwierigsten Verhältnissen gegenüber ihren Willen durchgesetzt haben. Auch im römischen Altertum war es nicht anders gewesen. Der römische Staat, der damals in dem ganzen Alpengebiet allein herrschte, zwang auch dieses schließlich mit übermächtiger Hand in seine überall gleichmäßig arbeitende Schablone hinein, und die reife Frucht dieser Entwickelung, die wegen ihrer Geschlossenheit so großartig ist, steht in dem Bilde vor uns, als damals die Alpen überall mit Heerstraßen und Stationen überzogen waren. Während also vorher ein einziger Staatsgedanke gleichmäßig das Verkehrsleben in den Alpen regelte, beruht der Unterschied zwischen dem Altertum und dem Mittelalter zunächst darin, daß jetzt ein derartig beherrschender Gedanke überhaupt nicht vorhanden war. Das Verkehrsbedürfnis an sich bestand aber auch im Mittelalter, ja es machte sich damals in mancher Beziehung noch viel reger und vielseitiger als früher geltend. Dieser Zustand mußte somit auch danach streben, auf irgend eine Weise seine Ziele zu verwirklichen, und es ist nun, wie bei den Hüttenbauten der neuesten Zeit, nichts anderes als die Selbsthilfe im großen Stile, die wir hier an der Arbeit sehen, eine Selbsthilfe, in die jedoch die an allen Stellen der Alpen wirkende Kirche organisatorisch eingriff, und die schließlich, wenn auch mit anderen Mitteln, die Alpen überall ebenso sicher wegsam gemacht hat, wie es schon einmal dem römischen Weltreich gelungen war.

Die Hospize. Die Geschichte hat darin einen Zug der Gerechtigkeit blicken lassen, daß die Vorstellung von der segensreichen Tätigkeit der von der Kirche angelegten mittelalterlichen Hospize auch heute noch weit verbreitet im Gedächtnis der Nachwelt fortlebt; denn trotz der elenden Baulichkeiten, von denen jene ausging, trotz der geringen Anzahl von Menschen, von denen sie ausgeübt wurde, bildet es doch eine durch und durch achtungswerte Leistung, von diesen unwirtlichen Punkten aus unausgesetzt für die Wegbarkeit der Umgebung, für die Sicherung menschlicher Nahrung und Unterkunft gesorgt zu haben. Wenn diese Hospize auch an Zahl viel geringer als die modernen Unterkunftshütten geblieben sind, so stehen sie doch in ihrer Wirkung allein deshalb hoch über den modernen Anstalten, weil diese nur in der besten Zeit des Jahres offenstehen, jene dagegen unausgesetzt in Betrieb waren. Ist aber die Bewirtschaftung eines Hospizes

wegen seiner Lage und noch vielmehr wegen der Unsicherheit seiner Einkünfte schon während des kurzen Sommers keine leichte, so vervielfacht sich jene aufreibende, eintönige und nicht zuletzt undankbare Tätigkeit in der schlechten Jahreszeit, Schwierigkeiten, mit denen jedoch stets der Kampf aufgenommen werden mußte, da auch der Verkehr seinerseits sich keine Schranken bezüglich der Jahreszeiten auferlegen läßt.

Still steht die Geschichte an diesen hochgelegenen, einsamen Gebäuden; denn es ist daselbst seit Jahrhunderten immer der gleiche Zustand gewesen, das rauhe Klima, in das Fauna und Flora nur mit ihren letzten Lebensregungen hinzudringen vermögen, der dichte Nebel, die kleinen Seen, die sich selbst in den Augustnächten mit Eis überziehen, die rotgrünglänzenden Moosfelder, zwischen denen hindurch die alte Straße nicht schon in Windungen sondern in langer gerader Linie dem Hospize zustrebt; diese selbst vollständig schmucklose, aber standfeste, untersetzte Bauten, mit plattem Dach, bei deren Betreten man früher unmittelbar auf ein großes Herdfeuer stieß, um das ringsherum steinerne Liegeplätze für die Passanten angebracht waren[1]). Nach den Statuten des Hospizes auf der Malser Haide von 1489 soll „der Verwalter, wenn Unwetter, Schnee und Kälte eintritt, Hilfe ausschicken und die Pilger und armen Leute zu Hofe führen; dort aber soll das Feuer nimmer, weder Tag noch Nacht zugedeckt werden, und soll allwegen Holz beim Herd sein, damit, daß wer da kommt sich wärmen möge, daß er nicht erfriere“[2]). Ein anschauliches Bild aber, wie es im Mittelalter im Bereich jener Hospize zuging, liefert uns ein Bericht über eine Reise, die im Januar 1129 zwei hohe Geistliche von Süden her über den Gr. S. Bernhard unternahmen. Weihnachten feiern sie noch in Piacenza; als sie aber nach Aosta kommen, wird das Wetter plötzlich schlecht und in Etroubles schneien sie völlig ein, so daß es erst nach Tagen wieder vorwärts gehen kann, aber wie natürlich nur mit Hilfe von Bergführern, deren Ausrüstung übrigens nicht anders als heute ist. Höher oben in S. Remy müssen sie dann jedoch nochmals liegen bleiben, ja hier wird es nur noch schlimmer wegen der Lawinengefahr, und weil das ganze elende Dorf bereits übervoll von Reisenden ist, die gleichfalls nicht weiter können. Beichte und Abendmahl sind vor jedem neuen Aufbruch unerläßlich, und wenn schließlich die Paßhöhe doch noch glücklich überschritten wird, so kann dies doch erst dann geschehen, nachdem das Wetter sich zum Bessern gewendet hat[3]).

Es ist erklärlich, daß bei der Entstehung der Hospize da und dort die Politik der großen geistlichen Stifter oder der Fürsten nachgeholfen hat, aber trotzdem bleibt das Hospizwesen eines der besten Blätter des mittelalterlichen Kulturlebens, da sich auf diesem Gebiete die edle selbsttätige Menschenliebe und die Kirche auch später immer wieder zusammengefunden haben. Das Spital

[1]) In S. Martino di C. war diese alte typische Hospizanlage 1901 noch besonders gut erhalten.
[2]) St. S. 101. [3]) Oe. I. S. 254 f.

auf der Malser Haide verdankt seine Entstehung einem Anwohner aus der Nachbarschaft, Ulrich Primele aus Burgeis (1140)[1]), und es sind wirklich an das Herz dringende Tatsachen, die in der Stiftungsurkunde des Hospizes S. Christoph a. A. erzählt werden, wie Heinrich, ein Findelkind, der als Knecht eines am Passe wohnenden Burgherrn seine Laufbahn begann, 10 Jahre lang sich seinen Lohn sparte, um mit diesem jenes Hospiz in das Leben zu rufen (1385)[2]). Die Anlage der Hospize selbst zieht sich nun durch das ganze Mittelalter und über das ganze Alpengebirge hin, und es bedarf keiner Erklärung, daß, sobald die Existenz und die Enstehungszeit eines Hospizes bekannt sind, man damit auch den besten und sichersten Beweis für die Begangenheit eines Alpenpasses gefunden haben wird. Freilich liegt der Wert dieser Feststellung mehr auf negativem Gebiet, nur darin, daß der Übergang nicht unbegangen war, während sie zunächst von der Stärke und der Art dieses Verkehrs nichts zu verraten braucht, da, wie sogleich anzuführen sein wird, auch Pässe, die doch stets nur dem Lokalverkehr gedient haben können, ganz alte Hospize aufweisen.

So finden wir an der ligurischen Küstenstraße ein Ospedaletti bei Bordighera und ebenso Hospize am Mont Genevre, Mont Cenis und am Kl. S. Bernhard. Der Gr. S. Bernhard hatte oben deren zwei, eines auf der Paßhöhe, das andere in Bourg S. Pierre, und zwei andere an seiner Nordseite (Aigle und Villeneuve). Weiterhin waren die Gemmi und die Grimsel mit einem Hospize besetzt[3]), während sich diese dann am Simplon überall von Sitten über Brieg bis nach Gondo vorfinden[4]). In der Nachbarschaft ist hier aber auch auf dem Nufenenpaß[5]) und auf dem nicht weniger abseits liegenden S. Giacomopaß ein Hospiz zu erblicken. Am Gotthard begegnen wir ebenso dem Namen Hospental wie dem Hospiz auf der Paßhöhe selbst. Westlich in Bünden ist Disentis nichts als ein großes Hospiz, während sich dann weiter am Lukmanier eine ganze Anzahl kleinerer wie an einer Schnur aneinanderreihen. Weiter kommen wir zu dem Hospiz auf dem Septimer, dem zu Silvaplana und zu dem auf dem Victorsberg bei Feldkirch (um 875)[6]). Das Hospiz am Arlberg und das auf der Malser Haide ist schon erwähnt; auch der Jaufen hatte seine Hospize auf der Paßhöhe und in S. Leonhard; dort findet sich aber auch noch oberhalb S. Leonhard ein Hof mit Namen Spital[7]). Die Brennerstraße ist nicht nur selbst, sondern auch überall auf ihren Nebenwegen mit Hospizen besetzt, ebenso in S. Johann i. T. und in Zell a. Z., auf dem Tonal und in Madonna di C. wie auf dem S. Pellegrinopaß, in Paneveggio, S. Martino di C. und Ospedaletto im Suganatal. Östlich davon liegen dann hier das Hospizio di Falzarego und zwei Ospitale, eines bei Schluderbach, das andere bei Longarone.

In den Ostalpen stoßen wir auf Ospedaletto bei Venzone, auf das Hospiz auf dem Loiblpaß, dasjenige in Friesach und in Gastein (1469), auf das Radstädter

[1]) Oe. II. S. 256. [2]) Da. I. B. S. 153. [3]) Schu. S. 35, 478. [4]) Schu. S. 465f. [5]) Schu. S. 36. [6]) Pl. S. 380, 373. [7]) Jo. S. 97.

Tauernhaus (1562) und auf die Hospize in Salzburg, besonders aber auf die so bezeichnenden Ortsnamen Spittal a. d. Drau (1191,) Spital am Pyhrn (1190) und am Semmering. Man kann demnach bemerken, wie gerade auf diesem Flügel der Alpen, im italienischen so gut wie im deutschen Sprachgebiet, sich solche Anstalten später zu Ortschaften erweitert haben, eine Erscheinung, die darin ihren Grund hat, weil hier die Hochgebirgsnatur weniger beherrschend hervortritt. Auch wenn man weiterhin hier die Hospize auf die Zeit und die Art ihrer Gründung untersucht, offenbart sich, daß keines über das J. 1000 hinaufreicht und daß sie ihre Entstehung fast überall den Maßregeln bestimmter Machthaber verdanken. Auch darin zeigt sich die besondere Stellung der Ostalpen, nicht nur, daß diese verhältnismäßig spät im Mittelalter von dem großen Verkehr durchdrungen wurden, sondern daß derselbe hier dann auch solche geographische Bedingungen vorfand, wie sie nicht ganz mit dem übrigen Alpengebiet zusammenstimmen.

Wohlstand der kirchlichen Straßenpunkte.

Bei jenem Einfluß der Kirche auf das ganze Leben der mittelalterlichen Alpenwelt kann es nun auch nicht Wunder nehmen, daß die Punkte, wo diese sich einmal niedergelassen hatte, die eigentlichen Sammelplätze und Schutzstätten für alle Kulturwerte abgeben mußten, und zwar nicht bloß im geistigen sondern auch im durchaus materiellen Sinne. Auch hier fand sich schließlich im Gefolge des praktischen Blickes der materielle Aufschwung ein, eine Entwickelung, die dadurch nur gesteigert werden konnte, weil die geistlichen Gründungen gerade die wichtigsten Verkehrspunkte beherrschten. Eine Erinnerung an jenen Zustand ist es aber, wenn man auch heute noch an einzelnen Punkten der Alpenstraßen Kostbarkeiten von großem Werte antreffen kann, die einst wirklich durch die Gunst hoher Reisender in kirchlichen Besitz gelangt sein mögen und nun Jahrhunderte hindurch an derselben Stelle treu behütet worden sind. Daß jene Entwickelung auch schon im frühen Mittelalter einsetzte, ist deshalb wahrscheinlich, weil die Sarazenen, die doch für solche Dinge eine gute Witterung besaßen, den Punkten an den Alpenstraßen so gern ihren Besuch abstatteten; so besaß das Kloster Novalese im Anfang des 10. Jahrhunderts eine kostbare Bibliothek, die bei einem solchen Überfall größtenteils vernichtet wurde [1]). Einzelne der wertvollen alten Stücke, die in der Abtei S. Maurice heute gezeigt werden, gelten bezeichnenderweise als Geschenke von Mitgliedern des karolingischen Herrscherhauses; sehr alte gute Sachen, an denen zum Teil ähnliche Traditionen haften, finden sich auch in Moutiers und Aosta, in Reichenau und Chur, in Brixen, Salzburg, Friesach und Cividale. In Brixen insbesondere ist es noch heute mit Händen zu greifen, auf welche Weise ein solcher geistiger Mittelpunkt zu wirken pflegte; denn der dortige Dom und die Kirche zu Neustift, wo sich Jahrhunderte hindurch der Tiroler Adel begraben ließ, stehen mit ihren Grabsteinen noch heute da als ein steinernes Lexikon der alten Tiroler Dynastengeschlechter.

[1]) Oe. I. S. 208.

Die Heiligennamen in den Alpen.

Es ist ein schwankender Steg, den wir nun betreten, aber die Tatsache kann wohl als ausgemacht gelten, daß dort, wo in einer bestimmten Zone oder an einer bestimmten Straße sich die gleichen Heiligennamen vorfinden, diese entweder von der gleichen Zentrale ausgegangen sind oder doch wenigstens demselben Vorstellungskreis ihren Ursprung verdanken. Von letzterem Gesichtspunkt aus ist es nun eine besonders wichtige Erscheinung, daß dem h. Petrus als dem Ältesten und Vornehmsten in dieser großen und bunten Schar auch die ältesten und wichtigsten Hospizgründungen geweiht sind, ja nicht allein dies, sondern daß es fast keiner Ausnahme unterliegt, daß dieser Heilige und kein anderer überall in den Alpen nach den Stellen hinleitet, die bereits im Altertum bewohnt waren, daß daher, wo heute Peterskirchen stehen, auch Reste und Fundamente des Altertums in der Nähe waren oder noch sind, und daß an solchen Stellen das Altertum und das Mittelalter zeitlich und räumlich am nächsten zusammentreten[1]). Auch einem anderen, der zu dem Uradel dieser Herren gehört, begegnet man besonders häufig, dem h. Martin, der schon deshalb besonders alpin ist, weil er als Beschützer des Viehstandes gilt. Die Voraussage ist bei dem Vorkommen dieses Heiligen ungefähr die, daß seine Stelle, falls Petrus fehlt, als der älteste Platz der Gegend anzusehen ist. Aus diesem Grunde findet man Martinskirchen auch nicht selten auf römischer Grundlage, aber es ist doch zu bemerken, daß sich das Mittelalter bei der Auswahl jener Punkte schon viel selbständiger bewegt hat. Dem h. Martin ist dann weiter der h. Leonhard nachgezogen[2]), während sich der h. Christoph, so schön auch dessen Legende ist, an den Wegepunkten der Alpen nicht so häufig einstellt. Späteren Zeiten gehören dann zumeist die Gründungen an, die nach dem h. Michael und dem h. Georg genannt sind, wie diese übrigens auch nicht selten einen Stich in das Vornehme und Ritterliche haben.

Zu diesen Heiligen gesellen sich dann diejenigen, die auf eine bestimmte Berggegend beschränkt bleiben und die daher gewissermaßen als Nationalheilige auftreten. In dem westlichen Teil der Alpen begegnet man dem h. Moritz (Bourg S. Maurice, S. Maurice, Luzern, S. Moritz im Lugnetz und im Engadin), im Wallis dem h. Theodul, in Bünden dem h. Luzius, dem in Innertirol, wenn auch etwas überwachsen von späteren Einflüssen, der h. Valentin an die Seite tritt. Dort an der belebten Brennerstraße haben sich überhaupt nicht nur die Alltagsmenschen sondern auch die Heiligen von allen Seiten her eingefunden, neben jenem h. Valentin auch die Lokalheiligen von Trient (Vigilius) und Seben (S. Cassian, in Groeden, im Enneberg und in Regensburg; Cassiansspitze), zwischen denen, von Süden her kommend, der h. Zeno, ursprünglich ein alter Bischof von Verona, der als Helfer in der Wassernot ja auch hier zu tun fand[3]), und von Norden, von Augsburg kommend der h. Ulrich[4]) und die h. Afra (Bozen, Brescia) mitten hindurchschwirren. In den Ostalpen läßt sich bei dem Namen

[1]) Vgl. Anh. 2. [2]) Vgl. B. W. S. 259, 292. [3]) S. Zeno di Montagna a. Gardasee, bei Cles, in Burgeis (Tir. S. 140), Zenoburg bei Meran, im Villnös (N. A. S. 72), in Reichenhall. [4]) Vgl. Anh. 3.

Hermagoras, eines alten Patriarchen von Aquileja, da und dort der frühere Einfluß dieses Sprengels feststellen während daselbst derjenige S. Veits vorwiegend wohl mit slavischen Elementen in Verbindung zu bringen ist.

Die von der Kirche geschaffenen Ortsnamen.

An diese Heiligennamen, die das Wirken der Kirche in den Alpen veranschaulichen, schließt sich nun noch eine andere Klasse von Ortsnamen an, die weder aus dem römischen Altertum noch aus den modernen Sprachen, sondern aus demjenigen Latein stammen, das im Mittelalter die einzige allgemein übliche Schriftsprache war, die als solche aber nur von den Vertretern der Kirche gepflegt und gehandhabt wurde. Somit sind auch diejenigen Ortsnamen, denen durch jenes mittelalterliche Latein Allgemeingültigkeit verschafft wurde [1]), im Grunde nichts anderes als ein Zeugnis vergangenen kirchlichen Kulturlebens, und wenn eben diese Ortsnamen in den Alpen viel zahlreicher als anderswo vorhanden sind, so kann auch dies jene Entwickelung hier nur besonders intensiv erscheinen lassen. Interessant ist es nun aber weiterhin, zu beobachten, daß diese von Anfang an aus einer toten Sprache genommenen Ortsnamen sich sprachlich ganz anders verhalten haben als diejenigen, die aus dem römischen Altertum selbst stammen. Denn während bei letzteren wie bei Angehörigen guten alten Adels, der mit der Zeit fortzuschreiten weiß, wohl der antike Kern erhalten geblieben ist, sie aber ebenso auch mit den modernen Sprachen innig verwachsen sind (Grenoble, Aosta, Konstanz, Augsburg, Trient), ist jenen ein ganz unregelmäßiges Schicksal widerfahren. Entweder stehen sie auch heute noch ganz so da, daß sie ihr unentwickeltes Mönchslatein an der Stirn tragen und „übersetze mich“ rufen (Interlaken, Disentis, Zell, Spital), oder sie sind in das Gegenteil verfallen und völlig in den modernen Sprachen aufgegangen, so daß man oft erstaunt sein kann, bei Ortsnamen, die durchaus den bodenständigen Sprachen anzugehören scheinen, zu entdecken, daß sie einst von einem mittelalterlichen Geistlichen unter die Taufe gehalten worden sind [2]).

Die kirchlichen Reiseberichte

Aber nicht bloß im Mittelalter selbst würde es ohne den Fleiß der Kirche um die kulturelle Durchdringung der Alpen schlecht bestellt gewesen sein, auch für alle Zeiten würde die Wissenschaft ihrer besten Hilfsmittel entbehren müssen, wenn damals nicht der einzig bei den Dienern der Kirche vorwaltende Bildungstrieb diesen die Herrschaft über die Sprache verschafft und ihnen die Feder in die Hand gedrückt hätte. Alles, was Geschichte und Kulturgeschichte im Mittelalter heißt, ist ja überhaupt fast nur von Geistlichen geschrieben worden, aber alle diese sonst so wichtigen Quellen würden hinsichtlich der damaligen Topographie der Alpen doch nur Einzelheiten liefern. Eine recht eigentlich kirchliche Berichterstattung ist es dagegen, die in dieser Beziehung im Mittelalter durchaus den ersten Plaz einnimmt; es sind die Reiseberichte derer, die auf

[1]) Die Tatsache, daß auch das bodenständige Wort fuozzin-Füssen von den Mönchen für ihr Latein mit Beschlag belegt wurde (ad fauces), zeigt, wie weit verbreitet dieser Gebrauch war.
[2]) Val d'Entremont (V. Intramontiorum), Pont Orsieres (Pons Ursarii), Frakmünd (fractus mons für Pilatus), Wörgl (Virgilius), Metz (metae Teutonicae), Pfalzen (Palatium), Werfen (alpes perviae).

ihrer Fahrt nach Rom oder dem heiligen Lande die Alpen passierten und deren Aufzeichnungen man zuerst zur Hand nehmen muß, wenn man ein Bild von dem Zustand einer Alpengegend, von der Bedeutung und Belebtheit eines Paßweges im Mittelalter gewinnen will. Die erste Erwähnnng des Septimers im Mittelalter (um 800) geschieht nicht etwa gelegentlich eines Römerzuges, sondern als zwei Männer von Süden her hier herüberwollen, die sich das Kloster S. Gallen als gute Gesangslehrer verschrieben hatte [1]), und es will doch etwas bedeuten, daß das Itinerar eines aus Island stammenden Abtes, Nikolaus von Thingör [2]), für die Alpentopographie in den Zeiten Friedrich Barbarossas an Wert kaum geringer ist als alles dasjenige, was in dieser Hinsicht aus dem besten mittelalterlichen Geschichtsschreiber, dem Bischof Otto von Freising, entnommen werden kann. Die Zahl dieser Reiseberichte ist an sich nicht nur sehr groß und verteilt sich über alle Jahrhunderte, sondern unter ihren Verfassern sind auch alle Grade der Hierarchie und die verschiedensten Heimatländer vertreten, so u. a. Abt Majolus von Clugny (um 970), Siegerich von Canterbury (990), Bischof Bernhard von Hildesheim, Bruno von Toul, Anno von Köln, Bischof Wolfger von Passau (um 1200), der niederländische Mönch Emo von Werum, Abt Albert von Stade (1236) und schließlich der Ulmer Predigermönch Felix Fabri (1480—1483) [3]), eine gleichgestimmte Gesellschaft, deren Berichte zwar überall von der alles beherrschenden kirchlichen Lebensauffassung des Mittelalters gefärbt sind [4]), die aber doch je weiter sie zeitlich vorschreiten immer redseliger werden.

Die Kirche als Erreger des mittelalterlichen Reiselebens.

Aber noch eine andere, für das ganze Kulturleben des Mittelalters charakteristische Tatsache geht aus dem Dasein dieser zahlreichen Reiseberichte hervor, diejenige, daß damals die Art, wie die Kirche in das Leben der Menschen eingriff, überhaupt der Haupterreger des Verkehrslebens in den Alpen war. Er gehörte seiner Lebensstellung nach nichts weniger als zu den oberen Zehntausend, der Mönch Richer, der uns eine Geschichte des westfränkischen Reiches während des zehnten Jahrhunderts hinterlassen hat, aber wie oft ist dieser nicht in seinem Leben durch die Alpen nach Italien herüber und hinüber gewandert. Und nicht allein die Menschen, sondern auch alle Arten Dinge, leicht wie Luft und schwer wie Stein, die Blutstropfen der Heiligen so gut wie die Marmorsäulen zum Ausschmücken der Kirchen, setzte dieser Ausbau der kirchlichen Kultur in Bewegung [5]). Der Zug in die Ferne, der Reisetrieb, der aus religiösen Motiven entsprang oder diese zum Vorwand nahm, ist im Mittelalter besonders weit verbreitet gewesen und selbst viel tiefer in die Schichten hinabgedrungen, die sonst harte Arbeit und Unfreiheit umfangen hält, und so erscheint Europa im Mittelalter von Island bis nach Sizilien, von Portugal bis nach Siebenbürgen als ein innerlich bewegter aber äußerlich streng geschlossener Kulturkreis, der für die damalige Christenheit nichts anderes als die Welt bedeutete.

---

1) Oe. II. S. 191. 2) Vgl. Oe. I. S. 257 f, II. S. 283 f. 3) Vgl. Z. A. 1902. S. 79 f. 4) Vgl. Oe. I. S. 173. 5) Ei. K. 26.

III. Kapitel.

Langobarden und Franken in den Alpen.

Das Langobardenreich am Südrand der Alpen.

Auf den ersten Blick schon läßt sich bei einer Betrachtung der Karte der Alpenländer, wie sie das erste Mittelalter zeigt, die gewaltige Veränderung erkennen, die sich jetzt hier gegenüber der Römerzeit geltend gemacht hat. Wenn vorher das ganze Gebirge mit allen seinen Randlandschaften und bis tief in seine entferntesten und abgelegensten Verästelungen hinein einem Reiche und einem Volke untertan gewesen war, so gilt nunmehr dieselbe Ländermasse in ihren einzelnen Teilen den verschiedensten Herrschern angehörig und wird daher auch von langausgedehnten Grenzen durchkreuzt und durchzogen. Überall entlang der Gebirgskämme oder durch die Sohlen der Täler laufen jetzt jene Linien, anfangs nach Art oberflächlich gezogener Grenzen auf frisch und rasch erworbenem Grunde, die sich jedoch im Lauf der Zeit immer mehr zu jenen Kultur- und Völkerscheiden vertiefen, wie wir sie heute noch in unverminderter Stärke über die Alpen gespannt sehen.

Es ist zugleich ein Zeugnis für den gewaltigen Unterschied, der das Wesen der neuen Germanenreiche von der antiken Kultur trennt, wie besonders für die Stärke der letzteren, daß sich in ihrem Kernland, in Italien, erst eine ganze Anzahl großer germanischer Stämme verbrauchen mußten, ehe es den Langobarden gelang, hier ein dauerndes Reich zu begründen, ein Reich, das aber deshalb auch durchaus als mittelalterlich zu gelten hat, weil ihm gegenüber die antiken Einflüsse nicht mehr übermächtig wirken konnten. Dieser Tatsache tut es auch keinen Eintrag, daß das Langobardenreich bereits nach 300 Jahren eine Beute der Franken wurde. Gewiß sind die Langobarden anfangs nur deshalb in dem Besitz Italiens geblieben, weil nicht noch ein anderer großer germanischer Stamm von Pannonien aus ihren Fersen folgte, aber sie befanden sich doch trotzdem auf dem schwierigsten Schauplatz und wildfremdesten Boden, umgeben von den Ansprüchen Ostroms und der Begehrlichkeit der Franken, Bayern und

Avaren, und im eigenen Hause bedroht von der überlegenen Politik des jungen römischen Papsttums.

Schon deshalb mußte die Macht der Langobarden in der Hauptsache auf Norditalien beschränkt bleiben, in und ringsherum um die große Landschaft, die heute noch als Lombardei den Namen dieses Volkes trägt und in der damals ein neues Volkstum und zugleich eine selbständige norditalienische Kultur entstand, die sich nun von hier aus auch überall nach Norden in die Alpen hinein ausdehnte. Da diese Kultur aber auch nach dem Verschwinden des Langobardenreiches noch Jahrhunderte hindurch weiterwirkte, so geschieht es nur ganz mit Recht, wenn nach dem landläufigen Ausdruck die Reste des Mittelalters auf jenem Boden gemeinhin als langobardisch bezeichnet werden. Diese mittelalterliche norditalienische Kultur steht auch in ihrer Eigenart und Geschlossenheit hoch über den politischen Leistungen des Volkes, von dem sie ihren Ausgang genommen hat. Für den Kenner der Geschichte liegt es aber doch außer allem Zweifel, daß sie nur diesem selbst ihren Ursprung verdankt haben kann und schon zu dessen Zeiten fertig dagestanden haben muß, allein auf Grund einer einzigen Tatsache, deshalb, weil die Geschichte des Langobardenreiches von Anfang bis zu Ende von dem Gegensatz zu dem römischen Papsttum erfüllt ist, das zu allen Zeiten der Bildung eines selbständigen italienischen Staates feindlich gegenübergestanden hat.

Ein lebensvolles Bild von dem Wesen dieser langobardischen Kultur läßt sich nun besonders durch die Kunst gewinnen, deren Denkmäler auch heute in reicher Anzahl vor uns stehen, so charakteristisch, daß sie sich von ihren südlichen und nördlichen Nachbarn gleich bestimmt unterscheiden, altersgrau und geheimnisvoll, aber doch einem Zuge unseres Denkens verwandt, wie die Melodie eines Kirchenliedes, das in der Nähe des Todes gesungen wird. Aber nicht allein in der oberitalienischen Ebene, sondern auch bereits überall dicht neben den Bergen sind diese zu finden, in Giornico und Locarno so gut wie in Como und Brescia, in Trient, Maderno, Verona und Cividale, eine Tatsache, die daher zeigt, daß auch der südliche Teil der Alpen in der ersten Hälfte des Mittelalters vollständig von dieser Kultur überzogen gewesen sein muß.

Langobardische Unternehmungen innerhalb des Alpengebietes.

Ganz im Gegensatz zu dieser Entwickelung steht es nun aber, daß den Langobarden auf dem gleichen Boden so bald die unstäte, ausgreifende Art abhanden gekommen ist, wie sie sich alle jungen Germanenvölker sonst viel länger erhalten haben. Nur in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts hören wir noch von Unternehmungen, die als Versuche der Langobarden angesehen werden können, ihre Macht auch über die Alpen herüber zur Geltung zu bringen, und auch diese bewegen sich nur über die Westalpen. Es ist ebenso der beherrschende Zug nach dieser Himmelsrichtung wie der Charakter jener Unternehmungen als Raub- und Beutezüge, der hier zum Ausdruck kommt, da damals am ganzen nördlichen Rande der Alpen allein das südliche Gallien von den

Verheerungen der vorangegangenen Zeiten einigermaßen verschont geblieben war. So machten die Langobarden zunächst im J. 571 einen nach damaligem Sinne erfolgreichen Vorstoß auf der ligurischen Küstenstraße bis nach Nizza, dem dann im folgenden Jahre ein zweiter folgte, der nur auf der Straße des Mont Genevre geschehen sein kann [1]). Bereits diesmal wurden sie jedoch zurückgeschlagen, und nicht einmal durch den Frankenkönig selbst, sondern nur durch den an der Grenze kommandierenden Befehlshaber Mummulus, wie es überhaupt bemerkenswert ist, wie sicher damals überall in Südgallien gegenüber jenen Feinden die Selbsthilfe funktioniert, und im besondern, daß die Männer, die an deren Spitze stehen, sämtlich wie dieser Mummulus keine germanischen sondern noch gut römische Namen führen (Hospitius, Amatus, Sisinnius). Man glaubt die Wallungen altrömischen Blutes zu bemerken, wenn dieser Mummulus die über die Alpen gedrungenen Feinde dann auch bei allen ihren späteren Unternehmungen erst in Grund und Boden manövriert und zuletzt aus dem Lande hinaustreibt; aber nicht weniger mächtig macht sich doch auch in jenen Vorgängen der Beginn einer neuen Zeit fühlbar; denn wir sehen hier wirklich zum ersten Mal, aber klar und entscheidend genug, daß nun das Mittelalter angebrochen ist, jene Lagerung der Kräfte, bei der die größere Energie, die Überlegenheit des Willens, nicht mehr im Süden, sondern im Norden der Alpen gesucht werden muß.

Jene späteren Invasionen, die von Kriegen, Manövern, Beutezügen, von allen etwas an sich haben, fallen dann in das J. 574, als die Langobarden über den Gr. S. Bernhard bis S. Maurice vordrangen [2]), und als letzte und größte Unternehmung in das J. 575. Damals waren es die langobardischen Herzöge, Amo, Zaban und Rodanus, also wie die Namen zeigen echte Germanenfürsten, die erst vereinigt das Tal der Dora Riparia hinanstiegen, um dann, wie es die Struktur der Gebirgswege dort an die Hand giebt, mit ihren Heerhaufen strahlenförmig auseinanderzugehen. Diesmal gelangten jene nun auch wirklich bis weit in das alte Gallien hinein, die südlichste Kolonne bis in die Provence, nach Marseille und Aix, das sich mit 22 Pfund Silber von der Belagerung loskaufen mußte, die mittlere bis Valence und die nördlichste bis Grenoble. Aber auch hier war es Mummulus, dem es gelang, die Front der Feinde durch einzelne vernichtende Schläge, von Norden anfangend, aufzurollen und sie dadurch über das Gebirge zurückzuwerfen, und es ist nur bezeichnend für die damalige Kriegführung, wenn dabei ausdrücklich hervorgehoben wird, daß der letzte Haufen, der die reichste Beute mit sich schleppte, diese dann doch noch auf der Flucht in dem Schnee der Alpen zurücklassen mußte [3]). Auch ein Teil der Sachsen hatte sich damals zugleich mit den Langobarden bis nach Italien verirrt, und auch jene Sachsen sind, als sie nun von der einen Seite von den Langobarden, auf der anderen von den Franken wieder abgeschoben werden sollten, in jenen Jahren auf ver-

[1]) P. D. S. 51 f. [2]) Oe. I. S. 239. [3]) P. D. S. 55.

schiedenen Wegen über die Westalpen herüber und hinübergezogen, eine Tatsache, aus der besonders auch hervorgeht, wie damals das alte, von den Römern errichtete Straßennetz hier noch vollständig intakt gewesen sein muß.

Die Nordgrenze des Langobardenreiches.

Seit diesen Ereignissen sehen wir nun die Staatskunst der langobardischen Herrscher sich lediglich auf die Sicherung ihrer Nordgrenze beschränken, für die das Alpengebirge allein den Schutz und die Mauer des Reiches abgeben sollte. Die Sterne Theodorichs sind also untergegangen, und wir finden jetzt ganz dieselbe Grenzbehandlung wieder, wie sie schon von der römischen Republik gehandhabt worden war; denn auch das langobardische Machtgebiet begann nicht eigentlich auf dem Alpenkamm selbst, dort, wo rechts und links der Straßenränder sich die weißen Gipfel des Hochgebirges erheben, sondern erst an den südlichen Vorbergen, wo die Hauptwege in die blauende Ebene auslaufen. Hier hat nun aber auch während der Langobardenzeit ein regelrechter Grenzschutz bestanden, dessen Erhaltung und Ausbau in der folgenden Zeit für die langobardischen Herrscher eine immer nötigere und dringendere Aufgabe wurde, der aber, wie es in dem Wesen jeder tatenscheuen und vorsichtigen Verteidigung liegt, seinen eigentlichen Zweck nicht erfüllen, sondern im besten Falle nur retardierend wirken konnte.

So finden wir zunächst an einigen wichtigen Straßenstellen der Alpen, und zuweilen auch schon im eigentlichen Hochgebirge (Hospental, Stalvedro, Giornico, Locarno, Splügen, Garda) alte Befestigungsbauten, deren Ursprung von je her den Langobarden zugeschrieben worden ist. Wenn das Aussehen und die Lage dieser Bauten auch überall ohne weiteres ihr hohes Alter und den Zweck erkennen läßt, dem sie einst dienen sollten, so ist doch noch bei keiner einzigen wirklich der Beweis für jene Annahme erbracht worden. Indessen läßt sich doch auch diesmal ein brauchbarer Kern aus jener Übereinstimmung der Überlieferung herausschälen, da aus ihr als geschichtliche Tatsache nichts anderes als die reinliche und ängstliche Grenzsicherung nachklingt, wie sie von den Langobarden einst an ihrer Nordgrenze tatsächlich gehandhabt worden ist. Ein anderes Indizium dieser Art könnte man auch in dem Dasein der vielen kleinen Herzogtümer erblicken, die sich entlang der Nordgrenze des Langobardenreiches wie ein Kranz aneinander reihten. Zwar war dieses Reich überall in solche Gebiete geteilt, und wir wissen daher nicht, ob jene Organisation an dieser Stelle auch nur der Schwäche der Zentralgewalt entsprang, oder ob ihr bereits derselbe Gedanke zu Grunde lag, der in den Tagen der Sachsen- und Frankenkaiser den Osten Deutschlands mit Markgrafschaften umgürtete; es trifft aber jedenfalls zu, daß an zwei Stellen, in Trient und am Langensee, jenen Herzögen wirklich auch die Aufgabe des Grenzschutzes übertragen war[1].

Die wichtigsten und zugleich noch am deutlichsten erkennbaren Grenzsicherungen der Langobarden verkörpern sich dagegen in den sogenannten Klausen.

[1]) P. D. S. 55, 73.

Es waren dies starke, über die Sohle der Täler gespannte Schanzlinien, die nötigenfalls mit Kriegsmaschinen armiert werden konnten, und die auf diese Weise die von den Alpen nach Italien laufenden Wege gleichsam hermetisch abschließen sollten. Solche Klausen wurden von den Langobarden im Tal der Dora Riparia und Dora Baltea und am Austritt der von den bündner Pässen, dem Brenner- und dem Pontebbapaß herabkommenden Straßen erbaut, an Punkten von gleichmäßig charakteristischer Lage, deren ursprüngliche Stelle wir zum Teil auch heute noch dort in der Ortsbezeichnung wiederfinden können (Chiusa bei Susa, Chiuso am Comersee, Chiusa nördlich Verona, Chiusa oberhalb Venzone)[1]. Auch das paßt zu diesem zwar ängstlichen, aber vom militärischen Standpunkt aus doch völlig durchdachten Verteidigungssystem, wenn das an dem bedrohtesten Abschnitt der Nordfront und auf der inneren Linie gelegene Turin im 8. Jahrhundert so stark befestigt war, daß es Karl d. Gr. fast uneinnehmbar fand[2]. Ein Teil dieser Klausen hat nun auch wirklich in den Kriegen gegen die Franken eine Rolle gespielt[3]; einen entscheidenden Einfluß haben sie jedoch niemals ausüben können, wenn auch ihr Name dann noch Jahrhunderte hindurch in den Alpen für Wegesperrungen Anwendung fand, die dem gleichen Zwecke dienen sollten.

Die Unternehmungen der Franken in den Alpen.

Schon aus dem Vorangegangenen ist es daher erklärlich, daß, wenn überhaupt die Geschichte der Alpenländer in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters Unruhe und Bewegung gezeigt hat, diese nur von den nördlich wohnenden Völkern in jene hineingetragen worden sein kann. Aber auch die zahlreichen Angriffskriege der Franken über den Alpenkamm nach Italien hinüber, von denen diese Zeiten erfüllt sind, vermochten bis auf Karl d. Gr. eine Vernichtung der langobardischen Herrschaft keineswegs herbeizuführen; bemerkenswert ist an ihnen dagegen die Zähigkeit, mit der sie ausgeführt wurden, und die räumlich große Ausdehnung, mit der die Franken immer wieder an den verschiedensten Punkten der Alpen auftreten. Es ist eine Art der Kriegführung, die ganz und gar noch das Wesen der Kriege der germanischen Völkerwanderung zeigt, und bei der insbesondere auch der fast unversiegbar scheinende Kräfteüberschuß des fränkischen Volksstammes hervortritt, bis er schließlich von dem Größten der Pippiniden in feste Bahnen geleitet und als Werkzeug für die Begründung seiner Herrschaft über das Abendland benutzt werden sollte. Für die Alpengeschichte sind jene fränkischen Züge aber auch deshalb wichtig, weil sie sich nicht wie die Züge der Langobarden allein auf die Westalpen, sondern auch weit über die Zentralalpen hin erstrecken, und wenn von dorther aus dem Altertum nur die Reste der römischen Organisation ihre imponierende aber eintönige Sprache reden, so wird es dagegen nun auch hier von geschichtlichen Ereignissen lebendig, die mit dröhnendem Schritt von Norden her herankommen und deren Nachhall sich immer zahlreicher und sicherer mit den Gebirgslandschaften und Straßenpunkten selbst verknüpft.

[1]) Oe. I. S. 199. [2]) M. O. I. S. 205. [3]) P. D. S. 168, 169, 187.

Bereits um das J. 580 sehen wir die Franken plötzlich an einem weit von dem Sitze ihrer Macht entfernten Punkte gegen die Grenzen Italiens heranrücken, als sie in Südtirol Nano (bei Cles im Nonsberg) besetzen und sich hier zunächst mit einem langobardischen Grenzgrafen herumschlagen. Die Besiegung des letzteren auf den rotalianischen Feldern — gemeint ist die Rocchetta, der Eingangspunkt in das Etschtal von jenen Gegenden aus — öffnet den Franken dann sogar den Weg bis Trient. Als sie aber von dort, natürlich mit Beute beladen, wieder nach Norden abziehen, erscheint dann auch der langobardische Herzog in Trient auf der Bildfläche, der ihnen nachrückt und bei Salurn dann auch derart zusetzt, daß sie das ganze an der Grenze besetzte Gebiet wieder räumen müssen. Schon bei dieser Nachricht des Paulus Diakonus[1]), die dieser in seiner kurzen, chronikartigen Rede wiedergibt, wird es uns vor allem interessieren, auf welchen Alpenwegen die Franken schließlich bis nach Südtirol gelangt sind, und besonders gerade dorthin, wo sie zuerst auftauchen, in dem ganz abgelegenen und von Norden nicht allzu leicht erreichbaren Nonsberg. Es ist dies jedoch eine Frage, deren sichere Beantwortung so gut wie aussichtslos ist. Gewiß deutet das Vorkommen von Salurn, des letzten Ortsnamens in diesem Zusammenhange, darauf hin, daß den Franken auch die Brennerstraße nördlich von Trient offengestanden haben muß. Zwingend würde dies aber doch nur für die Strecke bis Bozen sein, während von hier ab nördlich wieder völlige Unklarheit herrscht, ob die Brennerstraße selbst oder die Reschenstraße, oder gar der Tonal als der Kanal für jene Ereignisse anzusehen ist.

Der gewaltigste Angriff der Franken auf das Langobardenreich ist bis auf Karl d. Gr. derjenige vom J. 590[2]), der deshalb auch alle die Züge des Bildes in sich vereinigt, das wir uns von den Alpenkriegen der damaligen Zeit machen können. Es sind weit ausgreifende, groteske Kriegszüge, zugleich aber ihrer Anlage nach von einer unendlichen Ziellosigkeit und Unklarheit, die sich bis in die Zeilen der Überlieferung fortsetzt, derart, daß der Verlauf jener Bewegungen nach Zeit und Ort auch nur in ebenso gewaltigen wie undeutlichen Umrissen feststeht. Aber aus ihnen klingt trotzdem wie ein einziger erhabener Grundton die wichtige Tatsache heraus, daß die Franken damals in mehreren Heersäulen die Mittelalpen überschritten und so plötzlich an einer Stelle der Nordgrenze Italiens erschienen, wo mit solchem Nachdruck noch niemals ein Feind vom Gebirge her in jenes Land eingerückt war. Welche Alpenstraßen die Franken dabei benutzt haben, davon giebt freilich weder die eine noch die andere Quelle genaue Kunde, weil sie eben nur jene Örtlichkeiten nennen, an denen die fränkischen Kolonnen schließlich auf den Boden Italiens aufgetroffen sind[3]). Diese Örtlichkeiten sind einesteils Bellinzona und die Umgebung Mailands, andernteils Verona; nur ist es hier bereits unklar, ob diejenigen Franken, die in der Nähe Mailands und vor Bellinzona auftreten, vorher vereint oder in

[1]) P. D. S. 55; vgl. Eg. S. 216f. [2]) P. D. S. 63, 66, 68f. [3]) Vgl. Anh. 4.

zwei Abteilungen getrennt über die Alpen marschiert sind, während das eine allerdings sicher ist, daß die östlichste Kolonne für sich allein einen besonderen Weg durch die Alpen einschlug, für den nur der Julier oder irgend ein Übergang östlich desselben in Frage kommen kann. Daß ein auf Südtirol zu führender Übergang den Franken damals gewohnt gewesen ist, konnten wir schon aus den Ereignissen herleiten, die sich etwa 10 Jahre vorher um Nano und Trient abspielten; viel größere Beachtung verdient dagegen bei diesen Einfällen das Vorkommen des Ortes Bellinzona, weil derjenige, der damals diesen Punkt von Norden angriff, vorher nur über den Gotthard, den Lukmanier oder den Bernhardin die Alpen überschritten haben kann, und weil daher nunmehr auch der Schleier von jenen innersten Übergängen der Alpen hinweggerissen worden ist, die das römische Altertum stets als militärisch gänzlich unwichtig bei Seite liegen gelassen hatte.

Interessant aber in ihrer Beantwortung gleich unsicher ist weiterhin auch die Frage, welchen Weg die Franken bis dahin genommen haben, wo sie schließlich nördlich des Alpenkammes in einzelne Abteilungen auseinandergegangen sind. Da nun aber die Alpenüberschreitung selbst, für einen Teil der Franken wenigstens, mit der größten Wahrscheinlichkeit auf die bündner Pässe hinweist, so kann man sich auch ganz gut vorstellen, wie das von Metz herankommende fränkische Heer von dort zunächst auf der Bahn jener alten Römerstraße über Augst und Windisch weitergezogen ist[1]). Auch hier zeigt sich also wiederum die Veränderung der Weltlage; es sind dieselben geographischen Grundbedingungen, aber die Kräfte, die von ihnen Gebrauch machen, bewegen sich in einer ganz neuen, dem römischen Altertum durchaus entgegengesetzten Richtung.

Auch darüber, wie der eigentliche Feldzug nach Überschreitung der Alpen in Oberitalien ausgelaufen ist, läßt sich kein deutliches Bild gewinnen. Auf das Verhalten der vor Mailand stehenden fränkischen Abteilung scheint zunächst bestimmend eingewirkt zu haben, daß sie auf das Eingreifen eines byzantinischen Hilfsheeres rechnete, eine Lage, die jedoch, wie in den weitaus meisten Fällen gleicher Art, auch diesmal nur dazu geeignet war, die Energie der Führung zu schwächen. Bei beiden Gegnern hat die Kriegführung dann auch hier jene zähe furchtbare Gestalt angenommen, wie sie sich stets in solchen kulturfeindlichen Zeiten herausbildet, in denen der Angriff mit der Eroberung in der gröbsten Form, mit Raub und Zerstörung gleichbedeutend ist, während der Angegriffene sich in seine festesten Plätze zurückzieht, und das Schicksal des Feldzugs allein von deren Widerstandskraft abhängig bleibt; und wenn die Franken hier zuletzt durch eine verheerende Seuche zum Rückzug auf der ganzen Linie gezwungen wurden, so ist dies gleichfalls ein Abschluß, wie er sich bei einer solchen Kriegführung besonders häufig einzustellen pflegt.

Gewissermaßen als Episode, aber als eine solche, die ein Meer von Pro-

[1]) Eg. S. 220.

blemen niederen Ranges in sich schließt, steht am Schlusse dieses Feldzugs bei Paulus Diakonus noch die Notiz, in der dieser von der Eroberung des Trienter und Veroneser Gebietes durch die Franken erzählt und dabei diejenigen Punkte namhaft macht, wo der langobardische Widerstand gewaltsam gebrochen werden mußte. Dieser Verlauf teilt sich zeitlich und örtlich genau in zwei Abschnitte, in den zweiten, bei dem das Valsugana und Verona darankamen, und in den diesem vorangegangenen, als in Südtirol nicht mehr als zehn Burgen von den Franken zerstört wurden[1]). Auf diesen letzteren Punkten lastet nun freilich ein schweres Schicksal, da nur zwei von ihnen, Male und Cembra, auf den ersten Blick mit Sicherheit wiedererkannt werden und so hier die Rolle des Polargestirnes abgeben können, die anderen acht dagegen immer und immer wieder zu verschiedenen Deutungen Veranlassung geben müssen. Aber trotzdem gewahren wir doch auch hier mit aller Deutlichkeit, wie die südliche Brennerstraße und sogar ihre sonst so stillen und abseits liegenden Nebengebiete damals von Wohlstand und Leben überzogen und eben deshalb ein beliebtes Ziel der feindlichen Einfälle gewesen sind. Eine gewaltige Zeit, ein bewegtes Stück der Geschichte Südtirols liegt demnach hier begraben; aber es mag doch erwähnt werden, daß Einzelheiten der alten deutschen Heldensage, für deren historische Bestandteile wir sonst kaum irgendwo anders eine bessere Beziehung ausfindig machen können, sich gerade hier gern an solche Punkte anklammern, auf die wir bei der Durchforschung jener Frankenkriege auftreffen. So spricht man noch heute in der Gegend der Rocchetta von einer großen Schlacht, die einst dort geschlagen worden sein soll; über Salurn liegt die sagenberühmte Haderburg, und wer an einen Zug Karls d. Gr. über Madonna di C. nicht glauben mag[2]), der muß wenigstens mit der Tatsache rechnen, daß hier wirklich einmal bei Deggiano (Tesana) und Male ein fränkisches Heer das Gebirge unsicher gemacht hat.

In den späteren Zeiten scheinen sich die Franken dagegen bei ihren Einfällen nach Italien fast nur auf die Westalpen beschränkt zu haben; sicher ist dies jedenfalls bei jenem Zuge, der in der Mitte des 7. Jahrhunderts bis in die Gegend von Asti gelangte und dort durch einen Sieg des Langobardenkönigs Grimoald zum Stehen gebracht wurde[3]). Besonders kamen aber dann alle die Angriffe, die später von den Pippiniden Schlag auf Schlag gegen das Langobardenreich gerichtet wurden, lediglich über die westlichen Pässe herangezogen; so benutzte Pippin zu dem ersten Zug vom J. 754 den Mont Cenis, zu seinem zweiten im J. 756 diesen oder den Gr. S. Bernhard, während Karl d. Gr., als er 773 zu dem letzten entscheidenden Stoße ausholte, in zwei Kolonnen die Westalpen überschritten hat[4]). Der Grund dafür aber, daß jene letzten Züge nicht wie die früheren an dem Nordrand Italiens stecken blieben, sondern bis zur feindlichen Hauptstadt Pavia ausliefen, mag vor allem in den Persönlichkeiten

[1]) Vgl. Anh. 5. [2]) Vgl. Anh. 8. [3]) P. D. S. 106. [4]) Oe. I. S. 201.

der Herrscher zu suchen sein, die jene von der Natur vorgeschriebenen, in das Herz des Langobardenreiches führenden Alpenstraßen zielgerecht zu benutzen verstanden.

Vollständig klar zeigt sich dies jedenfalls bei dem Zuge vom J. 773. Wie bei genauerer Betrachtung unter den Eigenschaften Karls des Gr. diejenigen des Feldherrn mindestens ebenso glänzend wie alle anderen heraustreten, so war auch jener von ihm persönlich angelegte Feldzug ein Meisterstück ersten Ranges; denn es gelang Karl hier, nach getrenntem Marschieren vereint zu schlagen, und zwar noch dazu unter besonders erschwerenden Umständen, nach einem getrennten Marsche über das Hochgebirge. Es ist bekannt, mit welch' lebhaften aber auch unklaren Zügen die Sage diesen siegreichen Alpenfeldzug Karls ausgeschmückt hat [1]), wie ein langobardischer Spielmann den Franken den Weg über das Hochgebirge gezeigt haben soll, und wie Desiderius, der unten in der Ebene in seinen Befestigungen bis auf die Zähne bewaffnet den Feind erwartete, dann, als ihm Karls Persönlichkeit vor Augen trat, von Schrecken gepackt blindlings nach seiner Hauptstadt Pavia geflohen sei. Der große und unerwartete militärische Erfolg, den Karl hier errang, ist es also, der, gewaltig und einzigartig wie er war, aus allem diesen noch herausklingt, eine Tatsache, die übrigens auch alle anderen Quellen über jene Vorgänge gleich deutlich erkennen lassen, wenn jene auch sonst gerade hier von einer verzweifelten Unklarheit sind, so daß man sich weiterhin an der Erklärung der lokalen Einzelheiten dieses Feldzuges fast bis zum Mißmut versuchen kann.

Der Alpenfeldzug Karls des Gr. vom J. 773.

Sicher ist bei jenem Zuge Karls zunächst nur, daß vorher Genf der Sammelpunkt des Heeres war und daß dieses hierauf in zwei Kolonnen, die nördliche unter Karls Oheim Bernhard über den Gr. S. Bernhard, die südliche unter Karl selbst über den Mont Cenis das Gebirge überschritt, und daß beide so bis an den Südfuß des Gebirges gelangten. Durchaus unklar ist dagegen, welche Maßnahmen dann zu jenem vollständigen Erfolge führten, derart, daß der Langobardenkönig plötzlich jeden Widerstand aufgeben und Hals über Kopf seine starke Stellung bei Susa räumen mußte [2]). So ist dieser Alpenfeldzug Karls durchaus ein Seitenstück zu Hannibals Marsch über die Alpen, als großartige militärische Leistung, nicht minder aber auch hinsichtlich der über seinen lokalen Verlauf gebreiteten Unklarheit, ein Verhältnis, das aber eben hier wie dort, wie eine lebendige Quelle, die bald versiegt und dann um so stärker emportreibt, der Forschung immer wieder neuen Stoff und neue Anregung geliefert hat.

Wenn die Überlegenheit der Franken über die Langobarden während jener Jahrhunderte eine Tatsache ist, die durch jede Zeile der geschichtlichen Überlieferung ihre Bestätigung findet, so würde uns doch auch ohne dies ein noch heute in unverminderter Stärke fortwaltender Zustand hierfür einen mindestens ebenso starken Beweis liefern können. Zu allen Zeiten, in denen die Grenzen

Die Bedeutung der fränkischen Klausen.

---

[1]) P. D. S 187f. [2]) Vgl. Ab. S. 141f. u. Anh. 6.

zweier Gebiete mit dem Lauf der Gebirgskämme zusammenfielen, ist dies auch ein Zeichen dafür gewesen, daß auf keiner Seite ein Bestreben, sich auszudehnen vorlag, und daß daher auch zumeist die Machtverhältnisse diesseits und jenseits annähernd gleichwertig waren. Sobald aber auf der einen Seite die Mächte des Fortschritts sich rühren, so wird stets, je stärker diese emporkommen, auch um so mehr das Bestreben sich geltend machen, die eigenen Grenzen wenn nicht auszudehnen, so doch zum mindesten auf die vollendetste Art zu sichern. Das Wesen einer solchen Grenzgestaltung hat nun aber in allen Gebirgsländern und zu allen Zeiten niemals in deren ununterbrochenem Lauf entlang der höchsten Kämme bestanden, sondern jene mußte sich wie mit Naturnotwendigkeit überall da, wo diese Kämme von den wichtigen Paßwegen überschritten werden, ein ganzes Stück in das Nachbargebiet vorschieben, um diese Übergänge für sich allein zu beliebiger Benutzung freizuhalten, als ein wirklich in das Dasein getretener Beweis und als eine andauernde Mahnung für den jenseitigen Nachbar, daß man sich ihm gegenüber als der Mächtigerere fühlt. Solche Zustände haben dann aber auch, weil sie zumeist lange Zeiträume andauerten, in dem Kulturbild des Gebirges viel tiefere Spuren zurückgelassen als einzelne Ereignisse von augenblicklich noch so imposanter Wirkung.

Ein besonders deutliches Beispiel dieser Art treffen wir nun auch im frühen Mittelalter. Wenn im allgemeinen auch richtigerweise das damalige Wesen am Südrand der Alpen als langobardisch bezeichnet wird, so trifft dies doch für eine Stelle nicht zu, die nach dem Vorangegangenen nur dort gesucht werden kann, wo die der fränkischen Macht am nächsten liegenden westlichen Wege der Alpen nach Italien hinabliefen. Schon in den ersten Kämpfen zwischen Franken und Langobarden muß die beherrschende Lage jener Übergänge innerhalb der damaligen Machtverhältnisse so deutlich hervorgetreten sein, daß die Franken sich sofort in deren Besitz setzten. Die Zugehörigkeit der Stadtgebiete von Susa und Aosta zu dem burgundischen bezl. fränkischen Reiche ist seit dem J. 572 sicher nachweisbar [1]); besonders sind aber weiterhin genug Anzeichen vorhanden, daß die nördlichen Machthaber auch wirklich von Anfang an alle Anstalten trafen, diese Gegenden dauernd festzuhalten. Es liegt also hier der seltene Fall vor, daß wir selbst in jenen unfertigen Jahrhunderten, denen eine genaue Feststellung der Grenzen sonst ganz fernlag, einer Grenzsicherung bis in das Kleinste nachkommen können, wie sie zu allen Zeiten für eine überlegene Macht vorbildlich gewesen ist.

Die militärischen Maßregeln der Franken beschränkten sich aber nicht allein auf die Besetzung jener Städte, sondern sie legten nun auch ihrerseits jenseits des Gebirges besondere, gleichfalls mit dem Namen Klausen bezeichnete Grenzsperren an, die ihrer Lage und Orientierung nach daher denjenigen der Langobarden direkt entgegengesetzt sein mußten. Wir wissen, daß solche frän-

[1]) Oe. I. S. 191.

kische Klausen bei Susa und Aosta bestanden haben, und es werden auch im J. 894 noch dieselben Werke gewesen sein, an denen Arnulf nördlich Ivrea so besonders hartnäckigen Widerstand fand, als er damals einen Angriff gegen das neu entstandene burgundische Reich von Italien aus unternahm [1]). Daß aber auch ein ständiger Polizeidienst hier gehandhabt worden ist, zeigt das Schicksal Griphos, eines fränkischen Thronprätendenten, der im J. 753 auf seiner Flucht nach Italien von den in der Maurienne stationierten fränkischen Grenzwächtern erschlagen wurde [2]). In Gestalt der Anfügung sowohl des Tales von Susa wie desjenigen von Aosta an fränkische Diözesen lieferte dann die kirchliche Organisation ein weiteres und in diesen Zeiten besonders kräftig wirkendes Mittel, um die Vereinigung dieser exponiert liegenden Gebirgstäler mit dem fränkischen Reiche zu befördern. Das Tal von Aosta gehörte zur Kirchenprovinz der Tarantaise, während Susa sich bereits 588 auf Kosten Turins mit der neu konstituierten Diözese von Maurienne vereinigt findet. Ein Zeichen aber dafür, wie fest schließlich jene Nordwestecke Italiens mit dem Nordland zusammenwuchs, und wie rasch diese Verbindung sich in der Vorstellung des Mittelalters einlebte, liegt schon in der Divisio imperii Karls des Gr. (806) vor, die das Tal von Aosta ohne weiteres als einen Teil von Burgund ansieht [3]). Auch im J. 1026 wird die Gegend von Bard als die äußerste Grenze Italiens bezeichnet, und die mittelalterlichen Reiseberichte lassen ganz genau erkennen, wie erst östlich Susa die Rechnung nach italienischen Meilen beginnt [4]). Ein sprechender Nachklang jenes Zustandes, lebensvoller als alle aus alter Vorzeit hervorgeholten Zeugnisse, ist aber darin erhalten geblieben, daß heute noch in jenen Tälern auf der italienischen Seite des Alpenkammes die französische Sprache herrscht. Noch heute reicht hier das französische Sprachgebiet fast genau bis dahin, wo einst die fränkischen Besatzungen von ihren Klausen auf die nach Italien führenden Wege herabblickten, und es sind zwar Südländer, aber doch keine eigentlichen Italiener, die in Aosta Viktor Emmanuel II. als ihrem roi chasseur ein Denkmal gesetzt haben.

---

[1]) Oe. I. S. 200, 240, 245. [2]) Oe. I. S. 201. [3]) Oe. I. S. 239. [4]) Oe. I. S. 239, II. S. 296.

IV. Kapitel.

Die Bayern.

Die Herkunft der Bayern.

Wenn das Einfache nur bei geordneten Verhältnissen das Wahrscheinliche ist, die germanische Völkerwanderung aber alles andere als dieses bedeutet, so ist auch in jenen Zeiten das Ungewohnte und Plötzliche oft das Zutreffende, wie wir dies eben erst an jenem Teil der Sachsen beobachten konnten, die mit den Langobarden von Osten her nach Italien gekommen waren und durch Frankreich nach Norddeutschland in ihre alten Sitze zurückwanderten [1]. Eine ähnliche merkwürdige Tatsache steht nun auch in der Art und Weise vor uns, wie die Bayern in der Geschichte auftreten, von denen wenigstens dem Namen nach vorher nicht das Geringste verlautet hat, und die nun plötzlich in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts als ein zahlreiches und kräftiges, geschlossenes und gleichartiges Volk nördlich der Alpen sich geltend machen.

Auch über die Herkunft der Bayern wird die Forschung wohl niemals eine allen Zweifel ausschließende Antwort geben können. Das Wahrscheinlichste bleibt aber doch, daß diese nichts anderes sind als das Volk der Marcomanen (Sueben), die im Altertum in Böhmen saßen und als solches in den Marcomanenkriegen Mark Aurels auch genug Zeugnisse ihres Daseins gegeben haben. Schon deshalb hat jener Gedanke etwas für sich, weil es so am leichtesten ist, das Schicksal der Marcomanen selbst zu enträtseln, die sonst als einer der gewaltigsten germanischen Stämme des Altertums einfach vom Erdboden verschwunden sein müßten. Wir wissen außerdem, daß diese sich zwar jahrhundertelang in der römischen Klientel befunden haben, aber ebenso auch niemals von den Römern völlig überwunden worden sind [2]. Ist demnach kein eigentliches Ereignis bekannt, wodurch die Marromanen wirklich untergegangen sein könnten, so paßt andererseits zu jenem Einfluß von Süden her, dem diese ein halbes Jahrtausend hindurch ausgesetzt gewesen sein müssen, ganz und gar das Wesen der Bayern und deren körperliche Bildung, wie wir sie von Anfang an vor uns haben, nicht

---

[1]) P. D. S. 52f. [2]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte. 5. Au. V. B. S. 195, 197, 215.

mit so rein germanischen Zügen, nicht so blond und blauäugig wie die übrigen Germanen; auch jene ausgesprochene Neigung für eine feste monarchische Führung findet sich bei beiden, bei Marcomanen und Bayern, in gleicher Weise.

Schwierig ist es freilich, einen Zusammenhang in den Ereignissen zu konstruieren, durch die das geschlossene Volk der Marcomanen Böhmen verlassen und sich südlich der oberen Donau und in weitem Umkreis um Regensburg niedergelassen hat. Wenn aber die Franken unter Chlothar im J. 531 das Doppelreich der Thüringer niederwerfen, jene selbst aber ein Menschenalter später in denselben Landschaften von den Avaren völlig geschlagen wurden [1]), so müssen einerseits auch die Marcomanen in diese Kämpfe mit verwickelt worden sein. Da man aber andererseits jenen beiden Parteien, die hier von weither aufeinandertrafen, den Franken so gut wie den Avaren, damals kaum die Kraft zutrauen kann, einen großen germanischen Stamm völlig zu vernichten, so bleibt doch die Möglichkeit übrig, daß die Marcomanen, von Franken und Avaren gedrängt, nach Westen auswichen, und nun anstatt ihrer die Slaven in Böhmen einzogen, die wir jetzt überall an den Fersen der Avaren hängen sehen.

Das alte bayrische Herrscherhaus.

Es ist bezeichnend für die ganze, nunmehr ein und ein halbes Jahrtausend hindurch in selbständiger und ununterbrochener Folge existierende bayrische Geschichte, daß dieses Volk, sobald es überhaupt zum ersten Mal genannt wird, auch sogleich als eine Art europäischer Macht auftritt. Das Gebiet aber, das wir ihm damals zunächst zuweisen müssen, bildete die alte römische Provinz Vindelicien nebst dem westlichen Teile des alten Ufernorikums, jedoch so, daß der Schwerpunkt der bayrischen Macht ganz ausgesprochen in der nördlichen Hälfte dieses Komplexes lag, und daß westlich der Lech und östlich die Enns nur als die ungefähren Grenzen jenes Machtbereichs gelten können. Der Sitz der bayrischen Herrscher selbst ist aber Regensburg geworden, das schon im 8. Jahrhundert als eine ausnehmend feste Stadt geschildert wird, „von Quadersteinen erbaut, überragt von hohen Türmen, reich an Brunnen“ [2]), und man sieht, wie sich hier bei dem Reichtum an Quadersteinen und an Wasserversorgung noch ganz die Merkmale der römischen Bauweise erhalten haben. Von hier aus hat also damals das bayrische Herrschergeschlecht der Agilolfinger ungestört die Arbeit der Konsolidierung des Reiches durchgeführt, wobei es weiterhin wichtig ist, daß jenes trotz seiner äußerlichen Abhängigkeit vom fränkischen Reiche durchaus in der Rolle einer europäischen Dynastie erscheint. Dies zeigt sich darin, daß Paulus Diakonus dem Bayernherrscher Garibald zweimal den Titel König giebt [3]), und besonders in der fortdauernden Verwandtschaft der Agilolfinger mit dem fränkischen und langobardischen Königshaus, ein Verhältnis, das in jenen monarchischen Zeiten am allerehesten als ein Sinnbild nicht allein der Ebenbürtigkeit der Dynastien sondern auch der von ihnen beherrschten Reiche

[1]) P. D. S. 38; Vgl. Bachmann, die Einwanderung der Bayern, Wien, Sitzungsberichte 91 B.
[2]) Ri. I. B. S. 57. [3]) P. D. S. 55,66.

angesehen werden kann. Von den Eigenschaften und Schicksalen jener Bayernfürsten — selbst darüber, ob sie ursprünglich ein einheimisches oder gar ein fränkisches Geschlecht waren — wissen wir freilich noch weniger als von den damaligen Langobarden- und Frankenkönigen, eine Lücke, die aber nur den Schluß rechtfertigt, daß deren Stellung im Innern durchaus gefestigt war, und es muß ferner auch auffallen, daß man Kriegs- und Beutezügen, wie überhaupt jenem damals üblichen, weiten und uferlosen Ausgreifen über die Grenzen hinaus, in der ältesten bayrischen Geschichte am allerwenigsten begegnet.

Die Tätigkeit der Agilolfinger.

Denn die Tätigkeit der Agilolfinger muß zu allen Zeiten ihrer Herrschaft viel mehr nach innen als nach außen gerichtet gewesen sein. Mit Recht messen wir aber gerade in unfertigen, kriegerischen Perioden die Größe eines Herrschers weniger nach seiner Wirksamkeit nach außen, sondern auf Grund der Schwierigkeiten in der Ausführung mehr nach seiner Regierungstätigkeit im Innern. Weil sie die Hauptaufgabe ihres Lebens in der Schaffung einer neuen Kultur suchten, deshalb haben der Ostgote Theodorich und der Franke Karl den Beinamen des Großen erhalten. Auch den Agilolfingern kommt hier im kleinen Kreise derselbe Ruhm zu, wie sie daher nach dem Maßstabe der damaligen Zeiten als ein aufgeklärtes und hochstehendes Geschlecht betrachtet werden müssen.

Dies tritt nun ebensosehr in der Entschiedenheit hervor, mit der sie sich der Kirche bedienten, durch deren Hilfe sie damals am mächtigsten in ihren Zielen gefördert werden konnten, wie in der Selbständigkeit, mit der sie ihren Willen und ihren Einfluß bei der Auswahl der Punkte für jene kirchliche Wirksamkeit geltend machten. Der Geschichtsschreiber fühlt sich nie ganz wohl, wenn er Heiligengeschichten, seien sie auch noch so fromm, selbst noch so alt, für seine Zwecke verwendet. Aber es ist doch vielleicht ein Stück ungetrübter historischer Wahrheit, wenn aus dem Leben des h. Emmeran († 652) berichtet wird, daß dieser, als er nach Osten zur Bekehrung der Avaren reisen wollte, in Regensburg von dem Bayernherzog Theodo veranlaßt worden sei, dauernd dort zurückzubleiben, und daß diesem Entschluß jenes berühmte Regensburger Kloster seinen Ursprung verdankt. Ebenso ging dann nach der Zerstörung Lorchs (738) die Rolle des dortigen Bistums ganz von selbst auf das neugegründete Passau über, wodurch nun auch diese zweite Residenz der Agilolfinger zu einem Bischofssitze kam, dessen Machtbereich in der ersten Hälfte des Mittelalters östlich weit die Donau entlang bis zur ungarischen Grenze hinabreichte.

Überhaupt wird es kaum ein anderes Land geben, in dem gerade allein im 8. Jahrhundert eine so vielseitige kirchliche Kulturtätigkeit eingesetzt hat wie in Bayern. Wo aber auch solche Gründungen vorhanden sind, wird als ihr Stifter fast immer zugleich auch ein Agilolfinger genannt. Im eigentlichen Kernlande der bayrischen Macht sind jene begreiflicherweise am zahlreichsten zu finden. So half im J. 724 Grimoald Korbinian das Bistum Freising gründen, 740 entstand Benediktbeuern, als dessen Gründer die Grafen Landfried, Waltram und

Eleland, möglicherweise auch Mitglieder der herrschenden Familie erscheinen, und wo bei der ersten Anlage auch sofort die Loisach überbrückt und durch das sumpfige Tal eine Straße geführt wurde [1]). 741 entstand unter Herzog Odilo Eichstädt, und 746 stifteten zwei Agilolfinger, Adalbert und Ottokar, Tegernsee, während Tassilo II. dann Wessobrunn (753), Scharnitz (764) und 764 und 783 die Klöster auf den Inseln des Chiemsees gründete; die Zahl 783 ist nebenbei die letzte derartige vor dem Verschwinden jenes alten Herrschergeschlechtes aus der Geschichte.

Nicht so zahlreich begegnet man dagegen solchen Gründungen in den bayrischen Nebenländern, obgleich gerade diese für uns die wichtigeren sind, weil wir an ihnen zugleich erkennen können, wie weit sich damals bereits die bayrische Macht in die Alpen hinein erstreckt hat. Die Schenkung auf dem Grund und Boden des alten Juvavum an den h. Rupert durch Herzog Theodo im J. 696 [2]) würde, wenn sie wirklich stattgefunden hat, auch die damalige Zugehörigkeit des alten Ufernorikums zu Bajuvarien beweisen, eine Tatsache, die weiterhin jedoch aus der Gründung der Benediktinerabtei Mondsee im Salzkammergut (748) durch Odilo II. zweifelsfrei hervorgeht. Direkt nach Süden, in die Alpen hinein, ist dagegen nur eine einzige derartige Gründung aus agilolfingischer Zeit zu entdecken, das Kloster Innichen im Pustertal, wohin Tassilo II. Mönche aus dem Kloster Scharnitz verpflanzte. Die Urkunde hierüber wurde im J. 770 von Tassilo in Bozen ausgestellt, als er von einer Reise aus Italien zurückkehrte [3]), und wenn es auch in späteren Zeiten bei Klostergründungen ein ganz gebräuchlicher und nichtssagender Ausdruck wird, daß die für sie gewählten Plätze von alters her wüste und leer gelegen hätten, so ist derselbe Zusatz bei dem hohen Alter dieser Urkunde und angesichts der Slavenkriege, die über jene Gegend vorher gegangen sind, doch vielleicht wirklich etwas wörtlicher zu nehmen. Im äußersten Osten, an der Enns, wird dagegen die Grenze des alten bayrischen Machtgebietes durch die Erbauung der Abtei Kremsmünster (777) bezeichnet. Gerade Kremsmünster, dessen Entstehung von einem Kranze sinniger Sagen umwoben ist, wurde von seinem Gründer ganz bewußt als Kulturträger und als ein Bahnbrecher gegen die Slavenwelt geschaffen; es sind daher auch keine Redensarten, sondern Worte schweren geschichtlichen Inhalts, wenn Tassilo hier in der Stiftungsurkunde sagen läßt, seine Vorfahren hätten ihre Hauptaufgabe in der Erbauung von Kirchen und Klöstern und in der Freigebigkeit gegen diese erblickt, ein Bestreben, dem auch er nicht nachstehen wolle, und wie eine Vorahnung des über jene Dynastie hereinbrechenden Schicksals mutet es an, wenn hier noch einmal, wenige Jahre vor deren Untergang, das Fazit ihrer Arbeit gezogen wird [4]).

Das Eindringen der Bayern in die Alpen.

Diese Klostergründungen inmitten der Berge führen uns nun aber zu der Frage, in welcher Weise sich die Bayern überhaupt nach Süden, Südosten und

[1]) Ri. I. B. S. 112 f. [2]) Ri. I. B. S. 93. [3]) Ab. S. 67. [4]) Ab. S. 281 f.

Osten in die Alpen hinein ausgedehnt haben. Es ist dies jene, von der heutigen bayrischen Hochebene ausgehende Expansionsbewegung auf politischem, kulturellem und ethnologischem Gebiet, die während der ersten Hälfte des Mittelalters für Südostdeutschland das eigentliche Grundelement der historischen Entwickelung ausmacht, und die, bereits mit den ersten Agilolfingern beginnend, bis zu den Zeiten Friedrich Barbarossas angedauert hat. Sie ist als solche zugleich nichts anderes als ein Teil der Zurückeroberung der ganzen östlichen Hälfte des heutigen Deutschlands durch das deutsche Volkstum, aber doch zeitlich und räumlich ein besonders selbständiger und scharf umrissener Abschnitt derselben, weil diese hier volle drei Jahrhunderte früher als an der Saale und Elbe eingesetzt hat und überwiegend allein von dem bayrischen Stamm durchgeführt worden ist. Und wenn wir bisher stets gewohnt gewesen sind, unsere Blicke von dieser ganzen Entwickelung hinweg auf die glänzenden Ereignisse der deutschen Reichsgeschichte, auf die Taten und Schicksale der deutschen Herrscher zu richten, derart, daß eine zusammenfassende Geschichte dieser großen deutschen Eroberungen auch heute noch fehlt, so ist dies selbst nur ein verirrter Nachklang des Mittelalters, jener eigenartigen Bewertung der geschichtlichen Kräfte, wie sie damals üblich war, die der Lebensauffassung der Antike wie ebenso der der späteren Zeiten ganz entgegengesetzt gegenübersteht.

Die Völker, denen die Bayern bei ihrem Vordringen damals begegnen mußten, konnten aber keine anderen sein als im Süden die Langobarden, im Südosten und Osten dagegen die Slaven und Avaren. In einer Reisebeschreibung aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts[1]), die wir dann noch einmal bei der Beschreibung der Ploeckenstraße zu erwähnen haben, erzählt der Verfasser: „Wenn dir von Augsburg aufbrechend nicht die Bayern hinderlich sind, die neben dem Brenner wohnen, so reise weiter durch die Alpen und betritt diese im Inntal". Hier gewahren wir also die Bayern nicht nur deutlich am Nordrand der Alpen, sondern möglicherweise auch schon bereits in Nordtirol, sicherlich aber noch nicht auf der Brennerhöhe selbst, während weiterhin noch jene Andeutung, daß der Reisende gerade bei den Bayern in Unbequemlichkeiten geraten könne, auf ein kräftiges, sein Hausrecht energisch wahrendes Volk schließen läßt. Jedenfalls stimmt es mit jener Sachlage überein, daß auch im Nibelungenlied, das in diesem seiner Bestandteile die Verhältnisse der gleichen Zeitperiode als Unterlage hat, die Burgunderkönige bei dem Durchzug durch Bayern auf ihrer Reise nach Ungarn, und eigentlich ohne jede rechte Motivierung, auf Schwierigkeiten stoßen.

Ist somit der Anfang jener Bewegung bestimmbar, so können wir ihren Fortgang aus einigen Stellen der Langobardengeschichte des Paulus Diakonus erkennen, als dieser einmal von den Kämpfen der Bayern gegen die Slaven im Pustertal und das andere Mal von solchen gegen die Langobarden in der Bozner

[1]) W. S. 63.

Gegend redet[1]). Es ist jedoch hervorzuheben, daß es bei diesen Kämpfen insgesamt zweifelhaft bleiben muß, ob sie wirkliche Kriegszüge oder nur Grenzstreitigkeiten untergeordneter Art bedeuten, wie noch vielmehr, daß sie auch sonst einen verschiedenen geschichtlichen Wert besitzen. Denn jene Kämpfe der Bayern mit den Langobarden in Südtirol sind schon damals nur der Abschluß einer bestimmten Erweiterung der bayrischen Grenze, während die mit den Slaven ganz im Gegenteil als nichts anderes als der Beginn der Zurückeroberung der Ostalpenländer unter die bayrische, fränkische und deutsche Herrschaft anzusehen sind. Zeitlich wissen wir aber aus jenen Nachrichten doch so viel, daß die Bayern spätestens am Beginn des 7. Jahrhunderts am Südfuß des Brenner angelangt gewesen sein müssen, da sie um 610 bei Aguntum mit den Slaven im Pustertal zusammentreffen, und ebenso, daß in der Mitte dieses Jahrhunderts dann auch das heutige deutsche Südtirol von ihnen okkupiert gewesen ist, da wenig später (679) ein bayrischer Graf in Bozen seinen festen Sitz hat.

Mit jener letzten Nachricht des Paulus Diakonus betritt also die Geschichte dauernd das heutige Deutschtirol, das im römischen Altertum kaum mehr als ein Teil einer glücklichen und stillen Randprovinz gewesen war, und wenn damals von Bauzanum und den anderen Kastellen in dessen Umgebung die Rede ist, so können wir uns schon jetzt den Bozner und Meraner Kessel als jene Burgenlandschaft vorstellen, wie sie auch heute noch hier vor uns ausgebreitet liegt. Vor allem ist es nun auch endlich einmal möglich auf Grund des Wortes Bauzanum in Bozen selbst festen Fuß zu fassen, während die Namhaftmachung der anderen Burgen in jener Gegend, die der Geschichtsschreiber im Sinne gehabt hat, nur Vermutungen zuläßt. Aber gerade hier haben wir einen Fall vor uns, bei dem die in das Einzelne gehende Forschung vollständig überflüssig ist neben dem Augenschein, der in dieser Gegend überall an Ort und Stelle eine Ahnung von dem Charakter jener Zeiten im Großen und Hauptsächlichen zurückzubannen vermag. So erhebt sich, um nur ein einziges Beispiel herauszugreifen, heute ganz verlassen an der Nordseite des Bozner Kessels das Sarner Schloß, das nicht nur seinem Umfange nach für das dortige einsame Hochplateau eine ungeheure bauliche Leistung darstellt, sondern auch eben jener Lage wegen nicht etwa als Straßensperre, sondern vielmehr von Anfang an nur als mittelalterliche Grenzfestung und als Ausguck größten Maßstabes ausgeführt worden sein kann. Dieser Bau ist nun aber im Grundriß und besonders mit seinem gewaltigen Hauptturm so ausgesprochen mit der Front nach Süden orientiert, daß das große weiße Gemäuer auch heute noch für den von Trient auf der Brennerstraße herankommenden Wanderer in stundenweiter Entfernung als Wahrzeichen der alten nördlichen Grenze zu erkennen ist.

Es liegt in dem Charakter jener unfertigen Zeiten, in denen die Grenzen

[1]) Die Slavenkämpfe (P. D. S. 75, 77, 92) um die J. 595 und 610; die Kämpfe gegen die Langobarden (P. D. S. 119) um 679.

nicht Linien sondern Landstriche von manchmal ganz erheblicher Tiefenausdehnung waren, daß der Besitz jener Gebiete am Eisak und an der oberen Etsch zunächst zwischen den Langobarden und Bayern gewechselt haben mag. In den alten Heiligengeschichten, die in der Gegend des heutigen Meran spielen, ist wohl das historisch Wertvollste, daß wir aus ihnen ersehen, wie noch im 8. Jahrhundert sich dieser Punkt einmal in den Händen der Bayern und dann wieder in denen der Langobarden befindet und welch' scharfe Grenzbewachung dort gehandhabt wird[1]); und wenn wir heute hier nördlich auf der Höhe, von Goyen über Schenna und Auer bis nach Thurnstein, jene Burgenreihe gewahren, die das unten gelegene Meran und Mais wie ein Limes im Halbkreis umzieht, so läßt sich dieses Bild ganz so an, als ob es seine Enstehung nur jener Periode verdanken kann, in der dieser Landstrich ein heiß umstrittenes Grenzland war[2]). Hier am Rande des alten bayrischen Machtgebietes haben wir also immerhin einige Anklänge der ältesten bayrischen Geschichte. In Nordtirol verlassen uns dagegen auch diese. Alte Traditionen bezeichnen hier nur Ambras und Thaur bei Innsbruck als Sitze altbayrischer Grafengeschlechter. In Thaur ließ im 15. Jahrhundert sogar Graf Friedrich von Tirol einmal nach Schätzen graben[3]), ein Zeichen, daß dieser Ort, der sonst keine Römerfunde aufzuweisen hat, schon damals in dem Ruf einer rätselhaften Vergangenheit stand.

Die slavische Völkerwanderung.

In der Richtung nach Südosten und Osten stoßen wir nun aber zum ersten Mal auf den Namen der Slaven, und zwar als einen durchaus gleichberechtigten Faktor im Völkerbilde der Alpen; denn wie die Kelten und Germanen vorher in das Gebirge von allen Seiten eingedrungen waren, so haben auch jene einst fast das ganze östliche Drittel der Alpen als ihr Wohnland besessen, und auch heute noch streicht hier der Bergwind morgens und abends über weite Stätten der Menschen mit slavischer Zunge dahin. Nachdem die germanische Völkerwanderung ausgelaufen ist, stehen wir unmittelbar danach vor einer dritten derartigen Bewegung, und wenn auch der Ausdruck „slavische Völkerwanderung" in der Wissenschaft keine Geltung hat, so ist der Grund hierfür nicht in der geringen Stärke und Tiefe, wohl aber in dem Erfolg dieser Bewegung zu suchen, weil die Slaven es allerdings nicht vermocht haben, in die eigentliche Mitte des Erdteils einzudringen, um hier, ebenso wie vorher die Kelten und Germanen, in Mainz und Paris, in Rom und London, mit der Rücksichtslosigkeit des Emporkömmlings Spuren ihrer Anwesenheit zu hinterlassen. Überhaupt wissen wir von dem Verlauf der slavischen Völkerwanderung kaum mehr als von dem der ersten, der keltischen Völkerwanderung, aber eine solche bleibt sie doch und ihr erstes Resultat jenes Schauspiel, als die Slaven plötzlich um das J. 600 ebenso an der Nordspitze der Adria wie am Fichtelgebirge und an der Odermündung angelangt sind, als östlich dieser Linie nicht ein einziger germanischer

[1]) Sta. S. 16, 17, 337; vgl. Oe. II. S. 218 u. P. D. S. 154. [2]) Der Bach nördlich Schloß Tirol heißt heute noch Finale (Jo. S. 97). [3]) Atz, Kunstgeschichte von Tirol, Bozen 1885, S. 42, 52.

Stamm mehr anzutreffen ist, und wie sich nun hier das massenhafte, wenn auch in seinen einzelnen Teilen noch völlig namenlose Gewirr jener Völkerfamilie ausbreitet.

Es ist aber neben diesem Massenhaften doch vielmehr ein anderes Moment, das in jenen Zeiten durchaus die Art des Eingreifens der Slaven in die Geschichte bestimmt, ihre viel geringere Kulturfähigkeit im Vergleich zu den Romanen, Kelten und Germanen[1]). Zahlreich und bedürfnislos, aber zunächst ohne jede Organisation, ohne Fürst, Adel, Freie und Knechte, durch Tausende jeder der Gleiche, vermögen sie nicht, jene Durchschlagskraft auszuüben, die vorher die Germanen in den Stand gesetzt hatte, in die Gebiete einer festgefügten und überlegenen Kultur einzudringen, und von Feldzügen und siegreichen Schlachten, von denen die germanische Völkerwanderung bis zum Wirrnis erfüllt wird, ist daher jetzt nichts zu finden. Damals ist jedenfalls das Wirken der Slaven überwiegend nur negativer Natur gewesen, und unfähig, selbst eigene Reiche zu gründen, gingen dort, wo die slavische Völkerwanderung hinkam, nur die letzten Reste der alten Kultur unwiederbringlich zu Grunde, so in den Ostalpen, Virunum, Teurnia und Agunt, und besonders Lauriacum (Lorch), das lange noch wie eine Insel aus aller dieser Verödung herausgeragt hatte.

Die Richtigkeit einer Beobachtung, die auch heute noch Geltung hat, können wir aber auch schon damals bestätigt finden; es ist diejenige, daß die Slavenwelt ihre Stärke zu vervielfachen und sich gleichsam zu einem gewaltigen Machtfaktor zusammenzuballen pflegt, wenn es einem großen Herrscher oder einem kräftigen Volksstamme gelingt, mit fester Hand in dieses Chaos einzugreifen und dasselbe mit sich fortzureißen. Auch in jenen frühesten Zeiten steht dieser Fall deutlich vor uns, insofern damals das Volk der Avaren durchaus in einer solchen Rolle auftritt. Die Avaren, die damals an der unteren Donau saßen, haben als Volk mongolischer Abkunft große Ähnlichkeit mit den ihnen vorangegangenen Hunnen und ebenso mit den später sie ablösenden Ungarn; auch die Art ihrer unstäten und beweglichen Kriegführung ist die gleiche, die nicht allein auf Verheerung sondern auch auf Unterwerfung gerichtet war, deshalb aber nur um so mehr Beunruhigung hervorrufen mußte. Darin aber lag die eigentliche Furchtbarkeit der Avaren, daß sie nicht wie jene beiden anderen Völker nach verhältnismäßig kurzer Zeit vom Schauplatz verschwanden, sondern daß sie sich als das führende Volk einer den germanischen Reichen feindlichen Völkergruppierung gewissermaßen austoben und so Mittel- und Osteuropa jahrhundertelang in Atem halten konnten. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts fanden wir sie bereits in Böhmen; um 596 fallen sie von neuem in Thüringen ein, 601 erscheinen sie in Thracien, 610 und 663 verheeren sie weit und breit Friaul[2]), und noch im J. 788 ist unter den Augen Karls des Gr. Augsburg von ihnen niedergebrannt worden.

[1]) Vgl. Ju. S. 228f. [2]) P. D. S. 77, 80, 86f, 112f.

Die Kämpfe der Bayern mit den Slaven.

Kehren wir nun aber zu den Kämpfen der Bayern gegen die Slaven selbst zurück, so sehen wir einmal die Bayern um 595 unter Führung ihres Fürsten Tassilo einen erfolgreichen Beutezug gegen die Slaven unternehmen, während jene bald darauf bei einem zweiten derartigen Zuge auch auf die Avaren stoßen und dieser daher nur um so schlimmer abläuft. Das andere Mal aber, um 610, machen, wohl aus Anlaß des Todes Tassilos, die Slaven ihrerseits einen Einfall in das bayrische Gebiet in der Gegend von Agunt, der, anfangs nicht ungefährlich, jedoch schließlich von Tassilos Sohn und Nachfolger Garibald zurückgeschlagen wird, und zwar derart, daß die Slaven aus dem Lande gejagt werden und auch ihre Beute ihnen wieder abgenommen wird. Die erste Nachricht läßt also bei den Bayern mehr ein offensives Verhalten erkennen, steht aber leider örtlich ganz in der Luft; bei der späteren befinden sich die Bayern dagegen mehr in der Abwehr; diese ist aber deshalb um so wertvoller, weil sie uns in eine bestimmte Gegend führt, wo damals die bayrischen Grenzen den Slaven gegenüber lagen. Denn Agunt ist nichts anderes als die Gegend des heutigen Lienz, und wenn es auch zweifelhaft sein mag, ob der Schauplatz jener Kämpfe bei Lienz selbst, oder mehr östlich oder westlich davon (Oberdrauburg, Innichen) zu suchen ist, so bleibt doch dies ein Bezirk, der bereits nicht allzuweit von der geographischen Mitte der Alpen entfernt liegt, und wir befinden uns noch dazu an der Pforte des Pustertales, jener Linie, die zu allen Zeiten dem europäischen Osten dazu dienen mußte, seinen Einfluß auf dem kürzesten Wege auch an dem Herzen Europas geltend zu machen.

Nach diesen Nachrichten des Paulus Diakonus, die zwar wenig, dieses aber doch frisch und wuchtig sagen, haben die Ereignisse aus jenem Geschichtsabschnitt umfangreicher und bunter, aber vielleicht weniger waschecht in einem kirchlichen Libell abgefärbt, der „Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantaner“ [1]). Nun ist also auch die Kirche hier auf dem Platze, und wir sehen deutlich jetzt, freilich erst nach einem vollen Jahrhundert, die beiden allein maßgebenden Instanzen Bayerns, Krone und Kirche, ebenso ein und dasselbe Ziel verfolgen, wie besonders bei ihrem Vorgehen gegen die Slaven örtlich eine neue Richtung einschlagen, und zwar diejenige, der die bayrische Kolonisation nun auch bis zu ihrem Ermatten stets vorwiegend gefolgt ist. Denn wenn jetzt die in Karantanien wohnenden Slaven die bayrische Schutzhoheit anerkennen (um 749) und das Salzburger Bistum sich deren Bekehrung, mit den slavischen Häuptlingen anfangend, angelegen sein läßt, so hat diese Bewegung ihren Weg von Nordwesten aus über Salzburg mitten in die Ostalpenländer hinein genommen, und schon damals tritt der Lungau als das Vorglacis heraus, dessen Besitzes sich die nördliche Macht für ihre Zwecke vorwiegend versichert halten muß.

Es verlohnt sich, zu erwähnen, daß auch die Lokaltradition, die in Tirol bei den Kämpfen der Bayern gegen die Langobarden nichts verlauten läßt, sich

[1]) Vgl. Kr. S. 28f.

jener Slavenkämpfe bemächtigt hat, und es ist ein Beweis, daß das Volksbewußtsein einst jenes Vorgehen nicht gering einschätzte, wenn die Sage in und um den Lungau, überall da, wo die Wege nach der Drauebene hinabführen, von den Kämpfen des Herzogs Diet (Theodo) gegen die Slaven erzählt[1]), wenn bei Toblach der Viktoribühel liegt, wo die Bayern einst einen großen Sieg erfochten haben sollen, und es ist schon mehr Geschichte als Sage, daß manche Ortsnamen hier in der Umgebung, Tesselberg und Uttenheim, Dietenheim und Greimwalden mit den Hausnamen der Agilolfinger, Tassilo, Uta, Theodo und Grimoald merkwürdig übereinstimmen[2]). Das Pustertal ist wirklich die erste deutsche Markgrafschaft im ursprünglichen Sinne.

In den letzten Zeiten der Agilolfinger nimmt dann aber die reine Kulturtätigkeit neben dem kriegerischen Vorgehen gegen die Slaven einen viel größeren Raum ein, was darin seine Erklärung findet, daß der Arm dieses Herrscherhauses jetzt immer mehr von der von Westen her drohenden Überlegenheit des Karolingerreiches gelähmt wurde. Es sind eben nur allmähliche kolonisatorische Erfolge, die Tassilo von der Gründung des Klosters Innichen erwarten konnte, und selbst diese lassen sich in der folgenden Zeit hier wohl in der näheren Umgebung, weniger aber nach der unbedingt wichtigsten Seite hin, nach Osten entlang des Drautales, feststellen. Auch an den anderen Grenzen Altbayerns kann man es damals beobachten, wie die kriegerische Tätigkeit der Bekehrungsarbeit Platz gemacht hat, und wie diese selbst zwar im Einverständnis mit Tassilo, aber doch vorwiegend von dem Salzburger Bischof in die Wege geleitet wird[3]).

Jahrhunderte später erscheinen die Slaven dann noch tief im Herzen Deutschlands, an der Mündung der Elbe, an den Ufern der Fulda und Pegnitz; hier in den Alpenländern sind sie dagegen in größeren Massen westlich kaum über die Drauquellen und den Venediger hinaus gelangt; früher als anderswo kam hier ihr Vorgehen zum Stehen und noch dazu zu jener Zeit, in der ihnen die Avaren als mächtiger Rückhalt dienen konnten. Es ist dies eine Tatsache, die allein durch den Widerstand möglich geworden ist, den der bayrische Stamm den Slaven entgegengesetzt hat. Unmittelbar an jene schließt sich nun aber als nächstes notwendiges Glied in der Zurückeroberung des deutschen Ostens die Niederwerfung der Avaren selbst an. Eine solche hätte der bayrische Stamm allein jedoch nie durchführen können; sie war nur möglich unter Zusammenfassung der gesamten Kräfte Mitteleuropas und zugleich unter Führung einer mächtigen, weit gebietenden Persönlichkeit, wie es unter Karl dem Gr. auch wirklich geschehen ist.

---

[1]) Kr. S. 26; Ri. I. B. S. 78. [2]) Ri. I. B. S. 76. [3]) Ab. S. 215, 218.

V. Kapitel.

Die Herrschaft Karls des Großen in den Alpen.

Die Wirksamkeit Karls des Gr. im Südosten Mitteleuropas.

Es ist schwer zu entscheiden, auf welchem Teile Mitteleuropas die Regententätigkeit Karls des Gr. einst das Größte und Schwierigste geleistet hat; sicher aber ist, daß ihre Folgen nirgends dauerhafter und gewaltiger geworden sind als im Osten Mitteleuropas, wo der Arm jenes Herrschers weithin in Gebiete drang, über die seit dem Verschwinden der Römerherrschaft jede genauere Kunde fehlt. Von den Geschicken Italiens, Frankreichs und Westdeutschlands weiß die mittelalterliche Geschichte auch vor Karl dem Gr. schon genug zu erzählen, während das östliche Europa damals unausgesetzt jenem unfertigen Zustand ausgeliefert war, den das Erscheinen immer von neuem dort eindringender halbbarbarischer Völker bedingte. Seit Karl dem Gr. beginnt nun aber auch am Ostrand der Alpen und am Mittellauf der Donau die Geschichte wieder, eine Erscheinung, die eben deshalb eine um so größere Leistung zur Voraussetzung hat, weil die Fundamente der Römerzeit hier wirklich fast überall, so wie die Legende des h. Rupert die Stelle des alten Juvavum schildert, von einer dichten Wildnis überwuchert waren, und daher alles, was hier geschah, auf ganz neuen, ganz selbständigen Grundlagen aufgebaut werden mußte.

Es ist aber auch die große räumliche Entfernung von den Stätten, wo damals die eigentlichen Sitze der Kultur lagen, die bei der Tätigkeit Karls im Osten Mitteleuropas nicht außer acht gelassen werden darf und die jene Erfolge in um so hellerem Licht erscheinen läßt, weil sie alles Eingreifen hier von vornherein viel schwieriger machte. Karls Wirksamkeit selbst aber füllt die Dauer eines vollen Menschenalters aus; ihre ersten Anfänge zeigen sich bereits 776, während sie in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts ungefähr als abgeschlossen gelten kann. Es ist dieses somit zugleich die Zeit, in der Karl auf der Höhe seiner Manneskraft stand, jenes Lebensalter, das neue Gedanken und energische Tatkraft mit innerer Ruhe und schöpferischer Überlegenheit zu verbinden pflegt, eine Zeit, in der bei glücklichen Menschen Saat und Ernte in schönem Verhältnis

stehen. Betrachtet man aber weiterhin den Verlauf jener Wirksamkeit, so zeigt es sich, daß Karl zu dem Unternehmen, die Ostalpenländer im weitesten Sinne äußerlich und innerlich in das Frankenreich einzufügen, keineswegs von Anfang an den festen Vorsatz mitbrachte, sondern daß ihm die Verhältnisse, ähnlich wie bei seinem Vorgänger Augustus, hier erst nach und nach in ihrer vollen Tragweite klar wurden, bis er zuletzt bewußt und planvoll eingriff.

Die Niederwerfung einer reichsfeindlichen Bewegung an der Nordostecke Italiens, in Treviso und Cividale, ist das erste Ereignis, durch das Karl auf den fernen Osten seines Reiches deutlicher hingewiesen wurde (776)[1]. Er feierte dort in Treviso damals das Osterfest, so weit östlich, wie er bis dahin persönlich noch niemals gelangt war. Zwei Jahre später sehen wir dann plötzlich, wie in Istrien, in einem Gebiet, das seit den Tagen des Narses stets der byzantinischen Interessensphäre angehört hatte, ein Bischof Mauritius abgesetzt und geblendet wird unter der Anklage, daß er dieses Land den Franken habe in die Hände spielen wollen[2]. Obwohl letzterer Vorfall im einzelnen wenig klar ist, so weist er doch deutlich auf die Richtung hin, aus der vorher der Widerstand gegen Karl in Friaul seine Nahrung gezogen haben muß, und er läßt zugleich auch das Gefühl der Beunruhigung erkennen, das die Überlegenheit der fränkischen Macht jetzt selbst in jenen entlegenen Gegenden auszuüben begann. Nordostitalien.

Im J. 782 treffen wir dann bei Karl in Sachsen zum ersten Mal eine Gesandtschaft der Avaren, jenes Volkes, das damals inmitten der von den Ostalpen bis zum Balkan auf und ab wogenden Slavenwelt der einzig ausschlaggebende Faktor war, ohne daß jedoch etwas Genaueres über den Zweck dieser Verhandlungen bekannt wäre, und auch etwa zwei Jahre später müssen bereits in Südtirol irgendwelche Reibungen zwischen den bayrischen Grenzgrafen und dem in Trient befehligenden fränkischen Machthaber stattgefunden haben[3]. Es sind auch dies alles Vorgänge, die man nur undeutlich wie die Wasserpflanzen unter dem Seespiegel erblicken kann, die aber doch zeigen, wie sich dort an der östlichen Grenze des Frankenreiches große Ereignisse vorbereiteten.

Im J. 787 hat dann aber wirklich jene Auseinandersetzung Karls mit Tassilo stattgefunden, infolge deren nun die fränkische Macht in jenen östlichen Gegenden festen Fuß faßte. Karl hat sich damals auf einen regelrechten Feldzug eingerichtet und drei Heere aufgeboten, die konzentrisch gegen Bayern vorrückten, ein von Norden aus in Marsch gesetztes mit der Richtung auf den Lauf der Donau zwischen Ingolstadt und Regensburg, ein zweites von Süden, von Italien her, unter seinem Sohne Pippin, das jedoch zunächst nur bis Bozen kam, während Karl selbst mit dem besonders starken Hauptheer durch Schwaben an den Lech rückte und sich dort auf dem Lechfelde bei Augsburg aufstellte[4]. Man sieht also, es sind vernichtende Schläge, die von überlegener Hand vorbereitet von Westen her gegen die obere Donau herangezogen kommen, eine Kriegführung, Die Unterwerfung Bayerns.

[1]) Ab. S. 251. [2]) Ab. S. 322. [3]) Ab. S. 477; Jo. S. 87. [4]) Ab. S. 597; W. S. 72. A. 9.

die genau ein Jahrtausend später in derjenigen Napoleons I. im J. 1805 ein Gegenstück gefunden hat, sowohl im einzelnen, als dieser damals bei Ulm die österreichische Armee unter Mack vernichtete, wie noch vielmehr darin, daß diese Ereignisse beide Male nur den ersten Akt eines groß angelegten Feldzugs bedeuteten, dessen eigentliche Entscheidung dann viel weiter östlich, am Mittellauf der Donau, ausgefochten worden ist. Überhaupt stehen wir hier mitten in einem wichtigen historischen Moment, der auch dem damaligen Geschlecht nicht entging, und man kann noch heute die Stimmung in der Umgebung Karls deutlich durchfühlen, wenn Einhard in der Lebensbeschreibung Karls sein Urteil über jene Ereignisse dahin zusammenfaßt, daß gerade dieser Krieg auf fränkischer Seite für äußerst gefahrvoll angesehen wurde [1]). Denn im Grunde waren es nicht bloß Karl und Tassilo sondern die Vertreter zweier entgegengesetzter Machtgruppierungen, des europäischen Westens und des europäischen Ostens, die sich hier gegenübertraten, und im besondern erscheint auch an dieser Stelle zum ersten Mal jene Vermittlerrolle Bayerns zwischen diesen beiden Machtzentren, wie sie in den späteren Jahrhunderten noch oft genug zu beobachten ist und die der bayrischen Politik zuweilen eine weit über die deutschen Grenzen hinausgehende Bedeutung verliehen hat.

Es ist damals zwar durchaus nicht, wie man allgemein erwartet hatte, zu großen kriegerischen Ereignissen, aber trotzdem zu einem völligen Zusammenbruch der in der Persönlichkeit Tassilos verkörperten Richtung gekommen, obwohl über die wirklichen Ursachen dieser Vorfälle auch hier jenes Halbdunkel gebreitet liegt, in das nur zu oft gerade die wichtigsten geschichtlichen Tatsachen für alle Zeiten gerückt sind. Wenn man die Vergangenheit und die feste Stellung, die vorher die Agilolfinger in ihrem Reiche besessen hatten, in Betracht zieht, muß dießer Verlauf jedenfalls überraschen, und man möchte fast glauben, als ob damals unter den Bayern selbst die öffentliche Meinung laut die Stimme erhoben hätte, die sich genau darüber klar war, daß man jetzt nur noch zwischen den Franken und Avaren zu wählen hatte, und daß das Bündnis mit diesen zugleich auch die ganze vorangegangene Entwickelung Bayerns in Frage stellen mußte[2]). Auch der Papst hat damals ganz entschieden gegen Tassilo Partei genommen und diesem so den Boden unter den Füßen weggezogen, ein Verhalten, wie es freilich von der Kurie zu einer Zeit, als deren Interessen und die der fränkischen Königsmacht noch genau übereinstimmten, nicht anders zu erwarten war; „denn die Politik des römischen Hofes ist ebenso beständig gegen seine Untertanen wie gegen die Könige“ [3]). Ein tragisches Geschick liegt aber doch über dem Ende dieses Herrscherhauses, das, nachdem es der Kirche Jahrhunderte hindurch überzeugt und erfolgreich gedient hatte, jetzt einer veränderten Weltlage gegenüber von ihr ohne weiteres fallen gelassen wurde.

[1]) Ei. K. 11. [2]) Ab. S. 599. [3]) Stendal, Römische Spaziergänge, Jena 1910. S. 182.

Bereits im folgenden Jahre (788) ist dann über Tassilo die letzte Katastrophe gekommen, zu der die unmittelbare Veranlassung nur gewesen sein kann, weil dieser nunmehr die Avaren zu einem Angriffskrieg gegen das Frankenreich veranlaßt hatte. Jener Zusammenhang geht klar aus der Tatsache hervor, daß die Avaren noch in demselben Jahre, obgleich sie vorher lange Zeit nicht das Geringste gegen Bayern und das Frankenreich unternommen hatten, in einem weit angelegten Feldzug gegen Westen vorbrachen. Wir wissen nicht, wie es in dem Herzen Tassilos bei jenem Schritte der Verzweiflung aussah, als er, nicht mehr jung an Jahren und nach einer etwa vierzigjährigen Regierung, mit allen Traditionen brach und sich den Avaren gänzlich in die Arme warf. In den Zustand des damaligen Europas kann man aber tief hineinblicken und den Gegensatz erkennen, der die junge christliche Kulturwelt von jenen östlichen Völkern trennte, wenn eben jenes Einverständnis mit den „Hunnen" Tassilo aller Sympathien beraubte; zugleich gewahrt man aber auch hier ganz deutlich, wie auch damals die Tatsachen mächtiger als der Wille des Einzelnen sein konnten, und wie Karl selbst nun Schritt für Schritt in jene östlichen Verhältnisse hineingezogen wurde. Der Angriff der Avaren gegen das Frankenreich erfolgte jetzt mit drei verschiedenen Heeren und an zwei räumlich weit von einander getrennten Punkten, im Süden gegen Friaul und im Norden im Donautal, eine Kräfteverteilung, die somit ganz der altgewohnten ausgreifenden Kriegführung dieses Volkes entsprach. An beiden Punkten prallte jedoch auch bereits damals jener ungeregelte Ansturm an den festgefügten fränkischen Streitkräften auseinander, zuerst an der Grenze Friauls und dann ebenso im Norden, wo es zu zwei blutigen Schlachten an den Ufern der Donau kam; von der ersten derselben ist auch die Stelle genauer bekannt; sie wurde in der Nähe der Mündung der Ibs in die Donau (Niederösterreich) geschlagen [1].

Die Avarenkriege Karls des Gr.

Der größte Feldzug gegen die Avaren, zugleich auch der einzige von allen, der von Anfang bis zu Ende unter Karls persönlicher Leitung durchgeführt wurde, fällt dann in das J. 791, und er liefert außerdem seit den Tagen Trajans das erste Vorkommnis, daß wieder eine europäische Macht von Westen her einen erfolgreichen Vorstoß nach Osteuropa hinein machen konnte. Die fränkischen Streitkräfte wurden von Karl diesmal derart angesetzt, daß sie auf den an der Nord- und Südseite der Ostalpen entlang laufenden, von der Natur vorgeschriebenen Richtungslinien konzentrisch gegen die Donauebene vorrücken sollten. Das südlichste Heer der Franken unter König Pippin marschierte von Friaul her heran, während nördlich an der Donau Karl drei weitere Heere unter seinem Oberbefehl vereinigte. Wie vorher bei dem Kriege gegen Desiderius Genf, so bildete jetzt Regensburg zunächst das Hauptquartier; von den drei Armeeabteilungen Karls rückte die nördlichste dann entlang des linken, die südlichste, bei der sich Karl selbst befand, entlang des rechten Donauufers vor; die

[1]) Ab. S. 639 f.

mittlere dagegen, die zwischen diesen beiden die Verbindung zu unterhalten hatte, wurde auf Schiffen den Strom abwärts transportiert[1]). Daß diese letztere Abteilung, der somit keine eigentliche Gefechtsaufgabe zufiel, gerade aus den Bayern bestand, erlaubt vielleicht den Schluß, daß Karl der Gesinnungen derselben damals noch nicht vollständig sicher war; die Menge Proviant aber, die jene auf den Schiffen mitzuführen hatten, kann ebensogut ein Anzeichen für den großen Umfang dieser Heere wie für die Art der gegen die Avaren notwendigen Kriegführung bilden, da man bei dieser in Landschaften eindringen mußte, deren Kulturzustand nicht die geringsten Hilfsmittel gewähren konnte. Und wie auch sonst die Art, wie Karl diesen Feldzug anlegte, ganz mit der Kriegführung Napoleons I. gegen Österreich übereinstimmt, so diente im besondern auch hier bereits der Lauf der Donau dazu, das Kriegstheater seiner ganzen Länge nach in zwei Teile auseinanderzuspalten, ein Einfluß, der sich auch bei allen späteren Feldzügen in Südostdeutschland bis zu dem Kriege von 1809 gleichmäßig wiederholt hat.

Die Armeeabteilung unter Karl ebenso wie die der Bayern haben dann zunächst an der Enns Halt gemacht; es läßt sich also erkennen, daß man hier an der äußersten Reichsgrenze angelangt war, und wie man von nun an der Feinde gewärtig sein mußte. Die frische Stimmung aber, die in jenen Tagen bei Karl selbst zu bemerken ist, und nicht minder auch der Gottesdienst, den er nun hier im Lager drei Tage lang anstellen und dessen genaue Durchführung er sich sehr angelegen sein ließ, zeigen, wie man sich allgemein am Vorabend großer Entscheidungen glaubte. Als die fränkischen Heere jedoch bei dem weiteren Vormarsch auf die avarischen Verschanzungen stießen, die sich sowohl nördlich der Donau bei Krems wie südlich derselben bei Tuln (bei Klosterneuburg) befanden, waren diese bereits vom Feinde verlassen, wahrscheinlich deshalb, weil bereits hier der kombinierte Angriff Karls seine Wirkung getan hatte. Die Franken gelangten dann noch weiter auf den Spuren der Avaren bis an die Mündung der Raab in die Donau, aber im Grunde blieb dieser letzte Teil des Unternehmens doch nur ein Stoß in die Luft, ein Ausgang, wie er sich übrigens sehr häufig bei einem solchen Feldzug einzustellen pflegt, bei dem mit einer regulären Armee über weite Räume hinweg gegen einen halbbarbarischen Feind vorgegangen wird. Den Rückmarsch, der nun angetreten wurde, ließ Karl jedoch nicht auf der direkten Linie, sondern rechts abbiegend über Savaria (Steinamanger) ausführen, und wenn diese Richtung auffallen kann, so mag sie vielleicht deshalb gewählt worden sein, weil man auf diese Weise am raschesten wieder in kultivierte Gegenden gelangen konnte. Jedenfalls muß es uns interessieren, daß wir auch damals noch die alten Römerstädte Savaria, Carnuntum und Comagenae (Tuln bei Klosterneuburg) als vorhanden und mit ihrem alten Namen bezeichnet antreffen, und daß dieser Befund demnach wiederum die lebenskräftige Kultur der

[1]) Si. S. 16f.

Wiener Ebene voll heraustreten läßt, während weiter östlich uns sonst keine einzige Ortsbezeichnung mehr begegnet.

Wenn die Niederwerfung der Avaren diesmal auch noch nicht vollständig geworden war, so läßt es sich doch deutlich beobachten, wie seit jenem von Karl persönlich geführten Feldzug der Zerfall der avarischen Machtgruppierung ein viel rascheres Tempo einschlug, daß aber nunmehr auch die Slaven, nachdem der Druck der Avaren von ihnen genommen ist, um so lebhafter auf den Schauplatz treten. Die weiteren kriegerischen Maßnahmen hat Karl später nicht mehr persönlich in die Hand genommen, sondern durch seine Machthaber ausführen lassen. Der Mittelpunkt der avarischen Macht aber lag damals nach wie vor in der Ebene zwischen Donau und Theiß, in jenen eigenartigen Befestigungen, die infolge ihrer barbarischen Anlage und der reichen Beute, die aus ihnen hervorgeholt wurde, der Phantasie des Mittelalters nicht mit Unrecht so viel zu denken gegeben haben [1]. Und wenn wir hören, daß sich auch jetzt nach der Einnahme des Hauptringes der Avaren — ebenso wie einst nach der Eroberung der Residenzen der Perserkönige durch Alexander den Gr. — ein alle Erwartungen übertreffender goldener Regen über das Frankenreich ergoß, so wirft dies wirklich ein grelles Schlaglicht auf die damalige Weltlage; es zeigt, wie tief damals der Orient in das Abendland eingedrungen war; denn jenes ungemessene Anhäufen von Schätzen ist nichts anderes als echt orientalische Despotenart, die sich hier Jahrhunderte hindurch auf europäischem Boden heimisch gefühlt hatte [2].

Die nächsten Feldzüge gegen die Avaren, an deren Spitze bald Karls Sohn Pippin bald der Markgraf von Friaul stand [3], wurden dagegen sämtlich nur vom Süden der Alpen aus angesetzt, und allein wohl aus dem Grunde, weil jetzt auf dieser Seite die kürzeste Anmarschlinie gegen den Feind gelegen war. Auch in den J. 803 und 811 hat Karl noch Heere nach „Pannonien" geschickt [4], diesmal wieder von Bayern aus; bei diesen letzten Unternehmungen handelte es sich jedoch schon weniger um Kämpfe gegen die Avaren, sondern um solche gegen die Slaven, während andererseits die Tatsache, daß jene Züge von keinen großen Ereignissen erfüllt sind und nichts Genaueres von ihnen gemeldet wird, schon darauf hindeutet, daß die äußerliche Einfügung jener östlichen Völkerschaften in die Grenzen des Frankenreiches jetzt nach Beseitigung der avarischen Unruhe viel glatter vor sich gehen konnte.

Die Folgen der Avarenkriege.

Dort an dieser Südostseite Mitteleuropas ist eine staatenbildende Kraft infolge der in breiter Ausdehnung in die Ebene auslaufenden Ostalpen aber überhaupt bei ihrer Arbeit vor die größten Schwierigkeiten gestellt, und jene zahlreichen kriegerischen Unternehmungen Karls haben daher nicht allein das Mittel gebildet, um die Grenzen des Frankenreiches vorzuschieben, sondern besonders auch, um einwärts derselben für die Regententätigkeit Karls Platz zu schaffen, eine Tätigkeit, die es schließlich auch erreichte, daß der Bereich der abendländischen Kultur

[1] Si. S. 100 f. [2] Vgl. Mo. S. 252. [3] Si. S. 98, 121 f., 133. [4] Si. S. 297, 468.

sich nunmehr an dieser Stelle gesichert und festgefügt viel weiter nach Osten, etwa bis zum heutigen Preßburg und die Ostgrenze der Steiermark entlang bis südlich nach Fiume erstreckte. Es ist somit, wenn auch der Schwerpunkt der reichsbildenden Macht sich diesmal nicht südlich sondern nördlich der Alpen befand, doch im Grunde hier dieselbe Situation wiedergekehrt, wie sie schon einmal im zweiten nachchristlichen Jahrhundert eingetreten war, nachdem die römischen Kaiser in denselben Ländern die Grenzen ihres Machtgebietes festgelegt hatten. Auch jetzt ist jene Zone, die das Altertum mit Carnuntum, die neue Zeit mit Wien bezeichnet, wieder ein nordöstlich weit vorgeschobener Posten des Abendlandes, das den Besitz derselben für sich beanspruchte und ihn mit festen Fäden an sich zu ketten suchte.

In diesem Zusammenhange kann es auch kaum als Zufall erscheinen, daß unter Karl wieder über den Rhein bei Mainz eine Brücke gebaut worden ist[1]), wie sie schon unter den Römern bestanden hatte, weil erst damals wieder Süddeutschland in seiner weitesten Ausdehnung ein geschlossenes Glied innerhalb eines großen abendländischen Weltreiches geworden war. Die Grundrisse der römischen Organisation waren in dem Augenblicke, als sie entstanden, festgefügter, klarer durchdachter, und sie sind deshalb auch für uns heute noch durchsichtiger; aber sie haben trotzdem nur drei Jahrhunderte Stand gehalten. Das Werk Karls wirkt dagegen auch heute noch in der Scheidung zwischen Cis- und Transleithanien einigermaßen fort, und wirkliches Leben hat es mindestens noch einmal so lange als die römische Organisation besessen, da nirgends anders als gerade hier an der südöstlichen Seite des römisch-deutschen Reiches die Grenzen desselben in der Gestalt wie sie Karl der Gr. geschaffen hatte bis zum Ende des Mittelalters unverändert aufrecht geblieben sind, und ihnen erst die Entstehung des österreichischen Staates den eigentlichen Inhalt entzogen hat.

Karl der Gr. u. Regensburg.

Zu allen Zeiten ist der Name Karls besonders mit seiner Stadt Aachen verknüpft gewesen. Es giebt aber in Deutschland auch noch eine andere Stadt, die es fast ebensosehr verdient, in Verbindung mit jenem großen Herrscher genannt zu werden: Regensburg. Zum ersten Male betrat Karl diese Stadt im J. 788 nach dem Sturze Tassilos; im Frühsommer 791, vor dem Avarenkriege, verlegte er zunächst sein ganzes Hoflager dorthin, wie er dann auch, nachdem er sich selbst in das Feld begeben hatte, seine Gattin Fastrada und seine Töchter dort zurückließ[2]). Nach Beendigung des Krieges aber sehen wir Karl nun volle zwei Jahre hindurch, bis tief in das J. 793 hinein, von jener Stadt aus regieren, die von ihm zu einer civitas regia und zu einem freien Handelsplatz erhoben worden war[3]). Wir kennen das Regensburg des ersten Mittelalters als Residenz der bayrischen Herzöge und zugleich als Übergangsstelle über die Donau und als letzten nördlichsten Ausläufer der Brennerstraße, während nunmehr diese Stadt der anerkannte Hauptort Südostdeutschlands und noch viel mehr als Vermittler

[1]) Ei. K. 17. [2]) Si. S. 20. [3]) Da. II. B. S. 229.

der zwischen dem Westen und dem Osten hin und her laufenden Verkehrsbeziehungen von Bedeutung wurde. Sie ist schon längst vorbei, sie hat auch nicht allzulange gedauert, aber sie war doch wirklich einmal, die Zeit, in der jener glänzende Titel als Schwelle des Ostens, wie später Venedig und dann Wien oft genannt worden sind, dem jetzt so stillen Regensburg zukam. Hier hat nun auch Karl wie überall seine große Regententätigkeit entfaltet. So wurden hier während jenes Aufenthaltes zwischen 791 und 793 eine kirchliche Synode und jene Reichsversammlung abgehalten, die das Urteil über Karls Sohn Pippin und dessen Mitverschworene sprach[1]); hierzu kamen Vorbereitungen für die weiteren Züge gegen die Avaren und vor allem der Bau des Karlsgrabens, jenes zwischen Regat und Altmühl, also zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meer geplanten Kanals[2]); es ist ein Zug, der bei vielen großen Regenten in gleicher Weise wiederkehrt, daß sie den Anforderungen des Verkehrs erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet haben, und jenes Unternehmen kann daher diese Eigenschaft auch bei Karl in besonders deutlichem Lichte erscheinen lassen.

Das Karolingerreich in den Ostalpen.

Neben diesen offen daliegenden Ereignissen der großen Reichspolitik müssen für uns jedoch jene Maßregeln eine viel größere Beachtung beanspruchen, durch die nun Karl in denselben Jahren und von ebenderselben Stelle aus ganz Bayern, Stammland so gut wie Nebenländer, nach seiner Weise zu einem wirklichen Glied des Frankenreiches zu machen suchte. Sicherlich ist auch dies eine lange systematische Kette von Maßregeln gewesen, und wenn diese Tätigkeit auch nur verstümmelt überliefert ist, und wir uns deren Einzelheiten mühsam zusammensuchen müssen, so tritt das, was durch sie schließlich erreicht worden ist, doch immer noch deutlich genug heraus.

Gerade hier stehen wir demnach an einem Punkte, an dem sich ebensosehr der Unterschied des Charakters zwischen den Quellen der Antike und denen des Mittelalters offenbart, wie die veränderten Aufgaben, die aus jener Verschiedenartigkeit für die Geschichtsschreibung erwachsen. Im klassischen Altertum sind jene Quellen zwar an Zahl geringer, aber jede einzelne bietet doch zumeist infolge der der Antike innewohnenden tiefen Klarheit eine Offenbarung auf weite Strecken. Im Mittelalter dagegen werden — und je länger je mehr — die Ereignisse bunter, die Örtlichkeiten, an denen etwas geschieht, und die Persönlichkeiten, die erscheinen, mannigfaltiger, auch die Anzahl der Quellen ist an sich viel zahlreicher, an Wert des Inhaltes jedoch nur zu oft viel unselbständiger und belangloser, weil die Worte sich dem Sinne dessen, was gesagt werden soll, viel mehr versagen. Das ist der Grund, weshalb die mittelalterlichen Quellen der Wiedergabe des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, das doch den Lebensnerv jeder Geschichtsschreibung bildet, überall viel größere Schwierigkeiten bereiten.

Als Karl im J. 788 nach der Beseitigung des bayrischen Stammesherzogtums die inneren Verhältnisse des Landes nach denen des Frankenreiches umgestaltete,

[1]) Si. S. 45 f. [2]) Si. S. 55. f.

ging er auch hier wohl vornehmlich von der Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung aus. Bemerkenswert ist aber dabei, daß er damals einen seiner hervorragendsten Beamten, den schwäbischen Grafen Gerold, den Bruder seiner verstorbenen Gemahlin Hildegard, zum Vorsteher Bayerns ernannte[1]), ein Verhältnis, bei dem ebensosehr die bis dahin schon weit vorgeschrittene Landeseinheit wie die Lage Bayerns als Grenzland in Rechnung gezogen worden zu sein scheint. Die anderen Maßregeln Karls, die seit seinem Regensburger Aufenthalt bis in die späteren Jahre hinein kaum eine Unterbrechung erfuhren, bestanden darin, daß er einesteils seine trefflich geschulten und in einer überlegenen Verwaltungskunst erprobten Beamten hier festen Fuß fassen ließ, anderenteils aber in dem schon von den Agilolfingern geübten Verfahren, daß er der Kirche persönlich die Richtungslinien anwies, in denen diese hier für die Ausbreitung der abendländischen Kultur weiterzuarbeiten hatte. So erhielten zunächst die Erzbischöfe von Metz und von Köln, die beide zu Karl als seine Kapellane in persönlichem Verhältnis standen, Klöster in Bayern verliehen, der von Metz das Männerkloster Chiemsee, der von Köln die Abtei Mondsee (Salzkammergut)[2]), während das hervorragendste Werkzeug dieser Art der Erzbischof Arno von Salzburg wurde, ein Geistesverwandter Alkuins und einer aus jenem Kreise, in dem sich die ganze Vortrefflichkeit der karolingischen Kulturbestrebungen verkörpert hat.

Das Bistum Arnos wurde schließlich auf Wunsch Karls vom Papste im J. 797 zur Metropole Bayerns erhoben, und diesem so die Bistümer von Seben, Freising, Regensburg und Neuburg unterstellt. Das Breve des Papstes aber, durch das jene Organiation in das Leben trat, stellt den wahren Sachverhalt auch ganz richtig dar, wenn es jene Maßregel als nichts anderes als den Abschluß der von Karl in das Werk gesetzten Neuordnung Bayerns in allen seinen Teilen gelten lassen will[3]). Auch der erste Ratgeber Karls, Alkuin, hat jener östlichen Politik seine Aufmerksamkeit gewidmet; denn im J. 796 steht dieser gelegentlich des Avarenkrieges mit Arno in Briefwechsel über die Art, wie dort im Osten die christliche Bekehrung gehandhabt werden sollte, eine Frage, die zu gleicher Zeit auch den damaligen Patriarch Paulinus von Aquileja beschäftigte, da dieser ja die Stelle verkörperte, der dieselbe Arbeit im Süden der Ostalpen zufiel[4]). Dem Namen Karls selbst begegnet man dann als Gründer des Benediktinerstiftes Metten bei Niederaltaich[5]) und in Kremsmünster, wo er das, was Tassilo begonnen hatte, weiterführte. Auch die Stadt Klosterneuburg soll von ihm an der Stelle eines Römerkastells erbaut worden sein, wie überhaupt die deutschen Dynastengeschlechter, die später in diesen Grenzlanden seßhaft waren, die Veranlassung für ihre Übersiedelung nach dorthin mit Vorliebe auf jene Kämpfe unter Karl den Gr. zurückgeführt haben[6]).

---

[1]) Ab. S. 643. [2]) Ab. S. 644. [3]) Si. S. 138. A. 1. [4]) Si. S. 128f. [5]) Da. II. B. S. 225.
[6]) Ri. I. B. S. 185; Weidmann, die Umgebungen Wiens, Wien 1839, S. 307.

Ein letzter Absatz in jener Tätigkeit Karls läßt sich dann noch etwa im J. 803 erkennen. Er ist damals noch einmal in Regensburg und auch in Salzburg gewesen, ein Zeitpunkt, in dem die Gründung des Stiftes S. Zeno bei Reichenhall und wahrscheinlich auch die endgültige Abgrenzung jener südöstlichen Marken zum Schutze des Reiches erfolgte, die wir dann jedenfalls im J. 811, als die Fürsten der Avaren und der Südslaven sich bei Karl in Aachen einfanden, fest begründet sehen[1]). Wie jene Grenzen damals im einzelnen gezogen worden sind, dieses läßt sich freilich nicht mehr ersehen; einigermaßen deutlich erscheint hier nur die Ostmark, die Vorläuferin des späteren Herzogtums Österreich, während die Ausdehnung der eigentlichen pannonischen Mark, die möglicherweise bis an die Raab reichte, und auch die Gestaltung Kärntens im Dunkeln bleibt[2]). Nicht unwahrscheinlich ist es außerdem, daß die Machtsphäre der Markgrafen von Friaul sich damals bis nach Kroatien erstreckt hat[3]), so daß die eine große Tatsache jedenfalls voll heraustritt, wie hier von jenem großen abendländischen Herrscher ein Keil germanischen Wesens nach Osten vorgetrieben wurde, der ein Zusammenfließen der Nord- und Südslaven bis heute verhindert hat[4]).

Auch die Einteilung der großen kirchlichen Bezirke in den Ostalpen wurde damals geregelt, insofern jetzt die Drau ihrer ganzen Länge nach als Grenze des Patriarchates Aquileja und des Erzbistums Salzburg bestimmt wurde[5]), eine Abgrenzung, in der die Überlegenheit des Salzburger Bezirkes und damit die des ganzen Nordens gegenüber dem alten Patriarchensitze aus der Römerzeit deutlich zum Ausdruck kommt. Aber selbst in diesem kirchlichen Zentrum, das unter den Langobarden nur sein Leben gefristet hatte, setzte seit dieser Zeit ein neuer Aufschwung ein; denn der von dem Weltreiche Karls des Gr. ausgehende Impuls war auch südlich der Ostalpen gleich stark zu fühlen. Hierauf weisen besonders die hartnäckigen Kämpfe hin, die damals Pippin in Italien mit Venedig geführt hat, während andererseits die Tatsache, daß diese Stadt, gestützt auf Byzanz, mindestens eine Sonderstellung innerhalb des fränkischen Reiches einnahm, wiederum die verbindenden Fäden enthüllt, die von jenem Nordende der Adria nach dem Orient hinüberlaufen, und so die Überlegenheit der geographischen Verhältnisse auch gegenüber der stärksten Menschenkraft in Erinnerung bringt.

Karolingische Gaue in den Alpen.

Da die Gauverfassung mehr als alles andere die Grundlage der fränkischen Staatseinrichtungen bildete und der östliche Teil der Alpenländer erst unter Karl dem Gr. in jene eingefügt wurde, so haben wir jetzt Veranlassung, die Gaue zu nennen, die damals in diesem Teil des Gebirges erkennbar sind. Es sind dieses freilich alles Bezirke, von denen die wenigsten ein längeres selbständiges Leben entwickelt haben und deren genauere Erforschung daher nur einen bedingten Nutzen haben kann, da die Wirksamkeit dieser Gauverfassung auch hier wie

1) Si. S. 472. 2) Ri. I. B. S. 185f; vgl. auch Z. A. 1901. S. 132. 3) Si. S. 297. A. 3. 4) Vgl. Ei. K. 15. 5) Ju. S. 272.

überall mit dem Verfall des Karolingerreiches ihr Ende gefunden hat. Als solche Gaue können nun, wenn wir vom Schwarzwald aus in das Alpenland eintreten, genannt werden der Aargau, Thurgau und Linzgau[1]), das Algäu (Alpe gowe, Albigau) und dann der Huosigau (pagus Hosiarum)[2]), der weiter östlich das Alpenvorland bis zur Loisach und Isar einnahm. Auf diesen folgt dann weiter der Sundgau (Südgau), der sich gleichfalls am Rande der Berge bis über den Inn hinaus erstreckte. Südlich dieser Gaue aber lagen im eigentlichen tiroler Gebirge der Gau Inntal, das heutige Unterinntal mit seinen Nebentälern, der als solcher nach Westen zu, etwa von Zirl ab, dem Gau Poapintal (d. h. dem des Poapo) Platz machte, eine Bezeichnung, die ebenso wie der Huosigau deshalb bemerkenswert ist, weil sie erkennen läßt, daß jene Gebiete wirklich einst von bestimmten Gaugrafen verwaltet worden sind. Dieser Gau Poapintal, der das obere Inntal und vor allem auch das ganze Ötztal umschloß, wird dann südlich vom Vintschgau (Finsgowe) abgelöst, der östlich bis an die Passer reichte. Das eigentliche Brennergebiet aber umfaßte der Gau Norital, nach mittelalterlichem Sinne also ein vorwiegend von Bayern bewohntes Gebiet. Dieser Gau Norital erstreckte sich anfangs südlich weit hinab bis zur Mündung des Noce in die Etsch, während später (1027) dann seine südliche Grenze der das Tierser Tal durchfließende und bei Blumau in den Eisak mündende Breibach (Bria fluvius) war[3]). Vom Tal der Rienz und dem der oberen Drau wurde dann der Gau Pustertal (Pustrissa) gebildet, eine heute noch fortlebende Bezeichnung, die von den einen von Byrrus, dem lateinischen Namen der Rienz, von anderen wieder aus dem Slavischen, was dann Wüste bedeuten würde, abgeleitet wird[4]). Östlich und nördlich des Pustertales lagen der Lurngau (Tiburnia)[5]), der Pinzgau (Binsengau)[6]) und der Pongau, von denen die beiden letzteren in ihrer alten Bezeichnung und auch ungefähr in ihrem früheren Umfange auch heute noch fortbestehen, während an den Sundgau anschließend von Westen nach Osten zu der Chiemgau, der Salzburggau, der Attergau und der Traungau zu finden waren.

Die Alpensage u. Karl der Gr.

Sind wir somit an dieser Stelle mit demjenigen zu Ende, was lediglich aus der Geschichte von dem Wirken Karls in den Ostalpen bekannt ist, so darf es doch nicht verschwiegen werden, daß auch die Tradition in den südlich der bayrischen Ebene liegenden Bergen sich merkwürdig oft mit dem Namen dieses großen Kaisers zu schaffen gemacht hat. Es ist ja richtig, daß man diese Erscheinung eben nur so hinzunehmen braucht wie sie ist; es wird aber doch immer auch solche geben, die angesichts der Tatsache, wie gewaltig die Tätigkeit Karls hier einst wirklich gewesen ist, der Ansicht sind, daß jener Nachklang sich nicht ohne Grund eingestellt hat. So zieht sich zunächst wie die Spur eines edlen Wildes, das längst das Weite gesucht hat, von der Schweiz beginnend eine Kette solcher Anklänge bis nach Salzburg hinüber. Von Zürich, dessen Münster noch

1) Pl. S. 370. 2) Vgl. Ri. I. B. Beil. II. 3) N. A. S. 90; vgl. Anh. 7. 4) W. P. S. 20; Eg. S. 373; Unterforcher G. Pr. Eger 1890, Sonderabdruck S. 12. 5) Pl. S. 222. 6) St. S. 128.

heute ein den Namen Karls tragendes Standbild besitzt, wo der Kaiser besonders gern sich aufgehalten und die Schlange bei ihm ihr Recht gesucht haben soll[1]), geht sie hinüber nach Kempten, wo Hildegard, die Gemahlin Karls, im J. 773 das Benediktinerkloster gegründet und die Burghalde an dasselbe geschenkt haben soll[2]), eine Annahme, zu der freilich zu bemerken ist, daß jener Zeitpunkt nicht ganz geschickt gewählt scheint, da eben in diesem Jahre Hildegard ihren Gemahl auf seinem Zuge gegen Desiderius nach Italien begleitet hat. Das alte Schloß Pähl an der Südspitze des Ammersees gilt als ein Jugendaufenthalt Karls[3]) und eine Mühle am Starnbergersee sogar als sein Geburtsort[4]), und auch das in Oberbayern geübte Haberfeldtreiben, bei dessen Formalitäten mit dem Namen dieses Kaisers viel Unfug getrieben zu werden pflegt, wird als ein verwilderter Schößling des einst von Karl eingeführten Rügengerichts betrachtet. Seinen glänzenden Abschluß aber findet dann dieser Zug in Salzburg, wo Karl der Gr. der Mittelpunkt eines reichen Sagenkreises ist, wo er im Untersberg wohnt und aus diesem einmal wieder in voller Herrlichkeit hervortreten soll.

Nicht minder merkwürdig ist es aber, daß uns auch am südlichen Rande desselben Alpenflügels ganz ähnliche Anklänge begegnen. Tatsache ist zunächst, daß Karl im J. 803 die Grafschaft Chiavenna der Kirche von Como schenkte[5]), und daß er in der Gegend des Gardasees, wo auch die letzten Langobardenkönige häufig anzutreffen sind, besonders über Peschiera, das Kastell Sermione und die Isola di Garda verfügte[6]). An dem reichen Portal des Domes in Verona schauen noch heute die alten Standbilder von Roland und Olivier, der Paladine Karls des Gr., auf uns herunter; die Berner Klause hieß im Mittelalter semita Caroli und auch das in der Nähe derselben gelegene Kastell Malcesine soll der Sage nach von Karl erbaut worden sein[7]). Die rätselhafteste Reihe solcher Andeutungen zieht sich aber doch von hier aus nordwestlich in das Gebirge selbst hinein. So soll Karl ungefähr im J. 775 südlich vor Madonna di Campiglio, dort, wo am Eingange des Val di Genova die Kirche S. Stefano liegt, mit seinem Heere einmal vorbeigekommen sein; oben auf dem Passe aber liegt ein großes geschütztes Plateau, seit alters Campo di Carlo Magno geheißen, weil der Kaiser hier sein Lager aufgeschlagen haben soll[8]). Weiter nordwestlich im Münstertale, an dieser Stelle freilich im J. 774, soll sich Karl mit seiner Gemahlin gleichfalls einmal aufgehalten und daselbst das Kloster Taufers gegründet haben[9]), und wiederum, nicht allzuweit nördlich von hier, findet sich im Scarltale, einem Seitentale des Unterengadins, eine kleine Kirche, die von der Tradition zu einer Gründung dieses Kaisers gestempelt wird, während man schließlich als die letzte Kette dieses Gliedes die Annahme betrachten kann, daß einer der Römerzüge Karls auch einmal von Konstanz aus angetreten worden sei; für dieses

[1]) Z. A. 1902. S. 90; M. C. L. 17. B. S. 1110. [2]) M. C. L. 10. B. S. 45; M. D. A. I T. 4. Au. S. 66. [3]) M. D. A. I. T. 4. Au. S. 47. [4]) Da. I. B. S. 226. [5]) Pl. S. 425. [6]) Ab. S. 193, 195. [7]) Oe. II. S. 215; M. D. A. I. T. 4. Au. S. 335. [8]) M. D. A. I. T. 4. Au. S. 307; 9. Au. S. 318. [9]) Pl. S. 379.

Ereignis wird aber wieder das J. 780 genannt[1]). Und selbst in die Sagenwelt der Urkantone spielt der Name Karls des Gr. hinein, da der besondere Charakter der Schwyzer durch ihre Herkunft von friesischen Leuten erklärt wurde, die sich einst daselbst auf der Rückkehr von einem Römerzug Karls niedergelassen haben sollten[2]).

Der Eintritt Graubündens in das Mittelalter.

Während der Zustand der Westalpen unter Karl dem Gr. kaum eine Veränderung erfahren hat, einfach deshalb, weil dieser Teil des Gebirges bereits seit langer Zeit einen alteingerichteten Teil des Frankenreiches bildete, ist es nach dem Vorangegangenen ganz erklärlich, daß die Wirksamkeit Karls nun auch vor jener Landschaft in den Alpen nicht Halt machte, die bis dahin seit dem Ende des Ostgotenreiches ein fast selbständiges Leben geführt und wie Bayern bisher nur in einem ganz losen Abhängigkeitsverhältnis zu dem Frankenreiche gestanden hatte. Es ist diese der heutige Kanton Graubünden, an dem damals noch der einst in viel größerem Umfange geltende Name der römischen Provinz Rätien haften geblieben war, und für den man den Eintritt des Mittelalters schlechterdings erst am Ende des achten nachchristlichen Jahrhunderts ansetzen kann; gewiß eine merkwürdige Tatsache, die ihre Erklärung jedoch durchaus in den geographischen Verhältnissen findet, in der Abgeschlossenheit des Massengebirgslandes, in der Sprödigkeit und den Kräften der Beharrung, die jene genau in der Mitte der Alpen gelegene Hochgebirgslandschaft stets in besonderer Stärke in sich versammelt hat. In jener stillen Zeitspanne begehrten nur die von Alemannien ausgehenden neuen kirchlichen Kulturströmungen schüchtern Einlaß im Lande, während im Innern die Churer Bischofsgewalt ein naturwüchsiges theokratisches Regiment ausübte, das sich zugleich Jahrhunderte hindurch in derselben Familie, derjenigen der Viktoriden, Glied um Glied forterbte. Auch die Politik der Frankenkönige hatte damals noch keine Veranlassung, hier fest zuzugreifen, da die durch Bünden führenden Straßen neben denen der Westalpen für sie stets in zweiter Linie stehen mußten.

Zu der Zeit Karls des Gr. geht nun aber auch hier eine Veränderung jenes Zustandes in allen seinen Grundlagen vor sich. Das erste Zeugnis hierfür liefert zunächst eine Urkunde, in der plötzlich der Bischof von Chur nicht wie sonst Victor sondern Constantius genannt wird, und als solcher auch nicht mehr als Praeses sondern als rector im Lande gelten soll. Die Urkunde stellt ferner zwar die altgewohnten Gesetze Rätiens unter Karls besonderen Schutz, findet aber doch Veranlassung, hinzuzufügen, daß dieser Schutz einerseits von der Treue der Räter gegen Karl selbst abhängig zu machen sei und andererseits besonders auch gegen fremde Leute zu gelten habe, die hier wohl mit Absicht nicht näher bezeichnet werden[3]). Leider fehlt uns gerade bei diesem Schriftstück die genaue Kenntnis von dem Zeitpunkt seiner Entstehung. Wenn es aber richtig ist, daß diese in das J. 784 oder 785 fällt, so liegt der Gedanke sehr

[1]) Oe. I. S. 242; vgl. Anh. 8. [2]) Fr. 16. Au. II. B. 1. Abteilung. S. 414. [3]) Pl. S. 300f.

nahe, daß jenes Eingreifen Karls in die rätischen Verhältnisse mit der Auseinandersetzung mit Tassilo in Verbindung stand, die ja wenig später (787) dann auch wirklich stattgefunden hat, daß daher unter jenen fremden Leuten niemand anders als Tassilo und seine Parteigänger gemeint waren, und daß somit Karl hier bereits irgendwelchen Schritten von bayrischer Seite her zuvorgekommen ist. Immerhin hat aber doch damals die Machtstellung des Churer Bischofs selbst äußerlich wenigstens noch keinen Schaden erlitten, während wir dann im J. 807 nun wie überall so auch hier einen fränkischen Grafen, Hunfried mit Namen, im Lande finden und so die Zügel der Regierung straff angezogen sehen[1]). Aber auch der Zeitpunkt, in dem diese letztere Tatsache erkennbar wird, fügt sich durchaus in den Verlauf hinein, den die Regierung Karls in den Alpen genommen hat, da dieser, wie schon erwähnt, überhaupt in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts die letzte Hand an die Ordnung der Alpenländer legte.

Aber auch noch nach einer anderen Seite hin findet sich ein Motiv, weshalb sich die Aufmerksamkeit Karls damals wieder auf Rätien gerichtet haben mag; denn in derselben Zeit, im J. 806, war es auch, als Karl die Divisio imperii verfügte, jene Länderteilung, wie sie nach seinem Tode unter seinen Söhnen in Kraft treten sollte[2]). In dieser erscheint nun auch der Weg über Chur als eine der wichtigsten Verbindungen zwischen Deutschland und Italien, und es kann dies daher auch nichts anderes bedeuten, als daß jetzt auch der Besitz der bündner Alpenstraßen, an denen bisher der Churer Bischof ungestört das Hausrecht ausgeübt hatte, für die fränkische Reichspolitik ein Gegenstand des höchsten Interesses geworden war, und daß diese nunmehr auch hier für sich selbst das erste und letzte Wort beanspruchte. Daß jener Zustand aber doch den Bischöfen in Chur recht wenig sanft eingegangen sein mag, zeigt sich darin, daß diese sich später Ludwig dem Frommen gegenüber, als der Wind bereits anders zu wehen begann, offen über die von dessen Vater getroffenen Maßregeln beklagen[3]). Auch in den folgenden Jahrhunderten haben die deutschen Herrscher dann noch oft genug Veranlassung gehabt, sich mit den durch Bünden führenden Alpenstraßen zu beschäftigen. Die Ursache hierzu ist aber doch allein in der durch Karl den Gr. heraufgeführten Entwickelung zu suchen, da erst durch diesen jener Teil Deutschlands, der nördlich der östlichen Hälfte der Alpen liegt, mit unlösbaren Banden in den abendländischen Kulturkreis einbezogen worden ist. Für Bünden selbst hat die neu geschaffene Weltlage dann im besonderen auch noch die Wirkung gehabt, daß das Bistum Chur dem Erzbistum Mainz unterstellt und so von seinem alten Metropolitansitze Mailand abgelöst wurde, obwohl es diesem räumlich ja viel näher gelegen war[4]). Diese Änderung geschah um das J. 845, wie sie daher wohl mit der in Verdun getroffenen Reichsteilung (843) unmittelbar zusammenhängt.

---

1) Pl. S. 354. 2) W. S. 69. 3) Pl. S. 355. 4) Pl. S. 393.

VI. Kapitel.

Das Straßenwesen des Mittelalters und die Römerzüge.

Die Alpen und die politische Weltanschauung des Mittelalters.

Wie Cäsar und Augustus die römische Macht über die Alpen nach Norden geführt haben und so die Urheber geworden sind, daß die römische Politik nunmehr Jahrhunderte hindurch dem Verkehr über das Hochgebirge ihre Aufmerksamkeit zu schenken hatte, so ist Karl der Gr. der Schöpfer jener mittelalterlichen Konstellation gewesen, die in einer langen Reihe die deutschen Herrscher nördlich der Alpen nach Italien ziehen ließ, um sich dort die Kaiserkrone zu holen. Wenn dieser Vorgang es äußerlich zum Ausdruck brachte, daß die Herrschaft über Deutschland und Italien in einer Hand zu liegen habe, so finden wir demnach auf der Höhe des Mittelalters lange Jahrhunderte hindurch dieselbe Weltanschauung wieder, wie sie die römische Kaiserzeit zur Reife gebracht hatte; es ist dieses der Vorstellungskreis, nach dem die Alpen im Mittelpunkte eines großen abendländischen Reiches liegen, und der dem Aufbau und der inneren Kraft dieses Reiches von vornherein die Fähigkeit zutrauen mußte, die trennenden Kräfte zu überwinden, wie sie die Natur einem ausgedehnten Hochgebirge den menschlichen Kulturbestrebungen gegenüber verliehen hat. Nur darin zeigen die mittelalterlichen Verhältnisse auch auf den ersten Blick eine Verschiedenheit von denen des Altertums, insofern sich jetzt der Schwerpunkt jenes abendländischen Reiches ebenso wie die Heimat seiner Beherrscher im Norden der Alpen befindet, während das Gebirge selbst den Anforderungen, jene ganze Ländermasse nach einem einheitlichen Willen zu leiten, keine anders gearteten Schwierigkeiten, weder größere noch geringere als vorher, entgegenzusetzen hatte.

Das Wesen der Römerzüge.

Die Art nun, wie das Mittelalter jenen Aufgaben gerecht zu werden suchte, ist in den Römerzügen der deutschen Herrscher in die Erscheinung getreten, durch die diese in Rom die Kaiserkrone zu erwerben, nicht minder aber auch ihre Oberhoheit südlich der Alpen zur Geltung zu bringen unternahmen. Aber gerade in der Gegenüberstellung dieser beiden Ziele, aus dem Vergleich, welch' geringe lebendige Kraft auch nach stattgefundener Kaiserkrönung einem solchen

mittelalterlichen Herrscher tatsächlich zuwuchs, offenbart sich der wirkliche Charakter jenes römisch-deutschen Reiches und damit zugleich das Mißverhältnis zwischen Schein und Wirklichkeit, das als Leitmotiv des mittelalterlichen Kulturlebens überall heraustritt. Die Geschichte zeigt es allenthalben, wie das Oberhaupt eines festgefügten und in sich sicheren, wenn auch noch so großen Reiches es durchaus nicht nötig hat, fortgesetzt an den verschiedensten Stellen seines Machtgebiets zu erscheinen und daselbst durch seine Persönlichkeit einzugreifen; bei den großen und langlebigen Weltreichen ist sogar das Gegenteil, die feste und sichere Leitung von ein und derselben Stelle aus, die Regel gewesen. Auch von dem römischen Weltreich waren die Länder nördlich der Alpen, wie es fester und unerbittlicher nicht geschehen konnte, in das von der Hauptstadt ausgehende und sich nach allen Seiten hin betätigende Regierungssystem einbezogen worden, ohne daß doch die römischen Kaiser in den langen Zeiten ihrer Machtfülle öfters persönlich im Norden der Alpen zu erscheinen nötig hatten, wie in ihrer häufigeren Anwesenheit auf der Schattenseite des Reiches je länger je mehr nur ein Zeichen für die Lockerung der alten Verhältnisse zu Tage tritt.

Die fränkischen und deutschen Könige haben dagegen seit Karl dem Gr. Jahrhunderte hindurch kein anderes Mittel gefunden, um ihrer Stellung als Herrscher des Abendlandes zu genügen, als unausgesetzt mit den Orten ihres Aufenthaltes zu wechseln und bald vom Norden bald vom Süden der Alpen aus zu regieren. Eine solche Art der Regierungstätigkeit mußte jedoch schon deshalb auf das Erstarken einer politischen Machtfülle nachteilig einwirken, weil sie den Kräften des Einzelmenschen zu viel zumutet, und so dem Haupterfordernis jedes dauernden Erfolges, der innerlichen Sammlung, entgegenarbeitet, in der sich allein die Grenzen des Möglichen und Erreichbaren zu enthüllen pflegen. Die ganze Geschichte der mittelalterlichen deutschen Kaiserzeit ist daher äußerlich zwar eine ebenso glänzende und dramatische Reihe großer Ereignisse, innerlich dagegen nur ein wechselvolles und keineswegs erhebendes Bild menschlicher Lebenslagen. Dieselben Erscheinungen, Römerzüge und Kreuzzüge, die Kämpfe mit der Kurie, mit den Vasallen und diejenigen gegen die Slaven folgen in bunter Folge aufeinander, während die Hauptsache, die durch jenen glänzenden Schein verhüllt wird, die Lebensfähigkeit des abendländischen Kaisertums selbst, einer unglaublichen Unstetigkeit, einem jähen Wechsel zwischen den höchsten Ansprüchen der Weltherrschaft und der mühsamen Behauptung in der Stellung eines deutschen Wahlkönigs unterworfen ist.

Vieles ist eigenartig an dieser Entwickelung und uns heute fast wunderbarer als manche noch viel weiter in der Vergangenheit zurückliegende Ereignisse; das Merkwürdigste bleibt aber doch die lange Dauer jenes Zustandes, der sich in derselben Weise vom Beginn des neunten bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein immer wiederholte, als der größte und aufreibendste circulus vitiosus, den die Weltgeschichte kennt. Es ist gewiß auffallend, daß in jener langen Epoche

kaum ein deutscher Herrscher im buchstäblichen Sinne die Bahnen seiner Vorfahren verlassen hat, ja daß die tüchtigsten und tatkräftigsten, wie Otto I. und Friedrich Barbarossa, auf jene ihre Zeit bewegenden Ideen am stärksten reagiert haben. Gerade hierin aber offenbart sich die zwingende Überlegenheit der die einzelnen geschichtlichen Epochen erfüllenden Geistesrichtung gegenüber dem Einzelmenschen, der seine Vorstellungen schließlich doch nur aus dem Vorrat der geistigen Werte schöpfen kann, die ihm von seiner Zeit zu Gebote gestellt werden. Eben deshalb ist aber auch der Hohenstaufe Friedrich II., der inmitten seines Geschlechtes ein wildfremder Mensch war, für die Geschichte eine so besonders interessante Gestalt, weil er sich bewußt von der Regierungsmethode seiner Vorgänger lossagte und sein Gesamtreich vorwiegend nur von der einen Seite der Alpen aus zu regieren suchte.

So sind die Römerzüge nicht nur im einzelnen, sondern auch hinsichtlich ihrer Häufigkeit und des langen Zeitraumes, über den sie sich verbreiten, eine Erscheinung, die tief in dem mittelalterlichen Geisteszustand begründet ist, insbesondere aber auch dasjenige Moment, das den Alpenstraßen auch in dieser Periode ihren hervorragenden Platz in der Weltgeschichte sichert. Denn jene Verkehrslinien hatten auch damals wie zu allen Zeiten für das Völkerleben eine wirtschaftliche Bedeutung im weitesten Sinne, nicht minder aber auch eine große politische Wichtigkeit für diejenigen, die über Deutschland und Italien zugleich die Herrschaft ausüben wollten, eine Wichtigkeit, die nicht anders als wie zur Römerzeit ihre Vorkehrungen erheischte, um den freien Durchzug durch jene schwierigen Gebirgsstraßen offen halten zu können. Es entspricht aber der andersgearteten Machtfülle der mittelalterlichen Herrscher, die sich damals rein praktischen Aufgaben gegenüber nur mit ganz geringen Erfolgen begnügen mußten, daß das Streben nach dem Besitz der Alpenstraßen jetzt zunächst mit ganz anderen Mitteln arbeitete, ferner aber auch niemals zu jenem großen Resultate führen konnte, wie es die römische Kaiserzeit in ihren wohldurchdachten, über die Alpen gelegten Kunststraßen erreicht hatte.

Die in der Reichsteilung Karls namhaft gemachten Alpenwege.

Nach mittelalterlichen Begriffen bildete das Reich Karls des Gr. ein besonders festgefügtes und geschlossenes Ganze, das rings um die Alpen gelagert war, und dessen einheitliche Beherrschung und Verwaltung daher auch den ungehinderten Verkehr über dieses Gebirge hinüber zur Voraussetzung hatte. Der im J. 806 von Karl verfügte Entwurf einer Reichsteilung (Divisio imperii), wie er nach seinem Tode eintreten sollte und in dem die einzelnen Abschnitte für jeden der drei Söhne Karls bestimmt werden, macht unmittelbar nach den Worten der Teilung selbst die Alpenübergänge namhaft, die auf diese Weise einem jeden der drei künftigen Frankenherrscher zur Verfügung ständen[1]). Dieser Zusammenhang beweist ohne weiteres, wie hoch gerade jener große Herrscher den Besitz der Alpenstraßen einschätzte, und allein diese Tatsache ist daher das weitaus wichtigste

[1]) Vgl. Anh. 9.

neben dem vielen anderen, über das jene Stelle sonst noch für unseren Zweck Licht verbreiten kann. Die vorgesehene Dreiteilung selbst, ein westlich zur Seite gedrücktes Frankreich, ein in gleicher Weise nach Osten geschobenes Deutschland und ein zwischen diesen beiden in der Mitte liegendes Reich ist zwar zunächst nicht zur Ausführung gekommen, später, nach dem Vertrag von Verdun (843), und mit einigen Veränderungen dagegen schließlich doch noch zur Wirklichkeit geworden; und wenn wir weiterhin sehen, daß solche zwischen Frankreich und Deutschland mitten inne liegende Zwischenreiche auch wieder zu den Zeiten Karls des Kühnen und nach dem Wiener Kongreß in das Leben getreten sind, so scheint deren Entstehung an solche Zeitlagen geknüpft zu sein, in denen man geneigt ist, den Einfluß der nationalen Kräfte auf das Staatenleben nicht allzuhoch einzuschätzen.

Unter den Alpenwegen selbst, die in der Divisio namhaft gemacht werden, sind jedoch nur Gruppen von Übergängen zu verstehen, so daß aus derselben eine Aufklärung über die Begangenheit einzelner bestimmter Straßen zu jener Zeit nicht gewonnen werden kann. Diese Gruppen verteilen sich nun weiterhin derart, wie sie den einzelnen Reichen ihrer Lage nach nicht anders zufallen konnten; für das westliche Reich die Straßen, die in das Tal von Susa auslaufen, also die eigentlichen französischen Alpenstraßen, für das Reich in der Mitte diejenigen, die in das Tal von Aosta münden, wobei in diesem Falle allerdings kaum ein anderer Weg als der Gr. S. Bernhard gemeint gewesen sein kann, weil dieser infolge seiner diagonalen und vermittelnden Lage für das große, den Rhein entlang liegende Zwischenreich wie geschaffen war — während die Straßen des Ostreiches hier als über die Norischen Alpen und über Chur führend angegeben werden und demnach die Linien des Brennersystems und die bündner Pässe umfassen. Es sind letzteres die Wege, die gleichfalls ihrer Lage nach nur für das Ostreich in Frage kommen konnten, und deren Benutzung für das Frankenreich erst Karl der Gr. wieder sichergestellt hatte. Erst durch diesen ist daher jener wichtige Zustand eingetreten, daß auch die über die Mittelalpen führenden Linien den westlichen Alpenstraßen in ihrer Bedeutung für den Weltverkehr vollständig ebenbürtig wurden, wie es ja auch gerade jene Linien gewesen sind, über die sich später vorwiegend die Römerzüge der deutschen Herrscher bewegt haben. Die Linien der Ostalpen fallen dagegen hier noch ganz aus, was darin seine Erklärung findet, daß diese Straßen überhaupt erst dann einen gleichen Wert wie die anderen Alpenstraßen erlangen können, wenn sich die Länder am Mittellauf der Donau zu einem großen Reiche zusammengefunden haben.

Karls Testament und die Alpenstädte.

Aber auch noch aus einem anderen Vorgang, der mit den letzten Regierungsmaßregeln Karls in Verbindung steht, läßt es sich erkennen, welche Bedeutung damals den Alpenländern innerhalb des Frankenreiches zugesprochen wurde. In seinem im J. 811 gemachten Testament bedachte Karl die 21 Metropolitansitze seines weiten Reiches, und wenn es auch nicht wunderbar ist, daß uns

unter diesen, mit Ausnahme von drei [1]), nur Städte mit einer glänzenden Geschichte entgegentreten, die seit der Römerzeit bis in unsere Tage angehalten hat, so ist es hier doch um so wichtiger, wenn unter jenen 21 nicht weniger als fünf innerhalb des Bannkreises der Alpen gelegen sind: Salzburg und Cividale am Fuße der Ostalpen, dann besonders Grenoble, der französische Vorort der westlichen Alpenstraßen, und ebenso Embrun an der Linie des Mont Genevre wie Moutiers an derjenigen des Kl. S. Bernhard. Letztere beiden sind jetzt zu ganz stillen Orten geworden; ihre damalige bevorzugte Stellung können sie jedoch nur ihrer Lage an jenen wichtigen Gebirgsstraßen verdankt haben.

Die Römerzüge Karls des Großen.

Karl selbst ist zehnmal über die Alpen nach Italien und wieder zurück gezogen, aber nur bei drei von diesen Alpenüberschreitungen sind wir auch über den Weg, den er dabei gewählt hat, ganz im klaren [2]). Es gilt dies zunächst für den Zug von 773, bei dem er persönlich über den Mont Cenis kam, und der übrigens als einziger von allen zugleich ein über das Gebirge hinüber ausgeführter Feldzug und nicht wie die übrigen nur ein bloßer Reisemarsch war. Ferner steht bei den Zügen von 776 und 801 aus Italien nach Deutschland die Richtung über den Gr. S. Bernhard außer allen Zweifel, weil hier beide Male ein Aufenthalt Karls in Ivrea sichergestellt ist; auch bei den anderen Zügen Karls bleibt diese Richtung die wahrscheinlichere, wenn auch bereits hier ebenso wie bei den meisten anderen späteren Römerzügen die verstümmelte Überlieferung den durch die Alpen eingeschlagenen Weg nur andeutungsweise erkennen läßt.

Das Straßenwesen des Mittelalters.

Wenn im Altertum die Reichsregierung selbst auch den Bau der Alpenstraßen in die Hand genommen hatte, so war dies begründet nicht nur in dem folgerichtigen römischen Staatsgedanken, der sich bewußt war, wie gewaltig die Geschlossenheit eines großen Reiches durch die Erleichterung des Verkehrs gefördert wird, noch viel mehr aber in dem Übermaße aller materiellen Hilfsmittel, die sich die antike Kultur zur Erreichung dieses rein praktischen Zieles von Anfang an zu nutze machen konnte. Ganz im Gegensatz hierzu steht nun aber, ebenso im Flachland wie in den Alpen, der Einfluß, den die mittelalterlichen Herrscher auf das Straßenwesen ausübten, weil damals jene Grundlagen fast ganz fehlten, die dem Straßenbau des römischen Altertums zu so gewaltigen Leistungen verholfen hatten. Im Mittelalter war die Geschlossenheit des Reiches und die Machtfülle seines Oberhauptes eben nur in der Vorstellung vorhanden, während in Wirklichkeit der verschiedenartige Wille einer Anzahl neben und übereinander gestellter Machtkreise von Herzögen, Grafen, Bistümern, Klöstern und später auch Reichsstädten über das Schicksal und den Zustand der ihre Gebiete durchziehenden Verbindungen bestimmte. Es ist aber natürlich, daß alle diese Instanzen den Verkehr innerhalb ihres Machtkreises in erster Linie nur von dem Standpunkte ihres eigenen Vorteils, zumeist also von demjenigen

[1]) Ei. K. 33. Diese drei sind Grado, Moutiers und Embrun. [2]) Oe. I. S. 241, II. 306.

des Zollwesens aus, betrachteten, und daß kaum irgendwelche anderen Rücksichten als diese darüber entschieden, ob der Verkehr gefördert oder gehindert, ob die Straße selbst in gutem oder schlechtem Zustand erhalten werden sollte. Gerade diese letztere Tatsache, daß ein Machthaber ebensooft ein Interesse daran hatte, den sein Gebiet durchziehenden Verkehr zu erschweren oder gar eingehen zu lassen, findet sich im Mittelalter fast ebensohäufig wie das Gegenteil, und sie liefert daher auch die beste Erklärung nicht allein für die Veränderungen, die das Straßennetz während jener Zeiten erfahren hat, wie überhaupt für manche auffallenden und unregelmäßigen Erscheinungen des damaligen Verkehrslebens[1]).

Die andere Ursache aber, weswegen im Mittelalter der Straßenbau selbst nur geringe Leistungen aufweisen konnte, liegt in der Geringfügigkeit der praktischen Hilfsmittel, die den damaligen Geschlechtern zu Gebote standen[2]), und zwar nicht nur in den dem Altertum nachstehenden technischen Kenntnissen, sondern vor allem auch in dem Mangel an Arbeitskräften, die sich der Kapitalwirtschaft gegenüber stets viel williger zeigen als gegenüber der Naturalwirtschaft, wie sie im Mittelalter zumal in den Alpen besonders lange und besonders rein ausgeprägt war. Der wichtigste Grund aber, weshalb die baulichen Leistungen des Mittelalters von Anfang an so weit hinter denjenigen des Altertums zurückstehen, bleibt doch der, daß jenes keine Arbeit von Sklaven kannte. Die Sklaven des römischen Fiskus haben auch die großen Alpenstraßen des römischen Reiches gebaut. Es ist richtig, daß die weißen Sklavenheere schon am Ende des Altertums selbst ausgestorben sind, aber auch ohne diesen Ausgang bleibt das Aufhören der Sklaverei einer der folgenschwersten kulturellen Gegensätze, der das Mittelalter, nicht zum Nachteil seines inneren Wertes, von dem Altertum unterscheidet.

Hieraus ist es demnach durchaus erklärlich, daß eine Straßenbautätigkeit im großen Stile im Mittelalter niemals und am wenigsten in dem schwierigen Alpengebiet eintreten konnte, und daß selbst ein weiter Blick, auch die gewaltige Energie eines Einzelnen sich hier nur mit ganz geringen Resultaten begnügen mußte, wenn es auch bestehen bleibt, daß die großen Herrschernaturen aus ihrem Gesichtskreis heraus nach wie vor auf jenes Bestreben hingewiesen wurden. Vor Karl dem Gr. haben wir zunächst überhaupt keine Andeutungen über irgendwelchen mittelalterlichen Straßenbau[3]); erst unter diesem und unter dessen Nachfolgern, die mit dem Titel des römischen Kaisers auch jene antiqua consuetudo mit übernommen haben mögen, läßt es sich erkennen, daß die Herrscher selbst auch der Fürsorge für die das Reich durchziehenden Straßen einige Aufmerksamkeit gewidmet haben. Das Kapitulare von Mantua (787) giebt davon den ersten Beweis, als die Reichsregierung die Gewohnheiten, die sich bei der Instandhaltung der Straßen, besonders der Brücken, ausgebildet hatten, zum Gesetze erhob; ein späteres, etwas deutlicheres Zeugnis liefert dann der Mönch von S. Gallen, Notker der Stammler[4]). Hier sind es die Geistlichen, besonders

[1]) Vgl. F. 1834. S. 266. [2]) Ga. S. 55. [3]) Ga. S. 32. [4]) Ga. S. 34f.

aber die Grafen, beides die eigentlichen zur inneren Verwaltung des Karolingerreiches berufenen Instanzen, denen mit Hilfe ihrer Untergebenen die Instandhaltung der bestehenden Wege obliegt, während bei den wichtigeren Unternehmungen dieser Art, besonders bei den Neubauten, alle einschlagenden Gewalthaber zur Teilnahme verpflichtet sein sollen, ein Verfahren, bei dem diese dem Könige durchaus verantwortlich sind und das durch dessen Sendboten kontrolliert wird.

Auffallen muß es aber doch, daß Verordnungen gleicher Art aus dem zehnten und elften Jahrhundert nicht existieren, auch nicht von Otto dem Gr. oder Heinrich III., jenen kräftigen Herrschern, unter denen der Begriff der Reichseinheit diesseits und jenseits der Alpen verhältnismäßig am weitesten zur Vollendung gekommen ist. Erst unter Friedrich I. wird es im J. 1158 auf den ronkalischen Feldern wieder als Grundsatz ausgesprochen, daß die öffentlichen Verkehrswege, und zwar im weitesten Begriffe, Landstraßen, Brücken, Wasserstraßen, Häfen und Zölle nur dem Könige gehören; und auch Friedrich II. erhebt in den Verordnungen auf dem Reichstage zu Mainz (1225) noch einmal dieselben Ansprüche[1]). Es sind aber hier wie dort doch nur mehr allgemeine Mißstände, vor allem die vielen unberechtigten Zölle und Hindernisse, die mit der Zeit den Verkehr der Willkür der mannigfachen an den langen Straßenlinien liegenden Gewalten ausgeliefert hatten, gegen die jetzt von den Herrschern im Prinzip Front gemacht wird. Wenn jene Maßregeln daher auch zeigen, daß die Reichsgewalt, sobald sie sich vorübergehend zu einem kräftigen Schwunge erhob, durch die Logik der Tatsachen auch auf die Fürsorge für die Straßen geführt werden mußte, so konnten doch auch in solchen Fällen die praktischen Ergebnisse im Vergleich zu den erhobenen Ansprüchen stets nur ganz geringfügig bleiben. Nicht ein einziges Mal ist daher auch im Mittelalter der Fall eingetreten, daß von dem Reichsoberhaupte selbst eine Straße in langer Linie durch die Alpen gebaut oder auch nur verbessert worden wäre.

Die Sperrung der Alpenstraßen.

Nach einer anderen Richtung hin, die sich jedoch nicht auf ganze Linien sondern auf einzelne besondere Punkte an den Alpenstraßen erstreckte, ist dagegen das Mittelalter von Anfang an ganz selbständig vorgegangen, in der Errichtung von Klausen. Es waren dies Befestigungen zur Beherrschung der einmal vorhandenen Alpenwege, eine Erscheinung, die nun auch besonders deutlich erkennen läßt, auf welche Weise sich damals allein der Einfluß der großen Machthaber an den Alpenstraßen geltend zu machen pflegte, und die weiterhin auch die Ursache zu der wichtigen Tatsache geworden ist, daß auch im Mittelalter ebensogut wie im Altertum die Verbindungen zwischen Deutschland und Italien in breiter Front besetzt und abgeschlossen werden konnten.

Der früheste Vorgang dieser Art ist wohl etwa um das J. 942 gelegentlich der Kämpfe zwischen den italienischen Gegenkönigen Hugo von Niederburgund

[1]) Ga. S. 45f.

und Berengar II. von Ivrea zu beobachten[1]). Besonders häufigen und besonders erfolgreichen Versuchen dieser Art begegnet man dann während der bewegten Zeiten Heinrichs IV., was aber vor allem anderen auch deshalb möglich werden konnte, weil jetzt nach einem langen und kräftigen Walten der deutschen Kaisermacht die Zusammengehörigkeit Deutschlands und Italiens auch wirklich einige Fortschritte gemacht hatte, und dabei nun auch der Apparat für den politischen Verkehr zwischen diesen beiden Ländern zu einer verhältnismäßig größeren Vollendung gelangt gewesen sein muß. So ließ Heinrich IV. im J. 1075, als der Aufstand der Sachsen in hellen Flammen stand, der Kampf mit Gregor aber noch nicht begonnen hatte, „alle Alpenpässe sperren, um keine Nachrichten von diesen Vorgängen nach Rom gelangen zu lassen“[2]). Am Ende des J. 1076 aber, als die Ereignisse über Heinrich zusammengebrochen waren, taten dann wieder die Fürsten dasselbe und besetzten, um die Reise Heinrichs zum Papste zu verhindern, „im Voraus mit Wächtern alle Wege und Zugänge, die nach Italien führen und die man gewöhnlich Klausen nennt“[3]), wodurch Heinrich, wie bekannt, zu jenem weiten Umweg über den Mont Cenis genötigt wurde. Dieser wendete dann aber auch seinerseits und zwar mit vollem Erfolge, sobald er nach seiner Rückkehr nach Deutschland wieder zu Kräften gekommen war, kein anderes Verfahren an und vereitelte so die geplante Zusammenkunft Gregors mit den deutschen Fürsten zu Augsburg, von der er das Schlimmste zu erwarten hatte. Später aber im J. 1093 besetzten die lombardischen Städte Mailand, Cremona, Lodi, Piacenza u. a. die von Italien nach Deutschland führenden Wege und hielten auf diese Weise Heinrich von seinen deutschen Anhängern fern, so daß er selbst deshalb jahrelang machtlos in Italien zurückbleiben mußte[4]).

Auch aus dem folgenden Jahrhundert ist noch ein Fall ersichtlich, bei dem die Sperrung der Alpenstraßen in breiter Front besonders gut funktionierte und durch eine solche Maßregel ein entscheidender Einfluß auf den Gang der Ereignisse ausgeübt wurde. Als Friedrich Barbarossa im J. 1186 durch Bünden aus Italien zurückkehrte und zugleich einen feindlichen Papst im Rücken wie Deutschland in halbem Aufruhr vor sich hatte, mußte für ihn alles darauf ankommen, seine Feinde zu trennen; auch er ließ daher, sobald er nördlich der Alpen angelangt war, „die Pässe der Alpen und aller umhergelegenen Länder sperren, so daß niemand in irgend einer Angelegenheit zum apostolischen Stuhle gelangen konnte“[5]). Auch zwei Römerzüge desselben Kaisers, der vom J. 1167 von Italien nach Deutschland und derjenige vom J. 1174 in umgekehrter Richtung bewegten sich nur deshalb über den Mont Cenis, weil die anderen Alpenstraßen gesperrt waren[6]), und ebenso fand Friedrich II. im J. 1212 bei seinem ersten Zug aus Italien nach Deutschland die von Trient aus nördlich nach Schwaben führenden Straßen verschlossen, so daß er damals nur auf Umwegen und über schwierige Gebirgsübergänge nach Chur gelangen konnte[7]).

[1]) Oe. I. S. 215. [2]) Bruno Sachsenkrieg. K. 64. [3]) La. S. 282. [4]) Oe. II. S. 228. [5]) A. L. S. 122. [6]) Oe. I. S. 227f. [7]) Oe. II. S. 188.

Die Klausen.

Die Befestigungsbauten selbst aber, durch die eine solche Sperrung der Alpenstraßen in das Werk gesetzt wurde, führten im Mittelalter allgemein den Namen Klausen (clusae), eine Bezeichnung, die uns zuerst bei den Langobarden und Franken begegnet ist, und deren Klang den Zweck, dem diese Bauten dienen sollten, ganz deutlich veranschaulicht. Solche Sperren waren im Mittelalter über das ganze Alpengebiet verbreitet; es ist aber hervorzuheben, daß jener Name selbst im geschichtlichen Sinne zunächst durchaus von der gleichlautenden geographischen Bezeichnung unterschieden werden muß, da mit dieser überhaupt in den Alpen alle quer durch die Gebirgserhebung hindurchgehenden, mit symmetrischen Seitenwänden versehenen Spalten bezeichnet zu werden pflegen, wenn es auch klar ist, daß die Erdkunde bei der Geschichte hier nur eine Anleihe aufgenommen hat, da jene mittelalterlichen Klausen eben einst vorwiegend in solchen Querspaltentälern zu finden waren. Es ergiebt sich nun von selbst, daß die Stellen, wo einst nachweisbar solche mittelalterlichen Klausen bestanden haben, damals auch für den Verkehr von besonderer Wichtigkeit sein mußten, während weiterhin dort, wo die alten Befestigungen selbst noch leidlich erhalten sind, uns der Augenschein sofort die Art, wie sie wirken sollten, vergegenwärtigen kann. Es ist auch zu beobachten, daß diese Klausen sich weniger auf den Paßhöhen sondern vorwiegend an solchen Stellen finden, wo die Straße eine Biegung macht, besonders aber, wo durch unwegsame Höhen oder steile Abfälle dicht neben der Straße eine Umgehung ausgeschlossen erscheint. Hier waren nun die Straße selbst und der enge Raum rechts und links bis dahin, wo das natürliche Hindernis begann, hermetisch durch eine hohe Mauer abgeschlossen, deren einziger Durchlaß, zumeist ein starker Torturm[1]), wenn es nötig war, Tag und Nacht von einer Besatzung bewacht wurde, die irgend ein mächtiger Gewalthaber daselbst stationiert hatte. Manchmal, aber durchaus nicht als Regel, findet sich dann auch noch neben der eigentlichen Klause eine wirkliche Burg im mittelalterlichen Sinne.

Diese ganze, nur an einzelne Punkte angewiesene, dort aber um so energischer wirkende Straßenbefestigung ist nun aber tief in dem Wesen des mittelalterlichen Verkehrslebens begründet, das als Beförderungsmittel des Menschen fast nur das Reitpferd kannte. Solche Klausen ließen daher, wenn sie gut bewacht waren, nur wenig Möglichkeiten, die Reise zweckentsprechend fortzusetzen; denn bei den unentwickelten Angriffsmitteln des Mittelalters konnten hier überhaupt nur größere Streitkräfte daran denken, Gewalt zu brauchen, während ein Umkehren vor der Klause, und der Versuch, etwa an einer benachbarten, schlechter bewachten Stelle durchzukommen, zunächst ein recht unsicheres und bei der ganzen Struktur der Gebirgswege jedenfalls sehr zeitraubendes Unternehmen bedeuten mußte. Der am nächsten liegende Ausweg aber, derjenige, eine solche Klause auf Fußpfaden, die es überall giebt, zu umgehen, war nur möglich, wenn

[1]) Vgl. Oe. I. S. 204.

der Reiter sich von seinem Pferde trennte, und er lag daher schon deshalb dem Mittelalter fern, wie ja tatsächlich erst die selbständige Kampfesweise des Fußvolks auch die Wirkung jener mittelalterlichen Befestigungen je länger je mehr herabgemindert hat.

Wie wenig überhaupt jene Zeiten sich zu Fuß oder zu Wagen bewegten, und welche Schwierigkeiten für den damaligen Reisenden der Verlust seines Reitpferdes bedeutete, dafür mögen zunächst zwei in den Alpen selbst spielende Vorfälle als Beispiel dienen. Im J. 1193 wurden der Kardinallegat Cincius und seine Begleiter auf der Reise nach Italien auf dem Septimer von einem Ritter von Marmels ihrer Habe und Pferde beraubt, jedoch nur der Legat allein gefangen weggeführt. Aber auch den übrigen konnte es jetzt gar nicht mehr einfallen, die lange Reise fortzusetzen, sondern sie kehren einfach wieder nach Chur zurück und erst, nachdem sie dort sämtlich ihre Pferde wiedererlangt haben, geht es von neuem weiter[1]). Im J. 1026 aber, als der Bischof Bruno von Toul aus der Lombardei nach Deutschland reiste und auf diesem Wege am Gr. S. Bernhard gewaltsam festgehalten werden sollte, gelang es diesem selbst wohl glücklich durchzukommen; zwei seiner Begleiter wurden dagegen gefangen, und zwar nur deshalb, weil sie sich nicht entschließen konnten, rechtzeitig ihre übermüdeten Pferde in Stich zu lassen[2]). Auch die Waren wurden im Mittelalter nur auf Saumpferden über das Gebirge transportiert[3]), und selbst der ärmste nach dem Heiligen Lande ziehende Pilger verließ den Rücken dieses Tieres erst kurz bevor er das Schiff bestieg; infolgedessen war Mestre bei Venedig der Ort eines lebhaften Pferdehandels[4]), wie überhaupt dieser Handelsartikel damals eine besonders große Rolle spielte und die Pferde daher auch in allen Zollkatalogen angeführt werden; so verzeichnen allein die Zollstellen am Gr. S. Bernhard für das J. 1283 auf 1284 die Durchfuhr von nicht weniger als 2225 gewöhnlichen und 99 englischen Pferden[5]).

Es sind uns nun auch genug Vorfälle überliefert, die uns ebensosehr das Leben und Treiben an jenen Klausen veranschaulichen wie die Vorteile und Nachteile derselben vergegenwärtigen können. So fand, wie eben gesagt, jener Bischof von Toul, übrigens der spätere Papst Leo IX., an der Linie des Gr. S. Bernhard bereits von Ivrea aus alle Vorkehrungen getroffen, um seinen Durchzug zu verhindern. Um sein Ziel trotzdem zu erreichen, griff er zweimal hintereinander zu derselben List, indem er allein als einfacher Reisender seinen Begleitern vorauseilte und so die Wachen täuschte, die den Kirchenfürsten erst unter dem nachrückenden Haupttrupp vermuteten. Der Kanzler Heinrichs IV., Oger von Ivrea, den der Kaiser im J. 1093 von Italien nach Deutschland sendete und der gleichfalls den Weg über den Gr. S. Bernhard einschlagen wollte, wurde dagegen an derselben Stelle einfach von den Gegnern des Kaisers abgefangen[6]). Man sieht also hieraus, daß, wenn jene Straßensperren richtig funktionieren sollten,

[1]) Oe. II. S. 200. [2]) Oe. I. S. 251. [3]) W. P. S. 31. [4]) Oe. II. S. 245; Vgl. Ga. S. 120.
[5]) Schu. S. 150, 482. [6]) Oe. I. S. 252.

einesteils strenge Wachsamkeit Vorbedingung war, besonders aber auch, daß die Besatzungen in jenen Klausen genau instruiert sein mußten, wen sie durchzulassen hatten und wen nicht, und daß die Schwäche jener Vorrichtungen in der Schwierigkeit bestand, in jedem Fall richtig zwischen Bande und Konterbande zu unterscheiden.

Ein weiterer Zustand, der auf die Handhabung dieser Klausen nur ungünstig einwirken konnte, war in den unsicheren Machtverhältnissen begründet, wie sie das ganze Mittelalter hindurch in der Reichsregierung vorherrschten. Da die mächtigen und weniger mächtigen Vasallen, denen die Besetzung der Klausen oblag, oft genug im Zweifel waren, welchem Machthaber in der nächsten Zukunft die Herrschaft zufallen werde, und da jene deshalb auch selbst oft genug die Partei wechselten, so mußte sich diese Unsicherheit auch auf deren eigene Maßregeln und so auch auf die Besatzungen in den Klausen übertragen. Aus demselben Grunde konnte es außerdem auch nicht selten geschehen, daß die Zweckmäßigkeit irgendwelcher an den Klausen ergriffener Maßregeln unmittelbar darauf durch die Ereignisse in das Gegenteil verkehrt wurde.

Auch für diese Zustände sind zwei Ereignisse charakteristisch, die sich an der Brennerstraße abgespielt haben. Etwa im J. 944 versuchte Berengar II. von Ivrea aus Deutschland nach Italien zurückzukehren. Er nahm dazu zunächst den Weg durch das Vintschgau[1]), wurde dann aber, als er bei Bozen, also an der Nordgrenze Italiens angelangt war, bei der Burg Formicar (Sigmundskron), die an der dortigen Straßenbiegung liegt, nicht weiter vorwärts gelassen. Der Befehlshaber der Festung selbst war ein Kleriker, der hier aber nicht auf eigene Hand sondern im Auftrage des Bischofs Manasse von Trient handelte. An einen gewaltsamen Durchbruch war für Berengar nicht zu denken, aber es gelang ihm trotzdem, sich dadurch den Weg frei zu machen, daß er für später d. h. in dem Falle, wenn er die Krone Italiens für sich glücklich erobert haben würde, ebenso dem Befehlshaber von Formicar, wie dem Bischof von Trient selbst Bischofssitze, jenem den in Como, diesem aber den erzbischöflichen Sitz in Mailand in Aussicht stellte. Man sieht also, wie stark damals die Unsicherheit der Machtverhältnisse, die Erwägung, daß Berengar möglicherweise die Zukunft in Italien gehören könne, auf die Entschlüsse jener eingewirkt hat.

Ein nicht weniger bezeichnender Vorfall dieser Art ereignete sich auch 1106, gleichfalls in Südtirol[2]). Damals schickte Heinrich V. kurz vor dem Tode seines Vaters eine ganze Anzahl deutscher Bischöfe über die Alpen nach Rom, um dort die Klage gegen Heinrich IV. zu führen. Jene Gesandten reisten nun auch ungehindert auf verschiedenen Wegen durch das Gebirge und trafen sich zunächst in Trient, das ihnen zum Sammelpunkt angewiesen war. Hier angelangt wurden sie dann aber plötzlich im Auftrage des alten Kaisers von einem Grafen Adalbert, wahrscheinlich von dem Grafen im Vintschgau, dem Ahnherrn der alten Grafen

[1]) Oe. I. S. 216. [2]) Oe. II. S. 229.

von Tirol, festgenommen. Dieser Machthaber war demnach entweder von Anfang an mit Heinrich IV. im Einverständnis gewesen und hatte jene nur deshalb durch das Gebirge gelassen, um sie dann desto sicherer aufzuheben, oder er hatte selbst inzwischen die Partei gewechselt. Jene Gefangenen gelangten dann aber trotzdem bald wieder in Freiheit, weil nunmehr der Herzog von Bayern, Welf V., ein Anhänger des jungen Kaisers, mit jener schonungslosen Energie, die den bayrischen Welfen gegenüber den tiroler Dynasten immer eigen gewesen ist, persönlich gegen Adalbert einschritt, mit starker Hand die in Tirol gelegenen, im Besitz Adalberts befindlichen Klausen durchbrach, jene Gesandten befreite und auch in Trient selbst die Ordnung zu Gunsten Heinrichs V. herstellte, — alles Vorgänge, die in ihrem Verlauf so deutlich wie nur möglich die Unsicherheit der Machtverhältnisse jener Zeiten widerspiegeln, wodurch auch die Herrschaft an jenen Klausen bald in diese, bald in jene Hand überging.

Derartige Befestigungen nun, die im Mittelalter die Bestimmung solcher Klausen erfüllten, bestanden in den Alpen am Gr. S. Bernhard, zunächst oberhalb S. Rémy, wo das Tal durch eine Mauer abgeschlossen war[1]), und südlich in Bard, dessen Befestigungen im elften Jahrhundert errichtet wurden. Weiter östlich finden wir in Bellinzona mit seinen drei, durch Mauern mit einander verbundenen Burgen, die, wie heute noch erkenntlich, einst das Tal völlig abschlossen, eine spätmittelalterliche Klause im größten Maßstabe. Im Prättigau lag zwischen Lanquart und Seewis die Klus neben der Feste Fragstein und im Wallgau eine Klause westlich Feldkirch[2]). Eine echt mittelalterliche Klause ist auch Altfinstermünz, das im Gegensatz zu Neufinstermünz tief in die enge Waldschlucht eingezwängt ist, und das auch in den churrätischen Urkunden häufig einfach nur clusa genannt wird[3]). Nördlich der altberühmten Berner Klause begegnen wir der gleichfalls sehr alten Salurner Klause mit der Haderburg darüber, westlich am stillen Idrosee den clusae, quae ad civitatem Brixiam transmittunt, d. h. der Klause von Lodrone und östlich am schluchtartigen Eingang des Suganatales jener Feste Covel, die dadurch einzig in ihrer Art war, daß der Zugang zu ihr nicht einmal durch einen schmalen Fußsteig, sondern nur durch einen Aufzug bewerkstelligt werden konnte. Zu den großen südlichen tiroler Klausen gehört dann aber vor allem auch das erst im späteren Mittelalter recht zur Bedeutung gelangte Peutelstein, einstmals ein gewaltiger Bau, der aus dem Gebirgswald heraus die von Italien in schnurgerader Linie herankommende Straße auf stundenweite Entfernung überblicken konnte.

Ein wahres Labyrinth solcher Klausen, ein Gebiet, das mit diesen Fangarmen einst fast völlig überzogen war, muß nun aber das südliche Innertirol gewesen sein, und dies aus keinem anderen Grunde, weil schließlich fast alle von Norden kommenden Alpenwege des heutigen Tirols keiner anderen Stelle zustreben als derjenigen, wo der Eisak mit der Etsch zusammenfließt. Hier lag zunächst am

[1]) Schu. S. 5. [2]) Oe. II. S. 256. [3]) Oe. II. S. 191.

südlichen Ende der Jaufenstraße die Klause Ortenstein in Meran, während als Falle für die aus dem Vintschgau Herankommenden der bei Terlan liegende Weiler Klaus mit der Feste Neuhaus darüber zu dienen hatte, gleichfalls ein besonders bezeichnender Punkt, weil jene Straßenbiegung einst auf der einen Seite von der steilen Bergwand, auf der anderen aber von den Sümpfen der Etsch eingeschlossen war[1]). Südlich Bozen selbst aber, am Virglberge, lag ein anderer typischer Klausenapparat, von dem heute freilich jede Spur verschwunden ist, hier, wo auf der Höhe die Burg Weineck stand, von der aus sich eine feste Mauer mit dem nötigen Torturm bis zur Straße hinabzog[2]). Auch nördlich dieser Stadt, vor dem Ausgang des Sarntales finden sich ähnliche Anzeichen[3]). Die wichtigste Klause an der Brennerstraße selbst blieb aber doch die Sebener Klause, eben das heutige Klausen, während weiter nördlich die Einmündung der Pustertallinie in jene Straße von der Brixener und der Mühlbacher Klause bewacht wurde, die beide heute noch in umfangreichen Ruinen sichtbar sind. Die nördlichen Eingänge Tirols wurden von der Bregenzer-, der Ehrenberger- und der Klause bei Kufstein beherrscht, von denen übrigens die erste und die letztere ganz das gleiche Aussehen haben, weil hier nur an der einen Seite der Berg, an der anderen Seite aber der Wasserspiegel den Straßenraum einengt.

Auch im Berchtesgadener und Salzburger Land, deren Abgeschlossenheit nach allen Seiten hin auch durch den Bau des Gebirges begünstigt wird, konnte sich jenes mittelalterliche Absperrungssystem an den wenigen Pforten, die hier die Natur gelassen hat, besonders betätigen. Ein Zeugnis hiervon sind die alten Befestigungen am Hirschbühel und vor allem am Paß Hallthurm, wo noch heute eine grob gebaute aber ausgedehnte Mauer quer durch den Hochwald sich hinzieht. Im Salzburger Land bezeichnen dagegen der Klammpaß mit der Ruine Klammstein (Gasteiner Tal), die Befestigungen am Paß Strub, der an der engsten Stelle kaum 13 m breite Paß Lueg an der Salzach, der schon im vierzehnten Jahrhundert stark befestigt war, und das alte Klausentor in Salzburg selbst ein vollständig entwickeltes mittelalterliches Klausensystem. In den Ostalpen, wo wir übrigens für den geographischen Begriff der Klause auch dem Namen Klamm begegnen, wo diese Erscheinung aber überhaupt infolge der breiten und langen Gebirgstäler seltener angetroffen wird, ist noch die Lienzer Klause, die Klause an der Pontebbastraße (Chiusaforte), die Klamm am Semmering und für ein Nebengebiet die Klause bei Mödling zu nennen.

Wenn wir später der Geschichte der einzelnen Alpenstraßen nachgehen werden, wird es sich überall herausstellen, daß sich das Mittelalter zunächst vorwiegend in den von den Römern angelegten Bahnen bewegt und jedenfalls stets nur langsam und zögernd neue Linien eröffnet hat. Um so seltener findet sich dagegen ein Anhalt, daß den Punkten, wo diese Epoche ihre Straßenbefestigungen anlegte, auch schon von den Römern eine militärische Wichtigkeit beigelegt

1) Atz. S. 314. 2) Atz. S. 12. 3) Atz. S. 197; N. A. S. 99.

worden wäre. Wirkliche Feldzüge, kriegerische Bewegungen großen Stiles sind während des Mittelalters niemals in die Berge gedrungen, und erst seit den Freiheitskriegen der Schweizer kann man wieder von eigentlichen kriegerischen Operationen in den Alpen reden. Wenn wir nun aber sehen, wie auch in der neueren Zeit, bei den großen Alpenfeldzügen, gerade jene damals zumeist schon halbverfallenen mittelalterlichen Klausen mit Vorliebe die Heeresbewegungen an sich ziehen und zu Brennpunkten des Kampfes werden, so ist dieses gewiß kein schlechtes Zeichen für den praktischen Blick, den das Mittelalter bei der Auswahl jener Punkte entwickelt hat[1]).

Anzahl, Dauer und Richtung der Römerzüge.

Unter Römerzügen versteht der geschichtliche Sprachgebrauch heute sämtliche Reisen der Könige des Frankenreiches und der deutschen Herrscher des Mittelalters zwischen Italien und den Ländern nördlich der Alpen, also nicht bloß die eigentlichen Römerzüge, bei denen Rom und die Krönung daselbst durch den Papst der Zweck und das Ziel der Reise waren[2]). Wir wissen im ganzen von etwa 144 solchen Zügen, 74 Zügen aus dem Norden nach Italien und 70 in umgekehrter Richtung, die sich über einen Zeitraum von genau sieben Jahrhunderten erstrecken, wenn als der erste derselben der Zug Pippins im J. 754 nach Italien und als letzter die Rückkehr Friedrichs III. im J. 1452 angesehen wird. Läßt man nun aber die 17 Römerzüge seit dem Untergange der Hohenstaufen ganz weg, da diesen im Vergleich zu den vorangegangenen eine viel geringere geschichtliche Schwerkraft innewohnte, so wird jenes Bild noch viel eindrucksvoller; denn auf diese Weise bleiben dann für ein halbes Jahrtausend etwa 125 Römerzüge übrig, an sich schon eine stattliche Anzahl, nach der demnach während jener Zeit auf jedes vierte Jahr eine solche Alpenüberschreitung fällt. Außerdem kann aber auch der Umstand, daß einige dieser Züge nur ganz andeutungsweise überliefert sind, und der besondere Fall, daß Friedrich II. im J. 1242 wahrscheinlich einmal heimlicherweise von Italien nach Deutschland gekommen und von dort wieder zurückgekehrt ist, auf den Gedanken führen, daß uns einige wenige solcher Züge möglicherweise überhaupt nicht bekannt geworden sind, und daß man daher bei jener Zahl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen haben wird. Aber auch sonst sind fast alle jene Römerzüge hinsichtlich ihres örtlichen Verlaufes innerhalb des Gebirges ein Gebiet, das mit allen seinen farbenprächtigen, wechselvollen Bildern zum größten Teil in das Meer der Vergessenheit versunken ist und von dem nur noch einzelne interessante Bruchstücke in die Gegenwart heraufragen. Trotzdem bietet selbst das wenige, was erhalten ist, auch heute der Forschung ganz lohnende und noch lange nicht erschöpfte Aufgaben[3]).

Dieser Tatbestand wird sofort klar werden, wenn wir nach demjenigen fragen, was uns bei diesen Römerzügen am meisten interessieren muß d. h. danach, über welche Alpenpässe die Herrscher in Person gezogen sind. Genauere

[1]) Vgl. Anh. 10. [2]) Vgl. Oe. II. S. 304f. [3]) Vgl. Anh. 11.

Resultate dieser Art könnten hier freilich nur dann erzielt werden, wenn man die Vergangenheit sämtlicher Pässe, aber jeden Paß ganz im einzelnen, rücksichtlich der Römerzüge untersucht, die für denselben überhaupt in Frage kommen könnten, ein Verfahren, für das bis jetzt freilich nur für zwei Pässe, für den Brennerpaß und den Pontebbapaß Beispiele vorliegen[1]). Bei dieser Untersuchung hat sich nun aber ganz klar herausgestellt, daß die Zahl der Römerzüge, die man ganz zweifelsfrei auf einen jener Übergänge verlegen kann, verschwindend klein ist im Vergleich zu denjenigen, bei denen für diese Tatsache bloß die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. So sind es von den 45 Römerzügen, die seit den Zeiten Ottos I. bis zum Ende des Mittelalters überhaupt über den Brenner gegangen sein können, im ganzen doch nur 12, die sich in jene enge räumliche Gabel einfügen lassen, wo eine wirkliche Gewißheit für die Benutzung jenes berühmten Passes vorliegt, während bei weiteren 15 Zügen nur die größere, bei anderen 10 eine geringere Wahrscheinlichkeit, bei den letzten 8 dagegen lediglich nur eine Art von Möglichkeit für jenen Fall zugegeben werden kann[2]). Dieser Befund deutet aber zur Genüge das Resultat an, das in dieser Hinsicht auch anderen gleichartigen Untersuchungen bevorstehen würde.

Der Hauptgrund jener Schwierigkeiten liegt aber nun nicht allein in der Lückenhaftigkeit sondern auch in der Unklarheit der Überlieferung, wie sie durch einen Sprachgebrauch des Mittelalters bedingt ist. Dieser besteht darin, daß jenes Zeitalter im Gegensatz zu dem Altertum und ebenso auch zu der neuen Zeit die über den Alpenkamm führenden Wege niemals nach den eigentlichen Paßhöhen sondern gewöhnlich nur ganz summarisch bezeichnete, im besten Falle nach Städten, die man betreten hatte, gewöhnlich aber nach den Tälern, die man bei der Reise zuerst oder zuletzt im Gebirge durchziehen mußte. Es ist dies ein Verfahren, das deshalb der Unsicherheit so großen Raum läßt, weil jene Austritts- oder Eintrittsrouten sich stets nur als Sammelrinnen verschiedener Übergangswege über das Hochgebirge darstellen, die geschlossen nach ihnen zusammenführen oder strahlenförmig von ihnen auseinandergehen. Der Bau der Alpen bringt es weiter mit sich, daß diese engen und langen Täler selbst zumeist an der Südseite des Gebirges gelegen sind, während der Grund für jene Ausdrucksweise wohl nur in der Art zu suchen ist, wie das Mittelalter überhaupt seinen Einfluß auf die Beherrschung der Alpenlinien geltend zu machen pflegte, da vorwiegend in solche Täler auch jene Straßenbefestigungen eingelassen waren, deren Passierung allein über die Möglichkeit entschied, den Übergang über das Gebirge erfolgreich zu bewerkstelligen.

So kann zunächst bei einem Marsche durch das Tal von Susa (per vallem Segusianam, Susianam), wie damals das Tal der Dora Riparia genannt wurde, ebensogut ein Weg über den Mont Cenis wie ein solcher über den Mont Genevre

[1]) W. u. W. P. [2]) W. S. 80f.

vorangegangen oder gefolgt sein, wenn auch die gleichfalls häufig gebrauchte Bezeichnung per vallem Maurianam (per Maurianae comitatum) den Weg über das heutige S. Jean de Maurienne auf französischer Seite anzeigt, und in diesem Fall allerdings über die Wahl der Mont Cenis-Straße kein Zweifel übrig bleibt[1]). Der Weg per vallem Augustanam bedeutet weiter nichts anderes als den durch das Tal von Aosta, der also ebensowohl bei einem Übergang über den Großen wie über den Kl. S. Bernhard eingeschlagen werden mußte. Wenn der Weg durch Bünden genommen wurde, so findet dies seinen Ausdruck durch die Worte per Curiam oder per Cumanum lacum[2]), wobei jedoch, wenn Chur genannt wird, sämtliche Übergänge vom Lukmanier bis Julier und wenn der Weg über den Comersee führte, immer noch die Wahl zwischen Splügen, Septimer und Julier im unklaren bleibt. Der Weg über den Brenner hieß der Weg durch das Trienter Tal, in das jedoch nicht nur der Brenner selbst sondern ebenso auch die im Mittelalter viel begangenen Wege über die Malser Haide und den Jaufen einmünden; zuweilen finden sich hier auch die Worte per Alpes Noricas, was aber auch zu keiner größeren Sicherheit führt, da dies eben nur durch Tirol bedeutet. Und wenn die Pontebbastraße im Mittelalter als der Weg durch den Canal bezeichnet wurde, so blieben damit doch alle die Anlaufwege ungenannt, die nördlich von den Ostalpen her in jene Rinne einmünden.

Aber selbst aus dieser Ausdrucksweise läßt sich, da sie in jedem Falle wenigstens ganz bestimmte Paßgruppen sicherstellt, ein geschichtlich wertvolles Bild über die Auswahl der Alpenübergänge gewinnen, wie sie im Laufe der Jahrhunderte durch die deutschen Herrscher stattgefunden hat. Sämtliche für die Römerzüge in Frage kommenden Alpenüberschreitungen gliedern sich zunächst in vier Gruppen, von denen die erste durch die Züge über die Westalpen und den Gr. S. Bernhard, die zweite durch diejenigen durch Bünden, die dritte dann durch diejenigen über den Brenner und dessen Nebenlinien, und die vierte schließlich durch die über die Ostalpen gegangenen Römerzüge gebildet wird. Innerhalb dieser vier Gruppen entfallen nun aber — eine Zusammenstellung, bei der freilich die einzelnen Zahlen nur den Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen können — auf die Westalpen 35 Züge (Gr. S. Bernhard 21, die westlichen Übergänge 14), auf die bündner Pässe insgesamt nur 21, auf das Brennergebiet dagegen ganze 66 und auf die Straßen der Ostalpen etwa 11 Züge. Schon dieses Verhältnis zeigt also ganz klar, daß die Römerzüge vorwiegend über die Mittelalpen gegangen sind. Noch deutlicher wird aber diese auf natürlichen Ursachen beruhende Abwandlung, wenn man die Jahrhunderte zum Vergleich heranzieht, in die jene Züge durch die Mittelalpen selbst fallen. Denn von den 35 Zügen durch die Westalpen haben die Karolinger von Pippin bis Arnulf allein 24 unternommen, und nur der weitaus kleinere Teil dieser Züge fällt daher in die späteren Zeiten. Die Pässe der eigentlichen Mittelalpen waren

[1]) Oe. I. S. 195f. [2]) Oe. II. S. 198.

demnach ganz vorwiegend in der Zeit von den Sachsenkaisern bis einschließlich der Hohenstaufen in Gebrauch, eine Erscheinung, wie sie bei der natürlichen Lage des damaligen römisch-deutschen Reiches auch nicht anders zu erwarten ist, während die außergewöhnliche Benutzung ebensowohl eines durch die Westalpen wie durch die Ostalpen führenden Überganges innerhalb jenes Zeitraumes stets auch auf eine ganz besondere Veranlassung schließen läßt, die man zumeist auch heute noch deutlich erkennen kann.

Die Stärke der Heere.

Wenn wir die Anzahl der deutschen Krieger betrachten, die nun bei einem solchen Römerzug über die Alpen nach Italien in Marsch gesetzt wurden, eine Anzahl, in der somit die bei jenen Unternehmungen aufgewendete Kraftäußerung in erster Linie zum Ausdruck kommt, so ist dabei zunächst jene das Kriegswesen des Mittelalters charakterisierende Tatsache zu berücksichtigen, daß man auch damals, ebenso wie im Altertum, grundsätzlich zwischen zwei verschiedenen Arten von Kriegern, diesmal zwischen den schwerbewaffneten Reitern und den zu diesen gehörigen Knappen und Pferdepflegern unterschied. Der eigentliche Wert der Heere aber wurde allein nach der vorhandenen Anzahl der ersten Gattung, der Ritter, bestimmt, die stets mindestens in derselben Höhe von den anderen, gleichfalls berittenen Bedienten begleitet waren[1]). Es ist weiterhin bekannt, daß man gut tut, den Zahlenangaben der mittelalterlichen Quellen stets mit einiger Vorsicht zu begegnen, da sie nur in den seltensten Fällen genau, zumeist aber viel zu hoch gegriffen sind. Man wird daher der Wirklichkeit nahekommen, wenn man die Stärke eines zu einem solchen Römerzug aufgebotenen Heeres etwa auf zehn, zuweilen auch bis auf fünfzehn Tausend kampffähige Reiter ansetzt, Zahlen, die jedoch nur für die Zeiten bis zu dem Untergange der Hohenstaufen Geltung haben, als jene Heere wirklich das Mittel sein sollten, um dem Willen der Herrscher in Italien Geltung zu verschaffen. Die letzten Römerzüge waren dagegen nichts anderes als Schaustücke, die durchweg mit einer viel geingeren Zahl von Kriegern unternommen wurden, und die man kaum mehr militärische Operationen nennen kann. So zog Ludwig der Bayer 1327 mit nur 100, Karl IV 1354 mit 300 Rittern in Italien ein. Auch das verhältnismäßig große Heer Ruprechts von der Pfalz von 5000 schweren Reitern wurde sogleich bei dem ersten Versuch, in Italien nachdrücklich aufzutreten, bei Brescia in das Gebirge zurückgeworfen[2]).

Art und Weise der Überschreitung des Gebirges.

Eine genaue Betrachtung des Verlaufes der einzelnen Römerzüge läßt nun aber weiterhin die Tatsache hervortreten, daß wir uns heute hinsichtlich der Art, wie diese angesetzt und durchgeführt worden sind, wohl zumeist eine falsche Vorstellung zu machen pflegen. Wenn wir meinen, daß das zu einem Römerzug aufgebotene Heer sich vorher in Deutschland vollzählig versammelt, dann in Vorhut, Haupttrupp und Nachhut geteilt unter Führung des Herrschers den Marsch

---

[1]) So verlangt Alberich (1155) an der Berner Klause (O. F. S. 175) von jedem Ritter Panzer und Pferd. Dies bedeutet also nicht, daß nun jene sämtlich hätten zu Fuß weiterziehen müssen. [2]) Oe. I S. 181.

angetreten und auf einem bestimmten Gebirgsweg den Übergang über die Alpen ausgeführt habe, so ist dieses eine Annahme, die nur in den seltensten Fällen zutrifft. Wir haben uns vielmehr von der Art, wie sich solche Heere über die Alpen bewegt haben, ein ganz anderes Bild zu machen, eine Vorstellung, die zu ihrer Grundlage zunächst nichts anderes als die mittelalterliche Art des Aufgebots nehmen kann, das wiederum nur von dem damals alle Verhältnisse beherrschenden Lehnswesen bestimmt wurde. Die deutschen Heere haben fast stets in zahlreiche verschiedene Abteilungen geteilt, die von den einzelnen Machthabern dem Könige zugeführt wurden, den Marsch nach Italien angetreten und diesen auch auf ganz verschiedenen Gebirgswegen, wie sie gerade vom Ausgangsort aus am bequemsten lagen, konzentrisch nach demjenigen Punkte jenseits der Alpen hin ausgeführt, wohin sie vorher von dem Kaiser bestellt worden waren.

Außerordentlich zahlreich sind die Beispiele für dieses Verfahren. So beabsichtigte im J. 1065 Erzbischof Anno von Köln persönlich über den Gr. S. Bernhard zu gehen und sich dann erst bei Verona mit dem übrigen Heere, das zumeist über den Brenner gekommen war, zu vereinigen[1]). Auch bei dem dritten Zug Heinrichs IV. (1090) traf der Bischof von Zeitz erst nachträglich in Verona ein, nachdem der Kaiser bereits dort angelangt war, und im J. 1110 bei dem Zuge Heinrichs V. rückte das Heer sowohl über den Gr. S. Bernhard wie über den Brenner[2]). Bei dem Römerzug Friedrichs II. im J. 1236 zog ebenso Graf Gebhard von Arnstein mit 500 Söldnern dem Kaiser voraus und erwartete diesen in Verona[3]); auch der letzte Staufer Konradin sammelte im J. 1267 seine Haufen, die auf verschiedenen Wegen herankamen, erst in Trient. Besonders deutlich aber können wir in die Anlage jenes großen Römerzuges Friedrich Babarossas hineinblicken, der im J. 1158 dem Reichstag auf den ronkalischen Feldern und der Eroberung Mailands voranging. Damals rückte das Heer in vier Kolonnen nach Italien hinüber, auf Wegen, wie sich diese gerade für die einzelnen Abteilungen als die zielgerechtesten darboten; so zogen bezeichnenderweise die Burgunder und Lothringer unter Berthold von Zähringen über den Gr. S. Bernhard; die drei anderen Abteilungen bewegten sich dagegen über den Septimer, durch die Ostalpen und über den Brenner. Bei der letzteren befand sich der Kaiser selbst[4]), aber auch bei dieser ging der Marsch keineswegs geschlossen vor sich. Voran zogen dort die Böhmen unter Wladislav II.[5]), auch Friedrichs Staatsmänner, Reinald von Dassel und der Pfalzgraf Otto waren damals dem Kaiser noch persönlich vorausgegangen[6]). Auch bei der Rückkehr Friedrichs im J. 1155 erfahren wir, daß sich die einzelnen Scharen zum Teil bereits von Italien aus und dann wieder von Bozen aus zerstreuten[7]), wie überhaupt ja gerade die mannigfachen und bequemen über Tirol verbreiteten Übergänge, die im Süden zuletzt sämtlich in dem breiten, reich angebauten Trienter Tal zusammen-

[1]) Oe. I. S. 184. [2]) Oe. II. S. 229. [3]) Oe. II. S. 236. [4]) Ra. S. 45. [5]) Oe. II. S. 234. [6]) Ra. S. 35. [7]) O. F. S. 173, 178.

laufen, für das bei den Römerzügen geübte Verfahren wie geschaffen gewesen sind. Auch auf diesen Umstand wird daher die häufige Benutzung des Brenners durch die Herrscher bei den Römerzügen zurückzuführen sein, während das Bild der bündner Straßen, die nördlich durch das Rheintal und südlich nochmals durch die enge Rinne des Comersees zusammengeschnürt werden, das direkte Gegenteil hierzu bildet.

Die Verpflegung im Gebirge.

Jener Annahme, daß die Heere der deutschen Herrscher in geschlossener Masse die Alpengegenden durchzogen hätten, mußte sich auch der Gedanke um so stärker aufdrängen, mit welchen Schwierigkeiten die Verpflegung solch' großer Menschenmassen verbunden ist, und daß jene Durchzüge daher Jahrhunderte hindurch den armen Gebirgsgegenden schwere Lasten aufgelegt hätten[1]). Das Marschieren in einzelnen kleineren Abteilungen bleibt aber, sobald es überhaupt möglich ist, eine in jeder Hinsicht praktischere und unschwierigere Maßregel, in deren Gefolge daher auch die Schwierigkeiten der Verpflegung, weil sie sich über einen größeren Raum und über einen längeren Zeitraum verteilen, nicht derart gewaltsam aufzutreten pflegen. Auf Grund dieser Tatsache werden wir daher jene Begleiterscheinung der Römerzüge für das damalige Kulturleben in den Alpen nicht allzutiefgehend einzuschätzen brauchen, wie es auch weiterhin hierzu vollkommen im Einklang steht, daß derartige Nachrichten aus dem Mittelalter nur ganz vereinzelt sind. Allerdings wird von jenem Vortrupp der Böhmen, der dem Zuge Friedrichs I. voraufging, berichtet, daß diese schon von Regensburg an wie in Feindesland wirtschafteten, Vieh und Lebensmittel gewaltsam wegnahmen, so daß in den Alpen dann die Bewohner vor ihnen die Flucht ergriffen, und daß dies wirklich dann auch die nachrückenden Abteilungen zu fühlen bekamen. Der Kaiser selbst wußte damals diesen Mißständen dadurch abzuhelfen, daß er durch seine Sendboten die Bewohner von Brixen und Trient veranlaßte, die Märkte wieder mit Lebensmitteln zu beschicken[2]). Jener Vorfall wird daher, schon weil er besonders erwähnt wird, nur eine Ausnahme von der Regel gewesen sein und seine Ursache vielmehr in jener Neigung zu Plünderung und Unordnung haben, die zu allen Zeiten die Heere der Slaven ausgezeichnet hat.

Noch ein anderer Fall, gleichfalls von einem Römerzuge Friedrichs I., demjenigen von 1154, ist bekannt, bei dem das Heer an den engen Gebirgspassagen Mangel litt und infolgedessen an einigen der Kirche gehörigen Besitzungen gewaltsam vorging[3]). Friedrich selbst machte dies jedoch damals sofort dadurch wieder gut, daß er im Heere eine Geldsammlung veranstaltete und diese, die noch dazu reichlich ausfiel, den Bischöfen von Brixen und Trient für die betroffenen Stellen zur Schadloshaltung überwies, eine Maßregel, die auf den Stand der damaligen Zivilisation nur ein recht günstiges Licht werfen kann. Aber auch diese Vorgänge mögen, da sie das Interesse des gleichzeitigen Geschichtsschreibers so besonders herausgefordert haben, nur vereinzelt gewesen sein, und man kann

[1]) Vgl. Oe. I. S. 183; W. S. 85. [2]) Vgl. W. S. 86; Oe. II. S. 234. [3]) O. F. S. 134.

gerade hier wirklich auf den Gedanken kommen, daß dem jungen Herrscher damals bei seinem ersten Römerzuge in betreff der Heeresverpflegung noch die nötige Erfahrung gefehlt haben mag[1]). In dieses Kapitel gehört auch die Tatsache, daß schon in einer Urkunde Ludwigs des Frommen vom J. 829 als alte Gewohnheit bezeugt ist, daß das Kloster Reichenau die Mitglieder des Herrscherhauses auf dem Wege durch Konstanz und Chur zu verpflegen verpflichtet war[2]), und daß Erzbischof Anno von Köln (1065) seine über den Gr. S. Bernhard geplante Reise damit motivierte, weil er auf der Brennerstraße für Mann und Roß keinen Proviant finden würde, alles Andeutungen, wie das Mittelalter sich der Schwierigkeiten, die im Gebirge die Verpflegung größerer Heeresmassen mit sich bringt, voll bewußt war und denselben nicht unzweckmäßiger als andere Zeiten, nur nach seiner Weise begegnet ist.

Marschgeschwindigkeit und Jahreszeiten.

Auch die Untersuchungen über die Geschwindigkeit, mit der die Herrscher sich über die Alpen bewegt haben, führt zu keinen erstaunlichen Resultaten. Denn diese beträgt im Durchschnitt reichlich 20 km für den Tag[3]), ein Maß, wie es auch heute noch bei militärischen Reisemärschen nicht anders üblich ist, und das sogar, da jene Märsche zu Pferde zurückgelegt wurden, eher gering erscheinen könnte, obgleich diesem jedoch wieder der Unterschied zwischen Berg und Tal die Wage hält, wie ihn gerade die Gebirgswege mit sich brachten. Wenn man aber ausnahmsweise einem anderen Durchschnitt begegnet, so sind dies zumeist Fälle, bei denen sich die Gründe hierfür auch heute noch erkennen lassen, so z. B. bei dem Zuge Lothars im J. 1132 (10 km täglich), bei dem nur der Zustand des kranken Herrschers die Veranlassung gewesen sein kann, oder bei dem Rückzuge Friedrichs I. (1055, 12 km täglich), der, wie wir wissen, in aller Gemächlichkeit vor sich ging[4]). Auch bei der Betrachtung der Jahreszeiten, in denen die Römerzüge ausgeführt wurden, enthüllen sich keine auffallenden Erscheinungen. Die Tatsache, daß für jedes Reisen im Gebirge der Hochsommer die günstigste, das Frühjahr dagegen die ungünstigste Jahreszeit ist, hatte auch das Mittelalter ausprobiert; so sagt Friedrich I. einmal ausdrücklich, „daß er im Hochsommer, der als die beste Zeit für die Heeresbewegungen bekannt sei, die Alpen überschreiten wolle“[5]), obwohl auch die schlechteste Jahreszeit damals die menschliche Energie niemals ganz von militärischen Operationen im Gebirge abgeschreckt hat. Römerzüge während der Wintermonate sind daher durchaus keine Seltenheit, und selbst in den schlimmsten Monaten haben solche stattgefunden; so zogen im Februar 1116 Heinrich V., und im März 1055 und 1081 Heinrich III. bezl. Heinrich IV. über den Brenner, Welf der Jüngere dagegen im März 1167 über den Septimer, wenn diese Unternehmungen auch in jedem Falle nur ein günstiges Licht auf die Tatkraft des betreffenden Heerführers werfen können.

1) W. S. 85. 2) Oe. II. S. 192. 3) W. S. 17. 4) W. S. 96f. 5) Oe. I. S. 180.

Vereinzelte Römerzüge auf besonders schwierigen Gebirgswegen.

Da die Römerzüge infolge ihrer Häufigkeit im Mittelalter überhaupt keine außerordentlichen Ereignisse waren, und auch die Quellen, dieser Erscheinung Rechnung tragend, diese als solche nur ganz kurz anzuführen pflegen, so kann aus diesem Befund keine andere Tatsache heraustreten, als daß jene Reisen zumeist ganz glatt vor sich gegangen sind, und daß daher auch damals die Hauptwege der Alpen im großen und ganzen in einem derartigen Zustand waren, um dem starken Verkehr zu genügen, der seine Bahnen von Deutschland nach Italien und wieder zurück suchte. Auch wird weiterhin ein Schluß auf die Brauchbarkeit und Begangenheit der einzelnen Alpenstraßen im Mittelalter gerade besonders gut eben aus den Römerzügen selbst zu ziehen sein, da jene hohen Herren bei ihren Reisen zunächst durchaus keine Veranlassung hatten, andere als nur ganz gangbare Übergänge zu wählen. Falls aber ausnahmsweise die Quellen bei den Gebirgsüberschreitungen die difficultates und ardua der Alpen besonders hervorheben, so liegt andererseits kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß diesmal nicht auch wirklich Schwierigkeiten eingetreten sind, wenn auch der Ausdruck selbst nur unbestimmt gehalten ist und so einen rhetorischen Anstrich hat. Der einzige Alpenübergang, bei dem Karl der Gr. im Gebirge Schwierigkeiten fand, war sein erster Zug gegen Desiderius; aber auch nur bei diesem allein redet Einhart von den himmelhohen Felsen und wilden Schluchten und von den Anstrengungen, die der Marsch durch das Gebirge mit sich gebracht hat[1]). Auch bei der Umgehung der am südlichen Ausgang des Gr. S. Bernhard gelegenen Befestigungen, zu der sich Arnulf im J. 894 genötigt sah, heben die Annalen von Fulda nicht ohne Grund die Schwierigkeiten jenes steilen Gebirgsmarsches hervor, natürlich ohne daß man aus den Örtlichkeiten selbst ganz klug werden könnte[2]). Dem Bischof von Zeitz, der im April 1090 Heinrich IV. über das Gebirge nachzog, können wir es gleichfalls glauben, daß er irgendwo auf seiner Reise „unermeßliche Mühe und große Gefahr gehabt hat“[3]), wie auch die Worte des Chronisten Burchard von Ursperg, der erzählt, daß Friedrich II. im J. 1212 seinen Weg de valle Tridentina per asperrima loca Alpium invia et juga montium eminentissima nach Deutschland nahm, wohl nur buchstäblich als die Nachricht von einer in ungewohnter und gefährlicher Richtung ausgeführten Alpenüberschreitung aufgefaßt werden müssen[4]). In allen diesen Andeutungen verbergen sich somit Ereignisse, die denen ähnlich gewesen sein mögen, wie sie sich bei dem Zuge Heinrichs IV. im J. 1077 über den Mont Cenis oder bei der Rückkehr Friedrichs I. an der Berner Klause im J. 1155 abgespielt haben, und die ihrem Inhalt nach durchaus die interessanteste Seite der Römerzüge der deutschen Herrscher darstellen, die uns aber freilich nur in den seltensten Fällen genauer erhalten geblieben sind.

Aufenthaltsorte der deutschen Herrscher im Verlauf der Römerzüge.

Die Lückenhaftigkeit der Überlieferung zeigt sich weiter besonders darin, daß wir so wenig Namen der Punkte kennen, wo die mittelalterlichen Herrscher

[1]) Ei. K. 6. [2]) Oe. I. S. 245f. [3]) Oe. II. S. 227. [4]) Ber. S. 59.

bei ihren vielen Reisen durch das Hochgebirge Quartier genommen haben. Eigentliche zu diesem Zwecke bestimmte Absteigestationen (palatia, curia), wie sie die römischen Kaiser überall in den größeren Städten des Reiches, und z. B. auch in den Alpen in der curia Raetorum besessen hatten[1]), kannte das Mittelalter nicht in dem Maße. Damals haben die Herrscher auf ihren Reisen zumeist die neben der Straße befindlichen, höher gelegenen Burgen bewohnt, während sie, sobald sie sich in den Städten selbst aufhielten, in einem Kloster oder im Hofe des Bischofs einzukehren pflegten, wie eine solche Andeutung für die Orte Konstanz und Chur eben in jener Verpflichtung des Klosters Reichenau vorliegt[2]). Bei Verona ist es ein neben der Kirche S. Zeno gelegenes Kloster gewesen, von dem heute noch ein Turm aufrecht steht, das die Kaiser bei ihrer Durchreise zum Aufenthalt gewählt haben[3]). Es geschah dies wohl deshalb, weil die durchziehenden deutschen Heere nach einem alten Brauch jene Stadt selbst nicht betreten durften und die Etsch daher hier auf einer Schiffbrücke zu überschreiten pflegten, in deren Nähe jenes Kloster gelegen war[4]). Am Ausgang der bündner Straßen aber haben sich die Kaiser besonders häufig bei Como aufgehalten; hier ist es das südlich der Stadt hoch über der Landstraße nach Mailand liegende Kastell Torre Baradello, wo im J. 1176 Kaiser Friedrich I. mit seiner Gattin weilte[5]), und die alte Kirche S. Carpoforo, die an dessen Fuße steht, kann hier dem geschichtskundigen Wanderer eine rechte Freude bereiten, da deren auch sonst fast deutsch anmutende Bauart noch heute die Teilung in eine Ober- und Unterkirche zeigt und es so verrät, daß sie einst zu nichts anderem als zum Gottesdienst für eine mittelalterliche Hofhaltung bestimmt war.

Weit deutlicher treten jedoch wieder jene anderen Punkte heraus, die für die ganze Anlage der Römerzüge die größte Wichtigkeit haben mußten, jene an dem südlichen Fuße der Alpen gelegenen Sammelstellen, denen die deutschen Scharen von allen Seiten aus dem Gebirge her zuströmten. Neben den altberühmten ronkalischen Feldern bei Piacenza[6]), die ihrer genau mittleren Lage nach hierzu wie geschaffen waren und wo sich auch das italienische Aufgebot einzufinden pflegte, werden als solche weiterhin besonders häufig die S. Danielswiesen zwischen Verona und Desenzano genannt, wie auch dieses wiederum ein Umstand ist, der die häufige Benutzung der Brennerstraße bei den Römerzügen erkennen läßt. Die dreißig Tausend Mann, die Heinrich V. (1110) nach Italien führte, sammelten sich auf den ronkalischen Feldern, wo in der Nacht der Feuerschein der vor jedem der unzähligen Zelte angezündeten Fackeln die Größe des Lagers verkündete[7]); auch die Zusammenkunft der zu dem Zuge Friedrichs I. im J. 1154 aufgebotenen Streitkräfte fand daselbst statt, an die anschließend dann hier ein Reichstag abgehalten wurde. Bei den Zügen von 1158, 1209 und 1220 sammelten sich die Heere dagegen auf den Danielswiesen[8]) und im J. 1158

[1]) Vgl. Pl. S. 418. A. 2. [2]) Oe. II. S. 192. [3]) M. O. S. 105. [4]) Oe. II. S. 215. [5]) M. O. S. 157.
[6]) O. F. S. 134; über die genaue Lage vgl. Schu. S. 20 f. [7]) Oe. I. S. 253. [8]) Oe. II. S. 215, 235 f.

waren es auch hier wieder die Böhmen, die sich unliebsam bemerkbar machten, indem sie die kostbaren Olivenbäume wie heimische Weiden umhieben, um das Holz für ihr Lagerfeuer und das Laub zur Streu für ihre Pferde zu verwenden.

Geschichtlicher Wert der Römerzüge.

Aber auch an dieser Stelle muß noch einmal auf die eigentliche Wirkung aller jener mittelalterlichen Römerzüge, die ihren Weg über die Alpen nahmen, hingewiesen werden, und wie sehr sie sich darin von den gleichen militärischen Unternehmungen der Römerzeit unterscheiden. Im Altertum waren die Legionen, so lange Rom überhaupt solche über die Alpen schicken konnte und sobald diese einmal jenseits der Berge angelangt waren, auch ein wirkliches Sinnbild der Kraft ihres Staates und das beste Mittel, durch das dieser auch dort die Herrschaft führte. Anders im Mittelalter; jene ungezählten deutschen Scharen, die mit den Römerzügen die italienische Ebene betraten, haben daselbst niemals zu irgendwelchen dauernden Schöpfungen Veranlassung gegeben; sie sind vielmehr zum guten Teil von der überlegenen südlichen Kultur verbraucht oder abgestoßen worden. So stellen die Römerzüge im Grunde nur einen Jahrhunderte hindurch stetig andauernden Kräfteverlust des deutschen Volkstums dar; aber sie wären doch nicht möglich gewesen, ohne die Überfülle der physischen Kraft, über die jenes bei seinem Eintritt in die Geschichte verfügte und die es ihm ermöglichte, trotz einer verfehlten und verlustreichen politischen Entwickelung, nach einer anderen Richtung hin zu viel großartigeren Erfolgen zu schreiten, zu Erfolgen, deren Wirkungen auch heute noch aufrecht stehen. In die Erscheinung getreten sind aber diese wirklichen Erfolge nicht nur überall im Osten zwischen Elbe und Oder sondern ebenso mächtig auch nach jener Himmelsrichtung hin, nach der sich auch die Römerzüge selbst zunächst bewegten, also weit und breit in den Alpenländern. Während sich ein Teil der deutschen Kraft, und noch dazu nicht der schlechteste, in Italien verbrauchte, war diese trotzdem noch fähig, im Osten die Slaven und im Süden, in den Bergen, ebenso diese, wie besonders auch die Nachkommen der Römer, die damals noch in geschlossener Masse das Mittelstück des Gebirges bewohnten, zu entnationalisieren und hierdurch weitaus den größten Teil des Alpengebietes zu einem deutschen Lande umzuschaffen.

VII. Kapitel.

Die Völker der Alpen im Mittelalter.

Das Dasein einer romanischen Nation in den Alpen während des Mittelalters.

Die Größe dieser Entwickelung wird aber erst dann richtig verständlich, wenn wir uns das Völkerbild vergegenwärtigen, das in den Alpenländern in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters zu finden war. Bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein hat die Wissenschaft es einfach als Tatsache hingenommen, daß mit dem Verschwinden der politischen Herrschaft des Römerreichs auch zu gleicher Zeit das römische Volkstum selbst mit seiner Sprache und seinem ganzen Wesen aus den Bergen Abschied genommen habe, und daß an dessen Stelle im Westen das französische, im Süden das italienische, in dem Hauptteile des Gebirges dagegen mit einem Male das deutsche Volkstum eingezogen sei und sich hier häuslich eingerichtet habe. Noch nicht hundert Jahre sind es her, als dieser ganze Vorstellungskreis unumschränkt in Geltung war. Der erste, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier die Alarmglocke rührte, ist der Alpenforscher Steub gewesen[1]), dessen Forschungen und Fragestellungen zunächst nur für Tirol eine ganz neue, bisher versunkene Welt, eine Fülle vergessener Zustände, damit aber zugleich auch eine Anzahl ungelöster geschichtlicher Probleme wieder zum Leben heraufbeschworen. Diesem ersten Bahnbrecher sind dann nicht nur für das Kernland der Alpenromanen, Tirol, sondern auch für die anliegenden Gebiete viele andere gefolgt, die Stück um Stück von jener eintönigen, gleichfarbigen Hülle entfernt haben, die vorher über jenem Gebiet gelagert war, so daß heute eine ebenso neue und unerwartete wie wichtige Tatsache offen vor uns liegt.

Est ist dieses die Entdeckung, daß während des Mittelalters Jahrhunderte hindurch in dem großen Mittelstück der Alpen eine den modernen Völkern ganz fremdartige sublatinische Nation wohnte, der jene, und an der Spitze das deutsche Volkstum, nun innerhalb langer Zeiträume langsam Dorf um Dorf, Tal um Tal abgewannen, um erst mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts ungefähr an

[1]) Vgl. Eg. S. 1 f.

dem Punkte der Herrschaft angelangt zu sein, an dem wir sie heute sehen. Da die Besiedelung der Alpen durch die modernen Völker aber doch zweifellos als ein wichtiges historisches Ereignis anzusehen ist, so haben wir demnach hier den Fall vor uns, daß die Geschichte den Eintritt eines solchen plötzlich um ein volles Jahrtausend zu korrigieren hat. Im zwölften Jahrhundert schrieb ein Mönch in Tegernsee die Verse „Du bist mein, Ich bin Dein, des sollst Du gewiß sein" — Worte, die man glaubt es nicht wie gut, aber auch wie gut deutsch klingen, — in seine Briefsammlung ein[1]). Es wirkt aber gewiß großartig und wie eine Befreiung von alten Vorstellungen, wenn wir entdecken, daß jener Mönch damals in der unmittelbaren Nachbarschaft von Leuten wohnte, die zu einem ganz anderen Volke als er selbst gehörten und denen daher auch der Klang dieser Worte ganz unverständlich sein mußte.

Die treibenden Kräfte im mittelalterlichen Völkerleben der Alpen.

Das Hauptkapitel der Völkergeschichte der Alpen im Mittelalter ist daher der Untergang dieser alten romanischen Nation und ihre Zertrümmerung bis auf jene heute noch existierenden, geringen und auseinanderliegenden Reste, während man bei der Erklärung dieser Entwickelung wiederum von nichts anderm auszugehen hat als von dem Völkerbild, das die Alpen beim Anbruch des Mittelalters und nach dem Aufhören der germanischen Völkerwanderung geboten haben. Wie der Hauptzug dieser Völkerwanderung von Osten nach Westen lief, so nahm auch die Tiefe und Intensivität der von ihr hervorgerufenen Zerstörung der antiken Kultur und des antiken Volkstums von Osten nach Westen zu ab, aber doch so, daß sich diese in den Flachländern nördlich und südlich der Alpen jedenfalls viel rascher und ausgedehnter geltend machen konnte als in dem schützenden Gebirge selbst. Jene Abstufung und Abtönung der Entwertungszonen nun ist nördlich der Alpen geradezu in einer gewissen Regelmäßigkeit zu beobachten, wie auch hier außerdem noch ein besonderes, das Gebirgsland schützendes Moment in Wirksamkeit getreten ist, der Bau des nördlichen Alpenrandes, der an seinem östlichen Ende, im Wiener Wald, zugleich auch am weitesten nach Norden vorspringt, um sich dann je weiter nach Westen desto mehr nach Süden zu versagen, ein Umstand, der daher hier die von Osten kommende Flut in noch viel stärkerem Maße von dem Inneren des Gebirges ablenken mußte. Enger zusammengedrängt und daher schon deshalb viel ausgeprägter zeigt sich dagegen das Bild am Südrand der Alpen. Hier haben die letzten Ereignisse der Völkerwanderung, die ihren Weg vorwiegend an jener Seite entlang nahmen, schließlich einen derartigen Zustand geschaffen, daß Nordostitalien fast ganz verödet lag, während sich je weiter nach Westen die Reste der alten Kultur um so vollständiger erhalten hatten.

Aus dieser Sachlage erklärt sich nun aber auch allein die Art und Weise, wie die treibenden Kräfte des Völkerlebens zu Beginn des Mittelalters nach den Alpen hin in Wirksamkeit treten konnten. Im Westen trotz aller reichlichen

[1]) Fr. 15. Au. I. B. S. 531.

Reste der Antike infolge der geringeren Ausdehnung des Gebirges selbst ein ungehemmtes Aufkeimen der neuen Kulturen und so gerade hier eine viel raschere und sauberere Aufteilung des Landes zwischen den beiden neu entstehenden Nationen, den Italienern und den Franzosen; bei dem großen Mittelstück der Alpen, schon vom Gr. S. Bernhard ab, dagegen umfangreichere Verödung in den anliegenden Flachländern; deshalb und nicht minder infolge der immer mehr nach Osten zu sich vergrößernden Flächenausdehnung des Gebirges stärkere Widerstandskraft der alten Verhältnisse im Gebirge selbst und langsameres Eindringen der neuen Kräfte von außen her, wobei jedoch entsprechend der größeren Ermattung auf der italienischen Seite dem Norden durchaus die führende Rolle zufällt. Diese ganze Konstellation ist daher durchaus die Vorbedingung gewesen, weshalb in dem Hauptteil der Alpen schließlich die deutsche Herrschaft so gut wie die deutsche Kolonisation den Sieg davontragen mußten; sie bedingt es aber auch, daß ebendort die Unregelmäßigkeiten in der Verteilung der einzelnen Völkergruppen und Völkerstämme, die Unterscheidungszeichen und Schattierungen von Westen nach Osten zunehmen, und daß deshalb auch der für die Erklärung dieser Entwickelung vorhandene Stoff viel reicher und vielseitiger, aber auch viel schwieriger zu handhaben ist, weil hier viel kompliziertere Vorgänge in der Vergangenheit begraben liegen.

Die Entstehung der Bevölkerung in der Schweiz.

Für den Entwickelungsgang der Bevölkerung auf der Schweizer Hochebene sind trotz der Nachbarschaft des Hochgebirges doch nur die für das Flachland maßgebenden Verhältnisse ausschlaggebend gewesen. Der Unterschied zwischen der deutschen und welschen Schweiz, der gewissermaßen schon im römischen Altertum bestand, hat sich hier, wenn auch aus verschiedenen Gründen, durch alle Zeiten erhalten. Die französische Sprachgrenze läuft heute mitten durch ebenes Land, den Lauf der Saane entlang bis zur Nordspitze des Bielersees, eine Erscheinung, die auffallen muß, und die wohl auf den Zug des Jura zurückzuführen ist, der das französische Vordringen gehemmt hat, da wir südlich im Wallis, wo jenes Vordringen durch die verkehrsfördernde Wirkung des großen Genfersees unterstützt wurde, dieselbe Grenze viel weiter nach Osten gerückt sehen. Aber auch die deutschen Schweizer selbst sind in sich durchaus kein gleichgeartetes Volk. Eine nicht zu verkennende Verschiedenheit besteht zunächst zwischen den Deutschen in der Westschweiz und denen in der Ostschweiz da jene (Solothurn, Bern, Interlaken, Freiburg) burgundischen, diese dagegen (Basel, Zürich, S. Gallen) alemannischen Stammes sind, wie diese Verschiedenheit auch noch dadurch gefördert worden ist, daß beide Teile Jahrhunderte hindurch nicht zu den gleichen politischen Verbänden, die einen zu Burgund, die anderen aber als der südliche Teil des alten Herzogtums Schwaben zum deutschen Reiche gehörten. Wenn man genau hinsieht, kann man aber auch noch einen feinen Unterschied in jener östlichen Gruppe selbst, zwischen den Schweizern der

Urkantone und ihren nördlichen und nordöstlichen alemannischen Nachbarn, entdecken[1]).

Letztere, diese südlichsten Schwaben, haben wir daher zunächst hier auf dem nordöstlichen Teile der Schweizer Hochebene, im Aargau, am unteren Zürichsee und südlich des Bodensees, und bis in die Berge hinein, am Rigi und in den Glarner Alpen, zu suchen. Hier liegt somit das älteste deutsche Alpenland, in das schon zu Beginn des Mittelalters das alemannische Volkstum eingezogen war, und das sich es dann auch hier je länger je mehr wohl sein ließ. Wichtig ist jedoch, daß diese ganze Entwickelung sich etwa wie ein Mann ausnimmt, der nicht ganz hält was er in der Jugend versprochen hat, da dieses alemannische Vordringen hier später nur nach Osten, über den Arlberg hinüber, noch im Vorwärtsschreiten zu erkennen ist, während es direkt nach Süden hin sehr bald zum Stehen kam. Das heutige Graubünden, das Rätien des Mittelalters, gehörte damals politisch zwar gleichfalls zu Schwaben, seine ethnographische, dem deutschen Wesen entgegengesetzte Eigenart hat es dagegen besonders zäh behauptet.

Das Wallis.

Anders, vielseitiger und deshalb auch weniger durchsichtig liegt die Abwandlung dieser Verhältnisse im Wallis, wie überhaupt dieses weitaus größte Längental der Alpen, in dem u. a. auch jene charakteristischen Einschnürungen, die Klausen, nirgends vorhanden sind, nicht allein seine geographischen sondern ebenso auch seine geschichtlichen Besonderheiten aufweist. Heute liegt hier die Sprachgrenze bei Siders, also derart, daß die größere Hälfte des Tales dem romanischen Volkstum angehört, das sich im ersten Mittelalter übrigens noch viel weiter ostwärts erstreckte. Im obersten Wallis erscheinen dagegen auch von alters her die Deutschen durchaus fest und bodenständig als ein an sich schon weit im Süden befindlicher germanischer Posten, der hier nun auch noch viel weiter südlich jenseits des letzten Alpenkammes in Gebieten anzutreffen ist, die geographisch durchaus zu Italien gehören. Wir können es an dieser Stelle zunächst unerörtert lassen, wann und aus welcher Richtung jene Deutschen einst hierhergekommen sein mögen; daß die kulturellen Beziehungen dieser Leute aber im fünfzehnten Jahrhundert jedenfalls nach Norden gewiesen haben, läßt sich aus jener Reise des fröhlichen Thomas Platter erkennen; denn auch dieser, der vorher im Vispertal die Ziegen gehütet hatte, zog, als ihm der Trieb ankam, ein fahrender Schüler zu werden, von hier nicht nach Genf oder Lausanne, sondern über die Grimsel und Luzern nördlich hinaus, dem Meißner Lande zu[2]).

Verteilung der alten romanischen Ortsnamen in den Alpen.

Andererseits begegnen wir nun aber im Oberwallis zum ersten Mal auf unserem Weg nach Osten jenen fremdartigen und altertümlichen, weder ganz deutsch aber ebensowenig ganz französisch, italienisch oder slavisch anklingenden

[1]) Vgl. Z. A. 1903. S. 65. Die aus Z. A. 1902, S. 39.—70. und 1903, S. 42.—76. angeführten Daten sind entnommen aus der Abhandlung A. Schibers: Das Deutschtum im Süden der Alpen.
[2]) Fr. 16. Au. II. B. 2. Abteilung, S. 14f.

Ortsnamen, deren Erklärung im einzelnen zwar zu den verschiedensten Deutungen Anlaß geben mag, deren Vorhandensein aber überall in den Bergen das sicherste Zeichen dafür bildet, daß wir den Boden jenes großen Gebietes betreten haben, das im Mittelalter eine Zeit lang von den Alpenromanen bewohnt gewesen sein muß. Jene Namen, die sich hier im Oberwallis[1]) und ebenso am Oberlauf der Reuß[2]) zunächst nicht allzuhäufig finden, werden dann jedoch bereits zahlreicher am Walensee und im östlichen Toggenburg entlang des Rheines, um weiter südlich und östlich, bald in kompakten Massen, Ortsname neben Ortsnamen gelagert, bald wieder mehr oder weniger von deutschen oder italienischen, manchmal sogar von slavischen umgeben, ganz Graubünden, Vorarlberg, Tirol und Salzburg bis zu den Quellen der Mur und Drau hin zu erfüllen. In diesem Zusammenhange kommt es nun freilich — anders als bei der Geschichte der Alpen im Altertum — viel weniger darauf an, ob jenen Namen mehr ein romanischer oder mehr ein solcher Kern innewohnt, der seinen Ursprung in den Völkern hat, die vor dem Eindringen der Römer diese Gegenden bewohnten; diesmal ist es allein wichtig, daß alle jene Ortsnamen die Spuren der antiken Bevölkerung überhaupt in dem Hauptteil der Alpen heute noch so sicher und deutlich erkennen lassen. Schon dieser Befund an sich kann daher auf den Gedanken führen, daß in jenem weiten Komplexe noch lange nach dem Untergange des römischen Reiches ein in sich gleichartiges Volk zurückgeblieben ist, das schließlich im Süden vom italienischen, zum weitaus größten Teile dagegen im Norden vom deutschen Volkstum verdrängt und aufgesogen wurde, eine Entwickelung, die jedoch bis zu ihrer Vollendung lange Jahrhunderte gebraucht hat, und die, wie ein Blick auf die Reste der Alpenlatiner beweist, auch heute noch nicht völlig abgeschlossen ist.

Die nördliche Grenze der Alpenromanen.

Wenn die höchsten Längskämme der Gebirge und auch die der Alpen sonst auch zugleich die Grenze zweier verschiedener Völker zu bilden pflegen, so hätten wir demnach hier zunächst ein ganz anderes Bild von der Besiedelung eines Gebirges vor uns, derart, daß dasselbe Volk über die Kämme hinweg von dem einen Fuß des Gebirges bis zu dem anderen hin gewohnt hat. Und wiederum sind es die Ortsnamen, die uns bei dem Beweis dieser Tatsache nicht im Stich lassen, da entlang des Nordrandes jenes Gebietes, das man für die mittelalterlichen Alpenromanen in Anspruch nehmen kann, von dem Abfall der Urkantone bis zum Salzkammergut, sich Glied an Glied aneinandergereiht eine ganz bestimmte Gattung von Ortsnamen hinzieht, durch die es die nördlicher wohnenden Deutschen einst tatsächlich zum Ausdruck brachten, daß jenseits derselben das Gebiet der Welschen begann.

Es mag zweifelhaft sein, ob in dem Namen des Vierwaldstätter-Sees sich wirklich vier welsche Gemeinden verbergen[3]); dicht östlich davon am Zugersee

[1]) Visperterminen, Mangepan, Mörel, Grengiols, Lax (es gibt ein Laax bei Flims und ein Laas i. Vintschgau und im oberen Gailtal). Vgl. Z. A. 1903. S. 58, 66. [2]) Gurtnellen (cortinelle), Kehrsiten (Carisiacum), Stans. Z. A. 1902. S. 42. [3]) Z. A. 1902. S. 42.

folgt aber doch sogleich ein Walchwil, dann weiter der Walensee und jenseits des Rheines der Wallgau a. d. Ill. Auch die Gegend am nördlichen Ufer des Bodensees hieß im zehnten Jahrhundert das comitatus Walahensis und in der Pfrontener Gegend unterschied man noch bis in die neuere Zeit zwischen Walchen und Schwaben, während die weiteren Glieder dann der Walchengau und Walchensee südlich Murnau[1]) und bei Wörgl im Unterinntal die heute fast verklungenen Namen wie Walchenstatt, Walchengüter und Walchenhof bedeuten[2]), und wenn letztere Stelle gerade hier südlich in die Berge hinein ein Stück eingedrückt ist, so weist auch dieses darauf hin, daß das Unterinntal für die deutsche Einwanderung sehr früh in Benutzung trat. Zwischen Kufstein und Kössen treffen wir dann wieder einen Walchsee und bei Traunstein ein ganzes Nest solcher Namen wie Katzelwalchen, Traunwalchen, Lützelwalchen, Oberwalchen, Reitwalchen u. a. m.[3]). Bei Berchtesgaden liegen in der Schönau ein Hof Walch und am Obersee die Walchhüttenwand, bei Salzburg selbst aber die Walser Felder und nordöstlich der Wallersee und Straßwalchen; ebendort findet man auch, was dasselbe sagt, eine Ortschaft mit Namen Latein[4]). Auch am Attersee trifft man ein Seewalchen.

Und selbst dort, wo einst die Slaven solchen Alpenromanen, wenn auch vereinzelt, begegnet sind, sehen wir andeutungsweise dieselbe Grenze gezogen; denn auch in den Ostalpen treffen wir einen Walchberg bei Melk, ein Walchesbach bei Admont und ein Walchen bei Gröbming, südlicher an der Mur ein Walchesdorf (bei Judenburg) und schließlich ein Walsdorf unterhalb Graz[5]). Es ist gewiß richtig, daß auch auswärts und einwärts der angebenen Linie vereinzelt soche Namen vorkommen, und daß dies nur bedeuten kann, daß auch an diesen Punkten die welschen Bewohner einst besonders lange wohnen geblieben sind[6]), und es ist auch nur natürlich, daß noch viel mehr derselben Namen heute verklungen sein mögen. Aber hier tut es doch vor allem die Masse und die Richtung, in der jene Namen streichen; denn dieser Befund ist nicht etwa bloß das sicherste Anzeichen dafür, daß hier überhaupt einmal im Mittelalter Welsche wohnten, sondern er beweist auch, daß dieser Zustand eine lange Zeitspanne hindurch als feststehend angesehen worden sein muß. Im anderen Falle hätten sich ja überhaupt jene Ortsnamen mit ihrem bezeichnenden Klange keine Allgemeingültigkeit verschaffen können, wie ja auch südlich jener Linie, an einigen Stellen sofort und in der Überzahl, an anderen erst, nachdem man ein Stück tiefer nach Süden vorgedrungen ist, auch jene anderen charakteristischen Ortsnamen anheben, von denen eben gesprochen worden ist, und die gleichfalls nur durch das Dasein einer geschlossenen romanischen Nation in den Alpen während des Mittelalters ihre Erklärung finden können.

[1]) Ju. S. 261. [2]) Vgl. F. 1834. S. 271 u. F. 1906. S. 124. [3]) Ju. S. 262. [4]) St. S. 127. [5]) Kr. S. 33.
[6]) Walchstadt bei Wolfratshausen (Ju. S. 258) oder im Gebirge selbst Wälschwinkel bei Bozen (Atz. S. 199), die Propstei Walchen im äußersten Passeier (B. W. S. 35), Walchen im Pinzgau, Wallingwinkel bei Abtenau (Sa. L. XXI S. 17), Wallchen am Dachstein.

Die urkundlichen Belege für das Dasein der Alpenromanen.

Zur Gewißheit aber wird jene Tatsache, wenn wir die besten, die urkundlichen Belege zum Beweise heranziehen; denn diese enthüllen, wenn sie auch stets nur für einen beschränkten lokalen Umkreis zwingend sind, doch an unzähligen Stellen stets dieselbe Erscheinung, die Tatsache, daß im Mittelalter da und dort, früher oder später, zahlreich oder weniger zahlreich, Latini, Romani, Retiani, Leute, die nach romanischem Rechte leben, oder wie sie sonst noch genannt werden[1]), innerhalb des in Frage stehenden Gebietes zwischen den neuen Ankömmlingen vorhanden gewesen sind. Das Testament des Bischofs Tello von Chur hat, wenn es echt ist, auch als eine der wichtigsten Grundlagen für die Geschichte des frühmittelalterlichen Rätiens (766) zu gelten[2]), und nur einer von den dreizehn unterzeichneten Zeugen ist in ihm als Deutscher zu erkennen. Es ist dies dieselbe Zeit, in der auch am Brenner ein vornehmer Romane, Dominicus mit Namen, erscheint[3]); auch im J. 828 wird bei Sterzing noch ein anderer vermögender Herr, Quartinus, nebst seiner Mutter Claudiana genannt[4]), Zeugnisse, die deshalb besonders zu beachten sind, weil uns damals jene romanischen Herrschaften noch durchaus in führenden Stellungen entgegentreten. Die im achten Jahrhundert entstandene Lebensbeschreibung des h. Gallus bestätigt ausdrücklich das Dasein zahlreicher Romanen in der Gegend von Bregenz[5]), und auch die späteren Nachrichten aus S. Gallen lassen, als dort am Fuße der Berge die deutsche Kolonisation schon festen Fuß gefaßt hatte, doch ganz deutlich den natürlichen Gegensatz erkennen, der zwischen den deutschen Klosterleuten selbst und den in ihrer unmittelbaren südlichen Nachbarschaft wohnenden Rätern bestand. In einer Gerichtsverhandlung, die 920 in Rankweil, also in ganz geringer Entfernung vom Bodensee abgehalten wurde, sind die 58 Richter in dem zwischen dem Kloster S. Gallen und dem Bistum Chur anstehenden Streite mindestens zur Hälfte zweifellos echte Romanen[6]); es erscheinen da echte Römernamen wie Sejanus, Constantius, Artinius und Valerius.

In Regensburg giebt es im achten Jahrhundert ein Quartier „inter Latinos“, später eine Walchenstraße; und wenn man auch hier vielleicht an den Wohnsitz auswärtiger, aus dem Süden gekommener Kaufleute denken könnte, so macht doch die Tatsache, das zu derselben Zeit auch die Urkunden des Klosters S. Emmeran daselbst von in der Nähe Regensburgs ansässigen Romanen sprechen, das Vorhandensein von Resten der Bewohner des alten Römerreichs auch in jener Gegend noch damals mehr als wahrscheinlich[7]). Im Salzburgerland sind im achten Jahrhundert die tributales Romani d. h. die zurückgebliebenen römischen Zinsbauern eine ganz gewöhnliche Erscheinung, wie daher auch in dem unter Karl dem Gr. begonnenen Salzburger Verbrüderungsbuch die ältesten Namen noch einen durchweg romanischen Klang zeigen (Latinus, Quadratus, Quartus, Tomella, Genia, Latina)[8]), und selbst noch im zwölften Jahrhundert führen die

[1]) Ju. S. 286. [2]) Pl. S. 284 f. [3]) Ju. S. 268. [4]) Ju. S. 267. [5]) Leben des h. Gallus, K. 7,43.
[6]) Pl. S. 397 f. [7]) Ju. S. 260. [8]) Kro. S. 33.

dortigen Nekrologien fünf Personen als Latiner an[1]). Noch im elften Jahrhundert finden wir Spuren von romanischem Wesen bei Ebersberg bei München[2]) und auch in einer Berchtesgadener Urkunde von 1126 wird jemand genannt, der nach römischem Recht zu leben bekennt. Auch im Pustertal begegnen wir im neunten Jahrhundert, allerdings nur in den niederen Ständen, ganz ausgeprägt derselben Erscheinung; so finden sich daselbst in jener Zeit um Toblach noch Personennamen wie Secundus, Dominicus, Currentius, Secundina und Marcellina und an einer anderen Stelle, später, etwa um das J. 990, ein Saturnus, eine Lava und Laurenza u. a. m.[3]). Sogar in der Innsbrucker Gegend trifft man im zwölften Jahrhundert noch vereinzelt romanische Personennamen (Badillus, Vivianus)[4]), die zu derselben Zeit (1164) tiefer im Gebirge, um Meran, noch viel häufiger sind (Vitus, Viventius, Laurentia, Bellizona).

Ihre Fortsetzung finden nun jene einzelnen urkundlichen Belege durch die näher an die Gegenwart heranreichenden Nachrichten, die es außer Zweifel stellen, daß einst in weiten umfangreichen Gebirgslandschaften, in denen jetzt nur die deutsche Sprache erklingt, die romanische allgemein und auch von Rechtswegen als die herrschende angesehen wurde. So hat sich eben in der Gegend zwischen Jenbach und Innsbruck die alte Mundart noch bis in das dreizehnte Jahrhundert erhalten[5]), und im hinteren Stubai ist sie wahrscheinlich erst im sechzehnten Jahrhundert ausgestorben[6]). Das Vintschgau mit allen seinen Nebentälern, wo man übrigens noch heute den starken nicht germanischen Bodensatz in der arg fortgeschrittenen Waldverwüstung erkennen kann, war im vierzehnten Jahrhundert noch ein durch und durch romanisches Land, in dessen Hauptort Glurns der Richter daher auch allein in jener Sprache verhandelte[7]). Oberhalb zeigt Nauders dieselbe Erscheinung noch bis in das sechzehnte Jahrhundert, und noch in denselben Zeiten sehen wir sogar in Partschins bei Meran einzelne rätisch sprechende Leute wohnen[8]), während oben im Vintschgau die Klosterleute von Marienberg insgesamt energisch gegen die Einführung des Deutschen als Gerichtssprache prostestieren, weil sie dessen wirklich noch nicht mächtig sind[9]). In Burgeis und im Matscher Tal aber hat sich das Romanische noch bis in das siebzehnte, im Schlinigtal bei Burgeis sogar bis in das achtzehnte Jahrhundert erhalten. Auch im Wallgau, also in der unmittelbaren östlichen Nachbarschaft von Feldkirch, wurde noch im sechzehnten Jahrhundert teilweise romanisch geredet und in dem entlegeneren Montafon und Patznaun sogar noch im achtzehnten Jahrhundert, alles Tatsachen, aus denen das natürliche Bild jener Entwickelung heraustritt, die ebenso langsam wie unaufhaltsam vorschreitend schließlich die Alpenromanen bis auf wenige vereinzelte Trümmer aufgesogen hat, derart, daß heute kaum für deren umfangreichste Rechte, die Latiner Bündens und die Furlaner, der Begriff Volk Geltung haben kann.

[1]) Ju. S. 261. [2]) Z. A. 1902. S. 41. [3]) Kr. S. 32. [4]) Ju. S. 307. [5]) Z. A. 1902. S. 41. [6]) Ju. S. 308. [7]) Ju. S. 288. [8]) Ju S. 289. [9]) Ju. S. 291.

Die Ursachen des Unterganges der Alpenromanen

Wir wären daher hier zunächst an dem Punkte angelangt, an dem sich die Frage aufdrängt, wie es überhaupt kommen konnte, daß dieser geschlossene romanische Völkerteil, der zu Beginn des Mittelalters die Alpen vom S. Gotthard bis zur Adria, von der Ostspitze des Bodensees bis zum Dachstein bewohnte, bis auf jene geringen Bruchstücke so vollständig dem Untergange verfiel, und warum dieses Volk, das einst hinsichtlich seiner Menschenzahl und hinsichtlich des von ihm bewohnten Raumes keine schlechteren Existenzbedingungen zu haben schien als die heutigen Rumänen oder Portugiesen, auch in der Geschichte so geringe Spuren hinterlassen hat. Es ist dieses ein Resultat, zu dem jedoch nicht allein die Überlegenheit der benachbarten Nationen beigetragen hat, sondern ebensosehr die Beschaffenheit des von den Alpenromanen bewohnten Gebietes selbst, das als reines Gebirgsland nach allen Seiten hin viel geringere Kulturmöglichkeiten bot und vor allem einer wirklich lebenskräftigen Staatenbildung hinderlich war. Gewiß ist jedes Gebirgsland, und nicht zum wenigsten die Alpen, besonders geeignet, die alte Bevölkerung zu konservieren, aber doch nur in passiver Hinsicht, in einzelnen getrennten Resten, die sich viel schwerer und viel seltener zu einer geschlossenen, über ihre Berge selbst hinaus werbenden Kraftäußerung zusammenzufinden pflegen. Starke staatliche Instanzen, jene Wechselwirkung zwischen politischer Macht und nationaler Selbständigkeit, die sich beide gegenseitig ihre besten Kräfte zur Verfügung stellen, vermögen dagegen nur in der Ebene zu entstehen, wo selbständige Kulturen emporwachsen und zugleich die Zügel der Herrschaft fest angezogen werden können.

Die Ebenen nördlich und südlich der Alpen waren dagegen schon seit dem Untergange des römischen Reiches den Volksverwandten der Alpenromanen verloren gegangen, und diesen selbst daher die einzige Möglichkeit, ihr Volkstum erfolgreich zu entwickeln, von Anfang an versagt. Die einzige Stelle, die unterstüzt durch ihre zentrale Lage sich einigermaßen in einer führenden Rolle gegenüber den Alpenromanen bewegen konnte, sind die Churer Bischöfe gewesen, die diesen Zustand auch tatsächlich im ersten Mittelalter durchaus zu ihrem Vorteil auszunutzen wußten, und deren politische Machtstellung deshalb auch besonders lange erhalten blieb. Aber abgesehen von diesem doch nur in einem beschränkten Umfange wirkenden Halt stand damals jenen Nachkommen der Römer an allen ihren Grenzen als mächtiger ungeduldiger Erbe das an Volkskraft weit überlegene und auch politisch geeinte römisch-deutsche Reich gegenüber, das nun seinerseits vor jenem Bergland nicht Halt machte und den Überschuß seiner Kraft unaufhaltsam in dieses hineinsendete, eine Entwickelung, der gegenüber selbst der weitblickendste und festeste Menschenwille machtlos bleiben mußte, und die somit zugleich erkennen läßt, wie tief und unentrinnbar manchmal die Schicksale der Völker und Staaten von der Natur abhängig sind[1]).

[1]) Vgl. Anh. 12.

Der Verlauf des Eindringens des Deutschtums in die Alpen.

Es liegt nahe, nun auch eine Schilderung zu versuchen, welchen lokalen Verlauf im einzelnen jene zugleich von Süden aber noch weit stärker von Norden aus einsetzende Zerstückelung der Alpenromanen genommen hat, die einen Zeitraum von fast einem Jahrtausend ausfüllt; es soll aber auch von vornherein hervorgehoben werden, daß diese Darstellung, wie die weitaus meisten Untersuchungen, die sich mit der Abwandlung ethnologischer Verhältnisse befassen, nur auf einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann. Festzuhalten ist, daß wir hier keineswegs an eine gewaltsame Austreibung der alten Bewohner, an eine Eroberung mit Feuer und Schwert zu denken haben, die über jene Gebiete gezogen wäre, und daß man im Mittelalter, wenigstens gegenüber der Alpenromanen, sogar nur äußerst selten irgend welchen Maßregeln begegnen kann, die der Absicht ähnlich sehen, die Besiedelung der Alpentäler in irgendwelcher Weise zu beeinflussen. In der Verdrängung der Alpenromanen durch die modernen Völker ist tatsächlich von Anfang an nichts anderes als das Resultat einer langen, aber durchaus friedlichen Entwickelung zu erblicken, wie die ältere Kultur von der jüngeren und kräftigeren aufgesogen wird. Wenn dieses aber feststeht, so bieten sich wieder jene fremdartigen, undeutsch oder nicht völlig italienisch klingenden Ortsnamen als Mittel dar, um den Gang jener Bewegung ganz in großen Zügen zurückzukonstruieren; und wie man im Alter sich keines der eigenen, längstverflossenen Jahre als inhaltslos vorstellen kann, so darf auch die Geschichte die verschiedene Lagerung dieser Namen als den Bodensatz weit zurückliegender Umgestaltungen und Vorgänge ansehen. Denn die Wahrscheinlichkeit liegt vor, daß da, wo in jenem Gebiete das moderne Element in den Ortsnamen vorherrscht, auch hier die neue Besiedelung nicht nur am nachhaltigsten sondern auch am frühesten erfolgte, während überall dort, wo die alten Namen sich in der Überzahl finden, auch die Entnationalisierung dieser Striche in eine jüngere Zeit hinabreicht.

Schon die äußeren Ereignisse der Geschichte wiesen darauf hin, daß die erfolgreichste Arbeit dieser Art vom Norden und hier wieder vom bayrischen Stamm ausgegangen ist; denn selbst das Umsichgreifen des alemannischen Stammes bleibt klein neben den Resultaten, die der benachbarte bayrische Stamm in dieser Hinsicht aufzuweisen hat. So ist es zunächst der Teil des Unterinntals zwischen Kufstein und der Mündung des Zillerbaches, in dem sich jene anderslautenden Namen nur ganz vereinzelt finden, der überhaupt in allem einen reindeutschen Charakter zeigt und sich kaum irgendwie von seiner nördlichen Nachbarschaft unterscheidet[1]), ein breites Voralpental, in das sich demnach am frühesten und nachhaltigsten germanisches Wesen wie ein Keil mitten in die vom Bodensee bis zum Salzkammergut wohnenden Romanen der Nordalpen hineingeschoben haben mag. Weiterhin erscheinen als Gebiete, wo deutsche Ortsnamen entschieden überwiegen, und demnach gleichsam als weit vorgeschobene Posten einer früh

[1]) Eg. S. 14.

daselbst eingepflanzten deutschen Besiedelung das Oberinntal von Innsbruck bis Imst, die Ebene von Sterzing, das Pustertal und, ein ganzes Stück südlicher, das Sarn-, Ulten- und der untere Teil des Passeiertales. An jener ersten Stelle, im Oberinntal, trifft man nicht nur zahlreich echt deutsche Ortsnamen, wie Tirschenbach, Oberhofen, Pfaffenhofen sondern auch eine Reihe altdeutscher Namensformen wie Hötting, Flauring, Haiming u. a. m.[1]). Auch das benachbarte Oetztal hat einen entschieden deutschen Typus, während die abseits gelegenen Täler, schon das Pitztal, und noch mehr das Kaunser- und Patznauntal, vorwiegend romanische Ortsnamen zeigen. Hier liegt also für das Haupttal gleichfalls die Wahrscheinlichkeit einer frühzeitigen und intensiven germanischen Besiedelung vor, eine Besiedelung, die jedoch infolge der auffallenden Verschiedenheit der Ober- und Unterinntaler[2]) schwerlich von bayrischer Seite ausgegangen sein kann, und die möglicherweise überhaupt als die älteste derartige innerhalb des nördlichen Gebirges selbt anzusehen ist, wenn man sie mit jenem Teile der Alemannen in Zusammenhang bringt, die während der Regierungszeit Theodorichs innerhalb der rätischen Grenzen Aufnahme fanden[3]).

Auch das Pustertal selbst zeigt seiner ganzen Länge nach eine große Anzahl vor allem auch archaistisch deutscher Ortsnamen; doch muß gerade dieser zeitigen deutschen Besiedelung eine größere Expansionsfähigkeit deshalb abgesprochen werden, da in den südlichen Seitentälern hier noch latinisch gesprochen wird und auch die nördlichen in der Mehrzahl romanische Ortsnamen beherbergen[4]). Entlang der Brennerstraße aber begegnen wir südwärts von Jenbach erst wieder reichlichen deutschen Ortsnamen in der Gegend von Sterzing (Gossensaß, Sterzing, Wiesen, Elzenbaum, Gasteig), die sich dann gleichfalls, aber nur dicht an den Ufern des Eisak, bis an die Schwelle von Bozen fortsetzen (Freienfeld, Mittewald, Oberau, Atzwang = Adalbertsfeld, Deutschen, Blumau). Die Seitentäler haben dagegen auch hier und oft in der unmittelbaren Nachbarschaft des Haupttales einen um so ausgesprocheneren latinischen Charakter, nicht nur Groeden, sondern ebenso auch Villnös, Afers, Lüsen und Ridnaun[5]), und selbst Brixen hat heute noch zwei romanische Straßennamen[6]). Überhaupt ist das Vorwiegen der romanischen Nomenklatur in den Seitentälern entlang des Brenner durchaus die Regel, wie es nach dieser Richtung hin besondere Beachtung verdient, daß verhältnismäßig weit nördlich vorgeschoben, in der Gegend von Innsbruck, vorwiegend am rechten Innufer, uns jene fremdartigen Namen plötzlich wie ein böser Schwarm überfallen, und daß diese Häufung am Brenner bis über Matrei hinauf anhält, um erst dicht nördlich des Passes wieder abzunehmen[7]). Man

[1]) Eg. S. 15, 184. [2]) Eg. S. 183; Vgl. Z. A. 1901. S. 101–105. [3]) Eg. S. 184; über Imst insbesondere vgl. F. 1906. S. 135f. [4]) Eg. S. 18. [5]) Ju. S. 309. A. 4. [6]) Z. A. 1902. S. 43. [7]) Volders, Tulfes, Sistrans, Vill, Patsch; bei Matrei: Gedeier, Pfons, Pastull, Navis, Lizumalpe. Im Wattental südlich Hall liegt heute noch ein Walchenwirtshaus, und dicht bei Innsbruck findet sich auch jenes Kulturspiel der drei einander benachbarten Ortsnamen Thaur, Rum, Arzl, wie sie in gleicher Lage als Toro, Rumo, Arz im Nonstal wiederkehren, dessen früheres Latinertum ja noch viel augenfälliger daliegt.

kann also wohl daran glauben, daß zu den Zeiten, als Innsbruck Stadtrechte erhielt (1239), ein guter Teil seiner Bürger noch Latiner war[1]), und daß gerade diese vom Zillertal nach dem Stubai hinüberreichende Gegend noch etwa vom Anfange unseres Jahrtausends an einen längeren Zeitraum durchlebt hat, in dem sie die letzte Scholle bildete, die den Zusammenhang der Alpenlatiner von Salzburg bis tief in die Schweiz hinein aufrecht erhielt, während dieser südlicher an der Brennerstraße schon viel zeitiger aufgelockert worden war.

Wirkungen des Durchgangsverkehrs auf die Umgestaltung der Bevölkerung.

Denn der Brennerweg ist es doch ganz besonders gewesen, der in Tirol für das deutsche Vordringen das Rückgrat abgegeben hat, aber nicht etwa auf Grund seiner Eigenschaften als Verkehrsstraße sondern allein wegen der Wohnlichkeit und Kulturfreundlichkeit seiner Ränder. Wäre die deutsche Kolonisation lediglich dem Straßenzuge selbst gefolgt, so hätte sie damals nicht im Unterinntal sondern zuerst zwischen Partenkirchen und Zirl einsetzen müssen, aber gerade Partenkirchen muß spät germanisiert worden sein[2]), und das der Scharnitz anliegende Gebirge steckt noch heute übervoll von romanischen Namen[3]). Überhaupt muß es hervorgehoben werden, daß selbst die betretensten Straßenlinien auch in ihrer nächsten Nachbarschaft das Leben im Gebirge viel weniger beeinflußt und umgestaltet haben, als man annehmen könnte, und daß jener Durchgangsverkehr, mag er seine Wurzeln in noch so weiter Ferne haben und noch so lebhaft sein, doch aus den Bergen gewissermaßen in die anliegenden Ebenen hinabzugleiten und erst dort seine kulturfördernden und anregenden Wirkungen zu entfalten pflegt. Deshalb finden wir auch oft in den Alpen die merkwürdige Erscheinung, daß dicht neben den wichtigsten Straßenpunkten, an deren Offenhaltung die mächtigsten Instanzen von weither interessiert sind, die stillsten und weltfernsten Gebiete liegen. Die Wildschönau, die wir als eines der abgelegensten Täler Tirols schon kennen, ist trotzdem dem uralten Straßenpunkt Wörgl, wo heute wieder die Giselatalbahn einmündet, unmittelbar benachbart; die Täler westlich Aosta, in denen heute allein noch der Steinbock vorkommt, waren bis in das neunzehnte Jahrhundert noch eine der abgelegensten Stellen der Welt, und der Gotthard-Übergang ebenso wie Thusis, der nördliche Sammelpunkt der bündner Straßen, und Cortina d'Ampezzo, einer der wichtigsten Umsatzplätze für den mittelalterlichen Handel zwischen Venedig und Augsburg, liegen sämtlich heute noch dicht neben latinischem Sprachgebiet.

Die Herkunft der Deutschen in Südtirol.

Im südlichen Tirol, in der Meraner und Bozner Gegend, stehen wir dann weiter auf einem ausgedehnten Gebirgsstrich, der, wenn auch nur strichweise, schon wegen der Ortsnamen, aber doch vielleicht noch mehr auf Grund der Fülle des dortigen deutschen Lebens und der bodenständigen Art dieser Bevölkerung den Eindruck macht, daß hier schon in der frühesten Zeit eine besonders kräftige deutsche Besiedelung stattgefunden hat. Die Art des dortigen deutschen Elementes, die von dem bajuvarischen entschieden abweicht[4]), ebenso die ver-

[1]) St. S. 12. [2]) Z. A. 1902. S. 41. [3]) Ju. S. 170. A. 4. [4]) Ju. S. 293.

hältnismäßig große Entfernung von dem eigentlichen Sitze der bayrischen Macht, haben daher auch hier auf den Gedanken geführt, daß das Dasein dieser Leute bereits in Ereignissen zu suchen sei, die mit der germanischen Völkerwanderung selbst zusammenhängen, und daß deren Ursprung ebensogut im Süden der Alpen gelegen haben könne. Es ist dies eine Annahme, die sich jedoch nicht bloß hinsichtlich jener Deutschen an der oberen Etsch sondern noch viel stärker hinsichtlich der vielen anderen mittelalterlichen deutschen Siedelungen am Südfuße der Alpen aufdrängen muß, wenn sie auch im einzelnen stets den verschiedensten Meinungen den freiesten Spielraum offen lassen wird, da an jeder einzelnen Stelle immer wieder die Frage besonders aufgeworfen werden kann, ob jene Deutschen nun vom Norden oder vom Süden der Alpen aus dorthin gelangten, und ebenso ob im letzteren Falle dann Cimbern, Juthungen, Goten oder Langobarden als deren Urväter anzusehen sind. Aber trotzdem vermag jene bloße Annahme, daß schon von den Zeiten der eigentlichen Völkerwanderung her ein dichterer Grundstock germanischer Bevölkerung am Südrande der Alpen haften geblieben ist, die Bewegung der Bevölkerung innerhalb des Gebirges während des Mittelalters besonders anschaulich zu machen, da jene südlichsten deutschen Enklaven nur von selbst die Rolle der am weitesten von Norden aus vorgeschobenen Posten übernahmen, die ein italienisches Eindringen in die Alpen an vielen Stellen zunächst fernhielten, während ebenso das von Norden kommende deutsche Volkstum da und dort mit ihnen zusammenfließen konnte; sie sind es gewesen, die diese Bewegung dadurch so wirkungsvoll machten, weil sie ihr von Anfang an ein so weites Ziel gesteckt haben.

Weit verbreitet, allbeliebt und von der Dichtung mit goldenem Schimmer umwoben ist die Annahme, daß die Deutschen aus der Umgebung Merans von den Goten abstammen, und auch die strenge Wissenschaft wird daran so viel gelten lassen können, daß wir hier wirklich echte Abkömmlinge hervorragender Germanenstämme vor uns haben[1]). Dieses trifft nun aber nicht minder auch auf die Bewohner des Ulten- und Sarntals und auf die Leute auf den Höhen östlich der Etsch, Deutschnofen, Aldein und Radein, zu, die sich alle ebenso wie die Bewohner des Passeier durch hohe Gestalt, stattlichen Wuchs und Kraft auszeichnen. Am interessantesten nach dieser Richtung hin erscheint aber doch durchaus das Sarntal; denn im ganzen südlichen Tirol findet man auch dort allein — abgesehen von Sarnthein selbst — nur zweifellos deutsche und dazu sehr alte Ortsnamen (Nordheim, Asten, Reinswald d. h. Wald des Regino, Durnholz, Rabenstein)[2]). Dazu kommt aber noch etwas, das gleichfalls nur dort und sonst nirgends weit und breit in der Nachbarschaft anzutreffen ist, und das bei einem Besuche dieses Tales jedem sofort in die Augen fallen muß. Es ist dies die merkwürdige Bauart der Bauernhäuser, die mit ihren steilen und mit der Traufe fast bis zum Boden reichenden Strohdächern ganz und gar der typischen

1) Eg. S. 17. 2) Ju. S. 293.

Form des Schwarzwälder Bauernhauses gleichen[1]). Wer die Herkunft der Bewohner des Sarntales erforschen will, würde daher diese Erscheinung ganz besonders auf das Korn zu nehmen haben.

Über die größere oder geringere Ausdehnung jener ersten Deutschen in Südtirol sind wir aber doch durchaus im unklaren, wie es auch den Anschein hat, als ob dieselbe anfänglich überhaupt nicht allzustark gewesen sei. Aber gerade hier ist es auch besonders wahrscheinlich, daß jenen später durch das bayrische Vordringen neue Nahrung zugeführt wurde, und daß sich die deutsche Kolonisation nun mit erneuten Kräften von Bozen aus das Etschtal herab geltend gemacht hat[2]). Dieser Bewegung können dann auch die heute vereinzelten deutschen Enklaven in jener Nachbarschaft, wie die Gemeinden Altrei und Truden im Tal des Avisio, und westlich der Etsch, im Tale der Novella, eines Nebenflusses des Noce, die Gemeinden Unsere Frau im Wald, S. Felix, Laurein und Proveis den Ursprung verdanken[3]). Hinsichtlich dieser letzteren verdient es auch besondere Beachtung, daß an der nördlichen Schwelle des Gampenpasses, der vom Etschtal aus als der kürzeste und niedrigste Übergang zwischen dem Hochwart und Gantkofel in das Tal der Novella hinüberführt, eine mittelalterliche Ruine mit Namen Payrsberg liegt, und daß überhaupt gerade dort zwischen Nals und Tisens auch heute noch der Augenschein zeigt, welch' blühendes deutsches Leben hier von alters her zu Hause gewesen ist. Auch in die südlichsten Verästelungen des Oetzlales kann die deutsche Besiedelung ebensogut von Meran her wie vom Oberinntal aus gelangt sein. Sicher ist dagegen, daß nach dem Westen, nach dem Vintschgau zu, der Fortschritt von jener Seite her am spätesten eingesetzt hat.

Das Vordringen der Italiener in die Alpen.

Wir hätten nunmehr das dem nördlichen germanischen Vordringen analoge italienische Vorwärtsschreiten zu betrachten, das von Süden her gleichfalls seinen Teil zur Zersetzung der Alpenromanen beitrug. Die Eigenschaften, die dem deutschen Volkstum von Norden her von Anfang an so gewaltige Erfolge verschafften, der Kräfteüberschuß wie die politische Herrschaft, standen freilich dem italienischen Volkstum im Mittelalter zunächst viel weniger zu Gebote, während diesem dagegen ein anderer Umstand hierfür nicht weniger gut zu statten kommen konnte, der seinen Ursprung lediglich in der natürlichen Beschaffenheit der Alpen hat. Am Südrand der Alpen liegt vom Lago d'Orta bis zum Gardasee jene Reihe von Seen, die von der italienischen Ebene anhebend sich in langer schmaler Linie nördlich in die Bergwelt hinein erstrecken. Diese Wasseradern haben daher hier dem südlichen Volkstum von Anfang an die Möglichkeit geboten, vorzudringen, als ein sich immer gleichbleibendes, bequem schiffbares Element, auf dem auch die Menschenhand dem Völkerverkehr stets die geringsten Schwierigkeiten zu bereiten vermochte. Gerade das Mittelalter hat deshalb die Wasserstraßen mit Vorliebe benutzt und sie überall, wo es die Wahl hatte, vor

[1]) Vgl. Jenssen, der Schwarzwald, Berlin 1890, S. 116 Abbildung. [2]) Ju. S. 299. [3]) Z. A. 1902. S. 44.

den Landwegen bevorzugt. Auch in den Alpen hat daher damals die Schiffahrt eine viel größere Rolle als heute in dem Verkehrsleben gespielt, auf jenen südlichen Seen so gut wie auf dem Vierwaldstätter-See, auf der Reuß und Limmat wie auf dem Walensee, auf der Etsch und auf dem Inn wie auf der Salzach und auf der Mur[1]).

Auf diesen Zustand ist es somit zurückzuführen, daß wir schon während des Mittelalters das italienische Volkstum in der Leitlinie jener Seen unaufhaltsam in die Berge eindringen und die Hochgebirgstäler vom Gotthard-Stock bis zum Wormserjoch vorwiegend mit seiner Sprache überziehen sehen, eine Wirkung, wie sie besonders deutlich bei dem Veltlin hervortritt, dessen Bevölkerung von alters her stets nur südlichen, niemals aber deutschen Einflüssen zugänglich gewesen ist, trotzdem dieses Tal nicht näher an Italien anliegt als Trient oder der Nordabfall des Gr. S. Bernhard-Weges. Auch weiter nördlich sind hier sogar zwei Täler von der italienischen Sprache erobert worden, die dem Nordabfall der Alpen angehören, das Val di Lei (am Splügen), dessen Wasser dem Rheine, und das Val di Livigno, dessen Wasser dem Inn zufließen. Auch in der Gruppierung der südtiroler Bevölkerung spiegelt sich das Wesen des Größten dieser Seen, des Gardasees, wieder; denn während hier am östlichen Etschufer der deutsche Bestand in der Bevölkerung einst von Bozen bis nach Vicenza hinabreichte, ist er westlich der Etsch auch damals südlich nie über das Nonstal hinausgelangt; alles, was jenseits der Linie Adamello-Presanella und Brenta liegt, ist dagegen schon in den ersten Zeiten des Mittelalters vollständig von dem lombardischen Volkstum erobert worden, so daß Guidicarien und das Sarcatal heute im Vergleich zu den anderen Teilen Südtirols in der Bevölkerung den ausgeprägtesten italienischen Charakter zeigt.

Die Abtönung einzelner Bevölkerungszonen.

Die einzelnen Abtönungen in der Bevölkerung, wie sie zwischen den Alpenromanen einerseits und dem rein deutschen und rein italienischen Volkstum andererseits bis heute möglich geworden sind, lassen sich dagegen in keinem anderen Übergangsgebiet besser beobachten, als hier gegenüber, östlich der Eisak- und Etschlinie, jedoch nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Flüsse sondern ein Stück weiter östlich, in jenen Gebirgstälern, wo die Entwickelung der Bevölkerung, ohne von übermächtigen natürlichen oder politischen Einflüssen gestört worden zu sein, stets einen viel langsameren Schritt eingeschlagen hat. Hier finden wir zunächst noch in Groeden die unberührtesten Reste der Alpenromanen, im Grunde uraltes Bauernblut, Leute mit schwarzen Augen und Haaren, eher klein als groß, breitschulterig, mit wenig lebhaften Zügen, ohne Beweglichkeit und Pose, die trotzdem, daß sie eine romanische Sprache sprechen, von den heutigen Italienern ganz verschieden sind. Auch südlicher, auf den Hochebenen von Seis und Völs sind es nur insofern andere Leute, als daß diese hier die deutsche Sprache angenommen haben. Weiter südöstlich im mittleren Avisiotale,

[1]) Vgl. Schu. S. 25, 32, 415; Oe. II. S. 187. A. 1; Sa. L. XXI. S. 57.

bei Predazzo und Moena, stehen wir dann in einer Zone, in der nun neben dem alten latinischen Element und dem deutschen, das nach hier von Bozen aus über den Karerpaß einen guten Zugang hat, zum ersten Mal der Einfluß des italienischen Elementes zu erkennen ist. Hier sind das Aussehen und die Haltung der Bevölkerung noch ganz so wie in Groeden; jedenfalls weist diese hierin weder ausgesprochen deutsche noch ausgesprochen italienische Züge auf. Deutsches Wesen zeigt sich dagegen in den hier herrschenden Begriffen von Reinlichkeit und Sauberkeit, in der Art der Behandlung der Haustiere und in dem guten Zustand der Wälder, italienisches wieder besonders in der Sprache und in den ganz aus Stein gebauten Häusern mit den niedrigen Dächern, wo vor den Fenstern die Blumen und vor den Türen die Hausgärtchen fehlen. Weiter nach Süden, nach dem Cismonetal zu, verstärken sich dann alle diese Züge; mit den Tieren wird nach südlicher Art umgegangen, die Wälder treten mehr von der Talsohle zurück und sehen zerzauster aus; auch die Menschen erinnern in ihrem freieren Auftreten und in ihrer Kleidung, die Frauen auch durch den Similischmuck mehr an das Italienische; Eindrücke, die dann im Suganatal bestehen bleiben, wenn auch nicht stärker werden. Aber selbst dort in jenen italienisch sprechenden und Italien dicht benachbarten Gebieten ist das Bild doch nicht völlig dem einer italienischen Landschaft kongruent. Dies zeigen die alten, nach deutscher Art gefertigten Gasthofsschilder, die alten gotischen Kirchen (Pergine, S. Christoforo, Primiero), die sorgfältigere Pflege der Kirchhöfe und nicht zuletzt das Wesen der Bewohner selbst, deren Tätigkeit geräuschloser, deren Fleiß stiller, deren Benehmen zwar freundlich, aber nicht zuvorkommend ist, wenn es auch zweifelhaft sein mag, ob dieser Unterschied, der nur in der inneren Seelenstimmung, in der Lebensauffassung, begründet sein kann, von einem andersgearteten Volkstum herzuleiten ist oder nur von der nordischen Regierungsweise, die bis jetzt seit Jahrhunderten hier gewaltet hat.

Eigentümlicher Klang der romanischen Ortsnamen in den Alpen.

Es ist schon gesagt worden, welch' eigentümliches Gepräge viele jener Ortsnamen aufweisen, die in dem Gebiet der früheren Alpenromanen vorkommen; es ist jedoch auch weiter in dieser Beziehung zu beobachten, daß sich die weitaus sonderbarsten und fremdartigsten derselben gerade in solchen Gebirgsgegenden finden, die heute von Italienern oder noch von den Latinern selbst bewohnt werden. Alle jene Ortsnamen geben ja überhaupt eine geradezu unheimliche Erscheinung für den Sprachforscher ab, aber es bleibt doch nur ein Zeichen für die Stärke und Unermüdlichkeit des menschlichen Wissenstriebes, wenn der Streit über ihre Erklärungen niemals austoben wird, während an dieser Stelle eine kleine Blütenlese solcher Namen genügen mag, um ihren verzweifelt merkwürdigen Klang anschaulich zu machen. So liegt in Bünden heute ein Rueras und Camischolas, Alvaschein, Belalüna und Vazerols, im Val Camonica ein Ort Mu (bei Edolo), bei Madonna di Campiglio ein Ort Bandalors und ein Berg Sabbion. Bei Meran begegnen wir Namen wie Gargazon und Farmazon[1]); in

[1]) B. W. S. 329.

der Sellagruppe Pisciadu und Setus, im Avisiotal Panchia, Val Lagorei, Joch Lavazé, bei Paneveggio dem Colbriconpaß, in der Umgebung von Cortina d'Ampezzo Travernanzes und den Bergen Nuvolau und Giau, und bei Saifnitz einem Berg Nabois. Eigenartige Ausblicke mögen sich ferner auftun, wenn eine Anzahl dieser Ortsnamen heute eine auffallende Ähnlichkeit mit solchen zeigen, wie sie sich auf der iberischen Halbinsel und somit auch in den später von den Spaniern und Portugiesen kolonisierten Erdteilen finden. Als solche können angeführt werden Magras, Tuenno, Segonzon, Terzolas im Nons- bezl. Sulzberg, Amblar, Don, Tavon bei Fondo dicht südwestlich der Mendel, einsame Gebirgsorte, die von Norden wie von Süden her stets gleich unbequem zu erreichen waren, wie es gewiß auch kein Zufall ist, daß gerade auch in den obersten Verästelungen dieser Täler jene zahlreichen Depotfunde römischer Münzen an das Tageslicht gekommen sind, die während der Völkerwanderung hier versteckt worden waren. In Spanien finden wir ein Vigo, in Portugal ein Elvas und ein Guarda. Ein Vigo liegt aber auch im Avisiotal, ein Elvas bei Brixen und ein Guarda und eine Burg Guardaval im Engadin. Und wenn heute im fernsten Morgenlande das Kap Guardafui weit in die heißen Fluten hineinragt, so ringt möglicherweise auch kein anderer Begriff in dem Hof Gstatsch zum Ausdruck, der am westlichen Ende der Seiser Alm, wie ein Wachtposten vorgeschoben, über das Hochgebirgsplateau zu seinen Füßen hinabschaut[1]). Man sieht also, sie hat sich zwar verscheuchen lassen, aber sie wollte doch herantreten, jene Fee, die diesen Alpenromanen die Zukunft einer selbständigen Nation in die Wiege legen wollte.

Übereinstimmende Gruppierung der Ortsnamen innerhalb des Gebirges.

Die unendliche Mannigfaltigkeit in dem Habitus der Bevölkerung und ebenso in der Verteilung der modern und fremdartig klingenden Ortsnamen lassen nun zunächst für jeden einzelnen Teil der Alpen ein anderes Bild zu, nicht nur hinsichtlich des Zeitpunktes, in dem jener von den modernen Völkern erobert worden ist, sondern auch hinsichtlich der größeren oder geringeren Schnelligkeit, mit der die neue Besiedelung einst Platz gegriffen hat. Trotz aller dieser Verschiedenheiten läßt sich aber doch bei der Lage der Ortsnamen innerhalb der einzelnen Alpentäler eine Beobachtung machen, die mit geringen Ausnahmen für das ganze Gebiet der früheren Alpenromanen zutrifft; es ist diejenige, daß die am Taleingange gelegenen Punkte und ebenso die Hauptorte selbst mehr moderne Ortsnamen zeigen, während uns dann höher hinauf an den Hängen und Enden der Täler, und je abgelegener, um so stärker, die fremdartigen Namen in der Überzahl begegnen. Dieser ganze Befund läßt aber nun zwei Tatsachen erkennen, die für den Zustand und die Bewegung der Bevölkerung in den Alpen Allgemeingültigkeit besitzen, zunächst diejenige, daß jene neue Besiedelung der Alpen während des Mittelalters nur langsam und den natürlichen Verhältnissen folgend von der Talsohle an aufwärts vor sich gegangen ist, ohne sich irgendwie

[1]) Das Volk sagt hier Guastatscher.

gewaltsamer Mittel zu bedienen; andererseits müssen die Alpen aber auch, weil in den seitab liegenden Tälern überall reichlich die alten Ortsnamen auftreten, auch schon vor dem Eindringen der modernen Völker eine zahlreiche Bevölkerung beherbergt haben.

Jene Gruppierung der Ortsnamen aber, die diese Verhältnisse widerspiegelt, ist heute an unzähligen Stellen der Alpen zu finden[1]. Ein besonders charakteristisches Beispiel für jene Verteilung liefert das lange Oetztal, wo die Namen in der breiten Sohle des Haupttales ganz alltäglich deutsch klingen (Umhausen, Längenfeld, Huben, Zwieselstein), während uns hinten in der Hochgebirgswelt eine ganz andere Gesellschaft begegnet (Ramol-Joch, Firmisanspitze, Fanatspitze, Similaun, Finailspitze). Im hintersten Lechtal liegen über Steeg und Warth das Almejurtal und der Formarinsee, im Gschnitztal unter Steinach und Gschnitz, oben die Alpe Lapones und der Tribulann, im Selrain unten Selrain und Gries, oben Praxmar und Kühetai. Auch das Passeier hat an allen wichtigen Punkten der Talsohle von Schenna bis herauf nach Walten und Moos moderne Namen, während daselbst an den unwichtigen und hohen Stellen zumeist fremdartige vorkommen (Vernuer, Six, Plon, Lazins). Auch im abgelegenen Lessachtale und hoch oben im Kalsertal erscheinen die romanischen Namen plötzlich in der Überzahl, nachdem man den Weg zu ihnen durch deutsche und slavische Ortsnamen hat hindurchnehmen müssen[2]. Verfolgen wir nun aber jene Entwickelung bis an ihre äußersten Grenzen, so verkehrt sich dann freilich dieser Befund zuweilen in das Gegenteil, insofern es nicht selten vorkommt, daß in der Zone der höchsten Erhebungen, in der Nachbarschaft der eigentlichen Gebirgsriesen, nun wieder die fremdartigen Namen aufhören und solche an deren Stelle treten, die den modernen Sprachen angehören. Diese Erscheinung ist teilweise am Ortler, besonders deutlich aber in dem westlichen Komplex der Oetztaler und an den höchsten Spitzen der Zillertaler Alpen wie am Großglockner zu beobachten. Auch im italienischen Sprachgebiet finden wir ganz ausgeprägt am Adamello, und annähernd auch an der Marmolata und am Bernina dasselbe Bild.

Die Rolle des Adels und die Namen der mittelalterlichen Burgen in den Alpen.

Einer der wichtigsten Schlüsse auf das Schicksal der mittelalterlichen Bevölkerung der Alpen geht schließlich aus der Gestaltung einer ganz besonderen, gerade in den Alpen außerordentlich zahlreich verbreiteten Klasse von Ortsnamen hervor, aus derjenigen der mittelalterlichen Burgen. Mit schnellen Schritten hat während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters das Kulturleben einen ausgeprägt klerikalen und noch mehr feudalen Charakter erreicht, derart, daß die herrschenden Klassen ein entschiedenes Übergewicht in allen Lebensäußerungen der Völker besaßen, und daß von jenen allein im großen und im kleinen die politische Herrschaft jeder Art ausgeübt wurde. Dieser Herrenstand, neben den vornehmen Dienern der Kirche besonders die großen und kleinen weltlichen

[1]) Für ein einzelnes Tal schildert diesen Vorgang sehr anschaulich: Mader, die Besiedelung von Afers bei Brixen. F. 1906. S. 157f. [2]) Unterforcher. G. Pr. Leitmeritz 1885, Separatabdruck S. 6.

Dynasten, hatten aber ihren ausschließlichen Sitz nirgends anders als in den mittelalterlichen Burgen und Festen, die damals die bevorzugtesten und besten menschlichen Wohnstätten waren, weil sie nicht nur die persönliche Sicherheit am stärksten gewährleisteten, sondern besonders auch ihrerseits das Mittel bildeten, um die ungeschützte Nachbarschaft in Botmäßigkeit zu erhalten. Jene mittelalterlichen Herrschaftssitze sind nun aber in den Alpen nicht nur besonders zahlreich, sondern sie führen auch, was in diesem Zusammenhange die Hauptsache ist, in der großen Mehrzahl und selbst in Gegenden, wo auch heute noch die alten romanischen Ortsnamen durchaus in der Überzahl sind, rein deutsche Namen, Bezeichnungen, wie wir sie uns außerdem manchmal nicht romantischer vorstellen können. Dieser Befund tritt also ganz von selbst als eine Ergänzung zu dem vorher gezeichneten Gange der Umgestaltung der Alpenromanen hinzu. Die deutschen Herren, die zugleich mit der politischen Besitznahme der Alpenländer durch den Norden in das Bergland kamen, sind es gewesen, die sich zuerst zwischen einer anders gearteten und anders sprechenden Bevölkerung niederließen; sie haben ebenso unwiderstehlich als Vertreter des herrschenden Standes wie als Träger einer neuen Kultur für diese ganze Bewegung gewissermaßen die Anführer und Pfadfinder abgegeben und dann hier ein Kulturleben hervorgerufen, dessen mannigfache Äußerungen an einer anderen Stelle zu betrachten sein werden, während hier nur einige Beispiele hervorgehoben werden sollen, die für das entschiedene Vorkommen der deutschen Bezeichnungen in den Burgennamen in der unmittelbaren Nachbarschaft der alten Namen besonders charakteristisch sind.

So finden sich am südlichen Ausgang des Fernpasses, wo uns unten an der Straße selbst als offene Orte Namen wie Dormitz, Stradt, Tarrenz und Imst begegnen, hoch über denselben als beherrschende Punkte die Burgen Fernstein, Gebratstein und Altstarkenberg; weiter südwestlich liegen Angedair und Perfuchs, Pians und Perjen, ungeschützte Flecken, in der Nachbarschaft der Burg Schroffenstein und der gewaltigen Burg Landeck. Gehen wir von hier das Inntal abwärts, so heben sich, wenn auch zumeist unter deutschen Ortsnamen Burgennamen wie Kronburg, Stein am Rofen, Petersberg, Welfenburg und Hörtenberg heraus, während dann besonders am Eintritt der Scharnitzlinie in das Inntal die Ruine Fragenstein auf die Orte Zirl und Perfus herabblickt. Am Eingange des Navistales liegen die Reste der Burg Aufenstein (Eulenstein, jetzt S. Kathrein) einsam zwischen romanischen Namen und selbst im altlatinischen Gebiete von Groeden und Seis die Burgen Wolkenstein und Hauenstein. Ein richtiges Bild der Bestimmung der unzähligen volltönenden Burgennamen an den Hängen des Etschtales zwischen Bozen und Meran wird erst dann gewonnen, wenn man zugleich die in der Talsohle liegenden Flecken von Terlan bis Gargazon betrachtet, bei denen ein romanischer Name auf den anderen folgt. Am weitesten nördlich am Rande der Alpen findet sich bei Reichenhall und Salzburg bis in die Ebene hinein vortretend eine zahlreiche Gesellschaft romanischer Ortsnamen vor, aber

auch hier sind die Burgennamen wie Gruttenstein, Stauffeneck, Karlstein, Glaneck, Neuhaus, Urstein und Kahlsperg überwiegend deutsch. Auch im Mölltal, das ebenso zahlreich romanische wie slavische Ortsnamen beherbergt, haben die Burgen deutsche Namen wie Groppenstein, Wildegg und Groß-Kirchheim.

Allein in der Hochburg des Alpen-Latinismus, in dem alten Sprengel des Bistums Chur, sehen wir, daß auch die Burgen, an einzelnen Stellen vereinzelt, an anderen dagegen in der Überzahl, romanische Namen tragen, eine Erscheinung, die zwar die Tatsache nicht berührt, daß auch hier der Adel im Mittelalter die führende Stellung behauptete, die aber den Schluß nahelegt, daß sich hier einst unter den mittelalterlichen Dynasten zum Teil der alteingesessene Stamm erhalten konnte. Wichtig bleibt es aber, daß wir doch auch hier inmitten einer anders sprechenden Bevölkerung, in Gegenden, in denen sich sonst nicht ein einziger deutscher Ortsname findet, nicht minder Burgen mit ausgesprochen deutscher Bezeichnung entdecken, woraus sich also wiederum erkennen läßt, daß auch vor diesem Gebiet jene mittelalterliche Bewegung, jene Einwanderung von oben her, nicht Halt gemacht hat. Im Domleschg, der bevorzugten Stätte des bündner Adels teilen sich die Burgennamen in solche wie Rhazüns, Juvalta, Canova und Realta und solche wie Ortenstein, Ehrenfels, Nieder-Tagstein, Rietberg und Baldenstein; gleichfalls im Herzen Rätiens treffen wir Rauschenberg (bei Conters), Löwenberg (bei Laax), Jörgenberg und Rinkenberg (bei Tavanasa) und Straßberg (bei Churwalden). Auch an der Albulabahn liegen einander benachbart die Ruinen Belfort und Greifenstein und am Flüelaweg neben der Burg Castels die Ruine Strahlegg. Auf dem Wege von Landquart durch das Prättigau aber, wo sonst kein einziger Ortsname deutschen Klang hat, begegnen uns doch deutsche Burgennamen, wie Facklenstein und Fragstein, und weiter nordöstlich sehen wir über Tobadill und der Rosanna und Trisanna die Ruine Wiesberg. Auch im Unterengadin mit seiner ganz romanischen Nomenklatur heißt die sich über Ardetz erhebende Burg doch nur Steinsberg, und wie bezeichnend liegt nicht das die ganze Gegend beherrschende deutsche Lichtenberg inmitten der vielen fremdartigen Ortsnamen des Glurnser Bezirkes und insbesondere neben dem benachbarten Dorfe, das ursprünglich Subende hieß und erst später nach der Erbauung des Schlosses den Namen desselben annahm[1]). Auch im Etschtal zwischen Bozen und Meran existieren für die deutschen Burgen Schwanburg und Pfeffersburg seit alters her auch andere volkstümliche Ortsnamen (Gaul bezl. Casatsch).

Überhaupt werden von der Westgrenze Tirols ab die deutschen Burgennamen so gut wie zur Regel, und wenn wir romanische Burgennamen sich dort einzig und allein in der Richtlinie des oberen Etschtales weit nach Osten hin fortsetzen sehen, so ist dies nur einer der vielen Züge, der gerade in dieser Zone den Widerstand der romanischen Kultur so besonders stark erscheinen

[1]) Tir. S. 19.

läßt, die in Chur, jener inneralpinen Zentrale, ihren stärksten Stützpunkt hatte und von hier lange Zeiten hindurch sogar bis vor die Tore Bozens reichte. Daher finden sich im Vintschgau noch Burgennamen wie Montan, Castelbell und Hochnaturns, bei Meran solche wie Tirol, Goyen (Gajanum), Dornsberg (Tarantsberg) und Rubein; auch bei Bozen führen einige der stattlichsten Schlösser wie Formigar, Hocheppan und Boimont ganz romanische Namen, während nördlicher am Eisak nur ganz vereinzelt die Burgen Gufidaun und Pallaus zu finden sind.

In welch' gleichartigen Streifen diese Entwickelung überall die Berge überzog, läßt sich aber auch daraus erkennen, daß die Burgennamen mit demselben Klange an den verschiedensten Stellen wiederkehren, eine Erscheinung, die freilich oft nur darin ihren Grund gehabt hat, weil jene Herrengeschlechter ihre neu erworbenen Besitzungen, nach denen hin sie weiter vorwärts getrieben wurden, nach ihrer ersten Heimat zu nennen pflegten. So gaben die Grafen von Eschenlohe nach ihrer bei Partenkirchen gelegenen Stammburg der neu erbauten Burg im Ultental gleichfalls den Namen Eschenlohe, und die ersten Besitzer der Burg Gerstein bei Klausen finden wir dann auf den nach ihnen benannten Türmen und Höfen im Salzburger Lande wieder[1]). Aber auch ohne dies mögen diese Burgengründungen, weil ihnen stets dasselbe Motiv zu Grunde lag, ganz von selbst auch zu solchen gleichartigen Namen gegriffen haben, und es ist interessant, zu sehen, daß diese Beobachtung sogar bei den romanischen Burgennamen zutrifft. So giebt es ein Belfort in Bünden und ein solches im Nonsberg, ein Rodunt, von denen das eine jetzt Radunt[2]), das andere aber Rodeneck heißt, im Glurnser Bezirk bezl. bei Brixen. An allen Ecken und Enden der Berge kehren nun aber die gleichlautenden deutschen Burgennamen wieder. Ein Straßberg finden wir bei Churwalden und bei Gossensass, ein Fragstein im Prättigau, ein Fragenstein bei Zirl, eine Fragsburg[3]) bei Meran, ein Greifenstein an der Albulabahn und bei Bozen, ein Greifenburg an der Drau. Ein Löwenberg liegt in Bünden (bei Laax) und ein solches auch bei Meran (Lebenberg) und bei Kitzbühel; ein Rafenstein, ein Wolfsthurn und eine Pfeffersburg treffen wir bei Bozen, ein Rabenstein ebenso auch in Friaul, ein Wolfsthurn bei Sterzing und ein Pfeffersberg bei Brixen; ein Schloß Schneeberg liegt im Gschnitztal und ein Schloß Schneeburg giebt es auch bei Hall. Bei Sterzing haben wir ein Reifeneck und ein Reifenstein; bei Salurn stand einst eine Burg Reichenberg, wie eine solche heute noch im Vintschgau zu finden ist[4]); ein Ortenstein liegt im Domleschg und eine Ortenburg im Pustertal, eine Ruine Hauenstein bei Seis und ebenso bei Voitsberg in der Steiermark.

Das Deutschtum des mittelalterlichen Adels in den Alpen.

Der sicherste Beweis, auf welcher Seite die völkerbildende Kraft dieser Bewegung zu suchen ist, liegt aber doch darin, daß wo wir auch in die schrift-

[1]) Sa. L. XXI. S. 70f. [2]) Tir. S. 89. [3]) Frag, Fragant u. a. m. bedeutet Grund und Boden, der schon einmal bebaut war und dann eine Zeit lang öde lag, vgl. Achleitner, Tirolische Namen, Innsbruck 1901, S. 25. [4]) Tir. S. 90.

lichen Zeugnisse der Vergangenheit hineinblicken — mögen diese nun zeitlich noch so tief in das Mittelalter hinabreichen oder ihr Schauplatz noch so weit von der heutigen deutschen Sprachgrenze entfernt sein — jener Herrenstand fast überall nur deutsche Vornamen trägt. Einen altertümlichen und ungefügen aber doch keinen eigentlichen fremdartigen Klang haben sie übrigens alle diese Namen, bei denen der Kenner des deutschen Altertums seine helle Freude empfinden kann[1]). Wie zeitig und wie ausgesprochen von oben her diese Bewegung eingesetzt hat, zeigt sich besonders bei den Sebener Bischöfen, die am Anfang des Mittelalters die ersten Dynasten des östlichen Rätiens waren und die bereits seit dem neunten Jahrhundert die romanischen Namen (Ingenuin, Alim ca. 804) zu Gunsten der deutschen abstreifen[2]). Im J. 902 lebt in Nordtirol ein reicher Grundbesitzer mit dem deutschen Namen Ratold, während dessen Gattin noch den romanischen Namen Adalonna führt, und als sich im J. 972 elf vornehme Herren aus Bünden in Konstanz vor Otto I. einfinden, treffen wir unter diesen bereits fünf mit deutschem Namen[3]). Und wenn wir dann nach Jahrhunderten sehen, daß Herren mit solch' welschen Namen wie Montfort und Rubein (Ruvina) deutsche Dichter geworden sind, wenn die Taranten (vom Schlosse Tarantsberg bei Meran) im Laufe der Zeiten ihren welschen Namen in Dornsberg und ihre Wappenzeichen, die drei giftigen schwarzen Spinnen (Tarantolen) in drei harmlose schwarze Adler umändern[4]), wenn die Herren von Castelbark und Arco 1298 auf dem Schlachtfelde von Göllheim in der deutschen Rheinpfalz mitkämpfen[5]), so sind dieses alles nur Beispiele, welch' tiefe und weite Kreise schließlich diese ganze Bewegung gezogen hat.

Als ein besonderer Ausläufer derselben, der ganz gleichartig wie in dem übrigen Gebirgsland einsetzte aber trotzdem gewissermaßen in den Anfängen stecken blieb, sind noch die deutschen Burgennamen in Friaul zu nennen, die heute längst verklungen sind, einst aber auch dort weit verbreitet waren. Auch in Friaul ist einst im zehnten und elften Jahrhundert der deutsche Adel zahlreich eingedrungen, hat seine Burgen in Besitz genommen und auf ihnen eine Zeit lang geschaltet und gewaltet, ein Leben, das uns Thomas der Zirkler in seinem „welschen Gast" köstlich genug beschreibt[6]). So lagen einst bei Venzone Schrattenberg (Satimberch) und Starkenberg (Montfort), bei Ospetaletto Grossenberg (Grossumbergo) Rabenstein (Ravistagno) und Pramberg (Prambergo), bei Udine Perchtenstein (Partistagno), bei Cividale Scharfenberg (Soffumbergo), Auersberg, Grünberg und Haumberg, westlich am Tagliamento Schönberg (Solimbergo), Neuhaus (Castelnovo) und vor allem Spengenberg (Spilimbergo), eine gewaltige und auch heute noch gut erhaltene Feste[7]). Dieses alles ist jedoch nur eine kleine Auslese solcher Burgen, deren Zahl einst mehr als zweihundert

[1]) Vgl. Anh. 13. [2]) Ju. S. 267. [3]) Schw. S. 47; Pl. S. 430. [4]) F. 1846. S. 189. [5]) F. 1906. S. 287, 295. „Roderich" von Arco soll damals mit eigener Hand Adolf von Nassau getötet haben. [6]) Kr. S. 118. [7]) Kr. S. 119; Ju. S. 300.

betragen haben soll[1]), während sich heute nichts mehr über dem Gebiete kräuselt, wo jene deutschen Rittersitze einst in den Strom hinuntergesunken sind.

Als Anlaß diente auch dort die politische Vereinigung Friauls mit dem Norden, nachdem Otto der Gr. diesen Landstrich zugleich mit Trient, der Veroneser Mark und Istrien an den Bayernherzog gegeben hatte, und dieses Verhältnis wirkte auch darin Jahrhunderte hindurch nach, daß das heutige Venetien und Istrien, damals das Patriarchat Aquileja und die Görzer Grafschaft, nicht nur kulturell sondern auch politisch ein dem Deutschen Reiche zugewandtes Gebiet blieben. Deutsche Namen führen die Patriarchen von Aquileja, einer nach dem anderen vom J. 762 bis 1251, so die älteren: Sigvald, Theodemar, Engelfred, Radualt und Poppo (oder Wolfgang), dann weiter Eberhard, vormals Domherr zu Augsburg, Gotpold, ein Verwandter des salischen Kaiserhauses und Sieghard, der treue Anhänger Heinrichs IV.; wie auch die späteren: Ulrich I., Pilgrim I., Ulrich II., Gottfried, Pilgrim II., Wolfger und Berthold, der Oheim der heiligen Elisabeth, sämtlich mächtigen deutschen Geschlechtern entstammten[2]).

Ein Zeichen aber, wie lange sich hier die Verhältnisse noch in einer von dem italienischen Einfluß ganz selbständigen Richtung abwickelten, ist die Art und Weise, wie jene Patriarchen noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ihre Herrschaft am Isonzo zu befestigen suchten. Flitzsch, Karfreit und Tolmein waren damals hier die Grenzorte des Patriarchates mit deutschem Rechte, und noch die Patriarchen Berthold († 1251) und Ottokar († 1315) haben der Ansiedelung deutscher Kolonisten in Deutsch-Ruth, Gradiska u. a. m. ihre Sorgfalt zugewendet[3]), zu einer Zeit, als im westlichen Oberitalien schon längst das Selbstgefühl der bodenständigen Mächte erwacht und mit Maßregeln gegen das Deutschtum in seiner Nachbarschaft vorgegangen war[4]). Die politische Zugehörigkeit Friauls zum Deutschen Reiche fand aber ferner ihren Ausdruck durch das Erscheinen des Patriarchen von Aglei auf den bayrischen Hoftagen des Königs[5]); es ist demnach hier das entgegengesetzte Bild zu dem staatsrechtlichen Verhältnisse auf Grund dessen später die Krone Schweden ihren Sitz im Regensburger Reichstag einnahm, und wenn schließlich auch jener Zusammenhang infolge der exponierten Lage jener Gebiete völlig verschwinden mußte, so läßt sich doch gerade hier besonders deutlich erkennen, wie die Besiedelung der Alpen durch die deutschen Dynasten mit der politischen Herrschaft des Nordens Hand in Hand ging, und beide ihrerseits erst die Vorbedingungen gewesen sind, an die anschließend sich auch eine völlige ethnographische Umwandlung durchsetzen konnte.

Nachrichten über die besondere Besiedelung einzelner Alpentäler.

Dieser Befund läßt somit die Besiedelung der Alpen durch die modernen Völker als eine aus den tiefsten und stärksten Gewalten des damaligen Kulturlebens entströmende Bewegung erscheinen, die sich an unzähligen Stellen des Gebirges geltend machte und Jahrhunderte lang in gleicher Weise angedauert

[1]) Vgl. Z. A. 1902. S. 47. [2]) Kr. S. 87. [3]) Kr. S. 117. [4]) Z. A. 1903. S. 75. [5]) Ju. S. 299. A. 1.

hat. Ein unendlich schwierigeres Material für die Forschung bieten dagegen die einzelnen, an sich auch nicht besonders zahlreichen Nachrichten, die in manchen Alpentälern das Dasein der heutigen Bewohner auf eine bestimmte Einwanderung in größerer Zahl und zu einem besonderen Zeitpunkte zurückführen, wie überhaupt eben diese Nachrichten und Annahmen nicht selten erst dadurch entstanden sein mögen, weil die besondere, von der Umgebung scharf unterschiedene Art der Bevölkerung einzelner Gebirgsteile nachträglich zu einer solchen Erklärung herausforderte. Aufmerksamkeit verdient allerdings, daß gerade an solchen Stellen zumeist auch die Adelsburgen fehlen, eine Beobachtung, die daher jene Gebirgsteile schon deshalb außerhalb der allgemeinen Entwickelung stellt, und die es wahrscheinlich macht, daß sie einst, bevor der besondere, fremdartige Volksteil hier einzog, tatsächlich fast unbewohnt waren. So sollen die Bewohner des Villgratentales zunächst aus Sachsen eingewandert sein und dann später im zwölften Jahrhundert noch einen Ableger südlich der Karnischen Alpen nach Sappada (Bladen) geschickt haben[1]. Auch bei den Bewohnern Deutschnofens im Eggental bei Bozen macht es schon der Ortsname (neben Welschnofen) ersichtlich, daß sie einst eine besondere Enklave innerhalb ihrer Umgebung gebildet haben, aber hier ist auch besonders klar zu erkennen, wie allein eine solche auffallende Erscheinung nun auch die verschiedensten Deutungen hervorzurufen pflegt, von denen „jede falsch, unmöglich aber mehr als eine richtig sein kann". Denn diese Leute, die sich selbst für importierte Schwaben halten, werden von ihren Nachbarn als Hessen angesprochen, während sonst auch eine Pest, die vorher die Gegend verödete, oder der Bergbau, der einst hier betrieben wurde, als Anlaß für diese Einwanderung herhalten muß[2].

Südlich Deutschnofens beginnen nun aber die vielen deutschen Ansiedelungen, die einst im Mittelalter über das Joch Grimm hinüber durch das Gebirge hindurch wie eine ununterbrochene Kette bis tief in die oberitalienische Ebene hinab bestanden haben[3], und deren Reste sich heute noch wie kümmerliche Halligen inmitten eines fremden Elementes von den Gemeinden Altrei und Truden im Tal des Avisio über das Fersental nach Luserna und S. Sebastian und schließlich zu den alten Plätzen der XIII und VII Cimbrischen Kommunen hinabziehen. Wenn es von diesem ganzen deutschen Besitzstand nun durchaus feststeht, daß er einst eine weit größere Ausdehnung als heute gehabt haben muß, so fehlt doch auch hier überall jeder sichere Anhalt über seine Herkunft und insbesondere darüber, ob sein Ursprung in der Hauptsache nur im Norden zu suchen ist, oder ob gerade in diesem Teil des Gebirges die Ereignisse der germanischen Völkerwanderung von Italien her so tief in das Gebirge eingedrungen sind, daß sie dann in breiterer Front mit der bajuvarischen Bewegung

[1] St. S. 29; M. D. A. II. T. 6. Au. S. 310. [2] Atz. S. 117, 138; Z. A. 1900. S. 305, 323. [3] Ju. S. 299: Folgaria, Vall' Arsa, Val Ronchi (östlich bei Rovereto bezl. Ala einmündende Seitentäler der Etsch), deutsche Gemeinden im Valsugana, im Fersinateil, in Fleims.

zusammenfließen konnten. Dieser Mangel ist aber um so mehr zu bedauern, da wir allein hier und nirgends anders an der Linie stehen, wo einmal — man kann hierfür ungefähr die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzen — die Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung von dem deutschen Volkstum durchsetzt gewesen sein müssen[1]).

Nicht zahlreicher, aber ebenso schwierig für die Forschung sind ferner die Fälle, nach denen im Mittelalter einmal eine solche Umformung der Bevölkerung von oben her in die Wege geleitet und auf diese Weise eine neue Ansiedelung in größerer Masse absichtlich in eines der Alpentäler verpflanzt wurde. Das Verhalten der Patriarchen von Aquileja hatten wir bereits kennen gelernt. Als ein deutlicher Fall dieser Art erscheint ferner die Maßregel, die der Bischof Friedrich von Bamberg 1351 nach dem furchtbaren Erdbeben von Villach ergriff, der damals jenen Gegenden durch eine planmäßige ostfränkische Neubesiedelung und durch fünfzehnjährige Abgabenfreiheit aufzuhelfen suchte[2]). Andere bekanntere Beispiele sind auch die Einwanderung der freien Walser Leute in das Davosertal, die dort im dreizehnten Jahrhundert durch einen Freiherrn von Vaz angesiedelt worden sein sollen, und dieselbe Maßregel im obersten Tale des Hinterrheins, wo gleichfalls ein Walter von Vaz 1277 die neuen Einwanderer „in seinen Schutz nahm“ [3]). Hier sehen wir also ein mächtiges Dynastengeschlecht Bündens auch nach dieser Seite hin in die Geschicke des Landes eingreifen, da sich jene beiden fremdartigen Enklaven bis heute noch in ihrer Besonderheit erhalten haben. Bei den letzteren, bei den „Freien am Rhein“ mag jene Tatsache nun weiterhin auch die Veranlassung zu der Annahme geworden sein, daß jene deutschen Leute hier einst von Friedrich Barbarossa als Wächter der Alpenübergänge angesiedelt worden seien[4]), ein Fall, bei dem man außerdem die Arbeit der Tradition wie in einer Werkstatt belauschen kann; denn auch die Kâfirstämme im westlichen Himalaya, die innerhalb ihrer Nachbarschaft ein ganz fremdartiges Element bilden, leiten ihre Herkunft und ihre Freiheit von Alexander dem Gr. her, der diese auf seinem indischen Zuge hier zurückgelassen haben soll.

Auch die Bewohner des Fersentales, die Mocheni, wie sie von den Italienern genannt werden, sollen im fünfzehnten Jahrhundert auf die Veranlassung der Bischöfe von Trient dorthin gekommen sein[5]), während es andererseits Tatsache ist, daß im J. 1216 gleichfalls ein Trienter Bischof, Friedrich von Wanga, die diesem Tal südlich gegenüber und in der nächsten Nachbarschaft der VII Cimbrischen Kommunen liegenden Höhen von Costa Cartura bis Ceuta an zwei Bozner Bürger überließ, um daselbst neue Höfe zu gründen, Arbeiter dahin zu berufen und so das ganze Gebiet urbar — und steuerfähig zu machen[6]). Die

[1]) Dieser, wenn auch schmale Streifen läuft ungefähr in der Linie des Längengrades, der Innsbruck durchschneidet. [2]) Kr. S. 160. [3]) Oe. I. S. 170. [4]) Da. I. B. S. 140. [5]) Vgl. Anh. 14. [6]) Ju. S. 298.

schwerste und folgenreichste Maßregel dieser Art ist dagegen erst am Ende jener ganzen Entwickelung durch die Tiroler Fürsten in die Wege geleitet worden. Zu den Zeiten der Reformation war plötzlich in Bünden Hand in Hand mit der evangelischen Bewegung eine Erstarkung des rätoromanischen Geistes vor sich gegangen. Die Besorgnis der Tiroler Habsburger, die von ihrem Standpunkt aus ganz berechtigt war, daß jene Bewegung auch auf die von ihnen beherrschte rätoromanische Bevölkerung übergreifen und deren Zugehörigkeit zu Tirol lockern könne, veranlaßte jene damals, die Entwelschung ihres Gebietes nun auch durch Regierungsmaßregeln in eine raschere Gangart zu bringen [1]. Die erste Trennung, durch die der kompakte Besitz der Alpenromanen in ein kleineres östliches Gebiet (von Friaul bis Brixen) und in einen ausgedehnteren Komplex im Westen auseinandergespalten wurde, war schon im Laufe des Mittelalters auf friedlichem Wege entlang der Brennerstraße zur Tatsache geworden. Jetzt erfolgte nun auch, und zwar auf gewaltsamem Wege, die Errichtung eines zweiten Keils innerhalb jenes größeren Komplexes, und zwar im obersten Vintschgau, wodurch zunächst alles, was in Innertirol noch romanisch geblieben war, wiederum von Bünden abgeschnitten wurde, während zu gleicher Zeit das Italienertum mit frischen Kräften gegen die südlichen Teile dieser alten romanischen Zone, in die Täler südlich des Ortler und in den oberen Nonsberg, vordrang.

Die drei Gruppen des Deutschtums im Süden der Alpen.

Haben wir somit im Innern der Alpen überall den Siegeszug des Deutschtums gegenüber den Alpenromanen verfolgen können, so liegt es nahe, dieses auch an den Stellen zu betrachten, wo es räumlich die größten Entfernungen zurückgelegt zu haben scheint d. h. dort, wo es sich heute noch vereinzelt am Südrande der Alpen vorfindet. Wenn wir nun dessen zerstreute Enklaven zunächst einmal an unserem Blick vorüberziehen lassen, so begegnen wir im Westen zuerst den uns schon bekannten Deutschen südlich des Wallis. Es sind dies die sogenannten Silvier. Diese finden sich, heute stets nur in den obersten Teilen der Täler, im Val de Gressoney, Val Sesia, Val Sermenta, Val Mascalone, Val Macugnaga, im Vedrotal (Simpeln), im Tocetal und schließlich in Bosco (Gurin), einem im Kanton Tessin gelegenen und zum Gebiet der Maggia gehörigen Seitentale; man sieht also, es ist ein Raum, der sich aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Gr. S. Bernhardlinie bis zur Nordspitze des Langensees hinzieht. Das nächste, in einem großen Zwischenraum sich daran anschließende derartige Gebiet steht dann in Gestalt der Reste der XIII bezl. VII Cimbrischen Kommunen vor uns, und zwar genau nördlich Verona Gliezen und Fonta (Chiazza und Campo Fontana) als dürftiger Überrest der XIII Kommunen, während ein ganzes Stück nordöstlich davon die fünf Orte Asiago (Slege), Roana (Roban), Rotzo (Rotz), Gallio (Ghel) und Fozza (Wüsche) den Platz der alten VII Kommunen bezeichnen. Wiederum nordöstlich, aber gleichfalls am Südrand des südlichsten Alpenzuges liegt Bladen (Sappada) und südlich davon an einem

[1]) Ju. S. 291 f.

Nebenflusse des Tagliamento Sauris (die Zahre). Östlicher war bis vor kurzem noch das südlich des Ploeckenpasses gelegene Tischelwang (Timau), auch das Fellatal zum Teil deutsch, bis wir schließlich im Gebiet des Isonzo, in Deutsch-Ruth und in Görz, die letzten deutsch sprechenden Gemeinden im Süden der Alpen antreffen[1]).

Betrachten wir aber jene Reste in der Vergangenheit, so entdecken wir, daß deren Umfang einst viel ausgedehnter gewesen ist als heute, und daß sie jetzt nur als die letzten Marksteine verschiedener deutscher Stämme dastehen, die hier einst im früheren Mittelalter weite Strecken des oberitalienischen Bodens bewohnten. Alles dieses deutsche Gebiet muß somit in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und in der folgenden Zeit von dem italienischen Volkstum erobert worden sein. Diese Entwickelung steht aber nun in direktem Gegensatz zu der Bewegung der Bevölkerung in den Alpen selbst, wo das Deutschtum gegenüber den Alpenromanen stets im Vorwärtsschreiten geblieben ist, und für dieses alles kann daher schon um deswillen keineswegs die Erklärung genügen, daß diese Deutschen in Oberitalien nichts anderes als die südlichsten Vorposten derjenigen gewesen wären, die während des Mittelalters von Norden her in die Alpen eingedrungen sind. Hier steigt also wiederum die Frage nach der Herkunft jener Deutschen auf, die wir nachweislich schon im frühen Mittelalter in kompakten Massen in Oberitalien vorfinden, jene Frage, die ja die deutsche Gelehrsamkeit so besonders interessieren muß, zu der hier aber nur insoweit Stellung genommen werden soll, um ihren Zusammenhang mit der Bewegung der Bevölkerung in den Alpen selbst in das rechte Licht zu rücken.

Hierzu gehört nun zunächst die ungefähre Feststellung des Gebietes am Südfuße der Alpen, das einst zu Anfang und auf der Höhe des Mittelalters von Deutschen bewohnt gewesen sein muß. Wie aber noch heute die dortigen deutschen Reste sich auf drei verschiedene Stellen verteilen, so treten uns auch in der früheren Zeit daselbst drei verschiedene aber ungleich umfangreichere Gruppen deutscher Bevölkerung entgegen. Von diesen drei ist nun zunächst die mittlere, die der sogenannten Cimbern, nicht nur die älteste sondern auch die bei weitem umfangreichste gewesen, wie sie daher auch heute die größte Einbuße erlitten hat. Spätestens im neunten Jahrhundert müssen jene Deutschen in ihren Sitzen zwischen Brenta und Etsch schon alteingesessen gewesen sein[2]), eine Tatsache, die aus einer Trienter Urkunde vom J. 845 hervorgeht, in der in Oberitalien und nicht allzuweit von Trient eine deutsche Bevölkerung ausdrücklich erwähnt wird, und die bei dem allseitigen Mangel an Nachrichten dieser Art doppelte Wichtigkeit hat. Die Ausdehnung jenes Gebietes stellt sich nun aber als derart umfangreich heraus, daß dieses fast nicht mehr den Raum einer Landschaft sondern eines Landes ausmachte; es geht hinüber vom Val Policella westlich Verona bis zur Brenta, von den Alpenbergen südöstlich Rovereto[3]) über

[1]) Vgl. Z. A. 1902. S. 44f. [2]) Z. A. 1902. S. 63, 1903. S. 51. [3]) Vgl. Ju. S. 299. A. 2.

die Monti Berici bis zu dem Fuß der Euganeischen Hügel. Bis in die jüngste Vergangenheit haben hier die nördlich und östlich Veronas gelegenen Alpentäler einen Grundstock dieser Bevölkerung beherbergt, während ihr frühester Mittelpunkt wohl das Vicentino (Wisentheim) gewesen sein mag. Als im J. 1311 sich die Paduaner und Vicentiner im Kampfe gegenüberstanden, hielt ein Graf Siegfried Ganzera zu den Vicentinern, um von den Paduanern nicht verstanden zu werden, eine deutsche Ansprache[1]), und noch 1598 wird aus diesen Gebieten an die venezianische Regierung amtlich berichtet, daß man hier zehn Tausend streitbare deutsche Mannschaften aufbieten könne.

Nicht so überraschend groß aber doch immer viel ausgedehnter als heute stellt sich auch der frühere Umfang der Silvier heraus. So wurde einst auch in dem zum Gebiet der Dora Baltea gehörigen Chalanttale deutsch geredet; vor allem reichte aber das Deutschtum auch einst in den zum Gebiet der Sesia und des Toce gehörigen Voralpentälern viel weiter nach Süden herab; Ornavasca und Miggiardone (Urnavasch und Misendone) redeten noch vor wenigen Jahrhunderten deutsch. Noch viel mehr Bedeutung gewinnt dieses alles aber dadurch, wenn man die heute freilich längst bis zur Unkenntlichkeit verwischten Spuren einstiger deutscher Anwesenheit im Maggiatal, bei Biasca im Tessin, im Blegnotal am Wege zum Lukmanier, im Tal der Moesa und im obersten Teil des Valle Seriana (nördlich Bergamo) in Betracht zieht[2]).

Die östlichste der drei früheren deutschen Bevölkerungszonen Oberitaliens schließlich ist etwa ebenso umfangreich wie die der Silvier, in ihren alten Grenzen aber viel deutlicher zu erkennen. Ihre westliche Hälfte bildete zunächst Friaul, wo es jedoch durchaus feststeht, daß dieses Deutschtum hier nicht den Ereignissen der Völkerwanderung sondern allein späteren Völkerbewegungen seinen Ursprung verdankt. Weiter nach Südosten ragt dagegen auch hier eine ältere Schicht hinein, die in den Ortsnamen Flitsch und Karfreit am Fuße des Predil, weiter südöstlich in Tolmein und S. Veitsberg, in Görz und besonders im Tal der Wippach mit seiner deutschen Nomenklatur sich vor unseren Blicken nicht verstecken kann[3]), und als deren südlichstes Glied wirklich jene gotischen Meraner anzusehen sind, die einst hier bei Monfalcone und Duino bis nach Istrien hin gewohnt haben[4]).

Herkunft der Deutschen in Oberitalien.

Der große frühere Umfang aller dieser Gebiete vermag daher nur die Wahrscheinlichkeit zu bestärken, daß jener Zustand nimmermehr von denjenigen Deutschen ausgegangen sein kann, die seit dem Beginn des Mittelalters von Norden her in die Alpen kamen, sondern daß hier bereits die Ereignisse der germanischen Völkerwanderung ihre Spuren hinterlassen haben, wie sich ja auch immer und immer wieder der Eindruck geltend macht, daß fast alle früheren und heutigen deutschen Elemente in Oberitalien trotz ihrer offenen Verwandtschaft mit dem späteren Deutschtum „doch noch etwas durchschimmern lassen,

---

[1]) Z. A. 1902. S. 52. [2]) Z. A. 1902. S. 47, 1903. S. 60, 61, 75. [3]) Z. A. 1902. S. 47. [4]) Z. A. 1903. S. 44.

das von weiterher stammt." Eine Feststellung des Ursprungs jener Deutschen, die bereits während des frühen Mittelalters in Oberitalien wohnten, würde aber auch für die Alpengeschichte einen besonderen Wert beanspruchen können, sobald damit zugleich Sicherheit darüber gewonnen würde, wo nun in den südlichen Alpenbergen selbst das spätere von Norden aus gekommene deutsche Eindringen mit jener früheren germanischen Besiedelung zusammengestoßen ist.

Eine Beobachtung giebt es aber auch hier, die man, wenn auch mit Vorsicht, als ein Verdachtsmoment nach der einen oder anderen Richtung hin verwenden kann. Es ist wiederum die Entstehung und weite Verbreitung der Adelsburgen, die, wie wir wissen, durchaus ein Merkmal der späteren Eroberung der Alpen durch das Deutschtum gewesen ist; und wenn wir nun sehen, wie dieser Vorgang in Friaul besonders deutlich hervortritt, während gerade nicht allzuweit von hier entfernt, in dem Gebiet der Cimbrischen Kommunen, die Adelsburgen fast ganz fehlen, dort, wo noch dazu eine über das Mittelalter hinaufreichende deutsche Besiedelung am allerwahrscheinlichsten ist, so kann diese Gegenüberstellung gewiß dazu dienen, jene Verschiedenheit besonders zu unterstreichen.

Dieser Umstand würde dann aber auch bei den Silviern, bei den Deutschen im Oberwallis, ja bei den Schweizern der Urkantone, nicht außer acht zu lassen sein, und er tritt daher zu den vielen anderen Gründen für die Annahme hinzu, nach der neuerdings die Silvier so gut wie die Deutschen des Oberwallis und alle anderen, die heute in der Schweiz südlich des Thuner- und Brienzersees und vom Galenstock bis zum Tödi hin wohnen, in der Hauptsache als der Rest einer großen germanischen (und zwar ostgotischen) Siedelung aus der Völkerwanderung angesprochen worden sind, die sich nach und nach von Oberitalien aus nordwärts in die Zentralalpen hineingeschoben hat[1]). Für uns ist diese Annahme aber deshalb so wichtig, weil sie sich sozusagen als das Ei des Kolumbus für die Erklärung einer der rätselhaftesten Erscheinungen der alpinen Bevölkerung, der in der Diaspora befindlichen Walliser präsentiert. Da nun einmal bei einigen der heutigen Walsertäler eine Einwanderung echter, aus dem Wallis gekommener Deutscher zweifellos feststeht[2]), so schlägt diese Tatsache doch der weitverbreiteten Annahme geradezu in das Gesicht, daß eben dasselbe Oberwallis vorher von Norden und über die Furka hinüber von den Deutschen besiedelt worden sei; denn wie soll es möglich sein, daß die im zwölften Jahrhundert in das Wallis von Norden, von den Waldstätten her eingewanderten Deutschen sich noch in demselben oder im nächsten Jahrhundert schon wieder als freie Walser Leute nach Osten hin auf die Reise gemacht hätten[3]). Auch bei der frühesten Geschichte des Gotthardweges werden wir es nochmals mit jener Frage zu tun bekommen, aus welcher Richtung eigentlich die Strömung trieb, die dort während des Mittelalters in der Bewegung der Bevölkerung wahrzunehmen ist.

[1]) Vgl. Z. A. 1903. S. 59, 63, 68, 76. [2]) Z. A. 1903. S. 62, 69. [3]) Z. A. 1903. S. 73, vgl. dagegen Schu. S. 217, 171.

Der deutsche Charakter der Alpen im Mittelalter; frühere deutsche Ortsnamen.

Besondere Bedeutung gewinnt die Tatsache, daß das Deutschtum früher auch im Süden der Alpen so zahlreich verbreitet war, aber dadurch, weil sie in das ganze Kulturleben, wie es in den Alpenländern vom Gr. S. Bernhard bis zum Triglav im Mittelalter geherrscht haben muß, erst die richtige Schattierung hineinträgt. Während heute dieser mittelste Hauptteil der Alpen in seiner nördlichen größeren Hälfte durchaus dem deutschen, in seiner kleineren südlichen ebenso unbestritten dem italienischen Kulturkreis angehört, muß es dagegen einst eine Zeit gegeben haben, während der jenes ganze Gebiet in seiner oberen und maßgebenden Schicht überall von der mittelalterlichen deutschen Kultur überzogen war, und in der für den von Basel oder Salzburg nach Welschland Wandernden die ausgesprochen fremdartigen Eindrücke nicht wie heute bereits in Bellinzona oder Verona sondern erst südlicher in Mailand oder Mantua begannen. Es sind damit freilich Zustände gemeint, die damals wie heute leichter durchzufühlen als in Worte zu fassen waren. Eine leise Vorstellung jener Zeitspanne aber kann der aus dem Norden stammende Reisende heute vielleicht noch dadurch gewinnen, wenn er, aus dem Süden Italiens kommend, an dem Nordrand der oberitalienischen Ebene angelangt ist und dort plötzlich entdeckt, welch' anderes Gesicht hier z. B. Brescia oder Verona im Vergleich zu Florenz oder Bologna zeigen. Dieser Eindruck beruht aber im wesentlichen auf nichts anderem als auf jener älteren Schicht, die hier einst vorhanden und dem deutschen Kulturleben nahe verwandt war, ein Zustand, der im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht haben mag, als die Entnationalisierung der Alpenromanen schon verhältnismäßig große Fortschritte gemacht hatte, das Deutschtum im Süden der Alpen dagegen noch in leidlichen Stücken aufrecht stand.

Eine selten lebhafte Illustration dieses Kulturzustandes liefert nun aber die Musterung derjenigen Orte, für die früher mehr oder weniger welsche und deutsche Namen zugleich in Gebrauch waren, während heute tatsächlich nur der erstere als ein Lebender Recht behalten hat[1]). Eine gewisse Verschiedenheit waltet jedoch auch innerhalb dieser Namen vor; denn dort, wo der aus einem fremden Lande kommende Reiseverkehr andauernd durchzugehen pflegt, hat er sich auch oft für seinen Hausgebrauch selbständig seine Ortsnamen gebildet, ohne daß hier jemals eine zahlreiche Bevölkerung dieser Art ansässig gewesen wäre. Solche Beispiele sind heute noch Mailand und Venedig und im entgegengesetzen Sinne Fiora für Flüelen, Orsera für Urseren, Celurno für Glurns, Solandri für die Sulzberger, Campo rosso für Saifnitz; und auch diese Art Namen sind im Mittelalter viel häufiger anzutreffen, wie die heute nicht mehr gebräuchlichen Bezeichnungen Osten für Aosta, Luggarus für Locarno, Kam für Como, Haiden für Cortina d'Ampezzo, Masters für Mestre zeigen. Weit zahlreicher ist dagegen doch diejenige Gattung, bei der man heute den Alldeutschen den ersten

[1]) Vgl. Anh. 15.

Platz unter den Leidtragenden einräumen muß, wo wirklich einst der deutsche Ortsname seinen Grund vielmehr darin hatte, daß hier auch einmal in größerer oder geringerer Menge eine deutsche Bevölkerung ständig ihre Tage verbrachte. Die Überraschungen aber, die eine allgemeine Demaskierung dieser heute insgemein ganz italienisch klingenden Namen bereitet, sind recht verschiedener Art; die einen entpuppen sich als alte aber recht spießbürgerliche Bekannte, so wenn für Domo d'Ossola nichts anderes als Duhm, für Avio Aue, für Flavon Pflaum und für Vigo Wiegen in Gebrauch war; bei den anderen aber hallt es doch wie „eine alte Kunde, dumpf und trüb" zu uns herüber, nicht nur, wenn der Chronist noch im J. 1002, als die Leiche Ottos III. durch Verona getragen wird, ganz einfach nur von Bern redet[1]), sondern auch bei solchen Namen wie Bellenz (Bellinzona), Cläfen (Chiavenna), Worms (Bormio) u. a. m.; wir fühlen dabei, wie der Reichtum der europäischen Geschichte, die Gedankenfülle einer alten Kulturwelt die Alpen wie ein warmer Hauch überall durchflutet.

Bevölkerungsstand der Ostalpen am Beginn des Mittelalters.

Wenn wir heute die Bevölkerungskarte Mitteleuropas betrachten, so sehen wir, wie das Deutschtum im Südosten wie ein viereckiger Keil in die anderssprechende benachbarte Welt hineinragt, derart, daß die Kanten dieses Keils, im Süden dem Tal der Gail und der Drau folgend, nach der Steiermark hinziehen und von hier, nach Norden im rechten Winkel abbiegend, bis zur Nordostspitze Niederösterreichs laufen, um dann in einer geraden Linie in der Richtung auf Regensburg zurückzustreichen. Dieses ganze von den Deutschen bewohnte Gebiet schließt demnach auch die Ostalpenländer mit Ausnahme ihres südlichen Randes, der Julischen Alpen und der Karawanken, ein. Wenn so auch der östlichste Teil der Alpen heute überwiegend von einer deutschen Bevölkerung bewohnt wird, so ist doch die Entwickelung, die diese genommen hat, von derjenigen in den anderen Alpenländern ganz verschieden, da hier schon seit den letzten Zeiten des Römerreichs die geschichtlichen Ereignisse nicht nur mit einer anderen und zumeist schärferen Wirkung aufgetreten sondern besonders auch andersgeartete ethnologische Substanzen hinzugetreten sind, die nur bis hierher aber nicht weiter westlich in die Alpen hineingelangen konnten.

Um den Werdegang der heutigen Bevölkerung der Ostalpenländer zu zeichnen, müssen wir zunächst zu dem Bilde zurückkehren, von dem wir am Anfang dieses Kapitels ausgegangen waren. Es ist dieses die Erscheinung, daß die gewaltigen grundlegenden Ereignisse der germanischen Bevölkerung gerade am Ostrand der Alpen, wie es nicht anders sein konnte, besonders anhaltend und ungestüm gewirkt und hier wirklich in der antiken Bevölkerung eine viel größere Zerstörung hervorgerufen haben, eine Tatsache, die, wenn sie in dem langsam schaffenden Gebirgsleben einmal eingetreten war, dort auch das Fortbestehen

[1]) W. S. 82. A. 20.

der Keime der alten Kultur viel nachteiliger beeinflussen mußte. Aus diesem Grunde haben wir zunächst in dem östlichen Teil der Alpen allgemein mit einem viel schwächeren antiken Untergrund in der Bevölkerung zu rechnen, wie dieses auch daselbst überall aus der viel geringeren Anzahl der aus der Antike stammenden Ortsnamen hervorgeht[1]), und im besondern an der Stelle des alten Virunum ganz deutlich vor Augen tritt, hier, wo heute zwar Stein auf Stein, Fund auf Fund das Dasein der größten Römerstadt der Alpen immer wieder in Erinnerung bringt, wo aber trotzdem, ganz anders als in Chur oder am Eisak, die Ortsnamen und das ganze spätere Kulturleben wie durch einen tiefen Riß von der antiken Vergangenheit getrennt sind. In diesen an Menschenleben zwar nicht leeren aber doch ganz erschöpften weiten Raum, wie wir ihn uns um die Wende des sechsten und siebenten Jahrhunderts vorzustellen haben, fließt nun damals an allen Stellen, von Norden und Osten, am nachhaltigsten aber von Südosten, vom Unterlauf der Drau her, jene ebenso von der antiken Welt wie von den germanischen Völkern verschiedene Strömung der Slaven herein, die heute in dem südöstlichen Teil der Ostalpen das Hausrecht besitzen, deren nördliche Grenze hier jetzt aber doch nichts anderes als eine breite Rückzugsfront darstellt, bis zu der jene von den Deutschen im Laufe des Mittelalters wieder aus dem Gebirge herausgedrängt worden sind.

Das Vordringen der Slaven.

So erscheint als das zweite Moment für die Entwickelung der heutigen Bevölkerung der Ostalpenländer die Feststellung, bis wie weit und mit welcher Dichte und Nachhaltigkeit die Slaven einst hier eingedrungen sind. Tatsache ist nun, daß sie am Anfang des siebenten Jahrhunderts nördlich an der Traun, in der Gegend von Wels, erscheinen, daß sie dann auch im Pongau auftauchen[2]) und daß sie sich zu derselben Zeit, wie wir sahen, besonders nachdrücklich im Pustertal geltend machen, wie sie sich wenig später auch in Friaul mit den Langobarden herumgeschlagen haben[3]). Überblicken wir nun aber diese vier Punkte hinsichtlich ihrer Lage, so zeigt schon der Vergleich, wie weit die beiden südlichen, vor allem Lienz im Pustertal, gegenüber den beiden nördlichen nach Westen hin vorgeschoben sind, die Seite an, wo damals dieses neue Völkerreservoir seine größte Tiefe hatte, während in der Tatsache, daß die Slaven in Friaul nur vorübergehend auftreten, wiederum nur die geographische Wirkung der Alpen zum Ausdruck kommt, die diesmal jenen zwar dick und zäh aber viel weniger gewaltsam fließenden Strom von Italien abzulenken vermochten. Wenn nun weiterhin auch der Pongau für die Linie des slavischen Vordringens zwischen Lienz und Wels einen Verbindungspunkt abgiebt, so ist doch auch jenseits dieser Linie, in dem Gebiet des Gr. Glockner ein solches Vordringen nicht von der Hand zu weisen, wie einwandfrei der Name Windisch-Matrei und die vielen slavischen Ortsnamen im Virgental beweisen[4]), nicht zu gedenken,

[1]) Hau. S. 109; Kr. S. 40. [2]) Ju. S. 257, 258. [3]) P. D. S. 114, 148. [4]) Unterforcher, G. Pr. Eger 1890, Sonderabdruck S. 12f.

daß selbst in der Gegend des oberen Pinzgaues sagenhafte Anklänge dieser Art existieren[1]). Einwärts jener geschichtlich feststehenden Linie aber künden die slavischen Ortsnamen im Lungau, besonders um den Hochgolling herum, und diejenigen östlich des Eisenhutes bei Fladnitz und Metnitz genugsam das Dasein früherer slavischer Bewohner daselbst an, und wenn heute das Gailtal bis Hermagor durchaus slavisch ist, so muß hier auch einmal das diesem gleichlaufende und ebenso wegsame Haupttal der Drau bis Greifenburg von Slaven besiedelt gewesen sein[2]).

Die Zurückeroberung der Ostalpen durch die Deutschen.

Hier haben wir demnach jetzt ebenso wie in den Mittelalpen eine deutsche Eroberung weiter Gebiete vor uns, die aber, wenn sie auch zu demselben Resultat geführt hat, doch in der Hauptsache durchaus anderen Völkern als dort abgewonnen wurde und deshalb auch mit anderen Mitteln gearbeitet und innerlich einen anderen Verlauf genommen haben muß. Wenn diese Entwickelung sich auch in der Hauptsache gegen die Slaven gekehrt hat, so muß, in ihrem Anfange wenigstens, auch der avarische und ungarische Widerstand in Rechnung gezogen werden, der ungarische schon insofern, weil die Angriffskriege dieses Volkes, deren Ziel nicht nur das Deutsche Reich nördlich der Alpen sondern ebenso auch die südlichen Ostalpenländer und Italien waren[3]), erst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts ihr Ende erreichten. Die deutsche Kolonisation, die gegenüber den Alpenromanen schon viel früher begonnen hatte, hat daher in den Ostalpenländern erst viel später in ungestörte Bahnen einlenken können.

Wie dort, so zeigt sich auch hier der Adel an der führenden Stelle, und deshalb finden wir auch heute die deutschen Ostalpen überall mit deutschen Burgennamen überzogen; es ist aber besonders wichtig, daß diese Erscheinung hier doch nicht ganz so scharf ausgeprägt ist, weil jenes feudale Element nicht das einzige am Platze war, und sich hier auch noch andere soziale Kräfte an der Arbeit beteiligten, wie sie sich auf jungfräulichem Boden und gegenüber Völkern niederer Kultur immer einzustellen pflegen. Während in den Mittelalpen die alte romanische Bevölkerung den neuen Herren ihre führende Stellung doch nur um den Preis einer gewissen Assimilierung verkaufte, während dort Altes und Neues innig zusammenwuchs, ist hier auf weiten Gebieten nicht nur der Herr mit seinem Gefolge, sondern auch von weither und nur aus dem Norden kommend in dichten Scharen der deutsche Bauer mit seinem schweren Pflug, der deutsche Waldarbeiter mit seiner Axt eingezogen[4]). Und wie hinsichtlich der geschlossenen städtischen Entwickelung sich die deutsche Kultur der romanischen gegenüber zwar stets kraftloser, der slavischen gegenüber aber stets über-

[1]) Schw. S. 64. Zu den angeblichen Slavenkämpfen in Tirol vgl. Hau. S. 64 u. N. A. S. 76 A.
[2]) Ein Unterschied deutscher und slavischer Ortsnamensgebung besteht u. a. auch darin, daß dieselben Namen, die durch Ober und Unter näher bezeichnet werden, bei einem deutschen Ursprung gewöhnlich nahe aneinander, bei einem slavischen dagegen oft meilenweit getrennt liegen. Dies zeigt sich auch hier: Ober und Unterdrauburg. [3]) Zu den Ungarneinfällen in den Alpen vgl. Oe. I. S. 214, 218, II. S. 247. [4]) Kr. S. 143, 146.

legen gezeigt hat, so sind die zahlreichen, wenn auch kleinen Städte innerhalb der Ostalpen fast ausschließlich ein Werk dieser Periode. Welch' gutes Mittel, der Slavenwelt Boden abzugewinnen, aber diese geschlossenen deutschen Gemeinwesen mit ihrer Selbsthilfe und Selbstverwaltung abgaben, läßt sich besonders dort beobachten, wo jene deutsche Kolonisation schließlich zum Stillstand gekommen ist. Noch heute stehen südlich der Karawanken, wo das Landvolk niemals anders als slavisch war, die deutschen Bestandteile innerhalb jener Städte aufrecht, die das Deutschtum einst als seine äußersten Posten hier vorgeschoben hatte (Bischoflaak, Laibach, Laas, Gurkfeld, Landestrost)[1]), und einzig in den Ostalpen können wir nun auch aus den Ortsnamen eine Musterkarte aller jener deutschen Stämme zusammenstellen, die während des Mittelalters von ihren alten Sitzen aus mit einer fast unerschöpflichen Kraft nach Osten vordrangen; neben den Bayern treffen wir die Schwaben so gut wie die Sachsen, die Franken so gut wie die Thüringer und die Flamländer.

Der bayrische Stamm.

Aber wenn auch diese Beobachtung dazu dienen kann, die besondere Art jenes deutschen Platzgreifens, die verschiedenartige und reichlichere Zufuhr des neuen Volkstums, wie sie in den Alpentälern nur hier stattgefunden hat, zu beleuchten, so muß doch daran festgehalten werden, daß zu diesem ganzen Resultat der bayrische Stamm weitaus die Hauptarbeit beigetragen hat[2]). Viel mehr noch als politisch ist ethnographisch auf der Höhe des Mittelalters der ganze Südosten Deutschlands so recht ein bayrischer Machtkomplex gewesen, als das alte Herzogtum im Norden von den Alpenländern südlich und südöstlich wie von einem Neuland umrahmt wurde, in das von dort aus die besten und zukunftsreichsten Kräfte abflossen. Wenn schon innerhalb dieser Zone hieran die ihren bayrischen Ursprung bezeugenden Ortsnamen genugsam erinnern (Payrdorf bei Brixen, und andere viele in den Ostalpen)[3]), so verlohnt es sich doch auch, die Grenzen jenes alten Gebietes an der Hand der heute noch lebendigen oder in den Urkunden begrabenen Zeugen abzugehen. Wir kennen bereits die Feste Payrsberg am nördlichen Rand des Nonsbergs, und wenn einst an der großen Hauptstraße südlich Trient im Val Lagarina mit Bajovarius bezeichnete Ortsnamen vorkommen[4]), wenn unter den Grafen von Arco nur das bayrische Geschlecht derer von Bogen fortlebte, so bedeutet dieses doch nichts anderes, als daß auch hier vereinzelt Grund und Boden zu finden war, auf dem sich Bayern als Herren fühlten. Auch in Istrien lebten um das J. 1000 der Markgraf dieses Landes Ulrich II. und seine Gemahlin Adelheid nach bayrischem Stammrecht[5]), und heute noch gewahren wir im Osten der Alpen den Ort Payerbach am Semmering und wie dort das (Bayrische) Gratz dem slavischen (Windischgrätz) entgegenschaut.

Die ethnographische Besonderheit der Nordostecke Italiens.

Dort aber, in dem Raum zwischen den Julischen Alpen und der Adria,

[1]) Kr. S. 108f. [2]) Vgl. Hau. S. 113; Kr. S. 146. [3]) Kr. S. 136, 151, 157. [4]) Ju. S. 296. [5]) Kr. S. 115.

findet sich nun auch eine Zone, die ethnographisch schon seit Jahrhunderten fast unverändert geblieben ist und in dieser Beziehung ganz einzigartig dasteht, weil hier die drei großen Völkergruppen Europas, die romanische, die germanische und die slavische, sich unmittelbar berühren. Es ist interessant zu sehen, wie schon der kluge Äneas Silvius diesen merkwürdigen Zustand herausfühlte, als er im fünfzehnten Jahrhundert durch diese Gegenden, wohl über den Pontebbapaß, reiste, und es ihm auffiel, daß die Leute hier sich zwar in drei Sprachen, im Deutschen, Italienischen und Slavischen, in keiner aber ordentlich verständlich machen konnten[1]). Als ein rechtes kulturelles Unikum kommt es daher auch allein hier vor, daß für ein und denselben Ort aus allen diesen drei Sprachen eine lebendige Bezeichnung existiert oder existiert hat; so ist Venzone, das slavische Puschave, nichts anderes als das deutsche Puscheldorf, und für Moggio war früher der slavische Name Mosenice und der deutsche Mosach gebräuchlich. Nicht minder ist es auch hier eine ganz weit verbreitete Erscheinung, daß Orte mit slavischem, italienischen und deutschen Namen im trauten Verein nebeneinander liegen. So findet sich neben Karfreit (Caporetto) das slavische Mlinsko; westlich Görz, ganz auf italienischem Boden, entdecken wir ein Podgora, und das italienische Ober- und Unter-Idria liegen neben dem deutschen Schwarzenberg und dem slavischen Godowitsch. Entlang der Pontebbastraße aber können wir sogar vier solche verschiedene Namensklassen aufbringen, da sich hier zu den slavischen (Saifnitz, Uggowitz), den deutschen (Leopoldskirchen, Wolfsbach) und den italienischen (Chiusaforte, Malborgeth) auch noch der aus der Antike stammende Name Gemona hinzugesellt. Von welchen Gesichtspunkten wir nun aber auch die Kultur an der Nordspitze der Adria betrachten, immer und immer wieder treten dort die Beziehungen zu dem fernen Osten als besonders zugkräftig hervor; denn wenn hier, wo die Verhältnisse des Hochgebirges nicht mehr in Frage kommen, verschiedene geschlossene Völkerteile unvermischt durcheinander leben, so ist dieses ein Vorkommnis, das man in Innereuropa kaum irgendwo antreffen wird, für östliche Verhältnisse dagegen eine nichts weniger als ungewohnte Erscheinung.

[1]) Oe. II. S. 264.

VIII. Kapitel.

Die Deutsche Reichspolitik und die Alpenländer.

Der Anfang und das Endziel der staatlichen Entwickelung in den Alpenländern.

Der ethnologische Zustand der Alpenländer während des Mittelalters würde aber auch schon um deswillen besondere Beachtung verdienen, weil er zugleich den Schlüssel für das Endziel der politischen Entwickelung abgiebt, dem jene Länder nun lange Jahrhunderte hindurch zielgerecht zusteuern mußten. Die Grundlage der politischen Entwickelung bildet in den Mittel- und Ostalpen eben auch nichts anderes als die Tatsache, daß jene hier mit einer tiefgehenden ethnographischen Umgestaltung zusammenwuchs, ein Zustand, der damals in Mitteleuropa nur noch im Osten Deutschlands ganz in gleicher Weise zu beobachten ist, wo vormals slavische Gebiete in deutsche Staaten verwandelt wurden, wie ja die Ostalpen selbst den südlichen Teil dieses Komplexes ausmachen. Es ist aber weiterhin eine im geschichtlichen Leben immer wiederkehrende Erscheinung, daß jene körperliche und geistige Energie, wie sie zwar nicht für die Vernichtung und Erdrosselung unterjochter Völker, wohl aber für die tiefgehenden ethnographischen Umgestaltungen Vorbedingung ist, bei der siegenden Partei auch eine gesteigerte innere Überlegenheit hervorzurufen und ein solches Maß politischer Fähigkeiten anzuhäufen pflegt, daß dieses geistige Kapital noch Jahrhunderte lang in der Staatenbildung nachwirkt. Bis zu dem Punkte, an dem jene aus den untersten Ursprungstiefen wirkenden Ursachen äußerlich in die Erscheinung treten, ist es freilich auch in den Alpenländern ein weiter Weg gewesen. Aber früher und klarer heben sich gerade hier die auf jenem vorher völlig umgeackerten Boden entstandenen Staaten heraus, wo die Regierungsgewalt durch eine lange vorangegangene Kulturarbeit ein sicheres Gefühl ihrer Kraft gewonnen hatte. Zu Beginn der neuen Zeit sind es neben Kurbrandenburg und Kursachsen die österreichischen Erblande, die Schweiz und Savoyen, denen im weiten Umkreis die Zukunft Innereuropas gehört, eine Lagerung der politischen Kräfte, die zahlreiche und kräftige Äste getrieben hat und deren Wurzeln in ihrer Lebensfähigkeit auch heute noch nicht erschöpft sind. Auch zu demjenigen, was vorher über die

geringe politische Entwickelungsfähigkeit der Alpenromanen gesagt worden ist, kann jene Erscheinung keinen Widerspruch bilden, da eben hier jene in langer Arbeit gewonnene Energie schließlich aus dem Gebirge in die Ebene hinunterstieg (Wien, Zürich und Bern, Turin).

Die Alpenländer nach dem Tode Karls d. Gr.

Als bald nach dem Tode Karls des Gr. dessen Reich in verschiedene Teile zerfiel, erreichte auch jener Zustand sein Ende, nach dem die Alpenländer in ihrer Gesamtheit das Glied eines großen einheitlichen Reiches gebildet hatten, eine Kombination, wie sie schon einmal während der römischen Kaiserzeit Jahrhunderte hindurch existiert und die sich diesmal nur für Jahrzehnte wiederholt hatte, die aber seitdem bis auf den heutigen Tag niemals wieder zur Wirklichkeit geworden ist. Der Vertrag von Verdun (843) spaltete die Alpenländer in zwei annähernd gleichgroße Teile auseinander, derart, daß seitdem die Westalpen und ein Teil der Zentralalpen zum Reiche Lothars, der größere Teil der Zentralalpen und die Ostalpen dagegen zum Reiche Ludwigs des Deutschen gehörten. Die durchaus wertvollere Hälfte war aber damals der Besitz Lothars, weil er die älteste Kultur und zugleich die wichtigsten Alpenwege selbst in sich schloß; er erstreckte sich von den Seealpen Piemonts bis in das Herz der Schweizer Urkantone, wo die Grenze ungefähr in der Linie des Reußtales und weiter in nordwestlicher Richtung nach Basel hinablief. Diese Grenze blieb dann aber auch bestehen, nachdem das Reich Lothars auseinandergefallen und an dessen Stelle die burgundischen Reiche entsanden waren, von denen besonders das Königreich Hochburgund sich eine Zeit lang recht eigentlich zu einem alpinen Reiche auswuchs, weil es sich fast ganz auf das Gebirge beschränkte und als solches nur das heutige Savoyen und die westliche Schweiz umfaßte. Beide Reiche wurden dann 933 zum arelatischen Reiche vereinigt und führten als solches vom zehnten bis in das elfte Jahrhundert ein ganz selbständiges Dasein, unter Lebensbedingungen, die uns heute fast unverständlich erscheinen, die aber von der Unfertigkeit der damaligen europäischen Zustände ein deutliches Zeugnis abgeben. Dieses arelatische Reich, das große Königreich Burgund, kam im J. 1032 durch Erbfolge an das Deutsche Reich, ein großes aber innerlich taubes Ereignis, da es nur zu einer langsamen, unaufhaltsamen Aufteilung dieser Erbschaft zwischen Frankreich und Deutschland selbst die Veranlassung wurde. Nur der weitaus kleinere Teil dieses Reiches, die östliche Schweizer Hochebene, Solothurn und Bern, die Berner und Walliser Alpen, hat während des Mittelalters tatsächlich zu Deutschland gehört, während sein Hauptteil sich an Frankreich angliederte. Dort aber, wo jene beiden Machtsphären im Gebirge aneinanderstießen, wuchs schon damals in Gestalt der Grafschaft Savoyen von neuem ein lebenskräftiges Herrschaftsgebiet heraus, das hier in kleinem Kreise die Erbschaft des alten Königreichs Hochburgund übernahm.

Der Hauptteil der Mittelalpen und die Ostalpen dagegen, die durch den Vertrag von Verdun den deutschen Karolingern zugefallen waren, hatten schon

damals als die südlichen und südöstlichen Grenzlande des Deutschen Reiches zu dienen, eine Bestimmung, die sie nun auch Jahrhunderte hindurch festgehalten haben. In dem Augenblicke der Teilung freilich war jener Besitz in seinen einzelnen Gliedern seiner Wichtigkeit nach ein ganz verschiedener, da er je weiter nach Osten desto schwieriger zu behaupten war, und damals nur Bünden, Tirol und Salzburg wirklich fest zum Reiche gehörten. Äußerlich galten diese Länder nunmehr weiterhin als Teile der großen deutschen Stammesherzogtümer, Schwabens und vor allem Bayerns, die sich nördlich von ihnen in der Ebene ausbreiteten. Die politische Entwicklung geht dann auch hier später denselben Weg, wie sie ihn überall gegangen ist, indem die Macht des Reichsoberhauptes so gut wie die der alten Stammesherzöge immer mehr zurücktrat und sich an deren Stelle zunächst eine Anzahl kleiner Machtkreise zu selbständigem Leben erhoben, jedoch so, daß gerade in jenen Alpenländern diese letzteren besonders früh an das Tageslicht treten, und daß unter ihnen die geistlichen Herrschaften, die Besitzungen der Kirche, einen besonders großen Raum einnehmen. Von niemand anders als von den deutschen Herrschern selbst ist nun aber das Emporkommen eben dieser geistlichen Gewalten verursacht und gefördert worden, als die einzige Kraftäußerung, durch die das Reichsoberhaupt seinen Willen an den wichtigen Alpenstraßen zur Geltung bringen konnte. Später, nach dem Siege des Papstes und der deutschen Fürsten über die deutsche Kaisermacht, haben dagegen dann auch hier nur die weltlichen Territorien das erste Wort zu sprechen gehabt.

Die deutschen Karolinger in den Alpen.

Es ist bekannt, daß die deutschen Karolinger je länger je mehr an Macht einbüßten und schließlich nur auf den Südosten Deutschlands beschränkt blieben. So erscheinen jene letzten Erben Karls des Gr. in Deutschland zunächst kaum in einer anderen Gestalt als in derjenigen der alten bayrischen Stammesherzöge, wie sie auch in der Residenz derselben, in Regensburg, ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Aber gerade dies ist der Grund, daß man einigen Spuren ihres Wirkens nun auch im Süden des ihnen bis zuletzt gebliebenen Gebietes begegnen kann. Im J. 853 stiftete Ludwig der Deutsche die Fraumünsterabtei in Zürich[1]; um den Wallfahrtsort Einsiedeln aber soll sich dessen Tochter Hildegard, die Äbtissin dieses Stiftes war, verdient gemacht haben, und auch der Besitz Salzburgs im Zillertal und zum Teil derjenige in der Steiermark und an der ungarischen Grenze rührt bereits von Vergabungen dieser letzen Karolinger her[2]. Am deutlichsten äußert sich dieses Verhältnis jedoch an dem eigentlichen bayrischen Alpenweg, an der Brennerstraße, und zwar in Verbindung mit einem bestimmten, mitten im Gebirge gelegenen Straßenpunkt. Hier saßen, nachweislich seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts[3], auf hohem Felsen die Bischöfe von Seben, die wir als solche auch auf den Synoden von Grado und Mariano sich einstellen sehen[4]. Schon Ludwig der Deutsche war es, der (845) diese Bischöfe von den

[1]) M. C. L. 17 B. S. 1110. [2]) Schw. S. 160; Kr. S. 48. [3]) Ju. S. 267. [4]) W. S. 62.

fränkischen Gaugrafen unabhängig machte, während später (901) durch den letzten Karolinger, Ludwig das Kind, auch ein königlicher Meierhof Prichsna an den Bischof Zacharias von Seben geschenkt wurde, eine Erwerbung, die deshalb bedeutsam werden sollte, weil nach einem Jahrhundert (994) die Bischöfe selbst nach diesem neuen Besitz überzusiedeln für gut befanden. Hier zeigen sich also ganz deutlich neue Kräfte an der Arbeit. Seben, wo einst die römischen Beamten ihren Sitz aufgeschlagen hatten, tritt jetzt an Bedeutung zurück neben jenem Zuwachs aus dem königlichen Pfalzgut, der nichts anderes als der Kern des heutigen Ortes Brixen ist, und dessen Lage demnach für die damalige Zeit besonders wichtig und günstig gewesen sein muß.

Mit raschen Schritten sehen wir nun auch die fernere Entwickelung den beabsichtigten Gang gehen. Brixen, das als mittelalterliche Gründung somit viel älter als Innsbruck ist, bildet jetzt für Jahrhunderte den Hauptplatz an der Brennerstraße, und seine Bischöfe, die zumeist den mächtigsten Geschlechtern Bayerns entstammen, erscheinen in weitem Umkreis als die eigentlichen Herren „dieses Landes im Gebirge“ und wohnen als solche auch den bayrischen Synoden und Hoftagen zu Regensburg bei. Hier, wo damals die Fäden von Süden her sämtlich zusammenliefen, finden wir sie nun auch seit dem J. 1002 im Besitz eines Hofes und eines Landgutes[1]), und ebenso entspricht es ganz der Lage Brixens am Ausgangspunkt der nach Osten führenden Straße durch das Pustertal, daß es zu derselben Zeit, wenn auch vorübergehend, bereits weit entfernt im Quellgebiet der Save, in Villach und Veldes, Fuß gefaßt hat[2]).

Die Regierung Ottos des Gr. in den Alpenländern.

Wenig später wie hier in Tirol wiederholt sich dann auch im benachbarten Bünden ganz dieselbe Erscheinung. Es ist dies ganz ausgesprochen der Zeitpunkt, an dem, mit den kraftvollen Sachsenkaisern beginnend, die von Deutschland nach Italien hinüber führenden Alpenstraßen für die Reichspolitik eine erhöhte Wichtigkeit gewannen. Wenn wir nun aber finden, daß die durch Graubünden führenden Straßen gerade von den sächsischen Kaisern ganz vorwiegend für ihre Züge nach Italien benutzt worden sind, so liegt hierin zugleich auch die Erklärung für die Schicksale dieses Landes in jener Periode und für das erneute Emporschnellen der Churer Bischofsgewalt, die sich damals nicht zu ihrem Ungunsten als ein nützliches Werkzeug der deutschen Reichspolitik gebrauchen ließ. Es ist eine lange Reihe von Schenkungen und Vergabungen, von Gnadenbeweisen und Bestätigungen, durch die im Verlaufe des zehnten Jahrhunderts die Bischöfe von Chur alles das wieder an sich brachten, was ihnen unter Karl dem Gr. abgerungen worden war, und infolge deren diese um die Wende des Jahrtausends, ebenso wie drüben ihre Nachbarn in Brixen, in die Stellung von selbständigen Reichsfürsten hineinwuchsen. Der Machtbereich des Churer Bischofs, der sich unter Karl dem Gr. immer mehr nach Chur selbst zurückgezogen hatte, schnellt jetzt plötzlich wieder von dort nach allen Seiten hin

[1]) Ju. S. 305. [2]) Kr. S. 58, 84.

und bis an die Grenzen des Teiles Rätiens zurück, wie er jenen in den Tagen Diokletians als Erbanspruch zugefallen war. Es ist daher kein Entstehen neuer, sondern nur das Aufleben alter Verhältnisse, wenn jetzt die halbe Stadt Chur, — die andere Hälfte verblieb zunächst noch dem Reiche — Steuern und Zölle daselbst und das Münzrecht in den bischöflichen Besitz übergeht. Auch in den Königshof in Chur d. h. in das alte Römerkastell, in dem seit 806 der rätische Graf residiert hatte, halten jetzt die Bischöfe wieder ihren Einzug, und das Schicksal der Alleinherrscher des Abendlandes spiegelt sich in unendlicher Verkleinerung wieder, wenn von dem ganzen umfangreichen, zu jenem Platze gehörigen Grundbesitz mit seinen großen Einnahmen, die nach römischem und germanischem Recht ursprünglich dem Reichsoberhaupt zu freier Verfügung standen, schließlich nur die Falkenjagd als ausschließliche königliche Berechtigung übrig blieb[1]).

Aber auch ringsherum erstreckt sich jener Machtzuwachs, und wenn hier ein Dorf und dort ein Hof als Schenkung genannt wird, so fallen jene Punkte auch mit allem und jedem, „mit der Kirche und ihren Zehnten, mit Einfängen, Gebäuden, Hörigen, Äckern, Wiesen, Weinbergen, Wäldern, Weiden, Alpen, Inseln, Mühlen und der Fischerei“ dem Bischof zu[2]). Solche Flecken liegen aber ebenso im Norden im Vorarlbergischen (Bludenz, Menzingen)[3]) und am Walensee, wo der Bischof die Fischerei und das Recht erhält, neben den vier königlichen Schiffen selbst zollfrei noch ein fünftes zu laden, wie im Unterengadin (Sins) und im Vintschgau, und besonders auch im Süden der Churer Machtsphäre. Hier ist der Übergang des Bergell, das im J. 960 von der Grafschaft Chiavenna und damit von dem Bistum Como abgetrennt und dem Bischof von Chur als selbständige Grafschaft eingeräumt wurde, in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Einmal dafür, wie stark damals die politische Anziehungskraft des Nordens war, insbesondere aber, weil mit dem Tal Bergell selbst auch ein „von reisenden Kaufleuten“ erhobener Zoll abgetreten wurde, eine Tatsache, aus der also hervorgeht, daß damals die nach dorthin auslaufenden Straßen auch von dem Handel eifrig benutzt worden sein müssen. Auch darin, daß sich Chur dann noch zweimal (988 und 1005) ausdrücklich die Herrschaft über diese Grafschaft bestätigen ließ, kommt nichts anderes als der hohe Wert dieses Besitzes zum Ausdruck[4]).

In die Jahre zwischen 951 und 960 fallen jene Schenkungen, durch die Otto der Gr. dem Bistum Chur so durchsichtig und absichtlich zu Macht und Einfluß zu verhelfen suchte, und der Bischof Hartbert, der den Kaiser im J. 961 auf seinem Krönungszug nach Italien begleitete und dessen Unterschrift man daher auch auf den damals in Rom ausgestellten Reichsurkunden finden kann, ist es gewesen, der diese günstige Konstellation so gut auszunutzen verstand. Ein hübsches Beispiel für die Art, wie damals die Staatskunst die wirklichen

[1]) Pl. S. 422. [2]) Pl. S. 410. [3]) Pl. S. 403f. [4]) Pl. S. 417, 425f.

Gründe für eine potitische Maßregel vor dem laienhaften Verständnis zu verschleiern pflegte, ist es aber, wenn als Veranlassung für jene außerordentlichen Zuwendungen an Chur die Krone die Einbuße anführt, die das Bistum durch die Raubzüge der Sarazenen erlitten und die der Kaiser auf seiner Rückreise selbst mit eigenem Auge wahrgenommen habe.

Auch andere geistliche Gewalten in den Alpen sehen wir in jener Periode in besonderer Beziehung zum Reichsoberhaupt stehen und sich mit dessen Hilfe zu selbständigen Herrschaftsgebieten auswachsen. So erscheint das Kloster Pfäfers, dessen Besitzungen ebenso wie diejenigen von Chur über ganz Rätien hin verbreitet lagen, schon unter den letzten karolingischen Königen als reichsunmittelbar[1]), wie derselbe Zustand sich im elften Jahrhundert dann auch bei Disentis ganz deutlich erkennen läßt. In der Lokalgeschichte von Einsiedeln, Tegernsee und Innichen begegnet uns dagegen wiederum der Name Ottos I. als desjenigen, dem jene Stiftungen ihre Machtstellung verdankt haben sollen, während die Wichtigkeit der durch Bünden führenden Alpenstraßen für die sächsischen Kaiser sich insbesondere darin zeigt, daß damals dort, im Oberrheintal und Schamser Tal, eine ganze Anzahl neuer Burgen entstanden sind. Auch die Römerzüge selbst haben in das persönliche Schicksal Ottos I. tief eingegriffen. Adelheid, die Witwe Lothars von Niederburgund, war es, mit deren Hand damals zugleich der Besitz Italiens verknüpft schien, die der Gegenkönig Ottos, Berengar von Ivrea, gegen ihren Willen für seinen Sohn zur Gattin begehrte und in der Burg Garda am Gardasee in strenger Haft hielt. Ein Priester befreite sie dann aus jenem Gefängnis, worauf sie nach einer abenteuerlichen Flucht schließlich in Canossa eine sichere Zuflucht fand, von hier aus den Schutz Ottos anrief und ihm ihre Hand mit dem Besitz von Italien antrug. Alle jene Ereignisse verlieren aber durch ihre romantische Färbung, die schon auf die Zeitgenossen ihren Zauber ausübte, nichts von ihrer geschichtlichen Tragweite; denn sie wurden die Veranlassung zu dem ersten Römerzug Ottos im J. 951, der in Pavia zunächst zur Vermählung Ottos mit Adelheid und schließlich zur erneuten Unterwerfung Italiens unter die deutsche Krone führte, eine Aufgabe, in der die deutschen Herrscher nun drei Jahrhunderte hindurch das erste und das letzte Ziel ihrer Regententätigkeit erblickt haben.

Wichtig ist die Regierungszeit Ottos I. für die Alpenländer auch deshalb, weil dieser das ganze Land am östlichen Südfuß des Gebirges, von Trient bis Istrien, zu zwei deutschen Markgrafschaften, Verona und Aquileja, einrichtete und diese dem Herzog Heinrich von Bayern unterstellte, und niemals, weder früher oder später, hat sich daher die politische Anziehungskraft des deutschen Reiches so weit nach Süden über die Alpen hinüber erstreckt. Auch noch nach einer anderen Seite ist das Wirken jenes Kaisers für die Alpenländer epochemachend geworden, nach Osten, insofern dieser zum letzten Mal und entscheidend

[1]) Pl. S. 389 f.

den letzten Angriff der Ungarn zurückschlug, den letzten Wellenschlag der Völkerwanderungen, der jetzt wirkungslos an der abendländischen Kultur zurückprallte. Auch auf jenem beschränkten Gebiet, wie es die Geschichte der Alpenländer innerhalb der großen Geschichte des Mittelalters ist, sehen wir somit Otto den Gr., der neben dem Großen Karl unter den deutschen Herrschern allein noch jenen gewaltigen Beinamen führt, sich wirklich in den Bahnen dieses seiner Vorgänger bewegen. Es hat eine eigene Bewandnis mit diesen Beinamen, dem Besten, was die Menschheit den Toten zu geben vermag; denn in früherer oder späterer Zeit hat die Geschichte, diesmal auch als ehrliche und gerechte Instanz, über deren Berechtigung gewacht, und so über sie niemals die Mitwelt, sondern stets die Nachwelt das entscheidende Wort gesprochen. Es war aber durchaus kein geistig hochstehendes und aufgeklärtes Zeitalter, dieses zehnte Jahrhundert, das Otto I. schon zu seinen Lebzeiten mit einem solchen Beinamen beehrte, und wenn jenem trotzdem die Geschichte Recht gegeben hat, so liegt hierin zugleich ein Hinweis, daß auch derjenigen Geschichtsschreibung, die nicht eigentlich von Gelehrten gemacht wird, ein sicheres Gefühl für die Wahrheit, ein dunkler aber tiefer und mächtiger Drang nach der Erkenntnis des Kernes der Dinge innewohnen kann.

Heinrich II. und Konrad II.

Auch bei dem nächsten deutschen Könige, der nun zu nennen ist, läßt es sich beobachten, daß er sich auf unserem besonderen Schauplatz ganz in demselben Lichte zeigt, wie ihn auch sonst die Geschichte kennt. Es ist dieses Heinrich II., der den Namen des Heiligen erhalten hat, nicht deshalb, weil sein Charakter hierzu besondere Veranlassung gegeben hätte, sondern als Herrscher mit viel besserem Rechte, weil er es vorzüglich verstand, die segensreichen und kulturfördernden Kräfte der Kirche auf das praktische Gebiet zu lenken und dem Wohle seines Reiches dienstbar zu machen. Es paßt daher auch ganz zu dem Wirken dieses geistig so hochstehenden Mannes, der als Organisator in der langen Reihe der deutschen Könige des Mittelalters nur in Karl dem Gr. und Friedrich II. seines Gleichen hat, wenn wir seinem Namen nun in Verbindung mit der Kirche überall in den Alpen begegnen, in Basel, wo er den ersten Bau des Münsters errichten ließ (1010—19), in Einsiedeln, wo heute noch am Aufgang der Kirche neben demjenigen Ottos I. sein Standbild als Beschützer des Klosters steht, in Disentis, das er an Brixen schenkte[1]), im Unterinntal, wo er an einer einsamen Stelle der Landstraße dem h. Leonhard eine Kirche erbaute[2]), in Salzburg, wo er das Kloster auf dem Nonnberg gründete, und weiter östlich in Kremsmünster, wo er die Tätigkeit Karls des Gr. fortsetzte.

Und wie wir jenem sehr oft in Regensburg begegnen konnten und er von dort aus in das Schicksal der Ostalpen eingriff, so ist ein Gleiches auch bei Heinrich II. zu beobachten. Die innere Politik dieses Herrschers — man kann

[1]) Pl. S. 430. [2]) Haush. S. 84. Dagegen ist es kaum gestattet, den Namen des in der Nähe liegenden Ortes Kundl von Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs, abzuleiten. Vgl. F. 1906. S. 123.

hier wirklich fast dieses Wort gebrauchen — zeigt sich nun aber nach dieser Seite hin in einer besonders weittragenden und charakteristischen Weise, weil er dort neben den bereits bestehenden bodenständigen kirchlichen Gewalten auch solchen Einlaß und Macht verschaffte, deren Hauptsitze weit außerhalb des Gebirges selbst gelegen waren. Vor allem ist es das fränkische Bistum Bamberg, die Lieblingsstiftung dieses Kaisers, die damals hier ihre hervorragende Stellung dadurch begründete, daß ihr von Heinrich zwei diesem vorher als Erbem des bayrischen Herzogtums gehörige, in Kärnten gelegene Grafschaften, die Villacher und Wolfsberger, überlassen wurden (1007), Besitzungen, zu denen dann bald auch solche am Rottenmann und Salinen zu Hall bei Admont hinzutraten[1]. Auch der Besitz Freisings, das selbst noch 955 von den Ungarn zerstört worden war, greift jetzt weit in die Ostalpen hinüber; diesem fielen 1007 die bei Katsch, Oberwölz und Lind gelegenen Kammergüter und später auch Besitz in Unterkrain zu, alles Erwerbungen, deren Bedeutung dadurch in das rechte Licht tritt, wenn man bemerkt, daß sie nicht allein wie die Salinen bei Hall an sich selbst, sondern wie Villach, Oberwölz und das Pfalzgut am Rottenmann auch durch ihre Lage an zukunftsreichen Straßenpunkten wertvoll waren. Auf jene Maßregeln Heinrichs ist es daher auch zurückzuführen, daß die geistlichen Territorien gerade in den Ostalpen eine viel größere Lebensfähigkeit als sonst im Gebirge entwickeln konnten, ein Zustand, der sich in seinen Trümmern selbst noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erkennen ließ, als hier die Flußgebiete der Drau und Save von einer ganzen Anzahl kleiner geistlicher Besitzungen überzogen waren, und der daselbst in den Namen der sogenannten Bamberger Höfe noch heute fortlebt[2].

Wenn die Sachsenkaiser bei ihren Römerzügen den durch Bünden führenden Straßen durchaus den Vorzug gaben, so treten diese Linien in der ganzen folgenden Zeit jedoch weit zurück hinter der Brennerstraße, die von den fränkischen Kaisern und den Hohenstaufen weitaus am häufigsten für ihre Reisen nach und von Italien benutzt worden ist. Schon hierdurch wird nun aber auch der enge Zusammenhang verständlich, in dem während jener Zeit die an dieser Straße sitzenden Gewalten mit dem Reichsoberhaupt standen, und insbesondere dasjenige Ereignis, mit dem sich jene Epoche einleitet und das für Tirol nicht mit Unrecht, wie die Freiheitskämpfe der Urkantone für die Schweiz oder die Beschränkung Heinrichs des Löwen auf Braunschweig-Lüneburg für Hannover, als fester Ausgangspunkt seiner Geschichte angesehen werden kann. Es ist dies jene Maßregel Kaiser Konrads II., des ersten Saliers, vom J. 1027, als dieser dem Bischof Ulrich II. von Trient — man beachte den deutschen Namen — die Grafschaft Trient und diejenige im Vintschgau, dem Bischof Hartwig von Brixen dagegen diejenige im Eisaktal und diejenige im Unterinntal verlieh[3], wie dieser Vorgang hinsichtlich des Überganges der Grafschaft im Vintschgau an Trient auch noch deshalb be-

[1] Kr. S. 72,84. [2] Carinthia 1906. S. 46. [3] W. S. 86; Ju. S. 279, 306.

merkenswert ist, weil, wie man sieht, Chur dabei leer ausging und damals also hier Trient diesem äußerlich den Rang abgelaufen hat[1]). So reichte jetzt die weltliche Herrschaft Trients südlich von Riva am Gardasee bis nördlich nach Bozen und nordwestlich sogar bis Pontalt im Engadin, diejenige Brixens dagegen von Waidbruck bis Brixlegg im Unterinntal, Gebiete, die, wenn man sie zusammenfaßt, den Kern des heutigen Tirols ausmachen. Alles dieses Land geht jetzt definitiv den alten deutschen Stammesherzogtümern, Schwaben so gut wie Kärnten, besonders aber Bayern verloren, um an die hier heimischen Dynasten zu fallen und in deren Händen nun ein halbes Jahrtausend hindurch seine besonderen Schicksale zu erleben.

Das Bistum Brixen und das Patriarchat Aquileja unter Heinrich IV.

Die enge Verbindung zwischen der Krone und den Machthabern an der Brennerstraße ebenso wie der Einfluß der letzteren auf die Geschichte des Reiches selbst erreicht nun aber seinen Höhepunkt gerade in einer der folgenschwersten geschichtlichen Epochen, unter Heinrich IV., dem vielleicht mehr als jedem anderen der deutschen Herrscher des Mittelalters äußerlich und innerlich die bewegtesten Schicksale beschieden waren. Auch der kühle Beobachter mußte es, als vor einigen Jahren im Dome zu Speier die Reste der dort bestatteten deutschen Könige an das Tageslicht gezogen wurden, als ein auffallendes und ergreifendes Vorkommnis empfinden, daß man bei dieser Gelegenheit gerade die Hand Heinrichs IV. allein noch mit einem kostbaren Bischofsring geschmückt fand, jenem Symbol, durch das bei dessen Lebzeiten das ausschließliche Recht des Königs auf die Ernennung und Bestätigung der Bischöfe seinen Ausdruck fand. Der Kampf um dieses Recht mit allem, was damit zusammenhängt, hat das Leben jenes Herrschers verschlungen, und er selbst den Anspruch auf dieses Recht mit in das Grab genommen, aber auch heute noch in der Gegenwart bleiben die Folgen der Tatsache bestehen, daß ebensosehr die Kirche wie die deutsche Fürstenmacht aus jenem Kampfe als Sieger hervorgingen.

Vor allem den Bischof Altwin von Brixen, der, wie wir wissen, damals ein mächtiger Reichsfürst war, finden wir jetzt als einen der energischsten und überzeugtesten Anhänger des deutschen Königtums und zugleich als Haupt der Opposition gegen Papst Gregor VII. Es ist niemals, und am allerwenigsten in jenen Zeiten des Mittelalters so gewesen, daß der Einzelne ein ganz unabhängiges Wesen von seiner Heimat, seiner persönlichen Umgebung und dem Milieu, in das er gestellt war, hätte entwickeln können, und daher muß auch zu dieser halb hochstrebenden halb aufdringlichen Rolle, in der sich jener Bischof von Brixen damals bewegte, ein besonderer Unterton vorhanden gewesen sein. Rasch und sicher hatte dieses Bistum in der vorangegangenen Zeit eine Stufe der Macht nach der anderen erklommen, bis zu der höchsten, als der Bischof Poppo von Brixen von Kaiser Heinrich III. zum römischen Papst selbst bestimmt worden war. Dieser, der einem der ersten bayrischen Geschlechter angehörte und sich

[1]) Vgl. Anh. 16.

als Papst Paschalis II. nannte, starb aber bereits drei Wochen nach seiner Weihe (1048), und unmittelbar unter seinem Nachfolger, Leo IX., setzte nun jene gewaltige Tätigkeit Hildebrands ein, der damals überhaupt eine ganz neue Weltanschauung vertrat, der im besondern aber auch, wenn er zum Siege gelangte, den Brixener Kirchenfürsten ihre hochstrebenden Ziele für immer versperren mußte. Es ist also wirklich der heiße Odem der menschlichen Leidenschaft, der uns hier entgegenweht, und die tiefste Enttäuschung des menschlichen Ehrgeizes, durch die sich jenes Verhalten des Bischofs Altwin von Brixen unter Heinrich IV. am besten erklären läßt.

So konnte Brixen zum Sitz jener Kirchenversammlung werden, die es auf sich nahm, Gregor VII. abzusetzen und einen neuen Papst an dessen Stelle zu erwählen, wenn es auch richtig ist, daß bei der Wahl dieses Ortes Gründe der Zweckmäßigkeit mitgesprochen haben werden, da jene Versammlung selbst neben sieben deutschen vor allem aus neunzehn italienischen Bischöfen gebildet wurde, die sich hier auf halbem Wege trafen. Es war zur Sommerszeit, zur schönen Sommerszeit, Ende Juni 1080, als sich Heinrich mit seiner Gemahlin hier aufhielt, nach Otto von Freising „in Brixinora, einer Stadt Bayerns, mitten in den Pyrenäen, nicht weit vom Trienter Tal gelegen"[1]), oder, wie ein anderer mißgelaunter oder mißwollender Zeitgenosse sagt, an einem kleinen Orte, wo die Grenzen Deutschlands und Italiens nahe rücken, zwischen hohen Felsen, wo ewig Hunger und Kälte herrschen und das Christentum kaum noch bekannt ist[2]). Die anwesenden Kirchenfürsten selbst aber stammen aus Utrecht ebenso wie aus Mailand, aus Ravenna wie aus Brandenburg, während es für uns besonders in Betracht kommt, wenn wir hier unter den entschlossenen Anhängern Heinrichs auch die Bischöfe von Bamberg, Freising und Chur sowie den Patriarch von Aquileja wiederfinden, und wie dann auch die praktischen Folgen der treuen Parteinahme des Bischofs von Brixen dadurch in die Erscheinung traten, daß diesem zehn Jahre später (1091), nach dem Aussterben der alten im Pustertale heimischen Dynasten, deren Gebiet, die Grafschaft im Pustertal, von Heinrich IV. verliehen wurde[3]).

Als die deutschen Fürsten im J. 1077 die direkt von Deutschland nach Italien führenden Alpenstraßen gesperrt hatten, sah sich Heinrich IV. auch bei seiner Rückreise nach Deutschland gezwungen, einen Umweg, diesmal in weitem Bogen über die Ostalpen, zu machen. Nach seiner Abreise von Canossa befand sich Heinrich am Palmsonntag zu Verona, zu Ostern bereits im Gebiet von Aquileja, und hier war es, wo er in dem damaligen Patriarchen Sieghard, der bisher durchaus auf der Seite Gregors gestanden hatte, plötzlich einen treuen Anhänger gewann; wie man überhaupt beobachten kann, daß dieser Herrscher überall dort, wo er selbst zugegen war, die Geister auf seine Seite zu ziehen vermochte, und man daher die Macht, die von dessen Persönlichkeit ausging,

[1]) O. F. S. 15. [2]) Gi. III. B. S. 502, 1147. [3]) Ju. S. 306.

die Liebenswürdigkeit, die er spielen lassen konnte, nicht gering einschätzen darf. Damals verlieh Heinrich dem Patriarchen drei Markgrafschaften, Friaul, Krain und Istrien[1]), während er nun selbst, von Sieghard geführt und geleitet, den Weg nach Regensburg offen fand. Der Kaiser ist damals wohl kaum anders als über den Pontebbapaß und dann über einen der Tauernpässe gezogen[2]), und auch Altwin von Brixen hat ihm bereits bei dieser Reise seine Dienste geleistet. Besonders aber Sieghard entwickelte jetzt auch weiterhin eine auffallende Energie für Heinrichs Sache[3]); denn sobald Heinrich Bayern betreten hatte, kehrte jener selbst sofort nach Aquileja zurück, um dem König von dort neue Hilfskräfte zuzuführen, mit denen er nun auch bereits im August desselben Jahres wieder in Regensburg anlangte. Für die aufgeregten Gemüter der damaligen Zeit aber mußte es ein erschütterndes Schauspiel werden, als er und eine Anzahl seiner Begleiter hier kurz nach ihrer Ankunft in Wahnsinn verfielen und eines plötzlichen Todes starben.

Übersicht des kirchlichen Besitzes in den Alpenländern.

Es ist eben das ausgehende elfte Jahrhundert, in dem dies geschah, als in Deutschland und Italien der Höhepunkt in dem Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum herannahte und zugleich in ganz Mitteleuropa die Macht der Kirche durch den ersten der Kreuzzüge in gewaltigen äußeren Ereignissen zum Ausdruck kam, eine Zeit, in der, nur einmal so ausgeprägt in der Geschichte Europas, das religiöse Empfinden alles Leben der armen Menschheit bis in seine tiefsten Verästelungen und alle seine Äußerungen im Wachen und Schlafen durchdrungen hatte. Zu dieser ganzen Atmosphäre liefert es nun aber auch eine passende Illustration, daß zu derselben Zeit auch in den Alpenländern die Macht der Kirche ihren Höhepunkt erreicht hat, nicht nur in kultureller Beziehung, sondern auch in der Weiterentwickelung derselben, in der Ausdehnung der geistlichen Herrschaften, in dem Umfang des politischen Einflusses und des materiellen Besitzes, und daß die weltlichen Dynasten jetzt tatsächlich durchaus in die zweite und dritte Linie zurückgedrängt sind. Es ist gewiß richtig, daß dieser Zustand von den deutschen Herrschern mächtig gefördert worden ist; möglich geworden ist er aber doch nur deshalb, weil auch damals noch in den Alpenländern jene Kräfte nachwirkten, mit denen die Kirche hier vorher den ersten Anstoß zu einem ganz neuen Kulturleben gegeben hatte.

Wenn wir es nunmehr zusammenfassen, zu welcher Ausdehnung und zu welch' großer Selbständigkeit damals der kirchliche Besitz in den Alpenländern gelangt war, so fällt dabei sofort der Unterschied zwischen den Westalpen und dem übrigen Alpengebiet in die Augen. In dem kleineren westlichen Flügel der Alpen, den man jetzt zunächst mit Recht als den burgundischen bezeichnen kann, tritt jene Entwickelung überall viel weniger hervor; hier haben die burgundischen Könige, lediglich deshalb, weil sie auf einen kleinen Kreis beschränkt waren, und dann deren Rechtsnachfolger, die im Schatten des Montblanc sitzenden

[1]) Gi. III. B. S. 442. [2]) W. P. S. 22. [3]) Gi. III. B. S. 443, 449.

Grafen von Savoyen, so gut wie die Markgrafen von Susa und Ivrea, die politische Macht selbst nicht aus der Hand gelassen, wie dies auch an der wichtigsten Alpenstraße in jenem Gebiete, am Gr. S. Bernhard, mit aller Deutlichkeit zu erkennen ist. So günstig Lausanne auch für den Verkehr des Mittelalters gelegen und so fest auch die Abtei S. Maurice in die nördlichen Türangeln der Walliser Pässe eingelassen war, so treten doch ebensosehr die Bischöfe jener Stadt wie die Äbte dieses Platzes zurück hinter der sicheren Stellung, die das Haus Savoyen im Chablais besaß und der Vogtei, die es über S. Maurice selbst ausübte[1]). Die einzigen Kirchenfürsten, die hier wirklich eine politische Machtstellung besessen haben, sind die Bischöfe von Sitten gewesen, denen Rudolf III. von Burgund im J. 999 die Grafschaft im Wallis verliehen hatte, und deren Gebiet auch anfangs bis dicht an die Linie des Gr. S. Bernhard heranreichte. La Batiaz oberhalb Martigny, ein Punkt, wie er auch in den Alpen beherrschender kaum gedacht werden kann, ist dort von jenen Bischöfen erbaut worden. Aber gerade an dieser begehrenswerten Seite bekamen sie die Konkurrenz von Savoyen bald derart zu fühlen, daß sie seit dem dreizehnten Jahrhundert nur auf das eigentliche Wallis beschränkt blieben. Auf diesem Boden vermochte dann aber das Bistum Sitten den von Westen kommenden Ansprüchen um so erfolgreicher entgegenzutreten, indem es die Kräfte des Widerstandes von der entgegengesetzten Seite holte, und die sieben Zehnten d. h. die deutschen Gemeinden im Haupttal des Oberwallis sind es gewesen, die im Mittelalter den festen Rückhalt für die Machtstellung der Bischöfe in Sitten abgegeben haben.

Je weiter wir aber nach Osten gehen, um so umfangreicher und fester begründet zeigt sich nun überall im Bereich der Alpenländer der politische Einfluß der Kirche. Wie Brixen, so verdankt auch das Bistum Basel seine Bedeutung nur den deutschen Herrschern, und diese Stadt selbst wieder ihre Neugründung und Befestigung nur ihren Bischöfen. In deren östlicher Nachbarschaft ist es dann besonders die Fraumünsterabtei zu Zürich, deren Besitz sich weit und breit ringsherum und bis hoch in die Urner Berge hinauf erstreckte, während auch sonst alle jene Ausstrahlungspunkte der kirchlichen Kultur, die vorher hier eingepflanzt worden waren, Engelberg, Einsiedeln und nicht zuletzt S. Gallen ihre Machtstellung nun auch nach der politischen Seite hin ausgebaut hatten, eine Entwickelung, die in diesem Falle freilich in geschichtlichen Ereignissen deshalb nicht in die Erscheinung treten konnte, da auch damals noch die Zentralschweiz dem Weltverkehr ganz abgewendet lag.

Und wenn dann weiter ostwärts alle die bodenständigen Bistümer im Gebirge zu mächtigen Reichsfürstentümern emporwachsen, so erscheinen neben diesen doch auch noch viele andere, fremde und einheimische, die gleichfalls hier mit in die Schüssel gegriffen haben. So erstreckten sich die Güter von Disentis bis herab zum Langensee, und noch umfangreicher finden wir solche

[1]) Schu. S. 211.

von Reichenau in einer ganzen Anzahl Orte am Comersee vertreten[1]). Das Bistum Augsburg hatte Besitz ebensogut am nördlichen Alpenrand, in Füssen, wie tief in den Seitentälern des Eisak[2]), Bamberg in der Gegend von Kitzbühel[3]) und das „gar arme" Bistum Regensburg im Unterinntal, in Kufstein und Rattenberg, und im Brixental. Diese letzteren Punkte waren eine besonders alte Erwerbung der Regensburger Bischöfe, die diese zum Teil bereits im J. 902 an sich gebracht hatten, und die sie auch bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein gegenüber Bayern und Salzburg glücklich festzuhalten wußten[4]). Aber auch die altbayerischen Klöster haben sich wie ein dichter Schwarm dieser Bewegung angeschlossen und sich, eines wie das andere, ihren Salzanteil zu Reichenhall, ihre zinspflichtigen Höfe und Hufen im Gebirge oder ihre Weingüter im Etschland gesichert; der Flachsbau, der heute in Innertirol betrieben wird, rührt noch aus jenen Zeiten her, als das Kloster Frauenchiemsee dort Besitzungen hatte[5]).

Unter allen diesen verdient nun aber der Besitz Freisings eine besondere Aufmerksamkeit. Wenn dieses Bistum unter Heinrich II. auch in den Ostalpen seinen Anteil erhielt, so ist es doch im heutigen Tirol noch viel früher und an so zahlreichen und wichtigen Punkten auf dem Platze wie keine andere dieser auswärtigen kirchlichen Instanzen, derart, daß zu Zeiten selbst die einheimischen kirchlichen Gründungen, vor allem Brixen, ihre liebe Not gehabt haben mögen, neben diesem fremden Gast ihr Hausrecht erfolgreich zu wahren. Schon im achten und neunten Jahrhundert finden wir den Einfluß oder den Besitz Freisings bei Meran und bei Partenkirchen, im Pustertal (Innichen) und im Drautal (S. Peter im Holz), und um die Wende des Jahrtausends noch dazu im Bozner Talkessel und an den beiden Ufern des Eisak, in Groeden und Tiers und gegenüber in Barbian, vertreten[6]). Trotzdem hat gerade das Wirken dieses Bistums in den Alpen nur ganz geringe Spuren hinterlassen, weil ein solch' zerteilter und verstreuter Same viel schwerer Boden schlagen konnte, und so vermag man auch in Freising selbst heute besonders mächtig und eindrucksvoll etwas von dem gewaltigen Wechsel der Zeiten zu spüren, wenn man die alten unscheinbaren kirchlichen Gebäude daselbst und das Bild der stillen Landstadt mit der Bedeutung und dem Machtkreis in Vergleich stellt, dessen Mittelpunkt vor einem Jahrtausend hier zu finden war.

Die Stellung des Erzbistums Salzburg im Mittelalter.

Am mannigfaltigsten und umfangreichsten zeigt sich nun aber der kirchliche Besitz in den Ostalpen, und zwar schon deshalb, weil hier das Gebirgsland selbst räumlich am ausgedehntesten ist; doch hat dieser östlichste Teil der Alpen auch darin seine Besonderheit, weil hier eine einzige bodenständige kirchliche Gründung von Anfang bis zu Ende und ganz aus eigener Kraft weit über alle anderen hervorragt. Es kann diese nur Salzburg sein, dem die Natur dadurch, wie sie das ganze Flußgebiet der Salzach südlich ihm angliederte, eine Stellung

[1]) Schu. S. 65. [2]) N. A. S. 92. [3]) Schw. S. 78. [4]) Schw. S. 47 f., S. 85. [5]) Ju. S. 303 f.
[6]) Ju. S. 302; Kr. S. 48; N. A. S. 57, 90; Atz. S. 221.

verliehen hat, die sich jedem geschichtlichen Wandel anzupassen vermag, und auf diese ist es daher auch zurückzuführen, daß die Salzburger Geschichte stets mit besonderem Maße gemessen werden muß, und daß so auch die Politik dieses Hochstiftes im Mittelalter ganz selbständige Bahnen einschlagen konnte. Tatsächlich hat es ein ganzes Jahrtausend hindurch, seit den Zeiten der Agilolfinger, eine wirkliche Salzburger Geschichte gegeben, die auch dann noch zu Recht bestand, als die anderen geistlichen Gewalten in den Alpen längst den weltlichen Machthabern Platz gemacht hatten. Aber schon die Lage Salzburgs inmitten der Machtverhältnisse des Mittelalters, seine Rivalität zu Bayern, und nicht minder zu dem benachbarten und stets mit der Reichsgewalt verbündeten Brixen, mußte hier den Reiz der Gegenwirkung hervorrufen und jenem selbst die entgegengesetzte Bahn vorzeichnen, die in nichts anderem bestehen konnte als in der festen Anlehnung an die Kurie, so daß die Funktion eines Legaten des apostolischen Stuhles, die damals die Salzburger Erzbischöfe innehatten, hier wirklich in Taten umgesetzt worden ist.

Die Zeiten der alten deutschen Kaiser bis zu Friedrich Barbarossa sind auch die Glanzzeit der Salzburger Geschichte, während der dieses immerhin mehr abseits gelegene Bistum seinen Besitz ungestört und stückweise über die ganzen Ostalpen und bis hart an die ungarische Ebene ausdehnte, während der aber auch jeder derartige Machtzuwachs zugleich eine dauernde Erwerbung für die abendländische Kultur in sich schloß. Schon im neunten Jahrhundert treffen wir Salzburger Besitzungen an der Mur und Mürz, im Lavanttale, in Hoch-Osterwitz, in Maria-Saal, bei Drauhofen und selbst dicht an der ungarischen Grenze, in Steinamanger[1]). Ein reicher und folgenschwerer Zuwachs fällt dann weiter in die Mitte des elften Jahrhunderts, als eine in Kärnten und in der Steiermark begüterte Gräfin Hemma dadurch den Namen einer Heiligen erwarb, daß sie ihr gesamtes großes Erbe kirchlichen Stiftungen überließ[2]). Aus diesem ist damals zunächst das Stift zu Gurk entstanden, wo 1042 Erzbischof Balduin von Salzburg den Dom eingeweiht hat, während die benachbarte Grafschaft Friesach, die von der alten über den Neumarkter Sattel laufenden Verkehrsstraße durchzogen wird, aus der gleichen Erbmasse an Salzburg selbst fiel. Andere in der Steiermark gelegene Teile dieses Erbes wurden dann später für Erzbischof Gebhard von Salzburg die Veranlassung zur Gründung von Admont, einer Kolonie von Mönchen aus S. Blasien im Schwarzwald, die nun im Ennstal und ringsherum, und selbst südlich bis nach Graz hin, eine wichtige Ansiedelungstätigkeit entwickelten[3]). Überhaupt übte gerade damals in jenen Grenzgebieten gegen Osten, besonders in der südlichen Steiermark, Salzburg seine Mission am kräftigsten und folgenreichsten aus; so ließ im J. 1135 Erzbischof Konrad I. hier in Pettau, Reichenberg und Leibnitz starke Burgen zum Schutze gegen Ungarn aufführen, von denen besonders letzteres außerordentlich oft auch als Aufenthaltsort der Erzbischöfe genannt wird[4]).

1) Kr. S. 48. 2) Kr. S. 71. 3) Kr. S. 75. 4) Oe. II. S. 269.

Jener Erzbischof Gebhard ist es nun aber auch, unter dem die eigenartige Stellung Salzburgs innerhalb der Reichspolitik am allerdeutlichsten hervortritt, der seine ausgreifende Tätigkeit nicht unter dem Schutze, sondern im Gegensatz zu der Krone durchführte, er wohl auch eine jener feurigen Naturen, an denen jene Periode so reich ist, in Energie ein Ebenbild, in Gesinnung und Streben dagegen ein Gegenstück zu seinem Nachbar Altwin in Brixen und so ein entschiedener Gegner Heinrichs IV.[1]). Besonders im J. 1085 war er der Wortführer der Gregorianischen Partei auf den Reichsversammlungen zu Berka und Quedlinburg[2]), und es hat weiterhin etwas für sich, daß auch die Burgen, die er eigens errichten ließ, mit der Feindschaft gegen Heinrich IV. in direktem Zusammenhang stehen. Wir wissen, daß es diesem gelungen war, im April 1077 von Aquileja binnen wenigen Tagen nach Regensburg zu gelangen, eine Route, die daher zuletzt ein Passieren des Salzburger Gebietes sehr wahrscheinlich macht. Wenn wir nun aber sehen, daß Erzbischof Gebhard im Sommer desselben Jahres sich nicht allein in Salzburg selbst, sondern ebenso bei Friesach wie auch bei Werfen im Salzachtal zu gewaltigen Burgbauten entschloß, so läßt sich jene Maßregel wirklich gerade so an, als ob sie vorgenommen wurde, um einen Durchzug, den man vorher nicht hatte hindern können, für die Zukunft unmöglich zu machen[3]).

Der selbständige Zug der Salzburger Geschichte berechtigt uns nun auch, sie bereits an dieser Stelle bis in die Zeiten zu verfolgen, als die Macht der kirchlichen Dynasten in den Alpen schon überall im entschiedenen Niedergang begriffen ist. Genau ein Jahrhundert später, unter Friedrich Barbarossa wiederholte sich zunächst genau derselbe Gegensatz zwischen der Krone und dem Salzburger Erzstift. Damals war es Erzbischof Konrad, der Oheim des Kaisers selbst, der ebenso wie sein Vorgänger Gebhard dem von dem Kaiser eingesetzten Papst Paschalis III. die Anerkennung versagte und treu bei dem „Kardinalpriester Roland“, Alexander III., ausharrte, ein Verhalten, das diesmal jedoch für das Salzburger Erzstift verhängnisvoll werden sollte, weil deshalb der Erzbischof selbst vom Kaiser geächtet und dessen Gebiet planmäßig verheert und verwüstet wurde, wobei besonders auch fast die ganze Stadt Salzburg selbst in Flammen aufging (5. April 1167)[4]).

Jene große Katastrophe, als der Kaiser und bezeichnenderweise mit besonderem Eifer die dem Erzstift benachbarten weltlichen Dynasten über Salzburg herfielen, hätte damals in noch viel stärkerem Maße auf dessen ganze Machtstellung nachteilig einwirken müssen, wenn dem Erzstift nicht wiederum der Sturz Heinrichs des Löwen Luft gemacht hätte, der um ein Jahrzehnt später eintrat und zugleich eine Schmälerung der bayrischen Herzogsgewalt im Gefolge hatte. Immerhin ist jedoch seit jenem Zeitpunkt eine Einbuße in der alten

---

[1]) Dies erkennt man besonders daran, daß ihm der Chronist von S. Blasien so großes Lob spendet. [2]) Gi. III. B. S. 603 f. [3]) Oe. II. S. 272, 275. [4]) Gi. V. B. S. 501 f.

hervorragenden Rolle nicht zu verkennen, die Salzburg bis dahin in der großen Politik und nach Osten hin eingenommen hatte, wie diese Erscheinung im kleinen auch dadurch illustriert wird, daß das Stift Berchtesgaden, das solange es existierte stets die begehrlichen Blicke ebenso Salzburgs wie Bayerns auf sich lenken mußte, gerade im J. 1189 eigene Gerichtsbarkeit erlangen konnte. Die Entwickelung des Erzstiftes schwenkt jetzt ganz ausgesprochen in die Bahn ein, die ihm durch die natürliche Lage Salzburgs fest vorgezeichnet war, in den Ausbau der Territorialmacht und in die Festhaltung der geographisch von ihm abhängigen Gegenden, die dann in ihrer Summe bis zum Ende des alten deutschen Reiches das Gebiet dieses Staates ausmachten. Stationen auf diesem Wege sind im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Erwerbung des „herrlichen Gutes Reichenhall“[1]), 1228 die Erwerbung von Mittersill und 1297 diejenige von Gastein (Kastaun), sowie 1295 die Zerstörung der Salzwerke von Hallstatt durch Erzbischof Konrad IV. von Vonstorf, weil diese mit dem zu Salzburg gehörigen Hallein zu rivalisieren wagten.

Das Patriarchat Aquileja.

Die gleiche Rolle, die Salzburg seit dem Beginn des Mittelalters in den nördlichen Ostalpen eingenommen hat, hätte in demselben Maße im Süden des Gebirges dem Patriarchat Aquileja zufallen müssen. Während sich aber Salzburg in dieser Bestimmung tatsächlich lange Jahrhunderte hindurch und bis an die Pforten der neuesten Zeit auslebte, ist jenes Patriarchat, dessen Machtansprüche hier an der südlichen Seite der Alpen ursprünglich viel älter und viel umfangreicher als diejenigen Salzburgs waren, bereits während der letzten Periode des Mittelalters vollständig von der Bildfläche verschwunden und sein Name daher heute schon längst nichts als ein historischer Begriff. Für die Veranschaulichung der Tatsache, zu welch’ gewaltigem Machtbesitz die Kirche im Anfang des zwölften Jahrhunderts gelangt war, wirkt es aber nur um so eindrucksvoller, wenn wir in jenen Zeiten auch Aquileja die führende Stellung in den südlichen Ostalpen einnehmen sehen. Die ersten Rechtstitel Aquilejas nach Osten hin treten 1001 hervor, als Otto III. dem Patriarchen Johannes, an dieser Stelle zur Entschädigung für die „durch die Wut der Ungarn“ erlittenen Einfälle, bei Salcano und Görz Besitz verleiht[2]); unter dem Patriarch Poppo kommen dann Güter am Isonzo und an der Piave und vor allem auch in Krain hinzu, während wir den Höhepunkt dieser Entwickelung in Gestalt jener Verleihungen Heinrichs IV. an das Patriarchat schon kennen gelernt haben (1077). Auch unter den folgenden Patriarchen, Heinrich und Udalrich, bleibt dieser Besitzstand Aquilejas südlich und nördlich der Julischen Alpen überall erhalten, so daß damals neben dem heutigen Friaul besonders ein großer Teil des heutigen Krain volles Eigentum dieses Patriarchates gewesen ist[3]). Nicht minder wichtig und bezeichnend ist es aber, daß auch diese Macht hier ihre Kulturaufgaben nicht außer acht ließ; die Abtei Rosazzo südlich Cividale, die mit Mönchen aus S. Gallen bevölkert

[1]) Alt. S. 7. [2]) Kr. S. 86. [3]) Kr. S. 85.

wurde[1]), Mosach in Friaul und das Chorherrenstift Eberndorf in Unterkärnten sind Beispiele hierfür, während die Gründung eines Hospizes auf dem Loiblpaß im J. 1239 wohl zeitlich und räumlich den weitesten Punkt bezeichnet, bis zu dem jener Einfluß Aquilejas jemals gelangt ist.

Besonders häufig kehrt nun auch in dem Leben der Patriarchen Aquilejas die Beobachtung wieder, daß sie den deutschen Herrschern besonders nahe gestanden haben und an den das Reich bewegenden Ereignissen beteiligt gewesen sind. Der durchaus deutsche Charakter des Patriarchates mag hierzu beigetragen haben; der Hauptgrund liegt aber auch hier in der natürlichen Verwandtschaft zwischen der Krone und den geistlichen Kirchenfürsten, auf die gerade Aquileja bei der Verteilung der damaligen Machtverhältnisse, bei seiner Feindschaft zu seinem alten Gegner Rom und zu seinem jungen Gegner Salzburg, und zuletzt bei seiner Rivalität zu dem dicht neben ihm aufstrebenden Venedig, gebieterisch hingewiesen wurde. Die Vermittlerrolle, die das Patriarchat aber eben infolge dieser Sachlage zuweilen einnehmen konnte, tritt hervor 1037, als Erzbischof Aribert von Mailand nach seiner Empörung gegen Konrad II. dem Patriarch Poppo in Gewahrsam gegeben wurde[2]), dann dadurch, daß der Patriarch Udalrich von Eppenstein 1105 in Quedlinburg Heinrich IV. mit seinem Sohn zu versöhnen suchte[3]), und besonders 1160 unter Friedrich I. vor Crema, wo der Patriarch Peregrin zwischen dem Kaiser und den Belagerten erfolgreich vermittelte[4]). Auch an einem der schwersten Schicksalstage des alten deutschen Reiches und ganz inmitten deutscher Tannenwälder stand der Patriarch von Aquileja, Gotebold, dicht neben dem Kaiser, am 5. Oktober 1056, als Heinrich III. auf seiner Pfalz Botfeld im Harz plötzlich vom Tode ereilt wurde[5]).

Die kirchlichen Gewalten im Innern der Ostalpen.

Aber auch der Besitz der fremden kirchlichen Gewalten hat in den Ostalpen eine besonders lange Dauer gehabt. Es will immer etwas bedeuten, wenn die Stadt Bischoflaak, die tief in Krain und länderweit von Freising entfernt liegt, von 994 bis 1802 in der Hand dieser Bischöfe geblieben ist. Noch viel mehr aber hat es damals Bamberg verstanden, sich einen geschlossenen Machtkomplex zu schaffen, und zwar an einer besonders wichtigen Linie, entlang der über den Pontebbapaß führenden Straße. Hier ist schließlich das Herrschaftsgebiet Bambergs von Villach aus bis zur Paßhöhe und so bis unmittelbar an die Grenzen des Patriarchates Aquileja vorgedrungen. Auf Villach folgte hier bis zum jenseitigen Abhang des Gebirges, bis Pontafel selbst, ein bambergischer Ort und ein bambergisches Schloß nach dem andern[6]). Auch das bayrische Kloster Oetting hatte sich hier in der bambergischen Nachbarschaft festgesetzt; es besaß Gebiet am Ossiacher See, ein Erwerb, der schon aus den Zeiten der Karolinger stammte und gleichfalls aus nichts anderm als aus der Schenkung eines königlichen Pfalzhofes (Treffen) hervorgegangen war[7]). Von den in zweiter

[1]) Kr. S. 88. [2]) Gi. II. B. S. 321. [3]) Hildesheimer Jahrbücher. J. 1105. [4]) Ra. S. 186. [5]) La. S. 40. [6]) W. P. S. 34 f. [7]) Kr. S. 48. A. 110.

Linie stehenden bodenständigen kirchlichen Gewalten aber finden wir hier als ältestes das Stift zu Gurk, das sich bald zum Bistum auswuchs und dessen Besitzungen sich nicht nur in Kärnten sondern später auch in Krain und in der Steiermark ausbreiteten, während die Bischöfe selbst zumeist in Weitenstein residierten[1]). Später als dieses, erst in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sind dann hier auch noch die Bistümer Seckau und Lavant, beide auf Veranlassung von Salzburg entstanden; den Kern von Lavant bildete die Herrschaft S. Andrae im Lavanttale, Seckau war dagegen besonders im Innern der Steiermark begütert[2]).

Die letzten Nachwirkungen der Herrschaft der Kirche in den Alpen.

Und so lassen sich auch heute noch, wenngleich in schwachen Umrissen, da und dort in den Alpen die geschichtlichen Wirkungen jener kirchlichen Politik erkennen, wie sie einst auf der Höhe des Mittelalters hier schalten und walten konnte. Es ist schon gesagt worden, daß das Deutschtum im Oberwallis und ebenso die Latiner in Bünden von den Kirchenfürsten bewußt gestützt worden sind, in deren Machtgebieten jene Bevölkerungsteile gelegen waren. Auch bei Trient läßt sich Ähnliches beobachten, als dieses im späteren Mittelalter, um sich den Eingriffen Venedigs zu entziehen, Maßregeln traf, die dem Fortschritt des italienischen Volkstums innerhalb seiner Grenzen nichts weniger als Vorschub leisteten, wie auch das von Venedig in gleicher Weise bedrängte Patriarchat Aquileja sicherlich keinen Grund gehabt hat, dem Fortbestehen der furlaner Sprache entgegenzutreten, die nun heute noch in weitem Bogen am Rande von Nordostitalien gesprochen wird. Auch im Innern Tirols kehren solche Andeutungen wieder; denn es bleibt immerhin beachtenswert, daß die Reste des Latinismus sich in der unmittelbaren Nachbarschaft von Brixen viel stärker konserviert haben als z. B. in der Umgebung von Meran, wo die Macht des Landesfürstentums sich viel früher und energischer durchsetzte. Überhaupt zeigt das Kulturbild in der Mitte und in dem nördlichen Teil der Alpen gerade dort, wo die Kirche am längsten ihre politische Macht behauptete, auch heute noch einige leise Züge, die allein davon herrühren, daß die Kirche später hier, um ihren Besitz zu sichern, bewußt den nördlichen Einflüssen entgegenarbeitete, den südlichen dagegen ungehindert Eintritt verschaffte. So ist Villach ebensoweit von Italien entfernt wie Bozen oder Luzern und hat trotzdem, weil es lange in geistlichem Besitz blieb, in seiner Bauart einen durchaus südlichen Charakter, und dieselben Kulturbeziehungen lagern auch jetzt noch über der Landschaft von S. Gallen, Berchtesgaden und Salzburg, wenn sich die Kuppeln der dortigen Kirchen vom Abendhimmel abheben.

Das Aufkommen der weltlichen Gewalten.

Der Sieg der Hierarchie über das deutsche Königtum hat die folgenschwere Entscheidung darüber gebracht, daß Deutschland ebensowohl wie Italien auf lange Jahrhunderte für sich allein keine selbständigen und in sich geschlossenen Reiche bilden konnten; er hat aber auch dem Papsttum nichts weniger als einen

[1]) Kr. S. 71 f., 98. [2]) Kr. S. 93.

dauernden Genuß des Sieges verschafft und diesen vielmehr nur einer dritten Gewalt in die Hände geliefert, den jüngeren, im kleineren Kreise gebietenden weltlichen Mächten. Jene neuen Mächte, die nunmehr hervortreten, sind aber weder in Italien noch in Deutschland eine Fortsetzung der alten bodenständigen Gewalten, die vordem gleichfalls den Arm des Königtums geschwächt hatten und von der Kurie in ihrem Kampfe gegen jenes oft genug zu Hilfe gerufen worden waren, sondern es sind ganz anders geartete, mannigfaltige Herrschaftsgebilde, in Italien mehr republikanischen, in Deutschland mehr monarchischen Charakters; sie sind aber sämtlich dadurch bedeutungsvoll, daß sie die Grundlagen der künftigen geschichtlichen Entwickelung Mitteleuropas umschließen, und daß man in ihrem Schoße zum ersten Mal wieder seit den Tagen Karls des Gr. etwas finden kann, das sich zu einem wirklichen Staatenleben zu entwickeln vermag. Die alten deutschen Stammesherzöge und italienischen Markgrafen, die weitgebietenden geistlichen Fürsten im weltlichen Gewande sind durch und durch Produkte des Mittelalters; das, was jetzt allmählig emporkeimt, Savoyen und die Schweizer Eidgenossenschaft, die sich um das Reich und alles was damit zusammenhängt überhaupt nicht kümmern, die Grafen von Tirol, die sich kuckucksartig in dem Nest der Fürstbischöfe von Trient und Brixen ausbreiten, die Republik Venedig, die das Gebiet des Patriarchates Aquileja aufzehrt und den Patriarchen selbst als Oberpfarrer ihrer Hauptstadt endigen läßt, das junge Herzogtum Österreich, dessen Bewohner mit einem bewußten Gegensatz zu ihrem alten Stammland Bayern erfüllt sind[1]), — alle diese Großen und Kleinen bergen in sich ein zukunftsreiches Leben und ragen daher auch fast sämtlich bis an die Schwelle der Gegenwart heran.

Es mag sein, daß ein Herrscher mit überragender Menschenkraft über ein buntes Mosaik von Staaten geraten und der Landkarte plötzlich ein ganz anderes Bild geben kann; die Regel bleibt aber doch, daß ein solcher Umschwung sich in der Stille auf geistigem Gebiet vorbereitet und die alten Zustände zunächst einer langsamen Zersetzung verfallen, und daß die Veränderungen erst dann, nachdem sie auf diese Weise herangereift sind, durch äußere Ereignisse in die Erscheinung treten. Und einen solchen Verlauf haben wir auch hier vor uns; denn die Regierungszeit der Staufer bildet für die Alpenländer in ungefähren Umrissen jene Periode, während der dort unmerklich die Vorherrschaft aller alten Gewalten an Kraft verliert, insbesondere aber auch die politische Macht der geistlichen Fürsten in die ihrer weltlichen Diener hinübergleitet, bis schließlich nach den Anschauungen des Lehnswesens die Herren von den Dienern überwachsen worden sind, oder nach allgemeinen Begriffen das Gesetz des historischen Undanks wieder einmal Recht behalten hat. Dieser Verlauf läßt sich aus unzähligen einzelnen Ereignissen belegen; er läßt sich aber auch schon aus der einfachen Tatsache erkennen, daß wir in den Zeiten der Staufer, in denen

[1]) Vict. S. 184.

die Römerzüge nach wie vor eine geschichtliche Notwendigkeit waren, und der Besitz der Alpenwege auch den Herrschern selbst nichts weniger als gleichgültig sein konnte, doch von jenem Zusammengehen der Krone und der geistlichen Gewalten so gut wie nichts mehr wahrnehmen; je länger je mehr finden sich dagegen jetzt die Beispiele, daß die weltlichen Dynasten aus dem Bereich der Alpen im Gefolge der deutschen Könige zu erblicken sind, und daß sich diese, wenn sie in den Alpenländern ihren Einfluß ausüben wollen, dabei jener und nicht der daselbst heimischen Kirchenfürsten bedienen.

Friedrich Barbarossa und die Alpenländer.

Besonders in dem Leben Friedrich Barbarossas haben sich genug entscheidende und aufregende Begebenheiten während seiner Züge durch die Alpen abgespielt, aber man kann trotzdem nur selten bei ihm Maßregeln begegnen, die dem Bestreben ähnlich sehen, irgendwelchen Einfluß auf die Alpenstraßen selbst auszuüben. Die wichtigsten dieser Art fallen in den Bereich der bündner Pässe, so besonders, um 1157, als Friedrich die Entscheidung traf, daß Chiavenna als eine zu Schwaben gehörige Grafschaft anzusehen sei[1]), und als er im J. 1179 den Bewohnern des oberen Bergell für ihre tapfere Hilfsleistung im Kriege gegen Mailand unter anderm das Recht einräumte, zu Vicosoprano einen Zoll zu erheben[2]), wobei demnach zu bemerken ist, daß durch diese Verfügungen niemand anders als das Bistum Chur hart betroffen werden mußte. Bezeichnend ist es außerdem, daß man jetzt in Friedrichs nächster Umgebung wohl auch noch den Bischof Hartmann von Brixen, viel häufiger aber weltliche Große aus den Alpen, besonders den Grafen Albert von Tirol und den Herzog Heinrich von Österreich antrifft, und auch darin kündet sich die Veränderung der Zeiten leise an, daß dem Bischof Hartmann zwar wegen seiner Gesinnung und Weisheit volles Lob gespendet wird, daß die beiden anderen aber in ganz anderer Weise, als Männer der Tat, bei der Belagerung Mailands (1158) von sich reden machen[3]).

Trotzdem können wir in Friedrich Barbarossa auch von unserem Gesichtspunkt aus ganz und gar den großen Herrscher erkennen, da die zahlreichen Maßregeln zum guten Teil auch noch heute nachwirken, durch die er einst in das Schicksal der östlichen Hälfte der Alpen eingegriffen hat. Die Demütigung des Erzbistums Salzburg ist so nur ein Glied in der Kette der Maßregeln, durch die Friedrich das Reich im Südosten zu festigen suchte, ein Ziel, bei dem er jedoch ebensowenig auf die Hilfe der Kirche oder der alten Stammesherzöge zurückgriff, sondern bei dem er sich jetzt allein der bisher in zweiter Linie stehenden weltlichen Fürsten als Werkzeuge bediente. Der erste Schritt dieser Art geschah bereits 1156, als Heinrich von Babenberg, der damals noch als bayrischer Herzog im großen Stile über Bayern und die Markgrafschaft Österreich zugleich schaltete, Bayern allein an Heinrich den Löwen abgeben mußte, Österreich dagegen nunmehr nicht als Markgrafschaft sondern als Herzogtum mit besonderen Vorrechten verliehen bekam. Es bedarf für uns heute keiner

[1]) Schu. S. 86. [2]) Oe. II. S. 184. [3]) Ra. S. 29, 64f.

Erwähnung, daß diese Vorrechte damals kein Stein anstatt eines Brotes waren, und daß hier ein staatsmännischer Blick Friedrich die Hand führte[1]). Die Maßregeln, die Friedrich später (1180) nach der Ächtung Heinrichs des Löwen traf, waren daher nur die umfangreichen Konsequenzen dieses Vorganges, die mit dem, was von der Vormachtstellung des bayrischen Herzogtums noch übrig geblieben war, gründlich aufräumten. Zugleich wurden von Friedrich damals aber auch diejenigen Dynasten zu Herzögen erhoben, die den übrigen alten Außenbesitz Bayerns innehatten. Es waren dies einmal die Grafen von Andechs, die Herren von Nord- und Mitteltirol, und ebenso die Grafen von Steyer, die den Traungau, also das heutige Oberösterreich, und von dem damaligen Kärnten die sogenannte Kärntner Mark besaßen. Letztere ist jedoch nicht das heutige Kärnten sondern das Land, das dieses nördlich und östlich umschließt und das nach diesen seinen alten Herren noch heute die Steiermark heißt.

So ist jetzt der weltliche Besitz dieser Gebiete ebenso bereits der Kirche fast völlig aus den Händen gewunden, wie vor allem auch für die Herzöge von Bayern definitiv verloren gegangen. Jene Herzöge von Bayern nach altem Schlage hatten vorher zumeist über ein Land geherrscht, in dem die Kräfte, die zur vollen Selbständigkeit strebten, wenig schwächer waren als diejenigen, die es an das Reich zu fesseln vermochten, eine Rolle, wie sie in der modernen Zeit etwa Polen zu Rußland oder Ungarn innerhalb Österreichs einnimmt. Als die Wittelsbacher im J. 1180 Bayern erhielten, war es jedoch nicht das alte weite Gewand Tassilos, das ihnen umgetan wurde, sondern ein engeres mit bescheideneren Rangzeichen. Die folgenden sechs Jahrhunderte, eine Zeitspanne etwa in derselben Länge wie jene vorher, ist daher Bayern auch nur ein Reichsstand, ein Staat wie alle anderen deutschen Staaten gewesen. Die Zeit Napoleons I., der, in der Geschichte Karls des Gr. sehr beschlagen, wohl bewußt die großbayrische Idee wieder aufleben ließ, bedeutet dagegen den Beginn einer neuen Epoche Bayerns; denn das Bayern von 1816 steht innerlich demjenigen vom Jahre 1000 viel näher als demjenigen vom Jahre 1790, und die geographischen, ja selbst die ethnographischen Möglichkeiten, die sich östlich, südöstlich und südlich desselben ausbreiten, sind auch heute noch keine anderen wie vor tausend Jahren. Sie sind aber doch nur wie ein Segel, das nichts ist ohne den Wind, und in das dieser jetzt von der entgegengesetzten Seite hineinbläst.

Die weltlichen Machtkreise. Die Westalpen und die Schweiz.

Es mag daher jetzt am Platze sein, über das ganze Alpengebiet hin die Entstehung der weltlichen Territorien als den die kirchliche Entwickelung daselbst ablösenden Vorgang zu betrachten. In der Provence und in der Dauphinee, die den äußersten Westen der Alpen in sich schließen, haben die einheimischen Fürsten, wie es die seitab gelegene Stellung ihrer Gebiete mit sich brachte, bald eine fast völlige Unabhängigkeit erlangt. Besonders gilt dies von den Grafen von Arles und deren Nachfolgern in der Provence, während den Dauphins,

[1]) Alt. S. 22. Der redselige Abt, der damals überall gut hinzuhören verstand, trifft hier den Nagel auf den Kopf.

deren Namen in anderer Bedeutung, als der Erben Frankreichs, heute noch fortlebt, das Leben anfangs durch die fünf im Lande befindlichen Bistümer und durch die Nachbarschaft Savoyens nicht ganz so leicht gemacht worden ist. Beide Gebiete sind später, die Dauphinee zuerst (1349) und dann auch die Provence (1382) in die Hand Frankreichs hinübergeglitten, so daß die französische Krone, obgleich das französische Volkstum damals bereits auf dem ganzen westlichen Flügel der Alpen geschlossen von Genf bis Nizza herrschte, doch gerade an jener entferntesten Stelle des Gebirges am frühesten Fuß gefaßt hat. An die in dem Mittelpunkt des alten burgundischen Reiches sitzenden Grafen von Savoyen trat dagegen das Schicksal in seiner ganzen Fülle in jenem Jahre heran, als (um 1050) Graf Oddo von Savoyen durch Heirat in den Besitz der Markgrafschaft Turin gelangte. Von dieser Zeit ab treten die Grafen von Savoyen nun auch in der großen Geschichte viel häufiger hervor, an der Seite der deutschen Könige oder als Teilnehmer an den Kreuzzügen, wie die Veränderung, die bei diesem Hause auch innerlich vor sich gegangen ist, sich auch darin zu erkennen giebt, daß seine Mitglieder jetzt nicht mehr deutsche sondern welsche Vornamen aufweisen. Als entschiedener Anhänger Friedrichs II. ist besonders Thomas I. zu nennen, aber gerade daran, daß jene gefährliche Parteinahme für Savoyen selbst einen Machtzuwachs, Chambery, im Gefolge hatte, kann man ersehen, wie gefestigt schon damals die Stellung dieser Dynasten auf ihrem eigenen Grund und Boden gewesen sein muß.

Auch Helvetien, d. h. das Gebiet, das zunächst das Land zwischen dem Jura und der Urschweiz — dieses das nördlichste Stück des alten burgundischen Reiches — und östlich den Zürichgau umfaßte, schließt sich jetzt plötzlich zu dem Machtbereich eines weltlichen Fürsten zusammen. Im J. 1097 wurde dieses Land von Heinrich IV. zu einem Herzogtum gemacht und an Berthold von Zähringen gegeben, eine Maßregel, bei der besonders ihr früher Zeitpunkt wichtig bleibt; denn wenn damals die Zähringer als Vögte über die Fraumünsterabtei in Zürich an des Kaisers Stelle und als Herren des Zürichgaues an die Stelle der Herzöge von Schwaben traten, so ist damit eben bereits jene neue Instanz in das Leben getreten, die später überall den Sieg über die deutschen Stammesherzöge und über Krone und Kirche zugleich davontragen sollte. Man kann ferner bemerken, wie diese Zähringer hier nun auch bald auf dasjenige Mittel verfielen, das von den Landesfürstentümern dann so oft zur Befestigung ihrer Herrschaft und als Gegengewicht gegen einen widerspenstigen Adel angewendet worden ist, auf die Begünstigung des Städtewesens; so ist von ihnen 1178 Freiburg und 1191 Bern gegründet worden. Östlich haben dagegen noch bis zum Ende des Mittelalters S. Gallen und der Bischof von Chur ihre Selbständigkeit behauptet, aber auch hier recken und dehnen jetzt die weltlichen Herren, nördlich die Toggenburger und Montforter Grafen, und südlich die Herren von Vaz, viel unbequemer ihre Glieder.

Tirol. Ein Musterbeispiel für die Art und Weise des Aufkommens der weltlichen Dynasten an Stelle der geistlichen in den Alpen bildet dagegen die Entstehung des Tiroler Landesfürstentums. Die Zustände des Lehnswesens hatten es hier zunächst mit sich gebracht, daß die Bischöfe von Trient und Brixen ihren ausgedehnten Landbesitz wohl oder übel einer zweiten Hand übergeben und an weltliche Große verleihen mußten, und zwar erscheinen als solche Lehnsträger für Trient in der Grafschaft Trient selbst, d. h. im Etschtal von Meran bis südlich Bozen, die Grafen von Eppan, und dann besonders im Vintschgau die Grafen von Tirol, die diesen Namen von ihrem Stammsitze, der am südlichen Eingange jener Grafschaft gelegenen Burg Tirol, führen. Kein anderes Verfahren hatten aber auch die Bischöfe von Brixen eingeschlagen, da diese denselben Grafen von Tirol ihren Besitz im Eisaktale, den Grafen von Andechs dagegen denjenigen im Pustertal und im Unterinntal zu Lehen gegeben hatten. Letztere, damals eines der reichsten Geschlechter der Welt, dessen Besitzungen sich eine Zeit lang von der Adria bis zum sächsischen Erzgebirge hin erstreckten, wurden, wie wir sahen, von Kaiser Friedrich Barbarossa zu Herzögen erhoben und nannten sich nunmehr Herzöge von Meran (Meiranien und Istrien). Dieser Titel rührt demnach von einer Herrschaft an der Adria und keineswegs von dem in den Bergen gelegenen, wenn auch gleichfalls hochfürstlichen Meran her, wie überhaupt, falls ein Zusammenhang dieser beiden Namen und Plätze tatsächlich existiert hat, er doch noch nachgewiesen werden muß[1]). Jedenfalls sind dies alles nichts weniger als übersichtliche Besitzverhältnisse. Aber auch aus der Zeiten Ferne sieht sich alles reiner: sie laufen doch nur auf einen Kampf aller gegen alle hinaus.

In jenem Ringen, in dem die weltlichen Großen gegen die Bischöfe, ebenso aber auch selbst gegen einander drängen und drücken, zeigt sich nun besonders das Geschlecht der Grafen von Tirol von einer ganz ungestümen Lebenskraft. Wahrscheinlich hat diesem auch jener Adalbert, der 1106 die Gesandten Heinrichs V. in Trient aufhob, und sicher jener Albert angehört, der 1158 vor Mailand kämpfte. So haben diese ersten Grafen von Tirol zunächst ihren älteren und vornehmeren Nachbarn, den Grafen von Eppan, den Rang abgelaufen, um sich dann im Verein mit den ihnen verbündeten und verwandten Andechsern auch erfolgreich an ihren Lehnsherren in Brixen zu versuchen. Auch hier hat sich schließlich zu der Tapferkeit und Rücksichtslosigkeit, die damals allein die Tüchtigkeit bedeutete, das Glück gesellt, insofern 1248 nach dem Aussterben der im höheren Range stehenden Andechser deren im heutigen Lande Tirol befindliche Besitzungen durch Erbschaft an jenes Grafengeschlecht kamen, so daß also auch hier bereits in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Umschwung an seinen letzten Konsequenzen angelangt und nunmehr ein weltliches Land Tirol aus der alten geistlichen Schale herausgewachsen ist.

[1]) N. S. 20; Vgl. Anh. 17.

Wie sehr aber dieses Resultat den ausschlaggebenden Kräften der Zeit entsprach, läßt sich daraus erkennen, daß jener Besitz auch weiterhin zusammenhielt, trotz des großen Strebens, das gerade um die Wende des zwölften und bis tief in das dreizehnte Jahrhundert hinein unter den großen Geschlechtern der deutschen Alpen zu beobachten ist, und dem auch jene alten Tiroler Grafen selbst, die Nachkommen Adalberts, wie sie gemeinhin genannt werden, zum Opfer gefallen sind (1253)[1]. Einer einzigen Linie, den Grafen von Görz, gelang es dann, obgleich sie ursprünglich nur auf die Hälfte Anspruch hatte, den ganzen Teil des Erbes weiterzuführen. Aber auch dieser Stamm, der nunmehr als zweite Dynastie das Landesfürstentum tiefer in den Kulturboden Tirols eindrückte, hat sich innerhalb eines Jahrhunderts (1258—1363) auf jenem alle Kräfte anspannenden Schauplatze verbraucht und starb mit Meinhard III., dem jungen Sohn der Margarete Maultasch, aus. Sein hervorragendster Vertreter ist Meinhard II. gewesen (1258—1295), der Gemahl Elisabeths, der Witwe Konrads IV. und Mutter Konradins, ein Mann, der die Tatkraft seiner Vorgänger mit jener kühlen, berechnenden Schlauheit verband, die als Reaktion gegen die Erregheit und die Gedankenfülle der vorangegangenen Epoche ein Merkmal der letzten Jahrhunderte des Mittelalters bildet. Der scharfe Blick Meinhards II. zeigt sich vor allem darin, daß er sich in dem Kampf zwischen dem Böhmenkönig Ottokar und Rudolf von Habsburg entschieden auf die Seite des letzteren stellte und für diese Unterstützung dann auch 1286 Kärnten in seinem heutigen Umfange zu seinem Besitz hinzufügen konnte.

Die Ostalpenländer; die Stellung der Babenberger.

In den Ostalpen waren schon seit den Zeiten der Ottonen die Herzöge von Kärnten die ältesten Vertreter eines Landesfürstentums gewesen, die als solche von den deutschen Königen in direktem Gegensatz zu Bayern in das Leben gerufen worden waren, und deren Ansprüche sich anfangs von den Tauern bis an den Fuß der ungarischen Ebene und bis zu den Küsten der Adria erstreckt hatten. Aber auch hier war diese Entwickelung geschwächt und unterbrochen worden, nicht nur durch die Maßregeln der Krone selbst, die in ihrem Interesse gerade dieses junge Herzogtum schon wegen seiner Unfertigkeit leicht aus einer Hand in die andere liefern konnte, sondern vor allem durch das Eindringen der kirchlichen Herrschaftsgebiete, die bald jenes ganze Land, das äußerlich ein Besitz der Herzöge sein sollte, innerlich durch und durch mit ihren Besitzungen durchsetzt hatte. So wechselt zunächst während des elften Jahrhunderts die herzogliche Würde in Kärnten zwischen den verschiedensten großen Geschlechtern des Reiches, zwischen den Herzögen von Rheinfranken und den Eppensteiner Grafen, den Welfen und den Zähringern, um schließlich vom J. 1122 ab über ein Jahrhundert bei dem Hause der Sponheimer Grafen zu verbleiben. Es ist jedoch zu wiederholen, daß der Schwerpunkt der Entwickelung in jenen Zeiten ganz und gar nicht bei den Namen dieser Herzöge sondern

[1] Vgl. Anh. 18.

innerhalb der einzelnen Teile jenes Gebietes gelegen hat, als die Kirche überall jenes Neuland kolonisierte, während sich zugleich die außenstehenden Teile als selbständige Glieder von dem alten Stamm ablösten.

Am Ende des zwölften Jahrhunderts stehen demnach auch hier plötzlich die einzelnen Ostalpenländer, wie sie jetzt noch in den österreichischen Kronländern weiterleben, in Umrissen vor uns; Salzburg allein als geistliches Fürstentum, die anderen dagegen, Kärnten, Krain, Steiermark, Österreich, als fast fertige weltliche Gebiete unter verschiedenen Herrschern. Das bei weitem Wichtigste an dieser Erscheinung ist jedoch, daß jener Zustand, so entschieden er sich auch nach der kulturellen Seite hin erklärt hat, doch dynastisch nur mehr den Charakter einer Übergangszeit zeigt, und daß er bereits damals nach einem entfernten, uns heute völlig verständlichen Ziele hindrängte. Wir haben mehr als ein Anzeichen dafür, daß der Zusammenschluß aller dieser östlichen Länder unter österreichischer Oberhoheit schon in jener Zeit sozusagen in der Luft lag, und daß das kräftige und glänzende Geschlecht der österreichischen Babenberger Anstalten machte, in jene Mission hineinzuwachsen. Schon 1192, nach dem Aussterben der Steyerer Grafen, ist deren großer Besitz, Oberösterreich und die Steiermark, nicht an Bayern oder Kärnten zurückgefallen, sondern hat östlich an Österreich Anschluß genommen, wie auch Leopold der Glorreiche von Österreich (1198—1230) sich so recht in jene neue Vormachtstellung eingelebt hat und besonders schon auf weiten Linien einen großen Teil der in Krain gelegenen Besitzungen Freisings an sich zu bringen wußte.

Und nun zieht während dreier Jahrzehnte ein Schauspiel an uns vorüber, als ob es geschaffen worden wäre, das Problem von Notwendigkeit und Zufall, und so die Frage nach den letzten Gründen aller menschlicher Schicksalsfügung und alles historischen Denkens in starren wahren Tatsachen vor uns hinzustellen. Auch hier erscheint jene unheimliche und unberechenbare Macht, die damals so oft und so übermächtig in das Schicksal der Länder eingriff; denn der Tag, an dem das Geschlecht der Babenberger ausstarb (1246), mußte dazu dienen, um die soeben für eine höhere Kultur gewonnenen Ostalpenländer unter die halbbarbarische böhmische Herrschaft und in den Großbetrieb eroberter Provinzen zurückzuwerfen. Durch das Schlachtenglück eines einzigen Tages, als Rudolf von Habsburg auf dem Marchfeld (1278) den Böhmenkönig Ottokar besiegte, ist dann aber auch hier jene Entwickelung wiederum in ihre alten Bahnen zurückgelenkt worden. Die Habsburger haben deshalb aber auch, als sie in Wien die Burg der Babenberger bezogen, sich selbst keine neuen Ziele gesteckt, sondern nur die alten vorgeschriebenen mit Verständnis und Ausdauer, und nicht zuletzt mit mehr Glück weitergeführt.

Einfluß des Gebirgsbaues auf die Grenzen der mittelalterlichen Alpenländer.

Während der Jahrhunderte der Römerherrschaft sind auch die Grenzen der Alpenprovinzen in der Hauptsache ganz so geblieben, wie sie die römische Regierung von Anfang an abgesteckt hatte, eine Erscheinung, wie sie nicht

anders auch während der letzten fünf Jahrhunderte, die bis zur Gegenwart heranreichen, zu beobachten ist, in denen gleichfalls die vom Mittelalter übernommenen Grenzen hier nur ganz geringe Veränderungen erfahren haben. Wenn dieses daher beide Male langandauernde Zustände voraussetzt, in denen die Beharrung in politischer Beziehung durchaus vorgeherrscht hat, so liefert dagegen das zwischen diesen beiden Perioden liegende, fast tausendjährige Mittelalter hierzu das direkte Gegenteil, ein Bild, bei dem die staatenbildenden Tendenzen ebenso mannigfaltig wie ziellos durcheinanderwogen, und bei dem in den Alpenländern niemals ein Stillstand, sondern immer nur ein ununterbrochener Wechsel in dem Entstehen und Vergehen der politischen Machtkreise wahrzunehmen ist. Um so mehr werden wir aber hier auf die Frage geführt, inwieweit man nun auch damals die Wirkungen jenes unveränderlichen und zu allen Zeiten und überall in gleicher Stärke arbeitenden geographischen Momentes wieder finden kann, das die Natur hier hingestellt hat, und mit dessen starrer überlegener Macht sich alle Kulturströmungen, alle geschichtlichen Zeitalter nach ihrer Weise abfinden müssen.

Es sind dieses jedoch nichts weniger als die Paßwege, mit deren Hilfe die menschliche Kultur seit alters her die gegenteilige Wirkung erzielt und die geographischen Einflüsse gemildert und abgeschwächt hat, sondern die großen Gebirgsstöcke selbst, die als mächtige Pfeiler emporragen, die von ihren Schultern die Wegebauten abschütteln und die sich daher für den Menschenwillen nur nach einer einzigen Richtung hin zur Verwendung herbeilassen, als Punkte, nach denen die Grenzen der einzelnen Herrschaftsgebiete zusammenlaufen und wo diese nun mit einer Kraft festgehalten werden können, die in ewig junger Stärke aus der Erde selbst emporsteigt. Es ist weiterhin zu bemerken, daß das Maß dieser Wirkung weniger von der absoluten Höhe dieser Gebirgsriesen sondern von ihrer Massigkeit abhängt und von der Anzahl und der Ausdehnung der Gebirgsketten, die dort zusammenstoßen. Und auch im Mittelalter zeigt sich trotz der Vielseitigkeit und Veränderlichkeit der politischen Machtkreise der trennende Einfluß jener Kulminationspunkte nicht weniger mächtig, ein Zustand, dessen tiefe unveränderliche Ursachen dadurch nur um so stärker vor Augen treten, weil den damaligen Geschlechtern noch jede nähere Kunde von dem Wesen dieser höchsten Gegenden der Alpen fehlte[1]).

In den Westalpen ist es jetzt zunächst der Monte Viso, in dessen Nähe sich die Grenzen der Provence, Dauphinee und der italienischen Markgrafschaft Saluzzo begegnen, während bei dem höchsten Berge der Alpen, dem Montblanc, der keine langen Gebirgskämme unmittelbar von sich aussendet und an dessen Wänden daher auch die Straßen des Gr. und Kl. S. Bernhard hoch hinaufzusteigen vermögen, dieses Verhältnis nicht in einer der Großartigkeit dieses Gebirgsstockes entsprechenden Stärke vorgewaltet hat. Wenn auch hier

[1]) Z. A. 1902. S. 79.

im Altertum die Grenzen der Gallia Narbonensis und der Gallia Belgica zusammenstießen, so blieb die Zone des Montblanc doch in der ersten Hälfte des Mittelalters recht eigentlich der Mittelpunkt, die natürliche Hochburg des Burgunderreiches, um später jedoch wieder als die Stelle zu erscheinen, von der aus die einzelnen Teile dieses Reiches auseinanderfallen, südlich Savoyen, östlich das Bistum Sitten und nördlich das zunächst bei dem deutschen Reiche verbleibende burgundische Gebiet. Und wenn dann in der neuesten Zeit der Montblanc wieder wie der Ararat als Grenzstock dreier großer Staaten, von Frankreich, Italien und der Schweiz gewirkt hat, so ist eben die verminderte Wichtigkeit der Bernhardpässe für den modernen Verkehr nur die Kehrseite dieser Erscheinung. Als der bei weitem stärkste Grenzpunkt hebt sich dagegen in der Mitte des Gebirges der S. Gotthard heraus; hier, wo dieser im Altertum als Adula Gallien, Rätien und Italien trennte, vervielfacht sich dann jenes Verhältnis und in schmalen, zugespitzten Zipfeln klettern nun bis zu dieser Zone die Sprengel der einzelnen Bistümer empor, Sitten bis an die Furka, Lausanne bis zur Grimsel, Konstanz bis Uri, Chur bis Urseren, Mailand bis zum Blegnotal, Como bis zum Maggiatal und Novara bis zum Gebiet der Tosa[1]). In weltlicher Beziehung stießen dagegen am S. Gotthard zu gleicher Zeit Burgund, Italien und das alte deutsche Reich zusammen, wie sich daher auch heute noch hier in Gestalt der Kantone Uri, Graubünden, des italienischen Tessin und des zur französischen Zone gehörigen Wallis jene vier Bestandteile der Schweiz begegnen, die einen verschiedenen Ursprung haben und innerlich nicht gleichartig sind. Auch westlich in der Nähe, am Galenstock, ist die schon aus dem Mittelalter herrührende Trennung von Uri, Bern und Wallis erhalten geblieben.

Nicht weniger vielseitig arbeitet aber dieselbe Macht auch an anderen Stellen des Gebirges und bringt so Lagerungen hervor, die heute zum Teil durch den Zusammenschluß in größere Kreise schon längst überholt worden sind. So liefen am Arlberg einst die Diözesen Chur und Konstanz, Brixen und Augsburg[2]), in weltlicher Beziehung dagegen Bayern, Schwaben und, wie noch der Name Landeck an dieser Stelle erzählt, Tirol zusammen. Der hohe First im Passeier war der Markstein der Diözesen Brixen, Chur und Trient, während sich der Ortler im Mittelalter fast dem S. Gotthard an die Seite stellen konnte. In dessen Zone ragten anfangs die letzten Enden von Italien, Schwaben und Bayern, dann diejenigen von Mailand, Chur, Tirol und Trient hinauf, bis es im fünfzehnten Jahrhundert durch den Hinzutritt venezianischen Gebietes schließlich hier sogar ihrer fünf werden sollten; der Einschmelzungsprozeß der neueren Geschichte hat aber auch hier jene Grenzen auf drei verringert, die sich heute auf der Dreisprachenspitze begegnen.

Überhaupt offenbart sich der staatenbildende und staatentrennende Einfluß

1) Oe. I. S. 273. 2) Da. I. B. S. 152.

dieser Bergstöcke gerade im Mittelalter bei weitem am vielseitigsten und mannigfaltigsten, eine Tatsache, wie sie bei der Unfertigkeit und dem starken Wechsel der damaligen Machtverhältnisse nicht anders eintreten konnte, die es aber doch auch zeigt, wie dieses Zeitalter an vielen Stellen des Gebirges durchaus selbständig vorgegangen ist. So sind es im Süden der Ostalpen zwar zunächst keine anderen Gipfel als diejenigen, die bereits im Altertum die Grenzen festgehalten haben, einmal die Marmolata, an der sich die Gebiete Trients, Brixens und der Mark Verona (später venezianisches Gebiet) begegneten, und weiter der Triglav, wo der Besitz Bambergs, Brixens und Aquilejas zusammenlief, der sich heute hier in die Landesgrenzen von Kärnten, Krain und des österreichischen Küstenlandes verwandelt hat. Im Norden hebt sich dagegen jetzt ebenso neu wie dauerhaft der Großglockner heraus, der bereits seit den Tagen der Ottonen die Länder auseinander gehalten hat, die heute Kärnten, Tirol und Salzburg bedeuten; ähnlich wirkt auch die Dreiherrenspitze im Mittelalter zwischen Tirol, Salzburg und den Ausläufern des bayrischen Zillertals, während heute dieselben Länder in der Nähe der Loferer Steinberge auseinandertreten. Auch die Steiermark, die ebenso wie Salzburg ihre Entstehung durchaus dem Mittelalter verdankt, hat sich an allen ihren Ecken in jene beherrschenden Gebirgsknoten eingelassen, am Dachstein, wo sie mit Salzburg und Oberösterreich, am Tanzboden, in der Nähe des Hochkar, wo sie mit Oberösterreich und Niederösterreich, am Königsstuhl, wo sie mit Kärnten und Salzburg, und an der Oistriza, dem westlichsten Punkt der Sannthaler Alpen, wo sie mit Kärnten und Krain zusammenstößt.

IX. Kapitel.

Prosa und Poesie der mittelalterlichen Alpenwelt.

Der feudale Charakter des Mittelalters in den Alpen.

Alle die Fälle, wo während des Mittelalters der Name eines einzelnen befestigten Punktes, einer Burg, auf ein ganzes Land übergegangen ist, halten nur die Erinnerung an jene Entwickelung fest, daß die Herren jener Plätze einstmals von dort aus weit über Berg und Tal herrschten, und daß es diesen schließlich gelungen ist, die nähere oder weitere Umgebung solcher Punkte zu einem geschlossenen Machtbesitz zusammenzufassen. Auch anderswo findet sich diese Erscheinung (Württemberg, Brandenburg), nirgends aber so ausgeprägt wie in den Alpenländern. So war Hohen-Rätien einst die Citadelle für ganz Rätien; in der Karnburg, wo sich noch bis vor kurzem der steinerne Thronsessel befand, auf dem die Herzöge einst die Huldigung entgegennahmen, und in Krainburg saßen im Mittelalter die weltlichen Herren von Kärnten bezl. von Krain; von einer einzigen unter hundert anderen Burgen, von der Styraburg und der Burg Tirol, gingen jene Namen auf ganze Länder über; Hohensalzburg war nicht nur die Hochburg einer Stadt, sondern auch des ganzen Landes Salzburg, und auch darin, daß die Schweiz heute von der in ihrem Herzen gelegenen natürlichen Bergfestung Schwyz den Namen führt, ist kein anderer Vorgang zu erblicken. Die Tatsache, daß jene Art der Namensgebung in den Alpen so häufig wiederkehrt, kann nun aber besonders deutlich das Wesen offenbaren, in dem sich dort die treibenden Kräfte des Mittelalters bewegt haben; denn sie verrät ebensosehr in dem, was sie wegläßt, darin, daß heute in den Ländernamen der Alpen die Namen der Völker ganz zurücktreten, den Umwandlungsprozeß, der einst hier vor sich ging; noch viel mehr betont sie aber in dem, was sie offen ausspricht, das eigentliche Element des mittelalterlichen Kulturlebens daselbst, seinen überwiegend feudalen und dynastischen Charakter; sie beweist, daß damals immer noch in stärkerem Maße als anderwo hier recht eigentlich der Adel die herrschende Klasse gewesen ist.

Dasselbe Bild zeigen ja auch die vielen Schlösser und Burgen, mit denen

heute noch die Alpen weit zahlreicher als die Landschaften der Ebene bedeckt sind; wie dieser Zustand zugleich auch die Tatsache illustriert, daß es in den hohen Bergen den großen Gewalten während des Mittelalters viel schwieriger gemacht war, fest durchzugreifen, und daß die kleinen Kreise, die abgeschlossenen Talgebiete, unter der Herrschaft ihrer bodenständigen Besitzer hier viel länger ein gesondertes, selbständiges Leben führen konnten. Ein Unterschied springt freilich bei diesem Anblick sogleich in die Augen; es ist derjenige, daß die Zeugen jener Entwickelung, die Burgruinen selbst, in der Mitte und im Osten weit reichlicher vorhanden sind als in dem westlichen Flügel der Alpen. Verschiedene Ursachen mögen bei dieser Erscheinung zusammengewirkt haben. Wenn schon überhaupt im Westen der Alpen in dem Bau des Gebirges die Zerteilung und Verästelung weniger ausgeprägt ist, so kann jener feudalen Entwickelung hier an anderen Stellen ebenso auch der Charakter der Bevölkerung selbst von Grund aus abhold gewesen sein. Durchaus deutlich läßt es sich ferner erkennen, daß die burgundischen Könige und die Grafen von Savoyen es hier niemals an einem scharfen Regiment fehlen gelassen haben, und daß gleich ihnen auch die Schweizer Eidgenossenschaft von Anfang an mit feindseliger und energischer Hand gegen die kleinen einheimischen Dynasten vorgegangen ist.

Die verschiedenen Arten der Burganlagen.

Es verlohnt sich, diese Burganlagen genauer zu betrachten, da sich in ihnen das Leben des Mittelalters in den Alpen in seinen Grundbedingungen und Triebfedern wunderbar widerspiegelt. Der Römer Art war es nicht gewesen, das Gebirge an unzähligen Stellen mit Befestigungsanlagen zu übersäen, da damals der starke Arm des Imperiums von vornherein jede Sonderentwickelung ausschloß. Die wenigen befestigten Punkte der Römerzeit lagen daher nur an den wichtigsten Straßenstellen und stets nahe der Talsohle, wo dann das Dasein einer römischen Besatzung auch zugleich die Beherrschung der Nachbarschaft in weitem Umkreis verbürgte (Octodurus, Brigantium, Veldidena). Anders im Mittelalter. Jetzt nimmt derjenige, der sich den Nachbarn zum Trotz an den gleichen wichtigen Stellen behaupten will, seinen Sitz zunächst unter allen Umständen auf der Höhe, an sicheren, schwer zugänglichen Punkten (la Bhatiaz, Hohen-Bregenz, Ambras), da es jetzt die Hauptsache ist, sich vor einem plötzlichen Überfall zu sichern, während die Kampfesmittel des Mittelalters an sich weder entwickelter noch unentwickelter sind als in der Römerzeit. Solche Burgen, von denen der Adel wie der Raubvogel von seinem Horst aus die Umgebung beherrschte, sind an unzähligen Stellen der Alpen zu finden, Punkte, deren unvergleichlich schöne Aussicht das Auge entzückt, so daß sich manchmal geradezu die Frage aufdrängt, inwieweit das ästhetische Gefühl bei der Auswahl dieser Plätze mitgesprochen haben könnte.

Die eigenartigen Kulturverhältnisse, denen alle jene Burgen ihre Entstehung verdanken, enthüllen sich aber doch erst vollständig dadurch, wenn man sich die Lebensbedingungen vergegenwärtigt, durch die eine Bewohnung und Fest-

haltung solcher Punkte überhaupt möglich wurde. So liegt heute am Rande des Mittelgebirges in der Umgebung Bozens die ausgedehnte Burgruine Hocheppan, von der nicht weniger als sechsunddreißig Burgruinen zu erblicken sind, einstmals eine gewaltige Anlage, zu der aber auch zu allen Zeiten niemals ein weniger langer und weniger schlechter Weg als wie er heute besteht heraufgeführt hat, und die niemals von Acker- oder Gartenland sondern stets nur von ausgedehntem Hochwald umgeben gewesen sein kann. Von hier aus haben Jahrhunderte hindurch die alten Eppaner Grafen das Etschtal von Nals bis Auer und das Überetsch in Abhängigkeit gehalten; welch' scharfes Anziehen der Zügel des feudalen Regiments, welche Arbeitsleistung und anhaltende Abhängigkeit seitens der Beherrschten setzt es aber voraus, daß ein solcher Bau überhaupt entstehen und dann unausgesetzt mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens versehen werden konnte. Derartige Festen, ebensogroße und kleinere, hat es aber in den Alpen an gleich abgelegenen Stellen zu Hunderten gegeben; als ein anderes, ebenso charakteristisches Beispiel, nur für einen kleineren Kreis, mag die Ruine Hauenstein dienen, die abgeschieden tief im Tannenforst und an den Wänden des Schlern angeklebt liegt, deren Besitz im Mittelalter aber gleichfalls nur das Mittel bildete, um einen Teil der vor ihr ausgebreiteten Seiser Hochebene zu beherrschen.

Es lassen sich nun auch einige besondere Arten dieser Burganlagen hinsichtlich des Zweckes, den sie erfüllen sollten, herausheben, wenn auch durch eine solche Unterscheidung nur eine Betrachtung nach verschiedenen Gesichtspunkten, niemals jedoch eine reinliche Scheidung erreicht werden kann. Die nur dem Mittelalter eigentümliche, damals auch weit verbreitete und deshalb wichtigste Art ist eben diejenige als Sitz mehr oder weniger selbständiger Dynasten, die „Wildbann, Fischweid, Federspiel, Holz, Wiesen und Äcker“ ringsherum besaßen, und denen so mit jener Erwerbung zugleich die Herrschaft über eine größere oder kleinere Gebirgslandschaft zugefallen war. Solche Burgen trifft man nun aber erklärlicherweise nirgends anders als an den Punkten, von denen aus die Kontrolle über jenen Bereich am leichtesten auszuüben war, an Stellen, wo nicht allein die Wege sondern Berg und Tal ringsherum vor dem Wächter ausgebreitet lagen, während die scharfe und rücksichtslose Gewalt, die damals von dem Herrenstand ausgeübt wurde, in der hohen Lage und Unzugänglichkeit solcher Plätze durchaus kein Hindernis für ihre Zweckmäßigkeit zu erblicken brauchte. Diese eigentlichen Herrenburgen, die von Anfang an mit verhältnismäßig großen Mitteln entstehen konnten, und in denen, als den Wohnstätten der herrschenden Klasse, dann auch längere Zeit hindurch aus einem bestimmten Umkreise der Besitz zusammenfloß, zeigen daher zumeist eine umfangreiche und solide Bauanlage, wie sie deshalb auch am häufigsten heute noch irgendwelche greifbare Reste aufweisen, die jede in ihrer Art für die mittelalterliche Bauweise oder die Kulturgeschichte an sich besonders wert-

voll sind. Man braucht hierfür nur an das Schloß Tirol zu erinnern, dessen Inneres heute die Räume eines mittelalterlichen herrschaftlichen Hauswesens einschließt, dessen Besitzer aber anfangs auch nichts anderes als Standesgenossen der Eppaner Grafen waren. Ähnliche Entdeckungen kann man aber auch bei den Fresken auf dem Sarner Schloß bei Bozen, in Reifenstein bei Sterzing, und auf der Fragsburg bei Meran machen[1]), und die Burg Reineck oberhalb Sarnthein, wo einst die Herren des Sarntales saßen, steht heute noch, wenn auch ganz unbeachtet, mit ihrem altersgrauen Pallas und den zierlichen Fensterverkleidungen da als der echte Typus eines in lombardischem Stile aufgeführten mittelalterlichen Adelssitzes[2]).

Eine zweite Art der Burganlagen bilden dann diejenigen, die an solchen Stellen liegen, wo ein Seitental in das Haupttal einmündet, Befestigungen, die daher ebenso das ganze oder den unteren Teil dieses Seitentales selbst, wie besonders dessen Eingang von der Hauptstraße her beherrschen sollten. Diese Talsperrungsburgen, die jedoch in selteneren Fällen selbständige Dynasten, sondern häufiger nur wirklich abhängige Lehnsleute Mächtigerer beherbergten, leiten so in doppelter Beziehung zu den eigentlichen Straßensperren hinüber. Da aber andererseits das geographische Verhältnis, dem sie ihre Entstehung verdanken, in den Alpen überall gleich stark verbreitet ist, so ist gerade diese Art Burgen weitaus am häufigsten im Gebirge zu finden; und weil außerdem bei ihnen die Vorliebe des Mittelalters, überhöhende und unzugängliche Stellungen aufzusuchen, nicht weniger ausgeprägt zur Geltung kommt und sie überdies stets ihre stattlichste Seite der Hauptstraße zukehren, so sind sie es im besondern, die in den Alpen an den vielen Stellen, wo die Seitentäler abgehen, jene romantische mittelalterliche Färbung festgehalten haben, die noch heute daselbst zu uns in so starken Tönen redet. Es genügt daher auch, hier nur einige zu nennen, so die Ruinen S. Jean und S. Etiez bei Sembrancher, wo das Val des Bagnes in die Straße des Gr. S. Bernhard, Silenen, wo das Maderaner Tal in die des S. Gotthard einmündet, Fragstein am Eingange des Prättigau vom Rheintal aus, das hoch und unzugänglich gelegene Wiesberg, wo das Patznann von der Arlberglinie abgeht, Ober- und Untermontan im Vintschgau am Eingange des Martelltales, Kropfsberg im Unterinntal an dem des Zillertales, Karneid bei Bozen und Kronmetz, jenes an der Einmündung des Eggentales und dieses an der des Nonsbergs in die Brennerstraße, und Heimfels (bei Sillian) an der Einmündung des Villgratentales in die Hauptlinie des Pustertales.

Eine dritte Art dieser Burgen sind dann die eigentlichen Straßensperren, deren hervorragendsten und geschichtlich wirksamsten Vertretern wir in der

---

[1]) Die Fragsburg, früher Tifrags (F. 1906. S. 200), die Vorburg des den Meraner Kessel südöstlich abschließenden Gebirgshanges, übertrifft alle anderen ihresgleichen durch den langgestreckten Grundriß und durch ihre vornehme Bauanlage, während im Gegensatz hierzu ihre Geschichte ganz und gar ungeklärt und unerforscht ist. [2]) Vgl. N. A. S. 103.

Gestalt der Klausen schon zweimal begegnet sind. Es ist natürlich, daß wir solche Straßensperren, große oder kleine, frühere oder spätere, langlebige oder kurzlebige, vornehmlich nur in den Haupttälern der Alpen finden werden, dort wo sich die Straße vorwärts und rückwärts auf weite Strecken gut übersehen ließ, und daß ferner bei deren Anlage der Charakter der Wohnstätte am allermeisten hinter demjenigen der eigentlichen Befestigungsanlage zurücktreten mußte, da sie stets nur in ausgesprochen gewaltsamer Absicht errichtet worden sind[1]. Und wenn eben die wichtigsten und wirksamsten dieser Straßensperren zumeist in der Hand der großen Dynasten geblieben sind und auch ihre Wirkung auf den Gang der geschichtlichen Ereignisse nicht verfehlt haben, so konnte es bei der unendlichen Zersplitterung, bei dem raschen Wechsel der Machtverhältnisse im Mittelalter doch nicht ausbleiben, daß sich oft auch kleine Herren auf eigene Faust an dem gleichen Geschäft versuchten. Jedenfalls sind es alle diese Straßensperren gewesen, die am nachhaltigsten und lästigsten in das Verkehrsleben des Mittelalters eingegriffen, aber auch am meisten den Haß und die Gegenwehr herausgefordert haben und so den bewegtesten Schicksalen ausgesetzt gewesen sind. Daher sind jene Burganlagen auch heute am stärksten der Zerstörung verfallen, derart, daß sie oft bis auf den letzten Rest verschwunden sind und man von ihnen kaum die Stelle mehr kennt, wie das Schloß Lueg am Brenner, oder sie kleben an den Hängen über der Straße als gebrochene, geschichts- und sagenlose Gemäuer, neben denen manchmal vereinzelte grüne Laubbäume inmitten des dunklen Tannenwaldes es anzeigen, daß auch dort einst eine Menschenhand gewaltet hat.

Es ist natürlich, daß die Wasserburgen, jene Befestigungen, die durch Wasserläufe geschützt sind, und die nur auf ebenem Grunde liegen können, in den Alpen im allgemeinen ganz zurücktreten werden. An einer einzigen Linie sind jedoch auch solche häufiger anzutreffen. Der Geograph wird jene aber rascher ausfindig machen als der Geschichtsforscher; sie kann nur dort liegen, wo die Talebenen innerhalb des Gebirges verhältnismäßig große Ausdehnung annehmen, also an der Brennerstraße, und hier sind daher auch eine ganze Reihe solcher Burganlagen zu erblicken (Kufstein, Ottoburg in Innsbruck, bischöfliche Residenz in Brixen, Maretsch und Gries bei Boxen, auch Trautson). Abseits und ganz einzig in seiner Art erhebt sich dagegen das in den Genfersee hineingebaute Chillon. Es ist die majestätische und feierliche Ruhe der Gebirgsgegend und die Erinnerung an die vielen Grausamkeiten, die Scharfrichteratmosphäre im Innern des Gebäudes, die sich, wie so oft bei einem Besuch solcher mittelalterlicher Burgen, gerade hier besonders grell und störend gegenübertreten, ein

[1]) Der Unterschied in der Bauanlage zwischen den großen Wohnburgen und den eigentlichen Straßensperren zeigt sich gleichfalls besonders instruktiv bei Hocheppan, wo die unter der Wohnburg an der Straße selbst liegende Befestigung allein aus einem Turm bestand, der von einer Mauer im Viereck umgeben und nur durch eine Leiter zugänglich war.

Eindruck, der, wenn man ihm auf den Grund geht, ebenso die Freude über den glücklichen Kulturfortschritt unserer Tage wie das Bewußtsein von dessen Unsicherheit, von der Schwäche und Befangenheit der Menschennatur, in sich schließt[1]).

Die kleinen Dynasten.

Diese vielen Befestigungen, von denen eine oder mehrere das Mittel bildeten, um die Macht im kleinen Kreise zusammenzuhalten, sind nun auch der Ausdruck der unendlichen Zersplitterung und Zergliederung, die einst über das Alpengebiet gebreitet lag, und der erst das Aufkommen einer praktisch wirkenden weltlichen Fürstenmacht oder die Herrschaft der Eidgenossen ein Ende bereitet hat. In Wirklichkeit sind daher die heutigen Alpenländer, wenn sie auch bereits in der Vorstellung vorhanden waren, während der Hauptzeit des Mittelalters in unzählige kleine Machtgebiete zerfallen, und fast jedes Tal, jeder Gebirgsabschnitt hat so einmal seine eigenen Dynasten über sich gesehen, die dort längere oder kürzere Zeit geherrscht, mehr oder weniger vermocht, und denen, die sich als die wirklichen Landesherren fühlen wollten, mehr oder weniger zu schaffen gemacht haben. So führten damals selbst Landschaften, die ihrer natürlichen Beschaffenheit nach durchaus ein geschlossenes Ganze bilden, in ihren einzelnen Teilen ein gesondertes Leben. Das Veltlin bestand einst aus drei verschiedenen Gebieten, der Grafschaft Chiavenna, dem Val Tellina und der Grafschaft Bormio; genau dasselbe findet sich im Pustertal und Ähnliches im Rheintal zwischen Chur und Bregenz, oder im Vintschgau, wo die Vögte von Matsch sich zwischen den Gebieten der Grafen von Tirol und der Bischöfe von Chur[2]) und im Passeier, wo die Herren der Jaufenburg sich zwischen Meran und Brixen die Arme freizumachen suchten[3]). Im Norden Tirols haben wir die Grafen von Werdenfels, im Süden die Grafen von Arco und Caldonazzo, und im Umkreis der Tauern zeigt sich jene Zersetzung, ohne daß sie geschichtlich jemals viel von sich reden gemacht hat, eine Zeit lang besonders stark ausgeprägt, hier, wo die Herren von Hohenaschau südlich des Chiemsees, die Herren von Taufers im Tauferer Tal, das Geschlecht derer von Marquard in Kitzbühel, die Grafen von Mittersill im oberen Pinzgau, die Herren von Vischern (Fischhorn) an den Ufern des Zellersees, die Peilsteiner im Gasteinertal, die Lichtensteiner von der Frauenburg bei Unzmarkt aus, alle in größerer und geringerer Selbständigkeit neben den Fürsten und Bischöfen des Reiches herrschten. Auch die Weißbriach im Gailtale, die Grafen von Cilli und die Herren von Pütten, die in Seebenstein am östlichen Abfall des Semmering saßen, sind einige wenige der unzähligen Beispiele für diese Erscheinung. Über alle jene Dynasten ist dann aber, wenn auch auf verschiedene Weise, unter der Einwirkung des Umschwungs der wirtschaftlichen Kräfte während der letzten mittelalterlichen Jahrhunderte das Ende hereingebrochen; sie sind ausgestorben oder, mit Gewalt unterdrückt, in dem niederen, wirklich botmäßigen Adel aufgegangen; sie sind vertrocknet und ver-

1) Vgl. Anh. 19. 2) Ju. S. 281 f. 3) B. W. S. 32 f.

verschuldet wie die Grafen von Hohenems, oder verdrängt und vertrieben worden wie die Freundsberg aus dem Unterinntal.

Die Minnesänger der Alpen.

Die Tatsache, daß sich der mittelalterliche Adel in den Alpen so lange und so recht ausleben konnte, giebt nun wohl auch die beste Erklärung für jene interessante Erscheinung, daß in der Litteratur jener Zeiten überhaupt und vor allem unter den Minnesängern die Herren, die hier zu Hause waren, so besonders zahlreich vertreten sind[1]). Ob freilich gerade der berühmteste, Walter von der Vogelweide, auch wirklich ein Sohn des Eisaktales gewesen ist, mag dahingestellt sein, aber wenigstens von seinem Gegner, Thomas dem Zirkler, ist es gewiß, daß dieser aus dem friauler Burgenland stammte[2]). Überhaupt ist der Umkreis der Brennerstraße in ihrer ganzen Ausdehnung dicht mit den Sitzen solcher Dichter überzogen, deren Lieder oder wenigstens deren Namen heute noch bekannt sind; so Rottenburg am Eingang des Zillertales (Heinrich von Rottenburg), im Pustertale Sonnenburg (Friedrich von Sonnenburg) und der Kürnberg bei Lienz (der Kürenberger, der als Dichter des Niebelungenliedes in Frage gekommen ist), Seben (Leutold von Seben), Hauenstein (Oswald von Wolkenstein), Rubein bei Meran (Rubin) bis herab nach Kronmetz (Walter von Metz); und schon deshalb ruft es kein eigentlich falsches Bild hervor, wenn heute im Mittelpunkt dieser Zone, in Bozen, das Denkmal des hervorragendsten Vertreters des Minnesangs, von Walter von der Vogelweide, zu finden ist.

Aber auch in den anderen deutschen Alpenländern haben wir fast dasselbe Bild. In den Ostalpen kommen für die weitere Umgebung Salzburgs der Tannhäuser, Hartwig von Raute, Werner der Gärtner und schließlich auch Heinrich von Ofterdingen, für Kärnten und die Steiermark dagegen Ulrich von Lichtenstein, Waltram von Gersten, Konrad von Soneck und die von Oberburg, von Scharfenberg und von Wildonie in Frage. Ebenso zahlreich ist auch die deutsche Schweiz vertreten. Selbst im Wallis (Obergestelen) finden wir Otto zum Turne, dann am Brienzer See Johannes von Rinkenberg, in der Gegend von Luzern Rudolf von Rotenburg und im Baselschen Werner von Honberg. Als die ergiebigste von allen tritt aber doch jene Gegend südlich des Bodensees von der unteren Aare bis zum Rheintal heraus, die ja der Geistesfreiheit immer freundlich gewesen ist; hier, wo Herr Steinmar, Meister Johannes Hadlaub und der Kanzler von Zürich, Werner von Teufen, Dietmar von Aist, Heinrich von Rugge, Jakob von Wart, Konrad der Schenk von Landegge, Ulrich von Singenberg, der Hardegger, — letztere drei, der erste Erbschenk, der andere Truchseß, der dritte Dienstmann von S. Gallen — ebenso Rudolf von Hohenems, Hugo von Montfort und Heinrich von Sax zu Hause waren, und man sieht auch, wie die

---

[1]) Für dieses Verhältnis ist es bezeichnend, daß in einem Verzeichnis, das die teils zweifelsfreie, teils mutmaßliche Herkunft der neunzig bekanntesten Minnesänger aufzählt (Volckmar, Auswahl der Minnesänger, Quedlinburg und L. 1845. S. XIXf), nicht weniger als dreißig als dem Alpengebiet angehörig angeführt sind. [2]) Ju. S. 300.

ersten Geschlechter unter jenen Namen vertreten sind. Hinsichtlich der Elastizität, die sie entwickeln, und in der Art, wie sie sich in guten und bösen Tagen durch das Leben zu schlagen wußten, sind aber doch die eigenartigsten von allen Dichtern der Alpen Oswald von Wolkenstein und Ulrich von Lichtenstein gewesen, und wie zur Lotosblume der stille tiefe Wasserspiegel, so gehört zu deren Liedern der Hintergrund der hohen Berge. Überhaupt haben gerade in jener besten und geistig regsamsten Zeit des Mittelalters auch die Bewohner der Alpen insgesamt fast ebenso stark wie alle anderen an den die Menschheit bewegenden Ideen teilgenommen, eine Tatsache, die in einem ernsten Gegensatz zu der Stille des Geisteslebens steht, das später Jahrhunderte hindurch über den größten Teil dieses Gebietes gebreitet lag.

Die Volkssage der Alpen.

Sind wir nun einmal bei den Regungen des Volksgeistes angelangt, so mag es auch hier am Platze sein, auf seine tiefsten und ältesten Äußerungen einzugehen, die in den in den Alpen verbreiteten Sagen zu Tage treten. Von der eigentlich niederen Volkssage, von derjenigen, die nur rein lokale Beziehungen in sich schließt, ist zunächst zu bemerken, daß diese an Zahl und Inhalt überall mindestens ebenso umfangreich und reichhaltig wie anderswo auftritt. Eine Besonderheit zeigt die niedere Volkssage der Alpenberge jedoch allgemein darin, daß sie die menschlichen Wohnstätten selbst viel stärker meidet und mit Vorliebe an unbewohnte Stellen, nicht nur an die verlassenen Gemäuer, sondern noch mehr an die Bergspitzen, an die Almen und Viehweiden, an die engen Talschluchten und an das einsame Wasser anknüpft. Ein anderer, noch eigentümlicherer Zug geht nun weiter mit dieser Beobachtung Hand in Hand; es ist derjenige, daß unter den Gestalten der Alpensagen nicht so sehr die Geister in Menschengestalt, sondern die Tiere eine so große Rolle spielen[1]). Unter diesen sind es nun aber wieder die Amphibien, „das Gewürm", die Kröten mit dem feurigen Munde, die kleinen Schlangen mit der goldenen Krone, die nach der Richtung des Edelerzes im Gebirge züngeln, die großen weißen, die so lang und dick sind wie der stärkste Mann, die Drachen und Greifen, die der Phantasie Nahrung gegeben haben, wie ja bezeichnenderweise auch das unverstandenste und häßlichste Kind aller Sage, der Aberglaube, in dieser Hinsicht, in der Überzeugung von dem wirklichen Vorhandenhein solcher drachenartigen Geschöpfe, in den Alpen ein merkwürdig zähes Leben entwickelt hat[2]).

Geradezu in der Potenz aber tritt diese Art der Lokalsage in Kärnten auf[3]). In Klagenfurt erinnert nicht allein die Gründungssage der Stadt, sondern auch das Wappen und der nicht allzumoderne Lindwurmbrunnen (1590) lebhaft an jenen Vorstellungskreis; die gleiche Sage wie hier findet sich in Arnoldstein und in der Nähe haben wir auch einen Ort Greifenburg. Besonders wichtig bleibt es aber doch, daß man eben diese Bestandteile der Sage hier sogar bis

[1]) Dasselbe sagt auch Ramsauer: Die Alpen im Mittelalter. Z. A. 1902. S. 90. [2]) Vgl. die Drachensage im Alpengebiet Z. A. 1887. S. 208 f. [3]) Vgl. Carinthia 1907. S. 92.

in das römische Altertum zurückverfolgen kann, wie jenes aus der Römerzeit stammende und hervorragend gearbeitete Greifenstandbild beweist, das auf dem Magdalenenberge in Kärnten zum Vorschein kam. Man wird es zwar zugeben, daß die Umgebung Klagenfurts besonders lange und bis zu dem ersten Morgengrauen der Geschichte ein weites Reich des Wassers und des Sumpfes gewesen sein kann, und daß die Reste solcher vorweltlicher Tiere daher hier stets um so häufiger zum Vorschein gekommen und so der menschlichen Vorstellung nahe getreten sind; es verdient aber auch deshalb Beachtung, wenn bereits im Altertum diese Sage gerade hier, in der Nähe der norischen Goldbergwerke, so deutlich erkennbar auftritt, da ja der Greif damals allgemein als der Wächter dieses Edelmetalls angesehen wurde.

Weil ferner jede Sage ganz vorwiegend ein Produkt des Volksgeistes ist, so muß sich in ihren Besonderheiten auch die Schichtung und Lagerung der Völkerstämme widerspiegeln, wie sie nach und nach in den Alpen Platz gegriffen hat. Diese Erscheinung gilt besonders für die Ostalpen, wo durch das Eindringen der Slaven noch in verhältnismäßig später Zeit ein ganz neugearteter Bestandteil hinzutrat, und wo heute daher auch das der slavischen Volkssage eigentümliche Wesen in tausend kleinen Zügen zu erkennen ist. So stimmt es jedenfalls merkwürdig zu jenem geschichtlichen Vorgang, daß die Slaven einst bis in das Pustertal vordrangen, wenn wir heute plötzlich hier ganz in der Nähe, in einem südlichen Seitental, im Enneberg, Volkssagen begegnen, die mit den schlesischen Märchen von Rübezahl eine auffallende Ähnlichkeit haben.

Die Heldensage in den Alpen.

Einen größeren Wert und deshalb auch einen größeren und verführerischen Reiz haben für die Forschung dagegen überall diejenigen Alpensagen, bei denen zunächst wie bei jeder Sage Freierfundenes neben historisch Realem einhergeht, bei denen aber nun die letzteren Bestandteile ihre Beziehung zu großen geschichtlichen Ereignissen nicht verleugnen können, die sich einst im Gebirge abgespielt haben. Diese Heldensagen der Alpen, wie man sie doch kaum besser nennen kann, berühren sich nun zunächst in einer Beziehung ganz mit der niederen Sage, insofern auch hier sehr häufig jene schreckhaften Amphibien wiederkehen, von denen übrigens der Greif am besten qualifiziert war, wie uns heute noch die frühmittelalterlichen Steinbilder von der Kirche S. Apollinaris in Trient attestieren, da hier der Löwe von dem Drachen, dieser aber wieder von dem Greifen verschlungen wird. Auch diese Tiere machen daher den Helden jener Sagen nicht wenig zu schaffen; so unterliegt Otnit den Lindwürmern, die vom Gebirg aus bis herab zur Burg von Garten das Land verheeren, Wolfdietrich wird von einer feuerspeienden Viper der Schild von der Hand verbrannt[1]), und eine Schlange und eine Kröte sind es auch, die sich in Zürich bei Karl dem Gr. einstellen. Die ältesten, wenn auch sehr spärlich auftretenden Bestandteile der alpinen Heldensage kann man nun bereits bis in das römische

[1]) Die Alpen in der deutschen Heldensage, Jahrbuch des österreich. Alpenvereins. 6. B. S. 327.

Altertum zurückverfolgen, wie die Sagen, die sich an den Pilatus[1]), an Hohen-Rätien und an Klausen a. E. knüpfen. Ungleich reichhaltiger und farbenprächtiger sind solche jedoch aus jener Epoche vorhanden, als sich die Heerfürsten der jungen germanischen Reiche, als deren letzten wir an dieser Stelle Karl den Gr. betrachten müssen, inmitten der altrömischen Kultur breitmachten und zugleich hier siegreich und stürmisch das Christentum einzog. Da nun aber die historischen Ereignisse in dieser Weise viel weniger in den Westalpen und in der Schweiz, wohl aber in Tirol und in den Ostalpen aufgetreten sind, so läßt sich auch annehmen, daß die ganze östliche Hälfte der Alpen einst ein Schauplatz der ältesten deutschen Heldensage gewesen ist, und wenn wir heute jenen Quell doch nur vorwiegend nach der Mitte zu, in Tirol, emportreiben sehen, so hat dies seinen Grund nur darin, daß dessen Wasser im Osten dann wieder durch die slavische Völkerwanderung verschüttet worden sind.

Dort in Tirol liefert aber das Neben- und Übereinanderliegen der verschiedenen altdeutschen Sagenkreise nicht nur eine Illustration zu jenem historischen Vorgang, daß hier eine von Süden gekommene germanische Besetzung mit einer gleichen von Norden zusammentraf, sondern es stimmt diese Lagerung hier weiterhin auch mit der Ausdehnung der germanischen Reiche durchaus überein, wie sie wirklich einst hier entstanden sind. Denn wenn der lombardische Sagenkreis sich lediglich auf das südlichste Tirol beschränkt, der ostgotische dagegen fast ganz Tirol überzieht[2]), so erkennen wir darin die Tatsachen wieder, daß die Langobarden niemals nördlich über Bozen vordrangen, während es zum mindesten noch niemals in Zweifel gezogen worden ist, daß sich die Herrschaft Theodorichs bis zum Brenner erstreckt hat. Daher ist auch das ein Abbild historischer Zustände, wenn der Riese Ecke, der nach Verona zieht, um dort Theodorich zu bestehen, durch den alten Hildebrand von Bern nach dem Etschgebirge gewiesen wird, wo Theodorich zu finden sein werde, und wo dann dieser Riese von jenem überwunden wird[3]), und noch Arnold von Lübeck sagt um 1209 von der Burg Rivoli ausdrücklich, „daß diese seit uralten Zeiten Hildebrandsburg heißt“[4]). Jene Riesen aber, die in Eckens Ausfahrt und ebenso auch plötzlich im Zwergkönig Laurin[5]) als die Gegner Theodorichs aus der Erde wachsen, sind ja überhaupt nur „eine Reminiszenz an fremde, alte, im Untergehen begriffene Volksstämme, die einst da gewohnt haben, wo das spätere Geschlecht nachher sich ansiedelte“[6]), und auch darin hat sich die Sage nur einen Faden von dem Webstuhle der Geschichte genommen, wenn sie jenen Riesen manchmal auch den ersten Betrieb des Bergbaues zuschreibt, wie dies ja tatsächlich bereits von den Römern geschehen ist[7]). So trägt auch der Zwergkönig Laurin in Tirol, der gleichfalls von Dietrich von Bern besiegt wird, einen

[1]) Vgl. Vi. S. 154. [2]) Vi. S. 49 f. [3]) Vi. S. 88. Bei Bozen liegt heute noch ein Eggental. [4]) A. L. S. 351. [5]) Lau. V. 1490 f. [6]) Vi. S. 87. [7]) Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 5. Heft. S. 145.

romanischen Namen und bestraft diejenigen, die ihm verfallen sind, mit dem Verlust der linken Hand und des rechten Fußes, so wie es den entlaufenen römischen Sklaven erging.[1])

Die das erste Mittelalter beherrschende Kulturströmung, der Siegeszug des Christentums, kommt dagegen in den deutschen Heldensagen der Alpen zumeist darin zum Ausdruck, daß die Unterliegenden insgemein Heiden sind[2]) und sich schließlich zum Christentum bekehren müssen, und es ist daher auch nur eine Übersetzung in die lichte Wirklichkeit, wenn diejenigen Orte, wo sich einst die Reste der römischen Kultur am zähesten erhalten konnten, heute nicht selten mit dem Zunamen der Heiden bezeichnet werden. Auch die Haimonsage, die sich in der Richtung von Nord nach Süd die Brennerstraße hinabzieht, birgt keine anderen geschichtlichen Momente. Bei dieser Sage, die wohl mit dem Eindringen der Bayern in Tirol in Zusammenhang steht, wird der Streit der beiden Riesen, Haimon und Thyrsus, zunächst oben an der Reitherspitze ausgetragen, wo das dort gewonnene Steinöl noch heute als das Blut des erschlagenen Thyrsus gilt. Es ist natürlich selbstverständlich, daß hier der Besiegte Thyrsus nur einen romanischen[3]), der Sieger Haimon aber nur einen germanischen Namen tragen kann, und ebenso bezeichnend, wenn bei diesem die Überlegenheit seiner Vorzüge noch besonders durch die von ihm bewirkte Gründung des Klosters Wilten unterstrichen wird. In der Hofgasse von Innsbruck aber steht heute noch ein Haus, an dem das Standbild des historischen Hofriesen Erzherzogs Sigismunds in aller seiner Pracht angebracht worden ist (1490), und es fragt sich doch, ob dieser Herr nicht bloß deshalb zu einem so großartigen Monument kam, weil solche Gestalten gerade hier von alters her mit einem besonderen Nimbus umgeben waren.

Und so ragen auch heute noch die Reste der deutschen Heldensage hier überall in die Wirklichkeit hinein. Wir können sie greifbar vor uns sehen in den Standbildern jener Riesen an der Klosterkirche in Wilten, in den fabelhaften Tieren, den Löwen und Greifen, an den Kirchenportalen (Bozen, Trient, S. Zeno in Verona, Innichen, Lienz, Maria Gail bei Villach), und in der Gestalt Theodorichs in der Hofkirche in Innsbruck. Und wenn es schon das gute geschichtliche Recht dieses Herrschers war, daß er hier als alter Landesherr Tirols inmitten jener bronzenen Umgebung seinen Platz gefunden hat, so ist doch nicht minder in diesem Apollo im Harnisch die männliche Schönheit und die Gedankentiefe wunderbar klar zum Ausdruck gekommen, ganz so wie die Sage ihren Helden verstanden wissen wollte. Aber auch unsichtbar und ungreifbar umgiebt uns dieser Kulturkreis; wir leben und weben in ihm, wenn wir im Riesen oder im Greifen logieren, und selbst in Südtirol klingen seine Töne neben italienischen Zeitungen und italienischen Liedern leise an, wenn wir dort zufällig in einem Wirtshaus Ai due Giganti eingekehrt sind.

[1]) Lau. V. 73. [2]) Lau. V. 1110. [3]) Eine andere Erklärung dieses Namens findet sich N. A. S. 76.

Viertes Buch.

Die Alpenstraßen des Mittelalters.

I. Kapitel.

Die Straßen der Westalpen.

Neben der größeren Anzahl der Quellen und geschichtlichen Reste, neben der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Kulturerscheinungen ist es ein ganz besonderer Unterschied, der im Vergleich zu der Römerzeit für die Beschreibung der einzelnen Alpenstraßen des Mittelalters mehr als alles andere in Frage kommt. Trotz aller natürlichen Verschiedenheiten der einzelnen Alpenwege hatte im Altertum doch auf das Schicksal dieser Linien in ihrer Gesamtheit nicht nur der Wille der römischen Regierung sondern noch viel mehr die sich immer gleichbleibende Weltlage, die Existenz des einen, großen, um das Mittelmeer gelagerten Weltreiches, einen entscheidenden Einfluß gewinnen können. Bei der Auflösung des Kulturlebens im Mittelalter treten dagegen auch hier die gleichartigen Gesichtspunkte viel weniger, die natürlichen Besonderheiten dagegen um so stärker hervor, so daß sich jetzt die Geschichte der Paßwege der Alpen nicht mehr wie vorher wie eine Garbe annähernd gleichartiger und zusammengehöriger Halme sondern mehr wie ein Strauß wenn auch ähnlicher aber innerlich viel selbständigerer Monographien ausnimmt.

Grundbedingungen des mittelalterlichen Verkehrslebens in den Alpen.

Wenn wir nun dabei wiederum im Westen, bei der ligurischen Küstenstraße, beginnen, so sehen wir gerade hier auch heute noch ein Landschaftsbild vor uns, wie man es malerischer und eindrucksvoller kaum finden kann, um das verschiedene Wesen der drei großen geschichtlichen Perioden, die Europa durchlebt hat, und den Wechsel des Verkehrslebens innerhalb dieser Zeiten deutlich zu machen. Dort, wo auf dem natürlichen Mittelpunkt dieser Linie das Alpengebirge unmittelbar aus dem mittelländischen Meere aufsteigt, hatten die Römer einst ihre Straße nicht notgedrungen und allein aus technischen Gründen über die Höhe geführt, und so steht auch heute hier noch Turbia da als ein Zeugnis langandauernden, friedlichen antiken Kulturlebens. Tief im Grunde, fast von der Brandung umspült, laufen dagegen heute auf derselben Wegestrecke die Straßenbauten der neueren Zeit dahin und zeigen es so, daß

die Technik jetzt mit anderen Mitteln, vielseitiger und erfolgreicher zu arbeiten pflegt, daß sie aber andererseits doch, um zu solchen Leistungen zu gelangen, vor allen Dingen einer friedlichen Weltlage und einer Kultur bedarf, bei der das Menschengeschlecht nicht durch die Sorge um die Sicherheit seines Besitzes in Atem gehalten wird. Welch' andere Sprache redet nun aber hier die Stelle, wo im Mittelalter lange Zeit der Schwerpunkt dieser Gegend lag, das auf hohem Felsen und zwischen tiefen Schluchten gelegene, düstere und altersgraue Städtchen Eze, eine Stätte, die vor Piraten sicher war aber auch selbst solche beherbergen konnte, und die es veranschaulicht, in welchen Formen sich damals hier das Leben der Menschen bewegte.

Die Sarazenen in den Alpen.

Sogar dieser Strich mit seiner Straße, die sich ebenso für die Verbindung zwischen Genua und dem Mündungsland der Rhone wie für den Lokalverkehr jener gesegneten Gegenden eignet, ist damals eine Zeit lang nicht viel mehr als eine Küstenlandschaft und zwar ein bedrohtes, gefährdetes und geängstigtes Gestade gewesen, an das mit den Wellen des Meeres zugleich fremdartige und kulturfeindliche Mächte herangetrieben wurden. Ist doch das Hauptereignis, das von dieser Seite der Alpen während des Mittelalters zu berichten ist, nichts anderes als jener Einbruch der Sarazenen, die sich jetzt hier, in der Heimat jener humanen Gestalten wie Julius Agricola und Cornelius Gallus, festsetzten und nun von dort Südfrankreich, Oberitalien und vor allem auch weithin die Alpenwege fast ein Jahrhundert hindurch in Schrecken hielten. Es ist dies ein Schauspiel, das uns heute ganz fremdartig anmuten und fast den Eindruck erwecken kann, als ob die Geschichte damals ihren Kreislauf von neuem hätte beginnen wollen, wenn wir uns erinnern, daß in den Zeiten, als es im Altertum geschichtlich hell zu werden beginnt, die ersten, die hier erscheinen, gleichfalls Gäste aus dem fernen Osten, Phönizier und Griechen, waren.

Dort, wo im heutigen Departement Var die weit in das Meer hinausragende Landspitze bei S. Tropez den Seefahrer anlockt, sind die Sarazenen um das J. 888 plötzlich im Herzen Mitteleuropas zu finden; hier wurden die Ortschaft Fraxinetum (Garde-Fraînet) mit ihrem günstigen Anlegeplatz und eine benachbarte höher gelegene Befestigung, die beide ganz nach Barbarenart zunächst gegen die Landseite hin durch dichtes Dornengestrüpp gesichert wurden, die unangreifbare Position, von der aus sie dann ihre Raubzüge immer häufiger, immer dreister und auf immer größere Entfernung in die Alpenländer hinein ausdehnten[1]). 906 finden wir die Sarazenen daher bereits mitten im Gebirge, am Mont Cenis und Mont Genevre, zu gleicher Zeit aber auch in den diesem Alpenflügel anliegenden Landschaften, auf französischer Seite in Embrun, vor Aix und Marseille und jenseits in Acqui und Vercelli. Besonders blieben es aber doch die Straßen im Gebirge selbst, die sie bei ihren Unternehmungen bevorzugten und wo sie während der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts von den Seealpen bis nach

[1]) Oe. I. S. 205 f.

Graubünden recht nach Brigandenart allen Verkehr unsicher machten; so wurde von ihnen (um 940) nicht nur das Kloster S. Maurice am Gr. S. Bernhard verbrannt sondern ebenso auch das Gebiet des Churer Bistums nördlich bis an die Grenzen von S. Gallen heimgesucht. Wie sehr die Sarazenen damals aber überhaupt an den Straßen der Alpen die Herren der Lage waren, dafür ist das beste Zeugnis die Rolle, die sie in dem Streit um die Krone Italiens zwischen Hugo von Niederburgund und Berengar von Ivrea gespielt haben; denn, während letzterer nach Deutschland gegangen war und sich dort Bundesgenossen suchte, wußte Hugo seinerseits (um 942), um jenem den Rückweg zu verlegen, nichts besseres zu tun, als einen regelrechten Vertrag mit den Sarazenen zu schließen, der diese zu Wachtposten an den Gebirgsstraßen bestellte, und was Berengar dann auch tatsächlich zwang, bei seiner Rückkehr einen Umweg durch Tirol einzuschlagen.

Es treten demnach in jenen Zeiten hier im Herzen Europas in kultureller Hinsicht Zustände zu Tage, wie sie heute kaum am südöstlichsten Rande des Erdteils, in der Balkanhalbinsel, anzutreffen sind, und die mit jener politischen Zersetzung durchaus übereinstimmen, die, wie wir gesehen haben, damals zugleich das Dasein eines selbständigen, allein auf das Alpengebirge beschränkten burgundischen Königreichs möglich machten. Aber eben deshalb ist auch das auf den Tod Ludwigs des Frommen (840) folgende Jahrhundert mehr als alles andere geeignet, nicht nur die hervorragenden Eigenschaften Karls des Gr. sondern auch für alle Zeiten die Segnungen in das rechte Licht zu setzen, die von einer starken Regententätigkeit ausgehen können. „Die Zahl der Christen, die von den Sarazenen getötet wurden, war so groß, daß niemand sie ermessen kann als der, der ihre Namen eingetragen hat, in das Buch des Lebens“ [1]); die Wahrheit der Empfindung, die aus diesen Worten eines Zeitgenossen unauslöschlich herausklingt, offenbart daher ebenso die Not jenes Geschlechtes wie die Tiefe seiner religiösen Stimmung, die sich später dann eben infolge ihrer Stärke und Allgemeinheit noch viel mehr in eine alles beherrschende geschichtliche Kraft umsetzen sollte.

Nicht wie offene Feinde sondern wie sie gekommen waren, als Diebe und Räuber sind die Sarazenen dann jedoch auch wieder aus den Alpenländern verdrängt worden. Zuerst, schon seit der Mitte des Jahrhunderts verschwinden sie in Graubünden, wo die kräftige Hand das ihre dazu beigetragen haben mag, die mit Otto I. auch in diesem Teile des deutschen Reiches zur Wirkung gekommen war. In dem westlichen Teile der Alpen ist es aber schließlich doch nichts anderes als die von den kirchlichen Gewalten organisierte Selbsthilfe gewesen, die jenes Resultat erreicht hat. So stellte sich Bischof Isarn um 970 in Grenoble an die Spitze des Widerstandes, während unmittelbar darauf, 972, das Schicksal besonders verhängnisvoll werden sollte, das der Abt Majolus von Cluny von

[1]) Oe. I. S. 217.

den Sarazenen erfuhr. Dieser war auf einer Reise durch die Alpen von ihnen gefangen genommen und nur gegen ein ganz gewaltiges Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt worden. Eine derartige Behandlung eines hohen Kirchenfürsten mußte aber damals mehr als alles andere die Welt herausfordern, und sie brachte daher auch den Widerstand gegen jene ungebetenen Gäste an allen Stellen in eine raschere Gangart, so daß bald darauf zuerst das Festland und schließlich auch die ligurische Küstenstraße von ihnen gesäubert werden konnte; dort wurde zuletzt von dem Grafen Wilhelm von Arles und dem Markgraf Arduin von Ivrea auch ihr Hauptstützpunkt Fraxinetum selbst eingenommen und zerstört, nachdem sie freilich noch wenige Jahre vorher (970) das Kloster S. Pons bei Nizza in Asche gelegt hatten.

Daß jenes Auftreten der Sarazenen aber nicht bloß ein rasch vorübergehendes Unwetter war, sondern als eine tiefe Störung in alle Verhältnisse eingriff, zeigt sich auch darin, daß die Erinnerungen an jene Periode auch heute noch zahlreich genug vorhanden sind. So galten die an der Straße des Gr. S. Bernhard wohnenden Führer der Reisenden, die Marronniers wie sie allgemein hießen, als Nachkommen der Sarazenen. Die besten Zeugnisse jener Zeit sind jedoch auch hier wieder die Ortsnamen, die an den wichtigen Straßenpunkten gerade dort, wo jene einst ihr Unwesen trieben, haften geblieben sind und die sich durch die ganze Zone, von Graubünden (Pontresina, Ponte Saraceno) bis zur Riviera hinziehen (Château-Sarrasin, Pont-Sarrasin, Torre dei Sarazeni). Hier, wo ihre eigentliche Angriffsfront lag und wo daher auch heute noch die südlichste Kette der Seealpen den Namen der Mauren führt, finden sich die Erinnerungen an jene Zeit begreiflicherweise am zahlreichsten, wie in den Bleibergwerken bei S. Dalmazzo di Tenda, die einst auch von den Sarazenen ausgebeutet wurden und deren oberster Schacht heute noch die Galleria dei Sarazeni heißt[1]), oder an den alten Türmen am Meeresstrande (z. B. S. Lorenzo östlich S. Remo), die auch nach der Vertreibung der Sarazenen noch lange Zeit als Schutzbauten gegen das von diesen ausgeübte Piratentum dienen mußten.

Die späteren Schicksale der Corniche.

Sichere und dauernde Zustände sind an der Corniche erst dann entstanden, als dieselbe mit ihrem größeren westlichen Teile an Savoyen kam, das hier zugleich von Norden wie von Westen her eindrang. 1382 ist Cuneo am Fuß des Col di Tenda und 1388 Nizza savoyisch geworden. Sonst sind es aber, wie zu erwarten steht, an dieser südlichsten Seite der Alpen ausnahmslos südliche Mächte und südländische Kulturbeziehungen, denen wir hier begegnen. So gehört der östliche Teil der ligurischen Küstenstraße von Anfang an in den Bereich Genuas, dessen mittelalterliche Geschichte infolge der dem kontinentalen Italien abgewendeten Lage dieses Ortes einen ganz selbständigen Verlauf genommen hat, wenn sie sonst auch nur mit einem steten Kampf um das Dasein, mit Zank und Streit gegen Pisa, die Lombardei und Venedig erfüllt ist. Dann treffen wir hier

[1]) Hörstel, Erinnerungen an die Seealpen Piemonts. L. Zeitung 1901, Nr. 215.

an den wichtigen Straßenpunkten nicht nur wie überall die Johanniter (Bordighera, Madonna della Ruota) sondern auch die besonders auf romanischem Kulturboden heimischen Templer wie sie bei S. Raphael (zwischen Cannes und Fréjus) ihre Schutzbauten gegen die Seeräuber errichten. Aus Savona stammten die Päpste Sixtus IV. und Julius II. (beide aus dem Geschlecht der Rovere) und aus Tenda die reiche Beatrice di Tenda, die als Gemahlin des Herzogs Filippo Maria Visconti von Mailand ein furchtbares Ende fand († 1418). Auch eine geschichtlich denkwürdige Reise hat diese Linie berührt, diejenige des Papstes Innocenz IV., der im J. 1244 vor Friedrich II. aus Rom zunächst zur See nach Genua entfloh, um sich dann von dort aus zu Lande nach dem Konzil von Lyon zu begeben; und hier in Genua war es, wo dieser nach seiner Landung im Vollgefühl der Bewegungsfreiheit frohlocken konnte, „daß seine Seele nun wie ein Vogel dem Stricke des Voglers entronnen wäre."

Das Aufkommen der Straße über den Mont Cenis.

Nicht nur in den Zeiten des Altertums sondern auch noch im Mittelalter können wir nördlich der Corniche sämtliche Alpenübergänge außer acht lassen bis wir wieder in die Zone des Mont Genevre geraten. Bei der Betrachtung der mittelalterlichen Übergänge in den Westalpen, auf der ganzen Strecke von der ligurischen Meeresküste bis zum Montblanc, stehen wir nun aber zunächst vor jener wichtigen Tatsache, daß hier bald nach dem Untergange des römischen Weltreiches in dem Verkehrsbild eine grundlegende Veränderung vor sich geht, insofern jetzt plötzlich die beiden von den Römern geschaffenen Alpenstraßen, die Linie des Mont Genevre ebenso wie die des Kl. S. Bernhard als Hauptwege fast ganz zurücktreten, während an ihrer Stelle nur eine einzige Straße, die über den Mont Cenis in Gebrauch kommt. Es ist dies übrigens eine Verschiebung, die sich am Beginn dieser Periode in gleicher Weise noch an einer anderen Stelle, in Graubünden, wiederholt, wo ebenfalls, wenn auch aus anderen Gründen, die beiden alten Römerwege, der Splügen und der Julier, plötzlich der Vereinsamung verfallen und dagegen der zwischen beiden gelegene Übergang über den Septimer in Benutzung tritt.

Die Paßhöhe des Mont Cenis selbst, für deren regelmäßigen Gebrauch während der Römerzeit jedenfalls kein Zeichen vorliegt, befindet sich nun freilich in solch' naher Nachbarschaft von dem Übergang der antiken Straße über den Mont Genevre, daß auch für sie von der italienischen Seite her keine andere Zugangslinie wie für den Mont Genevre selbst, d. h. das Tal der Dora Riparia zwischen Turin und Susa, zur Verfügung steht. Die Verschiedenheit in dem Wesen dieser beiden Übergänge macht sich daher allein in der Art des Abstiegs auf ihrer westlichen Seite geltend, hier, wo die Linie des Mont Genevre im Tal der Dürance in ausgesprochen südwestlicher Richtung zu dem Mündungsland der Rhone hinabzieht, während bei der des Mont Cenis vermittelst des Tales der Arc das Gegenteil erreicht und der Reisende nach Grenoble und Lyon, also in das Vorland des nördlichen Frankreichs geführt wird. Da nun auch die

Eisenbahn der Neuzeit von Frankreich her dieses Tal der Arc als Eintrittsrinne in das Gebirge benutzt, so ist auch diese nicht ganz mit Unrecht nach dem Mont Cenis genannt worden, wenn sie auch in der Zone des eigentlichen Hochgebirges dann plötzlich die Richtung jenes Überganges selbst ganz ignoriert und ein ganzes Stück südlich durch den Col de Fréjus ihren Weg sucht, der von der Paßhöhe des Mont Cenis kaum weniger weit wie von demjenigen des alten Mont Genevre-Überganges entfernt liegt.

In dieser Orientierung der mittelalterlichen Straße einerseits — auf italienischer Seite derselbe Anlaufweg wie im Altertum, auf französischer dagegen das entschiedene Hervortreten der nordwestlichen Richtung — und andererseits in der Tatsache, daß jetzt überhaupt nur diese eine Straße, nicht wie im Altertum zwei, der Mont Genevre und Kl. S. Bernhard, dem Verkehrsbedürfnis genügen konnten, spricht sich nun aber deutlich genug die Veränderung aus, die jetzt in dem Kulturbild jener Länder vor sich gegangen ist; sie zeigt besonders, wie auf der westlichen Seite des Gebirges die Landschaften an der mittleren Rhone und noch mehr die in deren Mündungsgebiet an Wichtigkeit zurückgetreten sind, und wie sich der Schwerpunkt jetzt ganz entschieden nach dem nördlichen Frankreich verrückt hat, eine Erscheinung, die dann außerdem noch in der erhöhten Bedeutung des Gr. S. Bernhard zu beobachten sein wird [1]).

Die Geschichte des Mont Cenis in der ersten Hälfte des Mittelalters.

Den Weg über den Mont Cenis, besonders aber seinen westlichen Anstieg, das Tal der Arc, nannte das Mittelalter vallis Mauriana, ein Name, der verschieden erklärt worden ist, teils von den Mauren, teils sogar von einer in römischer Zeit hier stationierten Garnison mauretanischer Reiter, am passendsten aber wohl von den finsteren Gebirgswässern, a mauris aquis, die jenes Alpental durchfließen, das auch wirklich einen besonders ernsten Charakter zeigt. Hier haben wir also jetzt geschichtliches Neuland vor uns, während andererseits das Vorhandensein irgend welcher Nachrichten aus diesem für den Verkehr neu eröffneten Landstriche nun auch die Existenz einer Straße über den Mont Cenis selbst in die Grenzen der Wahrscheinlichkeit rücken muß. Und solche Nachrichten treten wirklich zugleich mit dem Beginn des Mittelalters an das Tageslicht. Der Vorort der Maurienne ist S. Jean, ein Punkt, der seinen Namen von einer dort befindlichen Kirche Johannes des Täufers erhalten hat; und wenn es auch zweifelhaft ist, ob ein auf dem Konzil zu Rom im J. 341 als episcopus Maurianensis verzeichneter Lucianus wirklich bereits hierher gehört, so haben wir dann doch für das J. 588 ganz sicheren Boden unter den Füßen, als damals König Guntram von Burgund sich wirklich mit der Einrichtung der civitas Morienna befaßte und bei dieser Gelegenheit kirchlich auch jenseits das Gebiet von Susa mit ihr vereinigte [2]), eine Maßregel, die nur Zweck und Sinn gehabt haben kann, wenn der zwischen diesen beiden Tälern gelegene Übergang selbst damals bereits dem Verkehre erschlossen war.

[1]) Vgl. Anh. 20. [2]) Oe. I. S. 197.

Der Name des Passes erscheint als Mons Cenisius dann zu Beginn des achten Jahrhunderts (731) in dem Testamente eines der fränkischen Grafen, die damals in Susa ihren Sitz hatten. Bei dieser Gelegenheit findet aber nicht nur wiederum die kulturelle und politische Zusammengehörigkeit des westlichen und östlichen Anlaufsweges des Passes ihre Bestätigung, sondern es tritt auch das Bild im Tale von Susa selbst deutlicher hervor. Auch hier finden wir damals die Kirche als Nährmutter des neu sich gestaltenden Lebens, ein Kloster in Oulx, an der Stelle der alten Römerstation villa Martis, und weiter abwärts nicht minder das im J. 726 gegründete Peterskloster zu Novalese. Dieses Kloster, dessen Name durch die aus demselben stammende Chronik mit ihrem wie früheste Morgendämmerung anmutenden Inhalt auch in die große Geschichte übergegangen ist, gelangte bald zu großem Reichtum und zu einer hervorragenden Stellung, derart, daß sich besonders zu den Zeiten Karls des Gr. viele fränkische Große unter seinen Mönchen befanden, während jedoch seine Blüte bereits durch den Sarazeneneinfall vom J. 906 unheilbar geknickt werden sollte. Nicht allzufrüh ist dagegen am Mont Cenis das nahe der Paßhöhe gelegene Hospiz selbst entstanden, das von Lothar, dem Sohne Ludwigs des Frommen, aber direkt auf die Veranlassung des letzteren, und durchaus als eine fromme Stiftung gegründet wurde[1]).

Die verhältnismäßig geringe Schwierigkeit dieses Alpenweges und ebenso seine Richtung, die von Frankreich auf dem kürzesten Wege in das frühmittelalterliche Zentrum Oberitaliens, nach Turin und Pavia, hinabführte, macht es nun auch ganz erklärlich, daß sich auf ihm bereis die Unternehmungen der Pippiniden gegen das Langobardenreich bewegt haben. Seit den Zeiten Karls des Gr. dagegen, als sich der Schwerpunkt des Frankenreiches nachdrücklich nach dem unteren Rheine verschoben hatte, ist der Mont Cenis nur ausnahmsweise bei den geschichtlichen Ereignissen selbst zu nennen, während, wenn dies trotzdem der Fall ist, hierfür wie erklärlich zumeist eine besondere Veranlassung vorgelegen haben wird. Das erste Ereignis dieser Art ist die Reise Karls des Kahlen, 877, nachdem er gegenüber Karlmann die Eroberung der Lombardei aufgegeben hatte und nun fluchtartig nach Frankreich zurückkehren wollte. Damals hat jenen, dem vorher in Italien von einem jüdischen Arzt Gift gegeben worden war, auf diesem Wege selbst der Tod ereilt, eben in der Maurienne, wohl in Brios, dem heutigen Avrieux. Dorthin hatte er auch seine Gattin Richildis, die ihm bereits vorausgeeilt war, zurückrufen lassen, und es spielte sich nun hier eines jener gräßlichen Schauspiele ab, wie sie im Mittelalter bei Vergiftungen einzutreten pflegten, bei denen die Wirkung des Giftes so entsetzlich die Verwesung beschleunigte, daß die Pfleger des Leichnams die Fassung verloren; es ist hier z. B. genau dasselbe Bild wie bei dem Ende des Markgrafen Albrechts I. von Meißen, der 1195 gleichfalls in einem elenden Dorfe in der Nähe Freibergs der Vergiftung erlag.

[1]) Oe. I. S. 204.

Der Übergang Heinrichs IV. im Jahre 1077.

Der Übergang Heinrichs IV. über den Mont Cenis im J. 1077 ist wohl derjenige Alpenübergang eines deutschen Herrschers, der nicht nur geschichtlich am folgenreichsten geworden ist, sondern der auch in seinen ergreifenden Einzelheiten am besten bekannt zu sein scheint. Es soll auch daher hier nicht erzählt werden was alle wissen, sondern nur auf einige für unseren Zweck wichtige Umstände hingewiesen werden. Die Kunde von den Einzelheiten dieses Überganges stammt allein aus Lambert von Hersfeld[1]), und man wird bei der Beurteilung dieser Geschichtsquelle zunächst wohl das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß jener absichtlich zwar nicht tendenziös schrieb, daß er aber seiner ganzen Lebensauffassung nach die Dinge doch nur aus einem bestimmten Gesichtspunkt ansehen konnte, der für Heinrich IV. zum mindesten nicht günstig war. Wesentlich ist aber außerdem für die diesen Alpenübergang und in gleicher Weise dann auch für die jene unendlich ernsten Tage in Canossa behandelnden Abschnitte, daß sie sich gerade dort finden, wo Lambert bald darauf mit seinem ganzen Werke plötzlich abbricht, und daß demnach bei der Schilderung dieser Begebenheiten sich die Schreibweise Lamberts in allen ihren Vorzügen und Schwächen besonders scharf ausgeprägt hat. Hierauf beruht nun ebensosehr die lebensvolle Darstellung jener Kapitel wie auch die Leichtigkeit, mit der man trotzdem in diesen die einzelnen Tatsachen wie die verschieden gefärbten Fäden eines Gewebes auf ihre Wahrheit und Echtheit hin auseinandertrennen kann. So stellt es Lambert, und deshalb auch viele Spätere, als ganz unerhört hin, daß sogar Heinrichs Verwandte diesem erst dann die Durchreise erlaubten, nachdem sie für sich selbst einen stattlichen Gewinn herausgeschlagen hatten. Es ist dies aber doch eine Gelegenheit, die sich in der Politik, wie sie nun einmal stets gewesen ist, niemals eine aufstrebende Macht entgehen lassen wird. Wir befinden uns ja hier zugleich mitten in dem Zeitpunkt, während dem der Anfall aller dieser Gebiete an Savoyen vor sich ging, und es ist recht wertvoll, daß wir hier nicht nur von Lambert ausdrücklich erfahren, daß die Macht der Markgrafen von Susa schon damals in diesen Gebieten besonders gefestigt war, sondern daß wir auch die Tatkraft kennen lernen, mit der diese jetzt jene Sachlage ausnutzten.

Als Heinrich von Besançon aus den Weg nach dem Mont Cenis hinansteigen wollte, kam ihm trotz des harten Winters die Mutter seiner Gattin, die Markgräfin Adelheid von Susa, von der anderen Seite rechtzeitig entgegen und ließ ihn nicht eher die Reise fortsetzen, als bis er den Preis für den Durchzug gezahlt hatte, und — man gestatte einmal in einen anderen Ton zu fallen — nach allem Vorangegangenen wird jene energische Schwiegermutter auch nichts weniger als Veranlassung zu einem besonders liebevollen Empfang gehabt haben. Damals muß also hier im Hochgebirge, wenig westlich des Paßüberganges, bei Schnee und Kälte, jene Auseinandersetzung stattgefunden haben, auf die „viel

[1]) La. S. 282f.

Arbeit und Zeit verwendet wurde" und bei der sich der König jedenfalls in einer ungeheuer bedrängten Lage befand, durch die Härte des Winters, noch mehr aber, weil mit jeder Stunde, um die sich die Reise verzögerte, die kurze Frist verringert wurde, die Heinrich noch bis zur Lösung vom Banne blieb. Die Aufnahme, die der König später bei den Italienern fand und die ihm die Freiheit verschaffte, nach Belieben dem Papste mit Waffengewalt entgegenzutreten oder diesen auch nur persönlich zu stellen, zeigt aber doch, daß der gezahlte Preis nicht zu hoch war.

Die Art, wie dann der Abstieg bei der ungünstigen Witterung vor sich geht, als „kundige" Führer gemietet, die Frauen auf Ochsenhäute gesetzt und die Pferde „mit Hilfe gewisser Vorrichtungen" herabgelassen werden, lassen nun auch einen Blick in die Technik der mittelalterlichen Verkehrseinrichtungen in den Hochalpen tun; denn alle diese Anstalten müssen für die Fälle der Not damals durchaus gebräuchlich und ausprobiert gewesen sein, und sie waren eben nur bei der Reise dieses Herrschers etwas Außergewöhnliches, der hier mit Gattin und Kind unbedingt vorwärts mußte und kein günstigeres Wetter abwarten konnte, wie Lambert ja alle diese Schwierigkeiten auch nur deshalb hervorgehoben hat, um die Katastrophe des Königs recht eindringlich hinzustellen. Auch hier läßt sich nebenbei bemerken, welche große Rolle die Erhaltung der Pferde auf allen solchen Reisen gespielt hat. Es ist ferner nur eine Vermutung, aber eine solche, die in dem innersten, sich ewig gleichbleibenden Wesen der Menschennatur begründet ist, daß wenn nicht überhaupt der Gedanke zu diesem Zug nach Italien, so doch die Wahl des Weges auf die Gattin Heinrichs, jene Berhta von Susa, zurückzuführen ist, bei der damals „wie es bei rechten Frauen immer der Fall ist, das Unglück die volle Kraft ihrer Natur, die in solchen Lagen die Männer oft beschämt"[1]), entwickelt zu haben scheint, und wenn vorher Lamberts Geschichtsschreibung an dieser Stelle mit einem Gewebe verglichen worden ist, so sind der Name der Berhta von Susa die goldenen Fäden, die in dieses geflochten worden sind, und deren echter Glanz an Dauer und Schönheit noch heute alle anderen überstrahlt.

Spätere Übergänge der Herrscher über den Mont Cenis.

Auch bei den anderen drei Fällen, bei denen der Mont Cenis noch von einem deutschen Herrscher für den Übergang über die Alpen gewählt wurde, sind deren Motive noch ganz deutlich zu erkennen, so bei der Rückkehr Friedrich Barbarossas im Frühjahr 1168, als er vor Rom durch die Macht der Elemente, durch eine infolge des Umschlags der Witterung entstandene Seuche, sein unvergleichlich schönes Heer verloren hatte und nun, da die anderen Pässe gesperrt waren, hier durchzukommen suchen mußte. Damals spielte sich in Susa jener Vorfall ab, als auf den Kaiser, der mit kleinem Gefolge reiste, ein Mordanschlag geplant war und als Hartmann von Siebeneichen die Rolle Friedrichs übernahm. Erst sechs Jahre später, 1174, konnte der Kaiser hierfür durch die

[1]) Mo. S. 61. Auch Berhta lebte nicht lange († 1087).

Einäscherung von Susa Rache nehmen, bei Beginn seines fünften Römerzuges, der durch die Schlacht von Legnano besonders verhängnisvoll werden sollte und zu dem er jedoch auch nur deshalb den Weg über den Mont Cenis wählte, weil dieser allein frei war. Das letzte Mal, daß ein deutscher Herrscher hier herüberzog, fällt dann in das J. 1310, zugleich recht eigentlich der letzte Römerzug, der überhaupt stattgefunden hat; damals nahm Kaiser Heinrich VII. diesen Weg infolge seiner engen Beziehungen zu dem Herzog von Savoyen. Der Übergang selbst mit nur einigen hundert Bewaffneten erfolgte während des Oktobers, als hier schon der Winter eingetreten war. Wie einst der Langobardenkönig Alboin auf einem Gifpel der Julischen Alpen, so soll auch Heinrich hier auf der Paßhöhe im Angesicht von Italien auf die Kniee gesunken sein und die göttliche Hilfe angerufen haben. Man sieht also, wie das Gefühl, daß die Überschreitung der Alpen den Anfang einer großen Zukunft bedeuten müsse, auch jetzt noch dieselbe überwältigende Wirkung ausübt, und wie der Unterton in dem Gedankenkreise der geschichtlichen Persönlichkeiten volle sieben Jahrhunderte hindurch der gleiche geblieben ist.

Der mittelalterliche Reiseverkehr über den Mont Cenis. Asti und Alessandria.

Die eigentliche Bedeutung der Mont Cenis-Straße im Mittelalter ist demnach viel mehr in dem Kulturverkehr zu suchen, wofür der beste Beweis dadurch geliefert wird, daß wir gerade für diese Route die meisten und zum Teil auch recht ausführliche Reiseberichte besitzen[1]). Wir haben solche aber nicht nur von Franzosen (König Philipp August, 1191, bei der Rückkehr aus dem heiligen Lande) sondern auch von Engländern und Niederdeutschen, wie es in dieser Hinsicht besonders bemerkenswert ist, daß auch einer der besten Gewährsmänner dieser Art, Albert von Stade, diese Route ganz genau beschreibt und sie wahrscheinlich auch selbst gegangen ist. Von der Tatsache aber, daß einesteils der Weg über den Mont Cenis und anderenteils derjenige über den Gr. S. Bernhard in der längsten Zeit des Mittelalters die weitaus begangensten Straßen in der ganzen westlichen Hälfte der Alpen waren, ist nun die unmittelbare Folge gewesen, daß dort, wo diese in Oberitalien in ihrer Verlängerung schließlich zusammenlaufen, am sandigen Unterlauf des Tanaro, jetzt plötzlich zwei Orte erscheinen, deren Bedeutung nur durch jene Verkehrslagerung verständlich wird, Asti und Alessandria.

So ist Asti, das heute fast in Vergessenheit geraten ist, der früheste mittelalterliche Handelsplatz Oberitaliens und als solcher die hohe Schule des damaligen Geldhandels gewesen[2]). Die Söhne dieser Stadt stellten sich einst als gewiegte Praktiker weit und breit nördlich der Alpen ein, um hier ihr aus der Heimat überkommenes Gewerbe zu betreiben, das in den Augen der in einer ausgeprägten Naturalwirtschaft lebenden großen Masse jener Zeiten freilich einer schwarzen Kunst sehr ähnlich gesehen haben mag, und das wirklich an Härte nichts zu wünschen übrig ließ. Dies erklärt aber auch zur Genüge, wenn

[1]) Vgl. Oe. II. Beil. I. [2]) Vgl. Schu. S. 308 f.

jenem Gemeinwesen bereits im J. 1037 von Konrad II. der freie Handelsweg auf allen Straßen des Reiches und ausdrücklich auch „im Tale von Susa" zugesichert wurde[1]). Der Ort aber, wo Alessandria im J. 1168 von dem lombardischen Städtebund eigentlich so recht als erstes nationales Bollwerk Italiens seit den Tagen der Römer gegründet wurde, ist im Altertum noch viel mehr leerer Raum gewesen, und es ist bezeichnend, daß diese Stadt auch heute noch trotz ihrer Größe nicht durch eine einzige Sehenswürdigkeit sondern allein durch ihre Lage und durch ihre bewegte Geschichte merkwürdig ist. Sie ist demnach nichts anderes als das westliche Seitenstück des antiken Mantua, das an dieser Stelle freilich erst im Mittelalter nötig wurde, da es denjenigen Unternehmungen die Stirn bieten sollte, die jetzt auch von dem Nordwestflügel der Alpen gegen Italien herangezogen kamen. Der Einfluß von Asti und besonders der von Alessandria zeigt sich übrigens bereits zu Beginn des fünften Römerzuges Friedrichs I. (1174—1178), als dieser, vom Mont Cenis herabkommend, zuerst Asti erobern mußte und dann dasselbe vergebens an Alessandria versuchte, das während dieser ganzen entscheidenden Jahre durchaus als das Rückgrat des italienischen Widerstandes dienen konnte.

Der Weg über den Mont Genevre und der über den Kl. S. Bernhard.

Neben dem Mont Cenis treten dagegen die Verhältnisse an den großen antiken Straßen über den Mont Genevre und den Kl. S. Bernhard im Mittelalter fast ganz in den Bereich der Lokalgeschichte zurück. Auf dem Mont Genevre geschah die Stiftung eines Hospizes durch einen Grafen von Briançon erst im J. 1340[2]), und nur ein einziger von allen deutschen Herrschern, gleichfalls Friedrich I., hat diesen Paß, den Mons Januae wie er damals hieß, einmal überschritten, als er sich (1177) in Arles als König des arelatischen Reiches krönen ließ, und wobei demnach jene Route für den aus Italien kommenden Kaiser durchaus vorgeschrieben war. Wir wissen ferner, wie intensiv sich das religiöse Leben im Mittelalter äußerte, so daß damals selbst die Bewohner einer so weltfernen Insel wie Island ein Kontingent der Rompilger ausmachten, und wenn uns nun heute überhaupt die Nachrichten, die über jene Reisen vorhanden sind, selbst schon bei oberflächlicher Betrachtung den Blick in eine Welt versunkener, fremdartiger und zum Teil recht schwer erklärlicher Kulturzustände tun lassen, so ist an dieser Stelle zu erwähnen, daß unter den Straßen, die von den Isländern bei ihren Reisen über die Alpen benutzt zu werden pflegten, der sogenannte Iliansweg eine gewisse Rolle spielt. Unter diesem Weg hat man nun aber ebenso den Weg über den Lukmanier (Ilanz oberhalb Chur) wie neuerdings auch denjenigen über den Mont Genevre zu erkennen geglaubt; es ist dies nebenbei eine der hübschen gelehrten Streitfragen niederer Ordnung, über die sich niemals völlige Gewißheit wird erzielen lassen, die aber doch

[1]) Oe. I. S. 225. [2]) Da. I. B. S. 118.

interessant genug sind, um immer wieder eine neue Stellungnahme und neuen Streit hervorzurufen[1]).

Ist nun aber das Zurücktreten der Mont Genevre-Straße wegen des Aufkommens der nahe benachbarten Mont Cenis-Straße im Mittelalter ganz begreiflich, so reicht dieser Umstand jedoch nicht aus, um dieselbe Erscheinung auch für den Kl. S. Bernhard, einer in ihrer Wegbarkeit so bequemen Alpenpassage, wo noch dazu von den Römern so sorgfältig vorgearbeitet worden war, genügend zu erklären. In den ersten Zeiten des Langobardenreiches, als die Sachsen hier einmal in hellen Haufen nach Gallien herüberzogen, muß diese Straße jedenfalls noch vollständig in Gebrauch gewesen sein[2]), während sie dann bis in die neueste Zeit einer immer größeren Vereinsamung verfallen ist, und ihre Schicksale recht eigentlich ein unerforschtes Gebiet genannt werden müssen. Auch hier würde die Lokalgeschichte von Bourg S. Maurice und Moutiers zu einem Schluß auf die Schicksale dieses Alpenweges selbst verhelfen können, und es ist in dieser Hinsicht bemerkenswert, daß diese beiden Orte wenigstens noch Spuren frühmittelalterlicher Kultur aufweisen, so Bourg S. Maurice infolge des alten in dieser Zone beliebten Heiligennamens, und noch mehr Moutiers, weil es noch in dem Testament Karls des Gr. unter den Metropolen des Frankenreiches genannt wurde. Dagegen ist es kaum gestattet, auch die Divisio imperii Karls (806) als Zeugnis für die damalige Benutzung des Weges über den Kl. S. Bernhard zu verwerten, da diese hier nur den Weg über Aosta als Eintrittsroute nach Italien nennt, und sonst nirgends ein Fall nachgewiesen werden kann, bei dem durch letzteren Ausdruck nicht der Weg über den Großen sondern über den Kl. S. Bernhard hätte bezeichnet werden sollen. Auch sonst muß es auffallen, daß die Adelsburgen an diesem Wege fast ganz fehlen, und daß man diesem Übergang im Mittelalter schlechterdings niemals in der Geschichte begegnet, während sein jetziger Name einfach daher rührt, weil das daselbst befindliche Hospiz früher von Mönchen aus dem Kloster des Gr. S. Bernhard bestellt wurde.

---

[1]) Vgl. Schu. S. 100 f.; Oe. I. S. 257 f. Es ist zunächst zweifelhaft, ob es ein oder zwei Ilianswege gegeben hat, und es wäre vielleicht auch zu erwägen, ob der Ausdruck Ilians nicht überhaupt nichts anderes als Isländisch selbst bedeutet. [2]) P. D. S. 52.

II. Kapitel.

Der Große S. Bernhard.

Wir kommen nunmehr zu dem Gr. S. Bernhard, der für die ersten achthundert Jahre des Mittelalters recht eigentlich der König der Alpenpässe genannt werden muß. Zwar hatten auch schon die Römer die Vorteile von dessen Lage erkannt und ihr im Prinzip Rechnung getragen; voll zur Geltung kam sie jedoch erst im Mittelalter, als damals einesteils Ober- und Mittelitalien und anderenteils das nördliche Frankreich, die Rheinlande und am Rande dieses Kreises später auch England die belebtesten, reichsten und wichtigsten Gebiete Europas waren, und nun allein dieser Alpenweg, ohne daß schon andere seiner Konkurrenten an das Tageslicht getreten wären, die Verbindungen zwischen jenen beiden Zentren der damaligen Kultur auf weite Strecken an sich zog. Es ist dies zugleich eine Erscheinung, die wiederum die für alle Zeiten und an allen Teilen der Erde geltende Wahrheit bestätigen kann, daß bei der Auswahl der großen Weltstraßen die weiten Ziele des Verkehrs, wenn sie nur erst einmal aktuell geworden sind, stets das erste Wort zu sprechen pflegen, und daß jener Antrieb, nachdem er sich einmal eingespielt hat, dann auch ruhig einzelne schwierige und unbequeme Stellen auf der im ganzen erprobten und lohnenden Bahn in Kauf nimmt. Denn die Gangbarkeit dieses Alpenweges ist von seinem Eintritt bis zu seinem Austritt aus dem Gebirge auch im Mittelalter trotz aller seiner Belebtheit schwierig genug gewesen, und selbst wenn die Natur in der eigentlichen Hochgebirgsregion jener Linie früher ein milderes Gesicht gezeigt haben mag, so treten doch gerade hier alle die unvollkommenen Seiten des mittelalterlichen Verkehrslebens, wie das Unvermögen im eigentlichen Straßenbau und die Unsicherheit und Gefährdung des Transportwesens durch die rücksichtslose Ausnutzung der Straßensperren, nur um so greller zu Tage.

Beherrschende Lage des Gr. S. Bernhard im Mittelalter.

Selbst wenn keine anderen Anzeichen für die Belebtheit und Bedeutung der Straße über den Gr. S. Bernhard im Mittelalter vorhanden wären, so würde dies schon aus den Ortschaften entlang des Weges, die jetzt plötzlich viel zahl-

Reise- und Handelsverkehr.

reicher als in der Römerzeit auftreten, und ganz besonders aus der Art ihrer Namen hervorgehen; denn wie in Parade ziehen hier die besten Heiligen an uns vorüber: S. Triphon, S. Maurice, Martigny, S. Jean und S. Etiez, Orsières (Pons Ursarii), Boury S. Pierre (S. Petri castellum), das Bernhardhospiz, S. Rémy (villula S. Remigii), S. Christophe, S. Marcel, S. Vincent, S. Germain bis herab nach Pont S. Martin, wo die Straße von dem Gebirge Abschied nimmt. Ein nicht weniger in das Gewicht fallendes Indizium liefert aber auch die Tatsache, daß jene Straße von der Geistlichkeit, die damals den weitaus stärksten Teil der friedlichen Alpenreisenden ausmachte, mit Vorliebe benutzt wurde, während weiterhin der internationale Charakter jener Route sich auch darin ausspricht, daß in der Lebensbeschreibung des h. Bernhard selbst der durchreisenden Engländer besonders Erwähnung geschieht[1]). Es ist denn auch eine lange Reihe solcher Personen hohen und niederen Ranges, die wir hier herüberziehen und den verschiedensten Zielen zustreben sehen, so u. a. Papst Stephan III., als er 753 zum König Pippin reiste, Bischof Udalrich von Augsburg, Abt Majolus von Cluny, 990 Sigerich von Canterbury, 1001 Bernhard von Hildesheim, verschiedene Male Bischof Bruno von Toul, den spätern Papst Leo X., und 1127 den Bischof von Lüttich und den Abt von S. Trond[2]).

So ist es denn auch ganz erklärlich, daß keine andere als diese Straße im Mittelalter zur ersten großen Handelsstraße der Alpen werden mußte. Die erste Erscheinung, durch die sich der Handelsverkehr jener Zeiten aus der Dürftigkeit, Unregelmäßigkeit und Unergründlichkeit rein naturalwirtschaftlicher Verhältnisse zu einem bestimmten, stetigen und abgegrenzten Stromgebiet herausgearbeitet hat, tritt an die geschichtliche Oberfläche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, als die Straße über den Gr. S. Bernhard ihre hervorragende Stellung in dem Verkehrsleben der Alpen noch voll behauptete, und als nun auch der Handel die Konsequenzen dieses Zustandes gezogen und sich an der oberen Seine ein Gebiet geschaffen hatte, wo die Hauptfäden des mittelalterlichen Lebens Mitteleuropas zusammenliefen. Es sind dies die Messen in der Kampagne, in Bar s. A. und Troyes, in denen dieser Zustand feste Formen angenommen hat und zu denen nun auch der von Oberitalien kommende Handel hinstreben mußte[3]), während die engen Beziehungen der Linie über den Gr. S. Bernhard als Handelsstraße zu jenem Zentrum in der Kampagne durch nichts besser beleuchtet werden, als durch die eine Tatsache, daß das Hospital, das sich auf dem Markte von Troyes befand, dem Kloster des Gr. S. Bernhard unterstellt war[4]). Das erste Zeugnis eines über diesen Paß laufenden regelrechten Handelsverkehrs datiert freilich bereits aus dem J. 960, als der Bischof von Aosta die Höhe der Zollsätze von den Waren bestimmte, die in diesem Orte selbst verkauft werden oder ihn passieren sollten[5]). Der Kreis der einzelnen

[1]) Oe. I. S. 248. [2]) Oe. I. S. 239 f, 247, 250. [3]) Eine von Troyes nach Ivrea gezogene Gerade schneidet auch Martigny. [4]) Schu. S. 161. [5]) Oe. I. S. 249.

Warengattungen ist jedoch damals noch nicht allzugroß und beschränkt sich neben Metallen auf allerlei Waffen und Ausrüstungsstücke, außerdem auf Pferde, Falken und Affen; er erstreckt sich also fast nur auf die ersten und notwendigsten Bedürfnisse des mittelalterlichen Kulturlebens. Wie ungeheuer dann aber der Handelsverkehr hier zugenommen haben muß, zeigt später, als die Messen in der Kampagne in Blüte standen, an Menge wie an Verschiedenartigkeit das Verzeichnis der Waren — Tuche, Wollen, Felle, Kramwaren, Pferde —, die den Zoll von Villeneuve bei Chillon passierten[1]).

Die Römerzüge und der Weg über den Gr. S. Bernhard.

Nicht im Vergleich zu der Ausdehnung dieses Kulturverkehrs stehen nun aber die geschichtlichen Ereignisse, insonderheit solche aus den Römerzügen, bei denen die Straße über den Gr. S. Bernhard zu nennen ist. Diese Tatsache findet jedoch darin ihre Erklärung, weil jener Weg für die nach Italien strebenden Herrscher nur bis zum Ende des Karolingerreiches wirklich bequem und zweckdienlich gelegen war, und weil die späteren deutschen Könige durch die östlicher gelegenen Übergänge viel kürzer zu demselben Ziel geführt wurden. Als Karl der Gr. im J. 801 hier herüberzog, feierte er in Ivrea Weihnachten und setzte dann tief im Winter die Reise fort; es ist demnach auch hieraus zu ersehen, daß im Mittelalter ungünstige Witterungsverhältnisse im Hochgebirge an sich noch durchaus nicht ein allzugroßes Reisehindernis zu bedeuten brauchten. Auch die historische Reise des Papstes Gregor IV. (833) nach dem Lügenfelde, wo dieser die Katastrophe Ludwigs des Frommen in Szene setzte, ist denselben Weg gegangen. Karl der Dicke († 888), der dann noch einmal die ganze Monarchie Karls des Gr. in seiner Hand vereinigte, ist nebenbei auch derjenige, der von den Herrschern nördlich der Alpen die meisten Alpenübergänge, vierzehn, und somit selbst mehr als Friedrich Barbarossa, ausgeführt hat, aber nur von einem einzigen dieser Züge, von dem Rückweg aus Italien im J. 880, steht es wirklich fest, daß dabei der Gr. S. Bernhard benutzt worden ist.

Weitere Fälle, bei denen die deutschen Herrscher in Person sicher diesen Weg betreten haben, liegen dann nur noch für das J. 1110, als Heinrich V. zu seinem ersten Römerzug aufbrach, und 1414 bei der Rückkehr Sigismunds aus Italien vor, obwohl es außerdem, wie wir gesehen haben, durchaus üblich war, daß bei den Römerzügen großen Stiles die in Westdeutschland aufgebotenen Streitkräfte vor ihrer Vereinigung mit dem Hauptheere oder nach dessen Auflösung in Italien als selbständige Kolonnen hier herüberzogen. Eine geschichtlich ganz einzig dastehende militärische Bewegung sah der Gr. S. Bernhard außerdem unter der Regierung Konrads II., als dieser zur Besetzung des burgundischen Reiches (1034) ein italienisches Hilfsheer verwenden konnte, das damals hier herüber bis nach Genf vorrückte; es ist dies demnach der einzige Fall, bei dem einmal während des Mittelalters italienische Streitkräfte nördlich der Alpen in Wirksamkeit traten[2]), und zugleich eine Bestätigung der Beobachtung, daß zu

[1]) Um 1290. Vgl. Schu. S. 164. [2]) Oehlmann (Oe. I. S. 251) macht mit Recht hierauf aufmerksam.

den Zeiten der Salier die Verbindung zwischen Deutschland und Italien auch praktisch verhältnismäßig am weitesten vorgeschritten gewesen ist.

Ivrea. Eine lange und nichts weniger als bequeme Gebirgswanderung hat man bis zu den Ufern des Genfersees zurückzulegen, nachdem man in Ivrea die italienische Ebene verlassen hat. Und doch endigt bereits hier das Südland im eigentliche Sinne, nicht nur weil wenig nördlich dieser Stadt die französische Sprache sondern ebenso auch die schwierigen und engen Gebirgswege beginnen, wie sie gerade am Südrande der Alpen die Natur überall so ausgeprägt geschaffen hat. Anders jedoch als Como oder Udine, die gleichfalls am südlichen Ausgang wichtiger Alpenstraßen liegen, hat sich dieses Ivrea niemals zu dem Range einer Mittelstadt zu erheben vermocht, weil es immer noch der Innenseite jener Biegung zu nahe gerückt liegt, mittelst der die Alpen hier aus der südnördlichen in die westöstliche Richtung übergehen. Um so mehr ist es daher zu bemerken, daß die geschichtliche Bedeutung dieses Ortes sich einmal sozusagen vervielfacht hat, im zehnten Jahrhundert, als die dortigen bodenständigen Markgrafen plötzlich als nationale Könige Italiens auftraten, ein skrupelloses und gewaltsames Geschlecht, zwar mehr Prätendenten als eigentliche Herrscher, aber immerhin doch so einflußreich, daß sie fast ein Jahrhundert hindurch ihre Ansprüche aufrechterhalten konnten und die Sachsenkaiser sich mehr als einmal mit ihnen auseinandersetzen mußten. Noch Heinrich II. hatte mit Arduin II. von Ivrea abzurechnen, der schließlich (1014) in einem Kloster, dem Exil der mittelalterlichen Herrscher, endigte. So sehen wir also in derselben Randprovinz, aus der achthundert Jahre später für Italien die nationale Dynastie herkommen sollte, schon damals ähnliche Lebensregungen auftreten, eine Tatsache, die es einesteils wieder vor Augen führen kann, wie vielen verschiedenen Möglichkeiten die Unfertigkeit der staatlichen Zustände Europas nach dem Untergange des Karolingerreiches Raum bot, und die andererseits von neuem das nordwestliche Oberitalien als dasjenige Gebiet heraustreten läßt, wo während der ersten Hälfte des Mittelalters der kulturelle Schwerpunkt des ganzen Landes lag.

Von Bard über Aosta bis zum Hospiz auf der Paßhöhe. Nördlich Ivrea tritt dann die Straße in jenen Engpaß ein, den nach Norden zu das heutige Fort Bard (castellum Bardum) abschließt. Hier sehen wir nun ein Bild vor uns, wie es im Mittelalter an dem südlichen Ausgang der Alpenwege durchaus typisch und deshalb auch von demjenigen während der römischen Kaiserzeit ganz verschieden ist, eine Situation, die u. a. ganz in gleicher Weise damals auch an der Berner Klause wiederkehrt. Einst hatte die römische Eroberung, nachdem sie sich einmal in weitem Sprunge nach Norden vorwärtszuschreiten entschlossen hatte, überall durch jene Engpässe einfach die Straße durchgebrochen und dann in angemessener Entfernung und an bequemen Stellen ihre Stationen angelegt. Dies ist daher zunächst der Grund, weshalb von allen jenen Engpässen selbst im Altertum fast nichts verlautet, während sie dann im Mittelalter nur um so mehr als Bollwerke des Südlandes, als Klausen und

Sperren dienen mußten. Vergleichen wir nun aber im besonderen die Art, wie sich einesteils dieser Engpaß und anderenteils die Berner Klause geltend gemacht haben, so läßt sich auch darin das verschiedene Wesen der beiden Alpenstraßen erkennen, die durch jene gesperrt werden sollten; die Berner Klause mit ihrem volltönenden Namen, die bis zum Ende der Staufer so viele Heerführer vor harte Aufgaben stellte, hier am Gr. S. Bernhard dagegen die farblose Bezeichnung der Engen von S. Martin, die einzelnen Reisenden zwar auch oft ein Halt zugerufen, die in den großen geschichtlichen Ereignissen aber viel weniger eine Rolle gespielt haben.

Wenn heute Straße und Bahn bis Aosta das linke Ufer der Dora nicht verlassen, so läßt doch der Umstand, daß Pollein (Publeja) in den mittelalterlichen Itinerarien genannt wird, vermuten, daß damals der Weg auf dem rechten Ufer der Dora gelaufen ist[1]. Von Aosta selbst ist dagegen im Mittelalter wenig zu sagen, da es jetzt von der Bestimmung eines großangelegten, zwei römische Militärstraßen beherrschenden Postens zu einem Punkt herabgesunken ist, der nur auf den Verkehr der vom Gr. S. Bernhard herabkommenden Straße unmittelbar Einfluß haben konnte, und weil auch damals, ebenso wie zu allen anderen Zeiten, dieser Ort durch seine Lage inmitten des Gebirges daran gehindert war, den Handel an sich zu fesseln, der jenen Platz immer nur unter dem Gesichtspunkt betrachten kann, wie er von hier möglichst rasch und bequem nach dorthin gelangt, wo mehrere Straßen aus verschiedenen Absatzgebieten zusammenlaufen. Wer das Wesen eines Ortes im Mittelalter kennen lernen will muß zunächst nach den Kirchen gehen, und so finden wir in Aosta an jenen Gebäuden (Kathedrale, S. Ours) die bemerkenswertesten Zeugnisse mittelalterlicher Bautätigkeit an dem ganzen Lauf der Straße des Gr. S. Bernhard durch das Gebirge, wie jene daher auch im Vergleich zu dem vornehmen antiken Rahmen, in den sie eingelassen sind, zwar durchaus nicht den Unterschied zwischen den wirklichen Kulturmitteln der Römerzeit und denen des Mittelalters, wohl aber besonders deutlich die veränderte Stellung Aostas innerhalb dieser beiden Perioden veranschaulichen können. Politisch gehörte Aosta, nachdem es mit dem Verfall des Karolingerreiches von den fränkischen Grafen verlassen worden war, zunächst zu Hochburgund, bis auch hier die Savoyer Fuß faßten, die bereits zu Anfang des elften Jahrhunders dort die Grafengewalt ausgeübt haben und dann auch weiter systematisch entlang dieser Linie nach Italien vordrangen, 1242 bis Bard, das Amadeus von Savoyen nach langer Belagerung eroberte, und 1313 bis Ivrea. Wer die Geschichte der Hauses Savoyen schreibt wird daher besonders zu bemerken haben, daß jene fern von Rom liegenden Alpentäler von Aosta selbst dem Stadtgebiet von Turin den Rang als ältesten unveränderten Besitz dieser Dynastie streitig machen können.

Von Aosta nördlich beginnt der eigentliche Hochgebirgsweg, der, bevor er zur Fahrstraße ausgebaut wurde, noch bis in die allerneueste Zeit auf eine fünf

[1]) Oe. I. S. 235, 250.

Stunden lange Strecke südlich und nördlich der Paßhöhe nichts anderes als ein beschwerlicher Saumpfad gewesen ist, im Mittelalter aber in noch viel größerer Ausdehnung und in stärkerem Maße diesen Charakter an sich hatte. Auch damals wird Etroubles als Restopolis viel genannt, wo die Reisenden Sommer und Winter in Scharen durchpassierten. Die nachweisbar älteste Gründung des Mittelalters im Bereich der höchsten Zone der Straße liegt jedoch nicht auf der Paßhöhe selbst sondern nördlich bei der letzten eigentlichen Ortschaft, dem 1663 m hoch gelegenen Bourg S. Pierre, wo sich schon im Anfang des neunten Jahrhunderts ein Kloster, die abbatia montis Jovis S. Petri, vorfindet[1]), das schon um seines Namenswillen angesehener als andere gewesen sein muß, und dieses Kloster ist es wohl auch, das hier als wichtiger Straßenpunkt in den Teilungsverträgen der Karolinger eine Rolle spielt. Dies schließt jedoch nicht aus, daß zu der gleichen Zeit auch auf der Paßhöhe selbst bereits ein Hospiz bestanden haben kann, und daß dieses von den Sarazenen zerstört wurde. Die eigentliche Geschichte dieses weltberühmten Hospizes hebt dagegen erst zu Anfang des neuen Jahrtausends mit der Gründung durch den h. Bernhard von Menthon († 1008) an.

Die Gebäude jener Anstalt, die nunmehr eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch stets ganz in derselben Weise ihre ebenso schwierige wie kulturfreundliche Bestimmung erfüllt hat, sind so wie wir sie jetzt vor uns haben auch schon fast vierhundert Jahre alt, wie überhaupt erst die Erbauung der Fahrstraße in das Bild des Reiseverkehrs an dieser unter der Allgewalt des Hochgebirgs stehenden Wohnstätte einige Veränderung hineintrug. Auch heute noch verknüpft sich vornehmlich mit dem Namen des Gr. S. Bernhard die Vorstellung einer Alpenreise, nicht einer solchen der Jetztzeit, aber einer mit allen jenen Mühen und Gefahren, die den früheren Geschlechtern nun einmal nicht erspart blieben. Aber deshalb vermag auch die Geschichte dieses Alpenüberganges in doppelter Beziehung den Beweis zu liefern, welch' tiefe Wurzeln die wirklich segensreichen Kulturschöpfungen in dem Gedächtnis der Nachwelt zu treiben pflegen; denn wenn heute jener Name noch auf lange hinaus seinen inhaltsreichen Klang behalten wird, so hat es doch ebensolanger Zeiträume bedurft, bis er schließlich seinen antiken Vorläufer verdrängen konnte. Noch in der ganzen ersten Hälfte des Mittelalters hieß jene Paßhöhe zuweilen der Weg des Julius Cäsar, sonst aber zumeist Mons Jovis[2]); auch noch im J. 1128 erwähnt ein Reisebericht in keiner Weise daselbst die Existenz eines Hospizes, wohl aber das heidnische Heiligtum des Juppiter[3]), und erst zu den Zeiten, als dessen Ruinen vollständig vor den Augen der Durchreisenden verschwunden sein mögen, hat daher das greifbare Symbol der neuen Religion seinen Platz in dem Gedankenleben der Völker einnehmen können.

---

[1]) Schu. S. 60 f. Vgl. auch Oe. I. S. 235 f. Eine reizvolle Aufgabe wäre es, die genaue Lage jenes Klosters festzustellen, wie überhaupt die Lokalgeschichte in der obersten Zone dieses Alpenweges große Lücken aufweist. [2]) Ekkeharts IV, Casus S. Galli, L. Dyk. S. 15; Ra. S. 45. [3]) Oe. I. S. 257.

III. Kapitel.

Das Mittelalter am S. Gotthard.

Wer zu den Zeiten der Römerzüge vom Gr. S. Bernhard aus das Alpengebiet nach Osten überblickte, der fand damals hinsichtlich des Verkehrsbildes noch kaum eine andere Situation vor als wie sie bereits ein Jahrtausend früher unter dem Römerreich bestanden hatte, als östlich erst wieder in Bünden und in weiter Entfernung von hier wirklich betretene und ausprobierte, von Italien nach dem Norden führende Straßen das Alpengebiet übersetzten. Nicht allzulange darauf, zu der Zeit, in die man den Beginn der letzten Periode des Mittelalters zu setzen pflegt, hat sich dann aber diese Lage wie mit einem Schlage gänzlich verändert. Die Erscheinung, daß zu jenem Zeitpunkt sich die alten Verkehrsverhältnisse verschieben, und daß vor allem jetzt nach und nach eine ganze Reihe neuer Verbindungen dem großen Verkehr dienstbar gemacht werden, gilt nun zwar überhaupt für das ganze Alpengebiet; nirgends aber hat sie doch die alten Verhältnisse so von Grund aus verrückt als eben in jener Lücke zwischen dem Gr. S. Bernhard und den bündner Straßen, in der jetzt dort plötzlich der Weg über den S. Gotthard an das Tageslicht tritt.

Die über die Penninischen und Berner Alpen führenden Übergänge im Mittelalter.

Trotzdem müssen wir, bevor wir an diesen selbst herantreten, noch einen Blick auf das Schicksal werfen, das die westlich desselben gelegenen Alpenlandschaften und Gebirgswege im eigentlichen Mittelalter durchlebt haben. Schon das eben Gesagte ergiebt, daß auch für den Simplon die Hauptzeit des Mittelalters nur eine dunkle und stille Periode gewesen sein kann, während der er eine Verbindung zweiter Ordnung war und blieb, ein Zustand, der sich besonders darin widerspiegelt, daß irgendwelche ältere Gründungen sogar in noch stärkerem Maße als die Römerspuren hier an der eigentlichen Gebirgslinie zwischen Domo d' Ossola und Brieg fehlen. Wie geschichtslos liegt auch heute noch jenes neben Chiavenna und dieses neben Thusis da, und wenn auch abwärts in Sitten das Bild sich ändert und dort die Erinnerungen an das Mittelalter zahlreicher und wichtiger werden, so hatte diese Stadt ihre damalige Bedeutung doch viel weniger

dem vom Simplon gekommenen Verkehre sondern vielmehr ihrer Stellung als unbestrittener Vorort des langen Wallis zu verdanken.

Die lebendige Kraft aber, die allein den großen Verkehr nach dem Simplon zu leiten vermag, liegt bei diesem noch viel ausgesprochener als bei dem S. Gotthard allein in Mailand, weil für das Verkehrsbedürfnis, das von dort nach Nordwesten, nach den Gestaden des Genfersees und in das Herz Frankreichs zielt, keine kürzere und zielgerechtere Linie als durch die Schlucht von Gondo gefunden werden kann. So ist der Simplon, wie die ganze spätere Geschichte dieses Weges beweist, tatsächlich eine Alpenlinie, die nur für Frankreich und Oberitalien, für diese beiden aber um so größere Wichtigkeit hat, und die außerdem, trotzdem sie der geographischen Mitte der Alpen äußerst nahe liegt, doch allen Einflüssen aus direkt nördlicher Richtung ganz entrückt ist. Erst der Zusammenbruch der deutschen Herrschaft in Oberitalien, der auf diesem Boden mit dem Ende des Mittelalters gleichbedeutend ist, hat Mailand seinen gesicherten Rang einer Hauptstadt der Lombardei verschafft. Schon während sich dieses Verhältnis vorbereitet, sehen wir nun aber auch entlang der Simplonstraße Leben erwachen. Gerade dort ist daher das J. 1234, in dem das Johanniterhospiz auf dem Simplon zum ersten Mal erscheint, von doppelter Wichtigkeit, weil das Dasein eines solchen überhaupt einen Verkehr voraussetzt [1]), während dann bald darauf, und besonders im vierzehnten Jahrhundert es nur die Mailänder sein können, von denen die Instandhaltung jenes Weges systematisch in die Hand genommen wird, als hier in langer Reihe, in Sitten, Leuk, Visp, Brieg, Domo d' Ossola und Vogogna Susten (Lagerhäuser) entstehen, Transportgenossenschaften eingerichtet werden und auch die Zahl der Hospize (1425 Gondo) sich mehrt [2]). Wir befinden uns eben jetzt schon mitten in jener letzten Periode des Mittelalters, in der die materiellen Interessen eine solch' ausnehmende Wichtigkeit erlangt haben, daß sich sogar die Politik überall von ihnen ins Schlepptau nehmen lassen muß, ein Zustand, der in einem so ausgeprägten Durchgangsgebiet, wie es die Alpen immer gewesen sind, in doppelter Stärke auftritt. Die erste bezeugte Simplonfahrt, die eines Erzbischofs von Rouen, gehört in das J. 1254, und im J. 1331 ist dann auch einmal Karl IV., als er noch nicht Kaiser war, von Luxemburg und Lausanne kommend über den Simplon nach Pavia gezogen; es ist ein kleiner aber bezeichnender Zug für den Charakter dieses unternehmenden und praktischen Mannes, daß er sich gerade jenen neuen Weg, der für sein Reiseziel so zweckentsprechend lag, herausgesucht hat.

Westlich des Simplon führen dann noch über den Theodulspaß (Matterjoch), den Monte Moro- und den Antronapaß Verbindungen über die Penninischen Alpen. Es sind dieses aber alles Übergänge, die wegen ihrer gewaltigen Höhe stets doch nur in der guten Jahreszeit sicher passierbar waren [3]), und die daher auch schon um deswillen niemals für den großen Verkehr ernstlich in Frage

[1]) Schu. S. 212. [2]) Schu. S. 215. [3]) Schu. S. 5.

kommen konnten. Dieser Sachlage tut es jedoch keinen Eintrag, daß der Lokalverkehr, der sich ja überall seine Wege sucht, möglicherweise auch jene Linien früher viel eifriger benutzt hat, und daß sie einst, bevor der Simplon zur großen Alpenstraße wurde, diesem selbst an Wichtigkeit kaum nachgestanden haben mögen. Es verdient deshalb auch einige Beachtung, wenn heute südlich Visp ein Ort mit Namen Stalden (Stalla) anzutreffen ist, gerade dort, wo der Weg vom Theodulspaß und der vom Monte Moro in einen zusammenlaufen. Die gegenüberliegenden Übergänge der Berner Alpen, die Gemmi und die Grimsel, sind nun zwar an sich niedriger als jene, aber auch diese werden sich niemals zu Alpenstraßen erster Ordnung entwickeln können, da vor ihrem südlichen Ausgang, ähnlich wie bei den Tauern, eben noch jener zweite Alpenwall vorgelagert liegt. Als Lokalverbindungen ist jedoch deren geschichtliche Rolle von Anfang an viel durchsichtiger und auch deren Bedeutung schon seit langer Zeit viel größer als die jener Übergänge, die sich heute durch die Gletscher des Monte Rosa-Gebietes hindurchwinden.

Wenn das Berner Oberland bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Bern. noch eine terra incognita war, so ist dies nur die letzte Epoche eines Zustandes gewesen, der sich im Mittelalter von hier in noch viel größerer Ausdehnung bis dahin erstreckte, wo die letzten Ausläufer der Alpen in der von der Aare durchflossenen Ebene verschwinden. Es heißt, daß Berchtold V. von Zähringen, als er 1191 Bern gründete, diesem Platz jenen Namen in Erinnerung an die ehemals von seinem Hause besessene Markgrafschaft Welschbern (Verona) gegeben habe; und wenn dies auch bloß eine Tradition sein mag, so verbirgt sich in ihr doch die gleiche geschichtliche Tatsache; sie hätte nicht entstehen können, wenn nicht dort, wo heute die Türme Berns emporragen, damals kulturelles Neuland gelegen hätte, und wenn nicht die Geschichte jenes ganzen Landstriches tatsächlich erst zu dem Zeitpunkte, in dem Bern entstand, ihren Anfang nähme. Dies ist nun aber auch genau derselbe Augenblick, als in den Alpenländern jene neuen, ganz anders gearteten Kräfte zu wirken einsetzen, von denen emporgehoben das nach dem Aussterben der Zähringer (1218) zur freien Reichsstadt gewordene Bern nun hier plötzlich wie über Nacht als ein zukunftreiches, von Erfolg zu Erfolg schreitendes Gemeinwesen heraustritt. Damals hat dieser Ort dank seiner sicheren Rückendeckung, die er in dem stillen Alpenland besaß, zunächst die Ansprüche der Habsburger zurückgewiesen, um dann mit gesammelter Kraft seine Herrschaft ringsherum, besonders ausgreifend und dauerhaft jedoch in die Berge hinein auszubreiten, dorthin, wo seinen Widersachern von außen her die wenigste Hilfe kommen konnte[1]. Mit dem vierzehnten Jahrhundert bereits ist diese Entwickelung abgeschlossen, und noch heute ist ihr Resultat in der Gestalt des Kantons Bern erhalten geblieben, der ein ganzes Drittel der Schweiz ein-

[1]) Diese günstige Stellung Berns hat schon ein Zeitgenosse, Thomas von Victring (Vict. S. 82), ganz treffend charakterisiert.

nimmt, und dessen Vorort, ebenso wie Chur und Salzburg, nördlich und talabwärts liegt, während sich sein natürliches Hinterland südlich breit und weit in die Alpen hinein erstreckt.

So sehen wir daher sehr bald die Macht dieser Stadt bis an die Kämme der Berner Alpen selbst heraufrücken und deren Pforten, die Gemmi und die Grimsel, in ihre feste Hand nehmen. Vor allem Interlaken (1265) und das Haslital (1334) sind früh von Bern abhängig geworden, was deshalb ganz folgerichtig erscheint, weil von hier aus in Gestalt des Laufes der Aare und des langen Thuner- und Brienzersees gerade nach dorthin eine von der Natur geschaffene bequeme Verbindung führt. Auch auf der Gemmi findet sich schon 1318 ein Hospiz, wie überhaupt die Anzeichen für die Beziehungen zwischen dem heutigen Berner Land und dem Wallis zeitlich sehr tief hinabreichen. Es ist besonders derselbe Adel hüben und drüben (Raron, Turn), der hier die älteste erkennbare Schicht der mittelalterlichen Geschichte bildet, und dem später durch die eiserne Faust der Berner ein Ende bereitet wurde, während sein Dasein auch heute noch da und dort in den Burgruinen zu erkennen ist[1]).

Lokale Verhältnisse im Bereich des S. Gotthard während der ersten Hälfte des Mittelalters.

Wer heute die Gotthardstraße von Flüelen bis südlich in das Livinental durchwandert, der kann, schon wenn er bloß das Auge walten läßt, aus dem Fehlen der Burgruinen und daraus, daß kein einziger Ort an diesem Wege eine wirklich große Vergangenheit aufweist, den Schluß ziehen, daß diese Route kein von altersher gebräuchlicher Alpenübergang ist. Erst in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (um 1225) kann der Gotthardweg, so wie wir ihn heute verstehen, eröffnet worden sein[2]), und es gehört sicher der allgemeinen Geschichte, doch schon kaum mehr der des eigentlichen Mittelalters an, welch' weite Kreise der Streit um seinen Besitz einst gezogen und wie sich hier nacheinander die verschiedensten Gewalten, die deutsche Kaisermacht, die Habsburger, Mailand und die Eidgenossenschaft, den Rang abgelaufen haben; die tiefgehenden Folgen aber, die durch die endgültige Entscheidung hervorgerufen worden sind, treten auch am Gotthardmassiv selbst dadurch zu Tage, daß die Situation, die vorher hier vorwaltete, durch sie vollständig in das Gegenteil verkehrt wurde, und daß die junge Schweizer Eidgenossenschaft im Stande war, diesen Grenzstock der verschiedensten Gebiete zum Mittelpunkte ihres geschlossenen Machtbereichs zu verwandeln.

Aber auch zur Erklärung der frühesten Geschichte dieses Alpenweges können die Verhältnisse an jenem Übergang, wie sie die Natur geschaffen hat und wie der Mensch ihnen anfänglich gegenüberstand, in besonderem Maße beitragen. Bei weitaus der Mehrzahl der großen Alpenstraßen findet sich die Erscheinung, daß der Anstieg von Norden her verhältnismäßig bequem ist, und daß sich erst am Südabhang die wirklich schwierigen Wegestellen vorfinden, die nun auch durch die anfangs durchaus nur von Süden her an die Alpen

---

[1]) Schu. S. 477. [2]) Schu. S. 170.

herantretende Kultur viel unmittelbarer und nachdrücklicher dem Verkehr erschlossen worden sind. Nur vor einigen der bündner Pässe liegt nördlich auch in Gestalt der Via mala eine wirklich schwierige Stelle, die aber doch, weil sie wenigstens eine Umgehung gestattete, noch bei weitem nicht an das ursprünglich am Nordausgang des Gotthard, zwischen Flüelen und Andermatt bestehende Hindernis heranreichte, hier, wo die Ufer der zu Tal herabstürzenden Reuß nur steile, zerklüftete Wände waren, so daß nicht einmal für den Fuß eines Kletterers Raum blieb, und wo hauptsächlich auch rechts und links die Kämme des Hochgebirges sogleich wieder so trotzig und wegefeindlich emporsteigen, daß sich hier nicht einmal ein genügsamer Lokalverkehr zu entwickeln vermochte. Nichts anderes als dieser natürliche Zustand ist daher auch der Grund gewesen, wenn der Verkehr zwischen Deutschland und Italien im Mittelalter, als er nach dem Verschwinden des antiken Kulturbildes schon längst eindringlich auf die Mitte der Alpen hingewiesen worden war, doch hier zunächst nicht den Gotthard sondern den Lukmanier oder Bernhardin für seine Zwecke dienstbar zu machen suchte.

Oben an dem Nordabhang des Gotthard müssen wir uns daher in jenen Zeiten nördlich Uri und südlich Urseren als zwei streng geschiedene Welten vorstellen, ein Zustand, bei dem das nach dem Maßstabe des Hochgebirges durchaus nicht unwohnliche Urseren zwar von Osten und Westen, im geringen Maße wohl auch von Süden über den Gotthardpaß selbst, keinesfalls aber von Norden her mit der Außenwelt in Verbindung stand. Diese Lage spiegelt sich auch darin wieder, daß sich Urseren in dem Augenblick, in dem es in die Geschichte eintritt, unter der Oberhoheit von Disentis befindet[1]), weil es gerade von dieser Seite her immer am leichtesten zugänglich gewesen ist. Auch sonst kann man aber auch heute noch hier an Ort und Stelle Mancherlei entdecken, das zur Aufklärung der ältesten Schicksale des S. Gotthard beitragen kann. Es ist dies einmal das Vorhandensein zweier so nah benachbarter Orte in Urseren, von Andermatt und Hospental, da einst in der Zeit der Naturalwirtschaft ein einziges Dorf hier völlig genügt haben würde. Diese Tatsache legt also den Gedanken nahe, daß einer jener Orte bereits Ursachen seine Entstehung verdankt, die über Urseren selbst hinausreichen. Es kann dieser letztere aber schon seines Namens wegen nur Hospental sein. Noch mehr auffallen müssen aber einige besonders alte und echt mittelalterliche Baureste in dieser Gegend, der Turm in Hospental wie auch südlich derjenige in Stalvedro, und eine Kirche bei Andermatt, bei denen es sich die Tradition natürlich nicht nehmen läßt, sie sämtlich als langobardisch anzusprechen. Von jenen Gebäuden ist nun aber zweifellos der gewaltige Turm in Hospental, der sich wie eine Illustration zu einem Roman aus der frühmittelalterlichen Heldenzeit ausnimmt, seiner ganzen Bauweise nach schon viel älter als die Periode, in der der Streit um den Gott-

[1]) Schu. S. 436.

hardübergang die hohe Politik zu beschäftigen begann. Wir stehen also hier zunächst vor der Wahrscheinlichkeit, daß Urseren auch im früheren Mittelalter für den Durchgangsverkehr von einiger Wichtigkeit war, welch' letzteres sich aber weiterhin zunächst mit dem Vorhandensein eines solchen in der Längsrichtung zwischen Disentis und der Furka ganz gut erklären läßt, da einerseits der Name der Furka, der die Wirkung derselben auf das Verkehrsbild so treu wie nur möglich widerspiegelt, mindestens ebenso alt ist wie der des Gotthard selbst, und da anderseits die vollendete Nordsüdrichtung Flüelen, Gotthardpaß, Livinental schlechterdings nicht früher als im dreizehnten Jahrhundert an das Tageslicht tritt.

Ganz so leichten Kaufes kommen wir aber doch nicht an dieser Erklärung vorüber; denn trotzalledem bleibt die Tatsache bestehen, daß jene zwei Langobardentürme doch in erster Linie auf eine Verbindung über den Gotthard selbst hinweisen, ebenso der in Hospental, der genau an der nördlichen Schwelle dieses Weges und noch vielmehr derjenige in Stalvedro, der an der anderen Seite und am Eingange eines daselbst beginnenden Engpasses liegt. Vor allem letzterer bedeutet demnach eine echt mittelalterliche Straßensperre, die u. a. der wie wir sie eben in Bard kennen gelernt haben, ganz ähnlich sieht. Es muß daher auch schon vor der Eröffnung der Gotthardstraße nach Norden hin hier einmal eine Epoche gegeben haben, in der irgendwelche Machthaber ein Interesse daran hatten, auf die durch Hospental und Stalvedro führenden Wege ihre Hand zu legen, und in der auch bereits der Übergang über den Paß selbst, wenn auch im geringen Maße, als betreten vorausgesetzt werden muß. Es sind dies freilich Verhältnisse, deren genaue Kunde nicht mehr zu enträtseln ist, die aber nichts Unwahrscheinliches an sich haben in anbetracht der Tatsache, daß hier während des Mittelalters fast ein Jahrtausend hindurch die Grenzen der verschiedensten Reiche zusammenstießen. Jene Annahme von dem Dasein eines beschränkten aber in sich sicheren Lokalverkehrs, dem jedoch urkundlich nicht beizukommen ist, bildet ja überhaupt oft das einzige Mittel, um manche, den geschichtlichen Tatsachen auf den ersten Blick fast widersprechende Erscheinungen an jenen großen Alpenlinien zu erklären, die als solche erst später in die Geschichte eingetreten sind, und die man sich deshalb vorher leicht als ganz unbetreten vorstellt[1]).

Die Herstellung einer Verbindung zwischen Urseren und Uri als Ursache der Entstehung der eigentlichen Nordsüdlinie.

Dieses ganze Bild verträgt sich nun zwar durchaus mit der scharfen Trennung, wie wir sie bis zur Wende des zwölften Jahrhunderts zwischen Urseren und Uri voraussetzen müssen, bietet aber doch ebensowenig irgendwelchen Anhalt für die Erklärung des Vorgangs, durch den dann wirklich jener Riegel gesprengt wurde und dadurch schließlich die Gotthardstraße als Weltlinie in das Leben gerufen werden sollte. Da Naturereignisse hier ausgeschlossen sind, und da es ebensowenig den Verhältnissen des Mittelalters entspricht, daß

[1]) Vgl. besonders den Namen Bivio und das Verhältnis des Septimer zum Julier während der Römerzeit, Verkehrsgeschichte I. B. S. 93.

Einflüsse von weit her am Werke gewesen sein könnten, so werden jene Ursachen auch nur in der nächsten Nachbarschaft und in irgendwelchen Veränderungen zu suchen sein, die an Ort und Stelle Platz griffen. Die mittelalterliche Geschichte der Alpen kennt nun aber keine mächtigere, ausgebreitere, alle Kulturverhältnisse gleich in Fluß erhaltende ebenso aber auch den greifbaren geschichtlichen Nachrichten mehr entzogene Bewegung als den Wechsel und die Umgestaltung der Bevölkerung in den Bergen, und es liegt daher der Gedanke nahe, auch hier einen solchen Vorgang anzunehmen, derart, daß einst in einem dieser Täler eine neue Bevölkerung die Oberhand gewann, die zugleich auch ein Interesse daran hatte, eine Verbindung jener beiden Nachbargebiete herzustellen, die bisher durch die Schlucht der Schöllenen streng von einander getrennt waren. Wenn wir nun aber Urseren seit 1309 deutsch sehen[1]), während früher auch dort und noch heute dicht in der Nachbarschaft, östlich der Oberalp, romanisch gesprochen wird, so paßt für jene Veranlassung nichts so gut als das Platzgreifen eben dieser deutschen Bevölkerung in Urseren selbst, die nunmehr an das gleichfalls deutsche Uri Anschluß suchte.

Wir hatten ja bereits auch andere Anzeichen dafür gefunden, daß jene Umgestaltung der Bevölkerung in der näheren und weiteren Umgebung des Oberwallis besonders lebhafte Kreise gezogen hat, und weiterhin die Annahme erwähnt, daß die treibende Kraft dieser Verschiebungen gerade hier in der Hauptsache in dem Vorrücken deutscher Elemente von dem nördlichen Rande Oberitaliens in die Zentralalpen hinein zu suchen ist. Dieser Gesichtspunkt besteht nun aber hier nicht nur im einzelnen seine Probe, da heute noch die Bewohner von Urseren viel weniger den Urnern, viel mehr aber denen des Oberwallis gleichen[2]), sondern seine Nutzanwendung liefert überraschender Weise diesmal auch die Erklärung für ein Ereignis, das weltgeschichtliche Folgen gehabt hat, dessen Ursachen man aber sonst fast ratlos gegenüberstehen würde[3]).

Die Landschaft am Wege.

Es ist immerhin eine bemerkenswerte Erscheinung, wenn das Landschaftsbild am Nordabhang der Gotthardstraße, die nun doch schon seit einem halben Jahrtausend eine der wichtigsten Durchgangsstraßen Mitteleuropas geblieben ist, so wenig historische Erinnerungen, so wenig Zeugnisse eines reichen Kulturlebens hervortreten läßt. Neben der Armut der Gegend und der Enge des Talweges mag als besondere Ursache mitgewirkt haben, daß diese Linie anfangs lange Zeit zugleich einer der heißumstrittensten Punkte der Welt war, und weil die stetige Kampfstellung, in der sich die Anwohner befanden, damals hier keinen Wohlstand aufkommen ließ. Selbst in dem Stadtbild Luzerns sucht man deshalb vergebens die Züge einer reichen Vergangenheit, während die Ortschaften weiter bergauf, wie es nicht anders zu erwarten ist, überhaupt erst nach der Eröffnung des Weges im dreizehnten Jahrhundert und als einfache Straßenpunkte an das Tageslicht treten[4]).

[1]) Schu. S. 172. [2]) M. Schw. S. 210. [3]) Vgl. Anh. 21. [4]) Oe. I. S. 274, 285.

So recht sang und klanglos im geschichtlichen Sinne führt aber auch die Straße weiter von Hospental über den Gotthard nach Airolo hinüber. Im Bereich dieses Überganges, der heute nach der Erbauung der Eisenbahn vielleicht wieder der stillste aller großen Alpenpässe geworden ist, hat sich übrigens der alte Saumweg des Mittelalters überall sehr gut erhalten, der viel tiefer liegend als die neue Straße und wenig breit, nur für Reiter, Fußgänger und Saumtiere geeignet, dicht neben der jungen Reuß stracks die Höhe hinaneilt, und an dem auch noch die verlassenen, alten, durch aufgeschichtete Steine und ohne Verwendung des Mörtels errichteten Schutzbauten vorhanden sind. Bis vor kurzem stand hier auf der Höhe auch noch das alte Hospiz aufrecht, das neben den anderen Gebäuden aus neuerer Zeit schon deshalb nicht zu verkennen war, weil allein an diesem vorbei die alte Straße führte, die sich an jener Stelle zu einem gepflasterten Vorplatz erweiterte. Dieses Hospizes auf der Paßhöhe wird zum ersten Mal im J. 1331 gedacht[1]), also etwa ein Jahrhundert nach der Entstehung der Gotthardstraße als eigentlicher Alpenlinie; zu gleicher Zeit befindet sich daselbst aber auch bereits eine Sust, wodurch demnach vor Augen tritt, wie eifrig sich sogleich der Handel diese Verbindung zu nutze gemacht hat. Der h. Gotthard selbst gehört freilich durchaus nicht zu jenen Heiligen, die in den Alpen alteingesessen sind, und wie jener Bergstock zu dem Namen dieses alten Hildesheimer Bischofs gekommen ist, dafür läßt sich die einzige Andeutung darin finden, daß es auch in Mailand eine Kirche S. Godehards gab, und daß der Namenstag desselben, der 4. Mai, dort als Festtag gefeiert wurde[2]).

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, in jener ersten Periode, in der der Gotthard, von den Lombarden Ursare genannt[3]), bereits als große Weltstraße benutzt wurde, war ja auch die ganze südliche Hälfte dieses Weges bis nördlich an die Ränder von Urseren, wo heute der Kanton Tessin endigt, durchaus den Einflüssen Mailands unterworfen. Infolge dieses Zustandes hat nun damals aber auch zugleich das Kulturbild der Gestade des Langen- und des Luganersees eine so gewaltige Umgestaltung erfahren, daß heute der frühere Zustand hier kaum noch zu erkennen ist. Wie aus der Römerzeit aus diesen schönen Landschaften eine viel geringere Kunde dringt als vom Comersee und von den dort nordwärts in die Alpen führenden Tälern, so waren diese auch im folgenden Jahrtausend zunächst nur ein stilles Hinterland Mailands, ganz ohne Bedeutung für den Welthandel, in das nur der über den Lukmanier und Bernhardin gehende Reiseverkehr von außen her einiges Leben brachte. Schon damals hat daher zwar als Pforte dieser beiden Übergänge Bellinzona seine Bedeutung gehabt[4]), das den Verkehr dann in gerader Linie über die Wellen des Langensees nach Mailand weiterleitete. Während aber damals das Livinental von Biasca aufwärts eher stiller und abgelegener lag als heute das benachbarte Blegnotal, war abwärts die eigentliche Herrin am See und zugleich in den

[1]) Schu. S. 407. [2]) Schu. S. 226. [3]) Oe. I. S. 273. [4]) Schu. S. 14.

Tälern des Hinterlandes Locarno. Noch heute zeigt dies die Bauart des dortigen Schlosses, und im dreizehnten Jahrhundert soll diese Stadt fünftausend Einwohner gehabt haben. Nach der Entstehung des Gotthards als Weltstraße wird aber dann zunächst in dieser ganzen Zone das Livinental wichtiger als alles andere und sein eigentlicher Schlüssel, Bellinzona, daher ein heiß umstrittener Besitz. Locarno büßt dagegen jetzt seine Vormachtstellung ein, um dann später, als die Eidgenossen auch hier festen Fuß gefaßt haben, von diesen bewußt herabgedrückt zu werden, weil es vom Norden her schwerer zu beherrschen war. Heute sehen wir daher nicht Locarno sondern Lugano als den Hauptort dieser Gegenden, wie ja bereits Luini, der in dieser Gegend (Luino) zu Hause war, dort und nicht in Locarno Arbeit fand.

IV. Kapitel.

Die Straßen Graubündens.

Andauernde Wichtigkeit Graubündens als Straßenprovinz im Mittelalter.

Wir kommen nunmehr nach Bünden, jener Landschaft, die sich schon geographisch als eine rechte Straßenprovinz aus dem Alpengebirge heraushebt und deren Gebirgswege allein wie nur diejenigen in den Westalpen auch niemals ihrer Wichtigkeit nach in die zweite Linie gedrängt worden sind. Wir kennen die westliche Hälfte Rätiens während der Römerzeit als ein festgefügtes Glied in der römischen Provinzialorganisation, das uns heute eine Unzahl von Fundstellen von Römermünzen gleichsam als Samenkörner für die geschichtliche Darstellung aufgeschlossen hat, und das von zwei ausprobierten Durchgangslinien nach Germanien hinüber durchzogen wurde. Es sind dieses der Splügen und ein Übergang östlich davon (Julier), die auf Grund der Itinerarien außer allen Zweifel stehen, zu denen sich dann noch in den letzten Stunden des Altertums jene Nachrichten gesellen, als einige Kämpfe der Völkerwanderung sich um Bellinzona bewegen und demnach jetzt auch der Lukmanier und der Bernhardin von den ersten kühlen und dünnen Strahlen der aufgehenden Sonne der Geschichte umspielt werden.

Ist dies die Situation im Altertum, so ergiebt sich für das Mittelalter auf den ersten Blick kaum ein anderes Bild; denn die Stelle, wo vorher die Hauptstraßen durchliefen, hat auch damals nichts an ihrer Wichtigkeit eingebüßt. Hier hebt sich jetzt in dem Raum zwischen den beiden alten Römerstraßen das ganze Mittelalter hindurch der Septimer unbestritten als die bei weitem wichtigste Straße Bündens heraus, während der Aufhellung des anbrechenden Tages entsprechend, und je länger um so mehr, auch die übrigen Straßen des Landes vom Lukmanier bis zur Albula dem Verkehre erschlossen werden. Dies der geschichtliche Befund in der Hauptsache, der bei Betrachtung aus der Ferne jene einfachen Züge Jahrhunderte hindurch festhält und so genügt, um die Kontinuität der Wichtigkeit der bündner Straßen zu illustrieren, der bei näherem Zusehen jedoch zwischen seinen Hauptlinien noch eine ganze Anzahl trüber

Schattierungen erkennen läßt, die für uns die ungelösten Probleme in der Geschichte dieses Landes anzeigen.

Von jener Tatsache, bei der wir Bünden am letzten Ende des Altertums verlassen hatten, müssen wir auch hier wieder ausgehen; es ist diejenige, daß der Frankenkönig im J. 615 die „alten“ Zollstellen in diesem Lande bestätigte[1]). Diese Nachricht macht es nun zwar zur Gewißheit, daß der durch Bünden gehende Verkehr bis zu jenem Zeitpunkt keine Unterbrechung erlitt; sie giebt uns an dieser Stelle aber doch zugleich deshalb ein Rätsel auf, weil wir kaum zwei Jahrhunderte später hier vor der vollendeten Tatsache stehen, daß die beiden alten Paßübergänge der Römer, der Julier und der Splügen, schlechterdings verlassen liegen, und daß dagegen der zwischen diesen gelegene Septimer jetzt plötzlich ein durchaus gebräuchlicher Alpenweg geworden ist, der sich an Wichtigkeit den andern mittelalterlichen Hauptübergängen, dem Mont Cenis, dem Gr. S. Bernhard und dem Brenner, durchaus an die Seite stellen kann. Wenn aber in den Westalpen die Ursachen für den Wechsel zwischen dem Mont Cenis- und dem Mont Genevre-Übergang in der Veränderung der ganzen Weltlage klar vor Augen lagen, so läßt es sich von vornherein feststellen, daß diesmal mit einer gleichen Begründung nichts anzufangen ist, da der Septimer im Norden wie im Süden keine anderen Endpunkte als der Julier und der Splügen selbst vor sich hat.

Aus jener Tatsache, daß der Frankenkönig 615 Veranlassung hatte, der Aufrechterhaltung der alten Verkehrsverhältnisse in Bünden seine Aufmerksamkeit zu widmen, wie nicht minder daraus, daß sich dies in den J. 755 und 779 unter Pippin und Karl dem Gr. in noch energischerer Weise wiederholte, geht jedenfalls so viel unzweifelhaft hervor, daß damals hier irgend etwas im Werke gewesen sein muß, das geeignet war, eine Veränderung in dem bis dahin bestehenden Straßenbild hervorzurufen. Das einzige Mittel, um bei der Erforschung dieser Sachlage einen kurzen und unsicheren Schritt vorwärts zu kommen, giebt uns aber auch hier nur die Gegenüberstellung des Kulturbildes in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters und der in den Alpenstraßen Bündens ihrer geographischen Beschaffenheit nach liegenden Möglichkeiten. Die Natur hat es so und nicht anders vorgeschrieben, daß unweit von Chur, dort, wo sich die verschiedenen Arme des jungen Rheins zu einer Rinne versammeln, das einzige nördliche Tor für alle durch das Land von Italien kommenden Straßen, vom Lukmanier bis zum Flüelapaß, liegt. Auch im Süden wiederholt sich, wenn auch nicht in der gleichen Schärfe, derselbe Zusammenschluß; denn auch hier werden alle, die über den Splügen oder einen anderen östlicheren Übergang wandern, nach derselben Stelle, der Nordspitze des Comersees hingedrängt, und nur die kleinere westliche Gruppe der Übergänge, die vom Lukmanier bis Bernhardin, die sich nach dem Ticino und Bellinzona zu öffnet, macht hiervon eine Aus-

[1]) Oe. II. S. 179.

nahme. Aber gerade aus dieser an sich geringen Divergenz im Süden ergiebt sich doch, wenn man die Kulturverhältnisse des ersten Mittelalters in Rechnung zieht, eine notwendige Verschiedenheit in der damaligen Wichtigkeit dieser beiden Straßengruppen. Seit den Zeiten der römischen Republik hatte der gegebene und gewollte südliche Eintrittspunkt für die Straßen durch Bünden allein bei Como gelegen; als sich der Schwerpunkt Oberitaliens jedoch westwärts nach Pavia (Ticino) verschoben hatte, mußten nunmehr auch jene nach dem Ticino und nach Pavia zu auslaufenden Linien eine erhöhte Bedeutung erlangen, und wir können daher annehmen, daß auch diese damals zum ersten Male einigermaßen von dem großen Verkehr benutzt worden sind.

Der Lukmanier.

Diese Wahrscheinlichkeit wird aber noch deutlicher hervortreten, wenn wir nun das Wenige unter die Lupe nehmen, das die mittelalterliche Geschichte von der westlichsten der bündner Straßen, der über den Lukmanier, erkennen läßt. Diese geht wie alle anderen Straßen Bündens nördlich von Chur ab, führt aber von dort zunächst in fast westlicher Richtung in langer Linie das Vorderrheintal hinauf, um erst fast an dessen Ende, bei Disentis, in die direkt südliche Richtung umzubiegen und dann bald nach Überschreitung des eigentlichen Alpenkammes durch das Blegnotal im Tal des Ticino bei Biasca anzukommen. Der einzige Nachteil dieser Alpenlinie besteht demnach nur darin, daß die absolute Entfernung, die hier bei einer Reise von Chur nach dem Rande Italiens bewältigt werden muß, größer als die bei Gebrauch der anderen benachbarten Paßstraßen ist, obwohl sonst die Bedingungen der Wegbarkeit, wie die bei diesem Teil der Alpen geringe Höhe des eigentlichen Überganges (1917 m) und der Einfluß schwieriger Straßenstellen gerade beim Lukmanier weit günstiger als anderswo genannt werden können. Der Name des Überganges selbst, auf dem heute als Grenzzeichen zwischen Graubünden und Tessin ein Kreuz steht, findet sich als solcher urkundlich erst im J. 1303 als der Ort „zuo dem Kriuz uff Luggemein“[1]), und es ist nicht allzuwesentlich, ob er besser als locus magnus „Auf der Höhe“ oder als Paß des großen Waldes (lucus magnus) zu erklären ist[2]).

Die Untersuchung über die Benutzung der einzelnen bündner Straßen im Mittelalter leidet nun aber von Anfang bis zu Ende an der mangelhaften Ortsbestimmung, die freilich in dem geschlossenen Bau dieses Straßennetzes hier noch ihren besonderen Grund hat. Denn die mittelalterlichen Quellen lassen, selbst wenn sie Clavenna oder den Comersee als die Richtung des eingeschlagenen Weges angeben, dabei doch immer noch die Ungewißheit der Straßen vom Splügen bis zum Julier übrig, während — was noch dazu der häufigere Fall ist — lediglich bei einer Angabe des nördlichen Vororts Chur schlechthin alle Übergänge des Landes vom Lukmanier bis zum Ofenpaß benutzt worden sein können. Bei der ersten dunkelsten Periode der Römerzüge ist, wie begreiflich, auch die Unklarheit über die Benutzung der einzelnen Übergänge am aller-

1) Oe. I. S. 267. 2) Baedeker Schweiz, 22. Au. S. 349; Z. A. 1902. S. 39.

stärksten; so viel bleibt aber auch hier bestimmt übrig, daß bei jenen Unternehmungen, die an sich durchaus nicht selten waren, auch die Straßen durch Bünden benutzt worden sein müssen[1]), und ebenso, daß damals trotzdem noch keine Anzeichen auf den späteren Hauptübergang des Landes, den Septimer, hinweisen. Wenn wir nun aber bedenken, daß das Hauptziel dieser ersten Züge zumeist Pavia war, so ist dies eine Überlegung, die unsern Blick schon an sich auf jene westlichen Straßen Bündens lenken muß, und die jedenfalls schon deshalb auch die Benutzung des Lukmanier im ersten Mittelalter in den Bereich der Möglichkeit rückt. Entscheidend tritt nun aber weiterhin hinzu, daß später, in der deutschen Kaiserzeit, als die einzelnen Alpenstraßen für die Bedürfnisse des Mittelalters durchaus ausprobiert waren, und bei der man auch der Richtung der einzelnen Römerzüge besser nachkommen kann, ein Teil der auf Bünden fallenden Römerzüge zweifellos über den Lukmanier oder den Bernhardin gegangen sein muß. Es sind dieses zunächst vier Züge, die von 1004, 1164, 1413 und 1431[2]). Und wenn bei diesen Zügen auch nur die größere Wahrscheinlichkeit für den Lukmanier und nicht für den Bernhardin spricht, so hat doch allein der Lukmanier, nicht aber der Bernhardin zwei Römerzüge aufzuweisen, die nachweisbar über ihn gegangen sind; es sind dies einmal der Zug vom J. 965, als Otto der Gr. nach der Wiederherstellung des Kaisertums nach Deutschland zurückkehrte, und ferner der Zug Friedrichs I. nach Deutschland vom J. 1186. Sicher ist auch, daß dieser Kaiser einmal hier auf der Burg Serravalle im Blegnotal Quartier genommen hat[3]).

Disentis und das Vorderrheintal.

So hat es denn durchaus nichts Unwahrscheinliches an sich, daß in der ersten Hälfte des Mittelalters dieser in der Mitte der Alpen gelegene Übergang einigermaßen die Rolle des noch unerschlossenen S. Gotthard ausgefüllt hat, wie es überhaupt für den, der Augen hat zu sehen, dieser ganzen Erwägungen nicht bedarf im Anblick von Disentis, das in der unmittelbaren Nachbarschaft des Lukmanier plötzlich zugleich mit dem Anbruch des Mittelalters aus dem Dunkel heraustritt. Mag der Zufall auch noch so weit und noch so tief alle Verhältnisse durchdringen, es wird zum wenigsten zweifelhaft sein, ob dies auch zu seinem Reiche gehört, daß der Zeitpunkt (614), in dem die Gründung von Disentis gesetzt wird[4]), mit jener ersten Bestätigung der Zollstellen Bündens durch den Frankenkönig Chlotar vom J. 615 genau zusammenfällt. Im J. 717 bezl. 747 sollen Karl Martell bezl. Karlmann einmal an Disentis vorübergezogen sein[5]), und daher mag es wohl kommen, daß der Lukmanier mit Vorliebe schlankweg als die alte Pippinidenstraße bezeichnet zu werden pflegt[6]), wenn dieser Weg urkundlich dann freilich erst seit dem vierzehnten Jahrhundert auch als Handelsstraße erscheint, und als solche mit allem und jedem, mit Hospizen, Zöllen und Lagerhäusern besetzt ist[7]).

---

[1]) Schu. S. 7. [2]) Oe. II. S. 317. [3]) Schu. S. 62, 90. [4]) Pl. S. 276. [5]) Pl. S. 274. [6]) Ber. S. 168; Sche. III. B. S. 84. [7]) Schu. S. 366 f.

Und jene Zeugnisse einer belebten Vergangenheit lassen uns auch an den einzelnen Orten entlang des Weges nicht im Stich, wie es überhaupt auffallen muß, daß die Geschichte des Vorderrheintales, von dem in römischer Zeit nichts zu sagen ist, sogleich mit dem Beginn des Mittelalters eine besonders lebhafte Färbung annimmt. Da ist Ilanz, das als villa Ilianda urkundlich schon im achten Jahrhundert erscheint[1]) und das während des Mittelalters gemeinhin „die erste Stadt am Rhein“ genannt wurde, eine Bezeichnung, die aber doch nur aus dem Gesichtspunkt des nach Norden Reisenden verständlich ist und eine Begehung des Lukmanier geradezu voraussetzt, da dieser allein von Süden her auf diesen Ort herabläuft. Die älteste Geschichte von Disentis ist uns verloren; urkundlich kommt es zum ersten Mal im J. 766 vor, als es von Bischof Tello von Chur, der einmal dessen Abt gewesen war, testamentarisch bedacht wurde[2]); da aber dieser Tello dem ersten Geschlecht des Landes angehörte, so kann man auch annehmen, daß schon damals mit jener Stellung ein hervorragender Rang verbunden war. Bemerkenswert ist bei Disentis auch, daß dieses während der Sachsen- und Frankenkönige durchaus als königliches Eigentum galt, aber trotzdem von den Herrschern immerfort aus der einen Hand in die andere geschenkt wurde[3]); es mag sich demnach auch hier ganz ähnlich wie bei dem Straßenpunkt Chiavenna verhalten haben, in dessen Schicksalen sich die alte Wahrheit widerspiegelt, daß das sich schwer festhalten läßt, was viele zugleich begehren. Auch in den zahlreichen Adelsburgen (Hohentrins, Löwenberg, Jörgenberg, Saxenstein, Rinkenberg, Castelberg) ragt, besonders wenn man dieses Bild mit dem nahe benachbarten Reußtal vergleicht, hier noch ein Stück echt mittelalterlichen Lebens heraus, und auch im Bereich des Lukmanier selbst braucht man, wie dies freilich auch auf allen anderen Pässen Bündens der Fall ist, nicht vergebens nach alten Straßenresten auf die Suche zu gehen[4]).

Der Bernhardin.

Der nächste Alpenübergang, mit dem wir uns hier in den Zeiten des Mittelalters zu beschäftigen haben, ist der Bernhardin, der seiner Lage nach bereits ein Mittelglied zwischen dem Lukmanier und der östlichen Gruppe der bündner Straßen bildet, da er wie jener zwar südlich in das Gebiet des Ticino ausmündet, im Norden dagegen nicht das Vorderrheintal sondern ebenso wie der Splügen von Tamins bis zum Dorfe Splügen das Gebiet des Hinterrheins zu seiner Anlaufstrecke benutzt. Der jetzige Name des Passes stammt erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Noch heute aber heißt ein benachbarter Gipfel hier Pizzo Uzzello[5]), und als Mons qui dicitur Vogel d. h. als der Berg, wo die Zugvögel vorüberziehen, erscheint er daher auch bereits einmal viel früher, bei einer besonderen Gelegenheit, als 941 die Sarazenen die Alpenpässe sperrten, und es Willa, der Gattin Berengars, trotzdem gelang, in kalter Winterszeit diesem

---

[1]) Pl. S. 297. [2]) Pl. S. 284. [3]) Pl. S. 430. [4]) Oe. I. S. 267. Die mittelalterliche Bedeutung des Lukmanier müßte übrigens durchaus aus der bisher noch nicht genügend erforschten Stadtgeschichte Bellinzonas zu erkennen sein. [5]) Oe. II. S. 170; M. Schw. S. 63.

hier herüber aus Italien nach Deutschland nachzureisen[1]), aber gerade dieser Umstand deutet nicht so sehr auf eine damalige Gebräuchlichkeit jenes Überganges sondern eher auf das Gegenteil hin.

In späteren Zeiten zeigt sich dann die Rolle des Bernhardin deutlicher in der Lokalgeschichte der ihm südlich und nördlich anliegenden Alpentäler, insofern die lebhaften Beziehungen, die jetzt zwischen diesen existieren, doch nur dadurch möglich geworden sein können, daß der Bernhardin selbst jetzt als Verkehrsweg nach und nach in Aufnahme kam. Südlich bildet hier das Tal Misox ein geschlossenes und auch heute von einer besonders gearteten italienischen Bevölkerung bewohntes Alpental, das im Mittelalter daher mit dem jetzt in Ruinen liegenden Schlosse Mesocco für eine einzelne Dynastenfamilie wie geschaffen war. Im J. 1026 sehen wir dieses comitatus Mesaucinus noch, ganz seiner südlichen Lage entsprechend, als ein Lehen des Bistums Como[2]), bis dann schließlich auch hier, als die letzte Konsequenz der Entstehung einer belebten, über den Bernhardin gehenden Handelsstraße, im fünfzehnten Jahrhundert der Anfall dieses südlichen Alpentales an das Gebiet der Eidgenossen nicht ausgeblieben ist.

Vom Bodensee bis Chur.

Allen von Nord nach Süd laufenden Alpenstraßen Bündens liegt der am Oberalpsee aufsteigende und sich in gestreckter östlicher Richtung über den Tödi bis zur Calanda hinziehende, lange und hohe Bergwall vorgelagert, der nicht nur bis heute den bündner Romanen als schützende Grenze gegenüber dem nördlichen germanischen Volkstum gedient hat, sondern der es auch zum ewigen Gesetze macht, daß den aus der nördlichen Ebene auf Bünden gerichteten Zugangslinien kein anderer Eintrittspunkt in dieses Land als das Rheintal zwischen Maienfeld und Chur offensteht. So erscheint Chur auch für den von Norden kommenden Wanderer als das eigentliche Herz Bündens, wie dieser Stadt dadurch auch, mag nun der Schwerpunkt Europas nördlich oder südlich der Alpen liegen, zu allen Zeiten ihre beherrschende Position im Gebirge selbst gesichert ist. Jener nördlichen Zugangslinien giebt es aber überhaupt nur zwei, und sie können keine anderen sein als diejenigen, die von der Natur durch den in ein einziges Bett versammelten Rheinstrom vorgezeichnet worden waren, die Rinne, in der dieser Strom einst floß, und diejenige, die er heute inne hat. Die erstere, die bei Ragatz in das heutige Rheintal einmündet, ist in ihrer Fortsetzung an den langgestreckten Gestalten des Walensees und Zürichsees sofort zu erkennen, eine Linie, deren Belebtheit auch in der ersten Periode des Mittelalters vorausgesetzt werden muß, wenn man allein die Bedeutung Zürichs in den Zeiten der Karolinger und besonders am anderen Ende das Dasein des alten Klosters Pfäfers in Rechnung zieht[3]).

Die andere ist dagegen das wirkliche Rheintal von Malans (Malanzes) bis zum Bodensee. Wer heute dort von den Höhen oberhalb Dornbirns auf dieses herabblickt, dem muß die Ähnlichkeit des Landschaftsbildes mit dem Etschtal

[1]) Oe. I. S. 215, II. S. 171. [2]) Oe. II. S. 170. [3]) Pl. S. 276.

südlich Bozen sofort auffallen, hier, wo das zum gewaltigen Strom angewachsene Gewässer in der Mittellinie des Tales fließt, und auch der Talboden selbst sich schon derart verbreitert hat, daß auf beiden Ufern und entlang der beiden hohen Talwände Platz für ausgetretene Straßenlinien geblieben ist. Wir kennen, ebenso wie in jenem Teile des Etschtales, das Dasein dieser beiden Straßenrichtungen auch schon in der Römerzeit. Während die Römer aber hier von Anfang an das Hauptgewicht auf die östliche Richtung legten, die unmittelbar auf Bregenz und auf die von ihnen allein bevorzugte Ostspitze des Bodensees heranführte, gebrauchte das Mittelalter hier vielmehr die Straße auf dem entgegengesetzten Ufer.

Dies findet darin seine Erklärung, weil der Bodensee im Mittelalter gleichsam ein Weltwasser im kleinen und andauernd, ringsherum und in weiter Entfernung ein Brennpunkt des damaligen Kulturlebens gewesen ist. Wir konnten die Anfänge dieser Entwickelung schon zugleich mit dem Beginn des Mittelalters bei der Entstehung der dortigen kirchlichen Gründungen (Reichenau, S. Gallen) beobachten, Namen, zu denen sich dann auch die anderen Orte am See wie Arbon (Arbor felix) Konstanz (Constantia) Überlingen (Iburninga) Bodmann (zu den Bodemen) Lindau (882 Lintowia) gesellen. Es ist aber weiter bezeichnend für die Bedeutung jener Zone im Mittelalter, daß auch nördlich des Sees, wo von den Römern sehr wenig vorgearbeitet worden war, dann plötzlich am Ende des ersten Jahrtausends eine Menge von neuen Orten entstanden sind (Ulm, Biberach, Ravensburg, Memmingen), und daß in unmittelbarem Anschluß daran sich der eigentliche Hausbesitz des glänzendsten deutschen Herrscherhauses, der Staufer, ausbreitete, das aus jenen Gegenden seine besten Kräfte zog. Im zwölften Jahrhundert lagen hier die staufischen Besitzungen von den Donauquellen über Ravensburg und Memmingen bis zur Zugspitze, wie der Untergang jenes Geschlechtes dann auch die unmittelbare Veranlassung wurde, daß alle jene Orte die Reichsfreiheit erlangten oder erst ihrer froh wurden. So finden wir zuletzt hier eine freie Reichsstadt neben der anderen, 1155 Ulm, 1275 Lindau, 1276 Ravensburg, 1296 Memmingen, 1312 Biberach, bis zu den Kleinen und Kleinsten, Wangen, Buchau, Buchhorn, Leutkirch und Pfullendorf. Etwas Folgerichtiges und Gesundes muß diese Einwickelung aber doch an sich gehabt haben, wenn wir dann sehen, daß gerade jener Teil Oberdeutschlands schon seit dem Konstanzer Konzil so ausnehmend auf die am Ende des Mittelalters emporkommenden Kräfte reagiert, und wie nicht nur die Schweiz südlich des Bodensees sondern auch jene schwäbischen Reichsstädte fast mit derselben Entschiedenheit wie oben im Norden die Gegend von Wittenberg und Magdeburg für die Elemente des kulturellen Fortschritts Verständnis zeigen.

Kehren wir aber jetzt zu der Stelle zurück, wo der Rhein in den Bodensee einmündet, so beginnen bereits bei Rorschach die mittelalterlichen Burgruinen, die, sämtlich mit reindeutschem Namen, sich an der westlichen Talwand,

eine nach der anderen bis Ragatz fortsetzen und so hier das Eindringen des deutschen Lebens veranschaulichen. Die Straße selbst lief dagegen von Rheineck aus in der Talsohle weiter; hier lag dann Höchst, wo sich Otto II. am 19. Oktober 980 auf seinem Zuge nach Pavia aufhielt[1]), und bei Oberried, an der Grenze der Bistümer Konstanz und Chur, der schon in der Merowingerzeit genannte „Herrenhof Montigels", das heutige Montlingen[2]). Dort aber, wo weiter südlich diese Richtung bei Ragatz auf das alte Rheinbett auftrifft, begann jener bis Chur herauf sich erstreckende fruchtbare Strich, als geschlossener Besitz der Churer Bischöfe „die Herrschaft" genannt. Sein Hauptort ist Zizers, das zuerst als Zizuris eine mit allen wirtschaftlichen Vorzügen ausgestattete königliche Besitzung war, und deren dauernde Erwerbung daher auch den Churer Bischöfen einige Anstrengungen gekostet hat[3]).

Der Splügen und die Via mala.

Wenn die durch Bünden führenden Alpenstraßen hinsichtlich der Punkte, wo sie schließlich Italien erreichen, in zwei Gruppen zerfallen, in diejenigen, die nach dem Langensee und in diejenigen, die nach dem Comersee auslaufen, so machte sich doch für die Reise durch das Gebirge gerade im Mittelalter in Chur auch noch ganz nachdrücklich eine andere dreifache Gruppierung fühlbar. Noch unter den Toren von Chur selbst zweigten von den anderen westlicheren Straßen zunächst die nach dem Septimer wie Julier und nach dem Albula ab, um von hier in genau südlicher Richtung nach der Lenzer Heide hinanzusteigen, während die Straße zum Lukmanier in direkt westlicher Richtung im langen Vorderrheintal blieb, die Straßen zum Bernhardin und Splügen dagegen als dritte Gruppe dieses bereits bei Tamins verließen und nun in das Tal des Hinterrheins eintraten. Ehe diese letzteren jedoch Thusis und damit die Via mala selbst erreichten, war hier noch ein stundenlanges Talstück vorgelagert, in dessen breiter Sohle in früheren Jahrhunderten das unruhig und unregelmäßig fließende Gebirgswasser ähnlich wie die Etsch zwischen Meran und Bozen keine Straßenanlagen duldete und wo sich daher auch hier die Wege an die höheren Talwände anschmiegen mußten. Es sind dies östlich das Domleschg und westlich der Heinzenberg, milde, von der Natur bevorzugte Landschaften, wo noch heute nördliches und südliches Wesen bunt nebeneinander liegen, und die als eine rechte Burgenlandschaft einst ein Mikrokosmos des mittelalterlichen Kulturlebens in den Alpen gewesen sind.

Bei Thusis (Tuseum) angelangt stoßen wir nun aber auf jenen vielgenannten, bis zum Dorf Splügen sich erstreckenden Straßenteil, der die Via mala in sich schließt, und der durch die Art, wie sich der Verkehr mit ihm auseinandersetzte, zu allen Zeiten zwingend auf die Benutzbarkeit ebenso der Bernhardin- wie der Splügenstraße eingewirkt hat. Hier sehen wir aber nun auch im Mittelalter Jahrhunderte hindurch zunächst nichts anderes als jene eigentümliche Straßenführung in Gebrauch, durch die alle Schwierigkeiten der Via mala von weither

[1]) Oe. II. S. 197. [2]) Pl. S. 269. [3]) Pl. S. 373.

umgangen wurden, und deren Entstehung, da nun einmal zur Römerzeit eine Straße von der Paßhöhe des Splügen nach Chur geführt haben muß, mit gutem Recht dem Altertum zugeschrieben wird. Von jenem, sechs Fuß breiten, gepflasterten Weg sind nun auch heute noch hie und da Überbleibsel vorhanden; er führte vom Heinzenberg über die Nolla bei Thusis und dann noch oberhalb der Dörfer Lohn, Mathon und Wergenstein auf Sufers und den Ort Splügen, in einer Zone, die um eine ganze Gebirgshöhe über der heutigen Straße liegt[1]). Diese alte Straße wurde als der gute Weg, die vereinzelten Fußsteige dagegen, die tief am Rheine selbst hinliefen, als der schlechte Weg bezeichnet[2]). Wenn so dieser Straßenteil an sich zwar als ein großartiges Zeugnis der Erfindungsgabe des Menschengeistes dasteht, so sind wir doch gerade hier ganz im unklaren, ob er selbst und ebenso die Paßhöhen, nach denen er hinstrebte, während der Hauptzeit des Mittelalters wirklich dem großen Verkehr oder nur dem Lokalverkehr dienstbar gewesen sind.

Denn auch die Geschichte des Splügen ist ein dunkles Kapitel der mittelalterlichen Geschichte, da über diesen Paß, nachdem er in den Itinerarien der römischen Kaiserzeit seine erste und einzige Erwähnung gefunden hat, ein volles Jahrtausend hindurch keine einzige schriftliche Nachricht vorliegt, nach der er einmal in Gebrauch gewesen wäre. Es kann ja kaum anders sein, als daß der Name des Überganges selbst und der des Dorfes Splügen zusammengehören; auch daß dieser Name von specula (Wartturm), wie sich ein solcher auch heute noch hier findet, herrührt, mag angenommen werden. Aber eben die Erscheinung, daß dieser Name so farblos klingt und so wenig weit in die Vergangenheit hinaufreicht, ist eher ein Zeichen für die Unwichtigkeit dieses Weges in früheren Zeiten. Nur steht diesem wieder die Zielgerechtigkeit dieser ganzen Straßenrichtung und auch die Tatsache entgegen, daß die mittelalterliche Kultur hier auf beiden Seiten und bis dicht an die Paßhöfe heran so mannigfachen und so alten Ursprungs ist. So ist es bemerkenswert, daß in den Orten des Domleschg schon im dreizehnten Jahrhundert eine Reihe zinspflichtiger Gasthäuser existieren[3]); auch ist es interessant, wie die Dörfer dicht am unwirtlichen Südabhang des Passes, die wie gespensterhafte Steinnester von einem anderen kalten Planeten aussehen, reine Kosenamen (Isola, Campodolcino) führen, Bezeichnungen, die doch nur derjenige voll berechtigt finden kann, der aus der Hochgebirgswelt sich glücklich nach dorthin hinabgerettet hat. Jedenfalls steht, ähnlich wie der Lukmanier, auch der Splügen von alters her in dem Rufe, von den deutschen Herrschern bei ihren Römerzügen durch Bünden benutzt worden zu sein, eine Annahme, die trotz der vielen Züge, die nachweislich durch dieses Land gegangen sind, doch ebensoschwer zu beweisen wie zu widerlegen ist, weil, wie schon gesagt, gerade hier der mittelalterliche Berichterstatter durch die Struktur des Landes noch besonders dazu verleitet wurde, sich die Angabe einer genauen Reiseroute zu ersparen.

1) Schu. S. 10. 2) Da. I. B. S. 139. 3) Oe. II. S. 169.

Am südlichen Ende der Via mala liegt dann das Schamsertal, in dem zwar schon im zehnten Jahrhundert die Churer Bischofsgewalt Fuß faßte [1]), das aber, solange es vom Verkehr westlich über die Höhen umgangen wurde, einst wie Uri Jahrhunderte hindurch eine Welt für sich blieb, und in dem sich bezeichnenderweise schließlich das Streben nach Gemeinfreiheit in ähnlicher Weise wie dort Bahn gebrochen haben soll. Im fünfzehnten Jahrhundert trat hier der Landvogt von der Burg Fardün in die Hütte eines ihm verfeindeten Bauern, spuckte in den als Mittagessen bereitstehenden Brei und wurde deshalb von dem Bauern mit dem Kopfe in die heiße Speise gestoßen und erwürgt, eine Sage, die in ihrer tiefen Leidenschaft nur auf dem Boden des rätischen Volkstums gewachsen sein kann.

Wir hatten schon während der Römerzeit Gelegenheit, die Ähnlichkeit der Straßenführung im Bereich der Via mala und derjenigen am Kuntersweg nördlich Bozen zu beobachten; denn jene besonders schwierigen Stellen im Gebirge sind es eben, an denen das Maß der technischen Leistungsfähigkeit der einzelnen Zeitalter stets am deutlichsten zum Ausdruck kommt, die es zugleich aber auch zu allererst erkennen lassen, sobald eine grundlegende Veränderung in den treibenden Kräften des großen Verkehrslebens Platz gegriffen hat. So werden wir auch hier nach allem dem, was wir von dem Wesen der letzten Periode des Mittelalters kennen gelernt haben, auf die Wirkungen derselben und im besonderen auch an dieser dem Gotthard benachbarten Stelle den Streit um dessen Besitz seine Kreise ziehen sehen. Dieser Zusammenhang tritt zuerst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts hervor, als die Eidgenossen den Mailändern an der Gotthardstraße unbequem sind und diese nun mit dem Grafen von Werdenberg verhandeln, um ihrem Handel auf den bündner Straßen eine sichere Bahn zu verschaffen, und wobei das Wichtigste ist, daß bei dieser Gelegenheit unter den hierfür in Frage kommenden Linien auch plötzlich der Splügen erscheint [2]). Wenn jenes Vorhaben hinsichtlich des Splügen auch damals nicht über das Projekt hinauskam, so müssen doch dieselben Erwägungen, die es damals entstehen ließen, in der folgenden Zeit derart an Stärke zugenommen haben, daß dann ein Jahrhundert später die Einrichtung dieses Weges als Handelsstraße wirklich zur Tat werden konnte. Jetzt sehen wir nun hier alle interessierten kleinen Kreise in weitem Umfange, südlich Chiavenna und Misox, nördlich Schams und Rheinwald, das ganze Land Domleschg und wiederum die Grafen von Werdenberg an der Splügenstraße alle die Einrichtungen treffen, die der Handelsverkehr der damaligen Zeit nicht entbehren konnte [3]), während die Tatsache, daß auch Misox dabei beteiligt ist, außerdem zeigt, wie die natürlichen Bedingungen, auf denen die Brauchbarkeit der Bernhardin- und der Splügenstraße beruhen, auf der nördlichen Seite ganz dieselben sind.

Die erste Vorbedingung, um hier wie dort zum Ziele zu gelangen, konnte

[1]) Pl. S. 403. [2]) Schu. S. 360. [3]) Schu. S. 371 f.

aber nur darin bestehen, die zeitraubende Wirkung der die Via mala umgehenden Höhenrichtung auszuschalten. Das, was damals im Wegebau zu Stande gekommen ist, war freilich nur ein an der Rheinwand entlang laufender, nichts weniger als bequemer und gefahrloser Schluchtweg, wie dieses dem Tunnelbau unkundige Zeitalter auch dem nördlichen Teile der Via mala zwischen Thusis und Rongellen noch ganz machtlos gegenüberstand und daher dort in abgeschwächtem Maße noch der alte Höhenweg in Gebrauch blieb. Überhaupt sind alle diese Ereignisse vielmehr dadurch bemerkenswert, weil sie die Regsamkeit charakterisieren, die jetzt überall in die Straßenbautätigkeit in den Alpen gekommen war, als daß sich nun in ihrer Folge jene bündner Straßen neben dem Gotthard zu großen Handelsstraßen ausgewachsen hätten.

Über die Lenzer Heide nach dem Septimer.

Wie wenig weit der Septimer vom Splügen entfernt ist, so haben wir in jenem doch nunmehr einen Gebirgsübergang vor uns, der dem Verkehr ganz andere Aufgaben stellt als die großen Paßwege in der westlichen Hälfte der Alpen, da bei dessen Benutzung — ebenso wie bei der aller anderen östlicheren Übergänge mit der einzigen Ausnahme des Brenner — die Reise von Nord nach Süd nur durch den An- und Abstieg über mehrere Gebirgskämme bewältigt werden kann. Wenn dieses Verhältnis seinen natürlichen Grund in der nach Osten zu immer größer werdenden Tiefenausdehnung des Gebirges hat, so wird die Zugehörigkeit des Septimer im Mittelalter zu dieser Art der Alpenlinien doch erst dadurch verständlich, weil damals in der Sohle des Albulatals zwischen Thusis und Tiefencastel, dort, wo heute die Schynstraße läuft, überhaupt kein brauchbarer Weg führte, und weil daher alle jene in das Bergell oder Engadin einmündenden und heute ebensogut durch das Domleschg zugänglichen Übergänge früher allein über die Lenzer Heide erreicht werden konnten.

So war der Weg über den Septimer im Mittelalter zwar eine direkt nach Süden führende, aber doch nicht allzubequeme Richtung, da man dabei von Chur aus zunächst um fast tausend Meter auf die noch dazu durch ihr rauhes Klima gefürchtete Lenzer Heide hinansteigen mußte, um dann wieder reichlich die Hälfte nach Tiefencastel herabzusteigen, wo sich der Höhenweg nach dem Oberhalbstein fortsetzt. Die Begangenheit jenes Straßenteiles im Mittelalter zeigt aber doch neben den Burgruinen und den alten Herbergen am Wege[1]) besonders das Dasein des Klosters in Churwalden (romanisch Ascheras), das bereis zu den Zeiten der Karolinger bestand[2]). Einen hübschen Einblick in das mittelalterliche Kleinleben jener Gegenden gewährt es auch, daß einst dem Bischof von Chur, sobald ihm die Reiselust ankam, vier Saumtiere aus dem Oberhalbstein nach Prada (dicht östlich Chur) entgegengeschickt wurden, die er nun von dort aus nach Belieben nach allen Richtungen hin benutzen konnte[3]), und an der richtigen Stelle, da, wo sich die Lenzer Heide nach dem Albulatal hinabsenkt, liegt hier

[1]) Oe. II. S. 176. A. 3. [2]) Ber. S. 164. [3]) Oe. II. S. 188.

auch Obervaz, um an den Namen jenes mächtigen Geschlechtes zu erinnern, das in der Geschichte Bündens eine so große Rolle gespielt hat[1]).

Alter, Benutzung und Bedeutung des Septimerweges im Mittelalter.

Dafür aber, daß der Septimer einst ein besonders gebräuchlicher und beliebter Alpenweg war, ist und bleibt der beste Beweis, daß wir auf seiner Paßhöhe ein echt mittelalterliches Hospiz und noch dazu gerade hier das älteste antreffen, das wir überhaupt kennen. Es ist dieses das xenodochium des H. Petrus, das um 830 in einer Urkunde Ludwigs des Frommen „in den Besitz des Bistums Chur zurückkommt“[2]), ein Ausdruck, der somit noch dazu darauf schließen läßt, daß jenes Hospiz damals bereits eine Zeit lang als solches bestanden hat. Auch die erste Erwähnung des Septimers selbst als eines gebräuchlichen Alpenweges fällt übrigens gleichfalls bereits in das neunte Jahrhundert[3]), und das Hospiz kehrt dann auch in den mittelalterlichen Urkunden immer wieder; es wird mit Schenkungen bedacht, 1120 wird es einmal neu hergestellt, und als dann um das J. 1275 in Chur ein neues Ordenshaus errichtet werden soll, hält der Bischof diese Maßregel deshalb ganz besonders begründet, weil „diese Stadt am Fuße des Septimer liegt und daher für die Durchreisenden als Rastort außerordentlich geeignet erscheint“[4]). Aus allen diesen Tatsachen geht also nicht nur hervor, daß der Verkehr hier niemals eine ernstliche Unterbrechung erlitt, sondern sie macht es auch von vornherein wahrscheinlich, daß dieser Paß auch die Mehrzahl der von weither gekommenen und geschichtlich denkwürdigen Alpenübergänge gesehen hat, die im Mittelalter ihren Weg durch Bünden genommen haben.

Wir wissen ja nun freilich, wie schlecht es dabei mit der genauen Bestimmung des Weges bestellt ist, und daß der Zweifler, selbst wenn Chur und Chiavenna zugleich genannt werden, einen solchen Zug neben dem Septimer immer noch ebensogut auf den Splügen wie auf den Julier verlegen kann[5]); aber es giebt doch wenigstens einige dieser Reisen, bei denen mit dürren wenn auch krausen Worten der Septimer selbst genannt wird, so 1128 der Zug des Gegenkönigs Konrad nach Italien, 1167 der Zug Welfs des Jüngeren und 1191 die Reise des Gislebert von Mons zu Heinrich VI. ebendorthin. Weit größer ist dagegen die Zahl der Römerzüge, für deren Verlegung auf den Septimer man nur Gründe, aber doch recht gute Gründe hat, und die, wie wir sahen, zum größten Teil in das zehnte Jahrhundert fallen. Viel später, zu Anfang des J. 1176, hat dann aller Wahrscheinlichkeit nach in oder dicht bei Chiavenna jene Auseinandersetzung Friedrich Barbarossas mit Heinrich dem Löwen stattgefunden. Wir kennen wohl recht gut die geschichtliche Tragweite dieses Ereignisses; einen vollen Erfolg und eine bleibende Wirkung hat doch aber auch

---

[1]) Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, 14. B. S. 213 f.; Oe. II. S. 175, 185; Sche. III. B. S. 92, 95. Untervaz liegt in der Calanda nördlich Chur. [2]) Schu. S. 61; Oe. II. S. 175. [3]) Schu. S. 57; Oe. II. S. 191. [4]) Oe. II. S. 201. [5]) Oehlmann (Oe. II. S. 191 f.) verlegt sämtliche Züge zwischen Chur und Chiavenna auf den Septimer; es ist dies wohl sehr wahrscheinlich, aber doch nicht sicher.

jener menschliche Scharfsinn gehabt, der es sich damals zur Aufgabe machte, die Einzelheiten dieser Begegnung an Ort und Zeit, die persönlichen Stimmungen und Gegensätze, die hier nackt und unversöhnlich aufeinander stießen, vor der Mit- und Nachwelt in ein ewiges Geheimnis zu hüllen. Und auch uns ist damit ein Streich gespielt worden; denn da wir nicht genau wissen, wo jene Zusammenkunft stattfand, so kennen wir auch die Wege nicht, die zu ihr eingeschlagen worden sind. Wenn es aber der Septimer gewesen ist, auf dem Heinrich der Löwe herankam, so hätten wir darin das bei weitem wichtigste Ereignis vor uns, das sich jemals an diesem Passe zugetragen hat[1]).

Die letzte Periode des Mittelalters kehrt dann auch hier ihren besonderen Charakter hervor, und sie kann an dieser Stelle nur ausgefüllt sein mit gewaltigen Anstrengungen und einem harten Ringen gegen die neu aufkommenden Mächte, in dem sich jene alte Linie auch wirklich noch einmal erfolgreich durchgesetzt hat. Die hervorragende Stellung, die der Septimer bis zur Eröffnung des Gotthard in den Mittelalpen einnahm, schließt es in sich, daß die Folgen jenes Ereignisses sich gerade hier unmittelbar und nachdrücklich fühlbar machen mußten, eine Situation, deren drohende Züge wir noch heute unter dem Mantel der Versprechungen erkennen können, zu denen sich im J. 1278 die am Septimer interessierten Machthaber, voran der Bischof von Chur, den Reisenden gegenüber verstanden. Wenn damals schon allen, die jene Straße überhaupt benutzen, in Bausch und Bogen gutes Geleit und guter Frieden zugesichert wird, so werden die von Luzern und Zürich Kommenden außerdem noch mit besonderen Vergünstigungen bedacht. Aber es ist nichts weniger als die Menschenliebe sondern allein das Streben, den Verkehr um jeden Preis in seiner alten Bahn festzuhalten, das jene Bestimmungen hervorruft[2]), und der Aufschwung, den der Gotthardweg trotzdem nahm, zeigt dann seine Wirkung in den Maßregeln, die ein Jahrhundert später erneut zur Behauptung der alten Stellung nötig werden, und die jetzt zu einem wirklichen Straßenbau am Septimer selbst führten. Um 1390 hat Jacob von Castelmur als bischöflicher Verweser hier von Bivio bis Casaccia einen gepflasterten Weg gebaut[3]), der eine für jene Zeiten immer noch ganz gewaltige und technisch einzig dastehende Leistung, zugleich aber auch wohl den letzten Fall bedeutet, bei dem ein Kirchenfürst in den Alpen eine tiefgreifende Regententätigkeit ausübte, wie sie diesen früher hier überall so vertraut gewesen war.

Wir erinnern uns sogleich, daß diese gründliche Sanierung der Septimerstraße zeitlich genau mit jenen ersten Bestrebungen zusammenfällt, durch die auch der Splügen und der Bernhardin dem Handelsverkehr dienstbar gemacht werden sollten. Es ist daher wohl auch möglich, daß die Kosten, die damals in die altbewährte über den Septimer laufende Straße gesteckt wurden, auch zugleich der Konkurrenz von dessen nächsten Nachbarn begegnen sollten, ein

[1]) Vgl. Gi. V. B. S. 777 f.; Schu. S. 92. [2]) Schu. S. 189; Oe. II. S. 182. [3]) Ber. S. 169.

Zug, der jedenfalls in jene durch und durch von kaufmännischen Gesichtspunkten beherrschte Geschichtsepoche sehr gut hineinpaßt. Selbst im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir daher den Septimer noch als eine belebte Handelsstraße und auch baulich in einem guten Zustand[1]), während er heute neben seinen Nachbarn fast gänzlich verlassen und vergessen daliegt, die Landschaft entlang dieses Weges deshalb aber auch gerade hier wirklich „ein von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebenes Stück Wirklichkeit" ist.

Von Tiefencastel nach Casaccia.

Auf der Strecke von Tiefencastel (Imum castellum) mit seinem redenden Namen bis herauf nach Stalla (Stabulum Bivio)[2]) laufen die Septimer- und die Julierstraße noch in einem Strang zusammen, und hier redet das Mittelalter nicht nur aus den Urkunden, durch die hier das Dasein alter Herbergen bezeugt wird[3]), sondern noch viel anschaulicher aus den Stellen am Wege, wo heute noch die alten Straßenfesten, wenn auch zum Teil nur in Ruinen, aufrecht stehen; wie wir ja eine derselben, Marmels (Marmorea), und ein in deren Nähe ausgeführtes Raubritterstückchen schon bei Gelegenheit der Römerzüge kennen gelernt hatten. Es giebt heute in den Alpen lohnendere und bequemere Aufgaben, als bei Bivio von der Julierstraße abzubiegen und nun den Weg über den Septimer einzuschlagen, wo alles still und verödet, auch das alte Hospiz nur noch eine Ruine ist, und wo sich daher auch jetzt die natürlichen Nachteile dieses Überganges, die zu allen Zeiten dieselben waren, nur um so deutlicher geltend machen, die Armut der Gegend und auf der Höhe die Neigung zu ausgedehnten Moorbildungen, die hier die Instandhaltung des Straßenkörpers stets besonders erschwert haben. Zielgerecht aber unendlich steil, selbst nach dem Maßstab des Hochgebirgs gemessen, ist dann der Abstieg nach Casaccia; gerade hier aber finden wir auch heute noch das Plattenpflaster des alten Weges auf weite Strecken in gut erhaltenem Zustand und können so eine deutliche Vorstellung von dem Wesen der Straßenbautätigkeit alter Zeiten gewinnen, die an dieser Stelle von den Werkmeistern der Churer Bischöfe gehandhabt wurde. Wie schwierig es aber im allgemeinen ist, solche alte Straßenreste einer bestimmten Bauperiode zuzusprechen, mag daraus hervorgehen, daß die alten in Plattenpflaster ausgeführten Straßenteile, die sich heute ebenso auf der Bernhardin- und Splügen- wie auf der Septimerstraße finden, sämtlich in der Art ihrer Herstellung ganz von einander verschieden sind, obgleich diese Straßen doch so viele gemeinsame Schicksale durchlebt haben müssen[4]).

Chur und Pfäfers am Septimer und Julier; Ursache für das Aufkommen des Septimer als mittelalterliche Hauptstraße.

Derjenige, der annimmt, daß der Septimer eine alte ausgetretene Römerstraße gewesen ist, wird auch dessen berühmte mittelalterliche Vergangenheit nicht wunderbar finden; demjenigen aber, der anders denkt, und der die alte einst durch Tinzen führende Römerstraße nicht auf den Septimer sondern auf den Julier verlegt, wird jener Wechsel um so erstaunlicher vorkommen müssen. Schon bei der Erklärung des römischen Straßenbildes hatte das Dasein des

[1]) Schu. S. 362 f. [2]) Oe. II. S. 173. [3]) Oe. II. S. 176. [4]) Ber. S. 36 f., 54; Pl. S. 92.

Namens Bivio (Straßengabelung zwischen der Julier- und der Septimerstraße) uns genötigt, zu einer Annahme unsere Zuflucht zu nehmen, und ein eigener Zufall will es, daß wir nun wieder an derselben Stelle zu einem gleichen Verfahren genötigt sind, so ungern auch der Geschichtsforscher die Grenze überschreitet, die das Gebiet, wo die sicheren Tatsachen in der Darstellung die Herrschaft führen, von dem Reich der Hypothese trennt. Trotzdem bleibt die Sachlage hier aber doch die, daß sie eine Stellungnahme zu der Frage unbedingt herausfordert, warum der Septimer, für dessen Benutzung in der Römerzeit im Vergleich mit dem Julier und Splügen so geringe Anzeichen existieren, von dem Mittelalter zu einem Hauptübergang erwählt worden ist.

Ebenso deutlich wie die hervorragende mittelalterliche Bedeutung des Septimer an sich tritt nun auch die Tatsache heraus, daß er der eigentliche Churer Paß war[1]), und daß dieses Bistum von Anfang bis zu Ende den Besitz dieser Alpenstraße als eine der Hauptgrundlagen seiner eigenen politischen Machtstellung betrachtete. Wenn nun der Kriminalist vor die Aufgabe gestellt wird, dunkle Vorgänge aufzuklären, und zu diesem Zwecke den Schauplatz, wo diese sich abspielten, untersucht, so pflegt er diejenigen Erscheinungen doppelt scharf in das Auge zu fassen, die hier auf etwas Ungewohntes, Besonderes hindeuten. Schlagen wir nun hinsichtlich des Bildes, das der Septimer und der Julier zugleich in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters darbieten, dasselbe Verfahren ein, so stoßen wir nun auch hier auf eine ganz auffallende Tatsache; es ist diejenige, daß wir gerade in jener Zone, und so früh als wir nur überhaupt verlangen können, auf Besitzungen des Klosters Pfäfers stoßen, auf Güter desselben im Bergell, und besonders auf eine demselben angehörige, am höchsten Ende dieses Tales gelegene Kirche S. Gaudentius[2]). Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, welch' scharfen Blick die kirchlichen Instanzen im ersten Mittelalter für die wichtigen Wegestellen hatten, und es genügt auch, hervorzuheben, daß die Begünstigungen, die dem Kloster Pfäfers von der Krone zugewandt wurden, mit denen Churs bis zu den Zeiten der Ottonen fast gleichen Schritt halten[3]), um auf den Gedanken zu kommen, daß hier einst ein Wettlaufen zwischen diesen beiden Gewalten um den Besitz der wichtigsten Verkehrslinie Bündens stattgefunden hat. Nun kann man auf Grund der Lage jener alten Besitzungen von Pfäfers zunächst auch bloß mutmaßen, daß sich jene Konkurrenz allein auf den Septimer erstreckte; sieht man aber genau hin, so liegt gerade die wichtigste derselben, die Kirche S. Gaudentius, viel weniger zwingend für jene Stelle, wo man aus dem Bergell zum Septimer abbiegt, sondern vielmehr nur dicht neben der Malojastraße, also neben der zum Julier heraufführenden Richtung[4]). So schaut uns denn diese Kirche mit ihren frommen gotischen

---

[1]) Ber. S. 161. [2]) Ber. S. 127, 164; Schu. S. 65; Oe. II. S. 176. [3]) Pl. S. 383f, S. 389f. [4]) Die Tatsache, daß auch Pfäfers hier alten Besitz hat, ist schon Berger (Ber. S. 162, 164) aufgefallen; er nimmt dabei jedoch nur Absichten dieses Klosters auf den Septimer, nicht auf den Julier an.

Ruinen noch heute wie eine bösartige Sphinx an, da sie uns vor die Frage stellt, ob es das Kloster Pfäfers ursprünglich nicht etwa auf den Julier abgesehen hatte, und ob es nicht etwa später von dem Bistum Chur hier dadurch aus dem Sattel gehoben wurde, daß sich dieses im Gegensatz zu Pfäfers auf dem Septimer festsetzte und dann auch den Verkehr vom Julier hinweg und dort herüber zu leiten verstand.

So wird des Juliers zwar schon im J. 1179 als Gebirge, des Wahrzeichens seiner großen Vergangenheit, der alten auf jener Paßhöhe stehenden Steinsäulen dagegen erst 1396 als „des marmelsteins uf dem Julierberge" gedacht[1]), wie die Tatsache, daß dieser Weg damals von dem großen Verkehr gemieden wurde, nicht nur aus dem Fehlen aller anderen Nachrichten sondern auch daraus zu erkennen ist, daß uns die mittelalterlichen Wahrzeichen entlang der eigentlichen Straße ganz im Stich lassen. Im anderen Falle müßten wir solche besonders am Südfuße zwischen Silvaplana und Casaccia viel zahlreicher vorfinden, hier, wo heute nur die Ruine Chasté auf den Silser See hinabschaut, und wo in Silvaplana erst im J. 1233 ein Hospiz anzutreffen ist, dessen Entstehung sich aber ebensogut nur durch den aus dem Engadin kommenden Lokalverkehr erklären läßt.

Durch das Bergell nach Chiavenna.

Verfolgen wir von dort unseren Gang weiter nach Süden, so betreten wir jenseits der Malojahöhe das nördlichste Ende jener ganzen Zone, die als geschlossenes Vorland südlich der Ausgänge fast sämtlicher bündner Straßen liegt, und die sich von der obersten Stufe des Bergell weithin über Chiavenna und den Comersee bis zu den südlichsten Toren Comos herab erstreckt. Auch im Mittelalter war hier ebensogut wie heute nur eine südliche Natur zu finden und ein südliches Volkstum, das aber damals infolge des lebhaften hier durchlaufenden Reiseverkehrs einen eigentümlichen Einschlag und eine von nördlichen Einflüssen durchsetzte Färbung angenommen haben muß. Wie stark und wie wichtig aber jener Reiseverkehr gewesen ist, zeigt sich auf dem Wege durch das Bergell sogleich in den vielen mittelalterlichen Zollstellen, von denen hier eine auf die andere folgte, diejenigen in Vicosoprano (Vicus sopranus), in Castelmur, bis herab nach Plurs und Chiavenna[2]). Die wichtigste Stelle war aber auch hier noch ebenso wie im römischen Altertum keine andere als die Porta Bergalliae, wo im Orte Porta an der Straße selbst sich die Herberge befand, während an den beiden Talwänden die Burgen Castellatsch und Castelmur einander gegenüberlagen und von der letzteren die Vögte dieses Tals auf das Land herabschauten.

In Chiavenna erinnert heute freilich noch wenig an die belebte mittelalterliche Vergangenheit des Ortes; es genügt aber doch, um das, was wir schon wissen, zu bestätigen. Die vom Maloja und die vom Splügen herabkommenden Straßen vereinigen sich heute innerhalb des Ortes auf einem kleinen Platz,

[1]) Oe. II. S. 184; M. Schw. S. 83. [2]) Oe. II. S. 177, 179f; Pl. S. 427.

nachdem die letztere vorher die Mera überschritten hat. Der Kern der Stadt, ebenso die in Ruinen liegende Citadelle wie die Hauptkirche und die wichtigsten alten Gasthäuser liegen dagegen nördlich davon an der nach dem Bergell führenden Straße und zeigen so, daß diese Richtung hier auch schon in den früheren Jahrhunderten neben dem Splügen die wichtigere gewesen sein muß. Ungleich deutlicher redet dagegen dasjenige, was wir von den Schicksalen Chiavennas im Mittelalter wissen, da der Besitz dieses Punktes immer von denen am eifrigsten erstrebt wurde, die auch oben auf den Bergen das erste Wort führen wollten, so daß die Zugehörigkeit Chiavennas zu nördlichen oder südlichen Gewalten in den einzelnen Zeitaltern zugleich erkennen läßt, wo damals der politische Schwerpunkt dieser ganzen Gegenden lag. Wenn wir erfahren, daß um das J. 701 ein langobardischer Machthaber über Chiavenna glücklich nach Bayern entkam[1]), so sehen wir daraus, wie diese Stadt gleich den bündner Straßen auch im frühen Mittelalter ein wichtiger Durchgangspunkt geblieben war; damals gehörte sie ihrer südlichen Lage entsprechend zum Bistum Como, ein Verhältnis, das auch im J. 803 von Karl dem Gr. bestätigt wurde[2]). Unter den Ottonen drang dagegen das Bistum Chur auch bis hierher vor, um nun an diesem Orte zweihundert Jahre hindurch seine Zölle zu erheben[3]). Es sind dies die Zeiten der größten Machtentfaltung der Churer Bischöfe, in denen aber dann ein Umschwung eintrat, als Chiavenna von Friedrich Barbarossa zu einer besonderen Grafschaft gemacht wurde, die als solche jedoch bereits 1219 in den Besitz des Bistums Como gelangte[4]). Die Stadt bleibt nun zunächst in der Hand südlicher Mächte; 1335 wird auch sie durch die Viskonti von Mailand aus beherrscht, bis sie dann am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von neuem von den Bündnern erobert wurde.

Der Comersee und Como.

Dicht südlich Chiavenna wurde der Landweg nun auf weite Entfernung bis Como oder Lecco durch die Wasserstraße des Sees unterbrochen, eine Strecke, in deren mittelalterlichen Schicksalen auch wieder ein Grundzug jener Zeiten, die Unsicherheit des Lebens und Eigentums und die Tendenz zur Gewaltsamkeit grell hervortritt. Wenn die Ränder dieses wunderbaren Gestades in den letzten Jahrhunderten von neuem und in erhöhtem Maße jener Bestimmung dienen können, die sie schon in der römischen Kaiserzeit hatten, und so Landhäuser und Gärten tragen, in denen ein verfeinerter Lebensgenuß sich ruhig entfaltet, so war im Mittelalter hier nichts von allem diesen zu finden, als dieselben felsigen Uferwände unter der Gewalt kleiner Dynasten standen, die hier von ihren Schlupfwinkeln aus den Verkehr unsicher machten. Selbst von Friedrich Barbarossa findet es der Chronist besonders bewunderswert, wenn dieser wieder einmal „jene wilden und an Seeräuberei gewöhnten Bewohner der Isola Comacina“ zur Vernunft brachte (1159)[5]), und noch im J. 1526 mußten hier Mailand und die Eidgenossen mit vereinten Kräften und nach langer Belagerung

[1]) P. D. S. 134. [2]) Pl. S. 425. [3]) Oe. II. S. 183. [4]) Schu. S. 87. [5]) Ra. S. 134.

einem solchen Gewalthaber auf der Rocca die Musso (bei Dongo) den Garaus machen. Überhaupt bildet der lange, schmale und gewundene Comersee mit seinen hohen, dicht die an die Ufer herantretenden Gebirgswänden im militärischen Sinne ein so scharf ausgeprägtes Defilee, daß er die Kriegkunst aller Zeiten vor die schwierigsten Aufgaben stellt, sobald der Kampf selbst nicht allzuweit entfernt von dieser Stelle ausgetragen werden muß. Einmal ist dieses Verhältnis auch hier von entscheidenden Folgen gewesen; denn die Schlacht bei Legnano, 1176, ging für Friedrich Barbarossa vor allem dadurch verloren, daß dessen einzelne, von Norden herankommende Kolonnen hier nicht so, wie es beabsichtigt war, ihre Vereinigung bewirken konnten, und weil der Kaiser daher die Schlacht von Anfang an in einer für ihn ungünstigen Lage annehmen mußte[1]).

Das Stadtbild Comos aber ist für den Geschichtsforscher deshalb so anziehend, weil hier bis heute die Zeugnisse aller Zeitalter erhalten geblieben sind, die dieser Ort jemals durchlebt hat. Die Zeit der mittelalterlichen deutschen Herrschaft bezeichnet zugleich die zweite Blütezeit Comos, als fast der gesamte durch Bünden gehende Reiseverkehr seinen Weg hier durchnehmen mußte und so auch die deutschen Könige allen Grund hatten, sich den Besitz der Stadt zu sichern. Tatsächlich war Como damals stets eine ihrer festesten Stützen auf lombardischem Boden, und noch 1239 konnte Friedrich II. es „den Schlüssel für den Einmarsch in Italien von Deutschland her" nennen[2]), wenn dieses Verhältnis auch durchaus nur in materiellen Ursachen und besonders in der Rivalität des Ortes gegen Mailand seinen Grund hatte. Am Südausgang der Stadt liegt auch heute noch bei S. Anna das alte Hospiz, und weiter hinaus folgt Kirche auf Kirche in der Vorstadt und entlang der der Mitte der lombardischen Ebene zustrebenden Landstraße. Es ist dies eben dieselbe Linie, auf der auch alle Reisenden des Mittelalters gezogen sind, die durch Como kamen; einer derselben, Bischof Gerdag von Hildesheim ist hier im J. 992, als er von einer Wallfahrt aus Rom zurückkehrte, gestorben[3]) und auch Heinrich der Löwe hat sich im J. 1161 einmal in Como aufgehalten[4]).

Wenn dann der Untergang der Hohenstaufen für die Vorherrschaft Mailands endgültig die Bahn freimachte, so bedeutete dies für Como zwar auch den Verlust seiner politischen Stellung und die Unterwerfung unter jenes, aber doch nichts weniger als einen Niedergang sondern nur eine Abstoßung nördlicher Kultureinflüsse. Es ist dies die letzte Periode des Mittelalters, die hier wieder wie die Antike in die Mitte der Umwallung zurückkehrte und dort mit gesammelter Kraft jenen Dom erbaut hat, dessen Größe und Kunstwert noch heute ein Zeugnis von dem damaligen Können und dem Reichtum jener Stadt ablegt. Bedeutend war Como während des fünfzehnten Jahrhunderts zwar noch nicht durch seinen Seiden-, wohl aber durch seinen Wollhandel, wie damals selbst

[1]) Schu. S. 89. [2]) Oe. II. S. 179. [3]) Hildesheimer Jahrbücher J. 992. [4]) Gi. V. B. S. 782.

der kleine Ort Torno am östlichen Ufer des Sees nicht weniger als fünfzehn derartige Fabriken besaß.

Vom Julier bis zum Wormserjoch.

Die übrigen in das lange Engadin einmündenden Alpenstraßen liegen nun inmitten eines ausgedehnten, nördlich bis zum Arlberg, südlich bis zum Wormserjoch und östlich bis zur Reschenstraße sich erstreckenden Berglandes, über das auch die mittelalterliche Geschichte nicht allzuviel zu sagen weiß, und das ebenso wie in der Römerzeit wenigstens bis zum Anfang des zwölften Jahrhunderts ohne zwingenden Grund kaum ein von weither gekommener Reisender betreten haben mag. Daher werden wir auch vergebens Nachrichten über die Benutzung der dem Julier nahe benachbarten Albulastraße suchen, wenn sich auch hier die Landschaft selbst nicht ganz so schweigend verhält, angesichts der alten Kirche in Bergün (1188), der Burgen Belfort und Greifenstein am nördlichen und der Burg Guardavall am südlichen Ausgang. Letztere, die um 1251 von Bischof Volkard von Chur erbaut wurde und als Zollstelle diente[1]), läßt somit erkennen, nach welcher Richtung hin der Besitz jener Linien im Mittelalter für Chur von einiger Wichtigkeit war, insofern hier die Verbindung nach dem Vintschgau durchführte, das damals einen östlich weit vorgeschobenen Posten der Interessensphäre dieses Bistums bildete. Ebenso wie die Albulastraße ist aber auch der Weg über den Flüelapaß für jenen Zweck geeignet, obgleich wir bei diesem als Zeugnis seiner mittelalterlichen Benutzung allein die Burg Fortezza bei Süs auftreiben können. Als Fortsetzung dieser beiden Linien nach Südosten steht dann nur der Weg über den Ofenpaß zur Verfügung, dem auch noch deshalb eine größere Wichtigkeit zuzusprechen ist, weil in ihn die Straße über das Wormserjoch einmündet, während das Engadin, das alle diese inneren Straßen Bündens, auch der Weg über den Berninapaß, an irgend einer Stelle, in Silvaplana, Samaden, Ponte, Zernetz oder Süs, einmal betreten müssen, als solches im Mittelalter noch ganz außerhalb des Verkehrs gelegen war[2]). Auf einer dieser inneren Straßenrichtungen Bündens muß übrigens Friedrich II. im J. 1212 sich bewegt haben, als er damals aus dem Gebiet der Etsch in seine deutsche Erbschaft hinübereilte[3]); auch Karl IV hat bei der Rückkehr von seinem ersten Römerzug (1355) einmal diese Gebirgsgegend, wahrscheinlich über den Bernina- und Albulapaß durchritten[4]).

Lebhafte Zeugnisse eines mittelalterlichen Kulturlebens, und damit zugleich auch die Spuren eines alten Verkehrs, treffen wir nun aber im Münsterer- und Taufterertal an, dort, wo die Ofenstraße und die Straße über das Wormserjoch nördlich in eine, nach dem oberen Vintschgau führende Linie zusammenlaufen. Daß wir uns hier an einer Stätte alter kirchlicher Tätigkeit und alten kirchlichen Besitzes befinden, zeigen schon die Namen S. Maria und Münster an, wie ja das Alter der Benediktinerabtei in Münster, auch abgesehen von den dortigen Erinnerungen an Karl den Gr., tatsächlich bis in die Karolingerzeit hinaufreicht. Wenn

[1]) Oe. II. S. 188. [2]) Schu. S. 16. [3]) Vgl. Anh. 22. [4]) Oe. II. S. 189.

wir nun aber ebensofrüh die Churer Bischöfe als die Herren dieser Gegend sehen [1]), so tritt später auch der praktische Wert dieses Besitzes ganz deutlich heraus, als hier über Taufers drei Burgen, entlang des Weges Wirtshäuser und Schmieden, vor allem aber auch eine Anzahl bischöflicher Zollstellen entstanden sind [2]). Die dortigen Zollbestimmungen reden nun auch eine ganz deutliche Sprache von einem über das Wormserjoch gehenden Handelsverkehr, der sich hier etwa vom dreizehnten Jahrhundert ab zwischen Finstermünz und Meran einerseits und der Lombardei andererseits eingelebt hatte. Bei der versteckten Lage des Wormserjoches in der Bergwelt und bei der großen Höhe dieses Überganges (2512 m), die im Mittelalter nur bei dem Gr. S. Bernhard ihresgleichen hat, ist dies zunächst eine fast befremdende Erscheinung. Sie findet ihre Erklärung jedoch darin, daß man hier weit und breit keinen besseren Übergang als jenes Joch finden kann, das noch dazu gerade in der Mitte jenes von der Cima di Castello (am Bergell) bis zur Mendel (bei Bozen) sich erstreckenden Gebirgswalles gelegen ist, der hier wie ein gewaltiges Rückgrat das mittlere Alpenland durchzieht. Es ist daher nur eine notwendige Folge der im Laufe der Jahrhunderte immer weiter fortschreitenden Kultivierung der Alpenländer, wenn sich der Verkehr schließlich auch hier eine neue, selbständige Bahn eröffnete.

[1]) Pl. S. 378 f. [2]) Oe. II. S. 254.

V. Kapitel.

Vom Arlberg bis zum Brenner.

Die Landschaft am Arlberg.

Einen ähnlichen Verlauf wie die Geschichte des Wormserjoches zeigt im Mittelalter auch diejenige des diesem nördlich genau gegenüberliegenden Arlbergs. Wir müssen aber hierzu wieder nach dem oberen Rheintal zurückkehren, nach dem ja der Weg von jenem Übergang westlich hinabläuft. Es ist das Drusustal des ersten Mittelalters, das sich hier von Bludenz bis zum Rheine ausbreitet und dessen Ortschaften wir gleichfalls kennen lernen, als Bludenz Plutenes) von Otto I. an Chur und Rankweil (Villa Vinomna) von Karl dem Dicken an S. Gallen geschenkt wird[1]). In Rankweil hielt sich einmal (823) Lothar, der Sohn Ludwigs des Frommen, auf seiner Rückreise von Italien auf, und hier in der Nähe diente auch seit den Zeiten der Merowinger bis in das fünfzehnte Jahrhundert ein Hügel als Stätte der öffentlichen Gerichtsverhandlungen, wie auch eine derselben, die um das J. 807 ganz nach dem im Karolingerreich üblichen Verfahren stattfand und deren Urkunde wir noch besitzen, den damaligen Kulturzustand dieser Gegenden getreu widerspiegelt[2]). Im weiteren Verlauf des Mittelalters verschwinden dann aber hier zunächst im Rheintal ebensosehr die Spuren der Macht der Krone wie die von Chur und S. Gallen und es erscheinen jetzt in fester Position eine Anzahl kleiner Dynasten, so in Bregenz die alten Grafen von Bregenz, und deren Erben, die Grafen von Pfullendorf, dann auch die Montfort, deren Hauptort Feldkirch war, und auf Hohenems die nach dieser Festen genannten Grafen.

Dringen wir nun aber in die Gebirgstäler selbst ein, die sich in der Umgebung von Bludenz nach allen Seiten hin öffnen, so befinden wir uns hier plötzlich inmitten eines eigenartigen und von der Forschung auch heute noch nicht genügend gewürdigten Kulturgebietes, das sich von seinen beiden Nachbarn im Gebirge, Bünden und Tirol, scharf unterscheidet. Von dort, wo die Höhen des Bregenzer Waldes aus der Ebene aufsteigen, bis zur Silvretta, und

[1]) Pl. S. 396, 373. [2]) Pl. S. 354.

von Bludenz bis zur Trisannamündung, werden wir zunächst vergebens die Reste mittelalterlicher Herrensitze suchen. Ebenso bemerkenswert ist aber hier auch die Lagerung der Ortsnamen, derart, daß in der nördlichen Hälfte jenes Gebietes bis zum Kloster- und Stansertal bei diesen die reindeutschen durchaus in der Überzahl sind[1]), während dann südlich im Montafon und Paznaun sich dieses Verhältnis rein in das Gegenteil verkehrt und hier in geschlossener Reihe die aus dem Altertum stammenden Namen anheben. Es ist dies aber alles nur ein Abbild der Schicksale, die jene Gegenden in der ersten Hälfte des Mittelalters gehabt haben, als in diese jetzt mit deutschen Namen besetzten und nach Norden und Westen offen stehenden Täler die neue alemannische Bevölkerung einzog und vorwärts drängte, um erst östlich des Arlbergs Halt zu machen, eine Bevölkerung, in der aber auch die feudale Entwickelung des Mittelalters hier niemals tiefe Wurzeln geschlagen hat, und unter der sich deshalb auch an vielen Stellen freie Bauernschaften viel länger als anderswo erhalten konnten.

Die Arlbergstraße im Mittelalter; Besonderheit derselben innerhalb des alpinen Straßennetzes.

Es ist eine lange Zeitspanne von den Tagen des Drusus und von jener problematischen Römerstraße über den Arlberg bis dahin, als der Arlberg wieder seine Eigenschaften als Grenzstock abzustreifen beginnt und wir auf seinem Kamme einen von Schwaben nach Tirol führenden Weg erkennen können. Wenn dann infolgedessen die alten Namen Drusustal und Wallgau verschwinden und der Bezeichnung Vor dem Arlberg Platz machen, so weist auch dieser Vorgang wieder deutlich nach der Gegend hin, die damals hier überall das erste Wort zu sprechen hatte, nach dem Gestade des Bodensees, wie dieser Gesichtspunkt sich auch weiter südlich in den Bezeichnungen Montafon und Davos wiederholt, da jenes das vordere, dieses das hintere Tal bedeutet. Erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts (1385) kündet die Entstehung des Hospizes S. Christoph an der Paßhöhe den Arlberg selbst als begangenen Weg an, und es ist auch damals bereits eine für das eigentliche Wesen dieser Linie bezeichnende Ursache, die Erschließung der Salzbergwerke in Hall bei Innsbruck, die hier von fern einwirkt und die den Arlberg nun zunächst zu einer mittelalterlichen Salzstraße werden läßt. So sehen wir denn auch, wie diese Straße in den folgenden Zeiten von dem Handelsverkehr immer mehr in Rechnung gezogen wird, obwohl andere wichtige Ereignisse damals ebenso wie später hier ganz ausgeblieben sind. Nur eine einzige geschichtlich denkwürdige Reise ist einmal über den Arlberg gezogen, und noch dazu die eines sonderbaren Heiligen, des Papstes Johann 23., als dieser sich im Oktober 1414 nach Konstanz zum Konzil begab. Eine eigene Laune des Zufalls hat es aber gewollt, daß gerade die Erinnerungen an diesen Reisenden noch zahlreich an den Gebirgsorten haften, durch die er seinen Weg genommen hat, so in Meran, wo er mit Herzog Friedrich von Tirol

[1]) Ju. S. 275. A. 4. Außerdem ist gerade diese Gegend für jene oft beobachtete Erscheinung ganz vorbildlich, daß die von Menschen bewohnten Orte zuerst die neue Bezeichnung annehmen, während an den Bergen und Flüssen die alten Namen viel länger haften zu bleiben pflegen.

zusammentraf und nebenbei das Kloster Gries bei Bozen mit Gnadenbeweisen beglückte[1]), in Latsch im Vintschgau, wo er eine Kirche weihte, und schließlich als würdiger Abschluß jene bekannte Szene bei dem Orte Klösterle am Arlberg, wo das Gefährt des Papstes auf dem schlechten Wege umwarf und nun der im Schnee liegende hohe Herr zum Entsetzen der ihn begleitenden Gebirgsbewohner in ein entsetzliches Fluchen ausbrach.

Wenn wir uns den Weg über den Arlberg von Bludenz bis Landeck und sein Verhältnis zu den Linien der Nachbarschaft genau ansehen, so werden wir bald entdecken, daß er einen ganz besonderen Charakter besitzt, wie er sonst bei keiner anderen Alpenstraße wiederkehrt. Diese Besonderheit beruht jedoch nicht so sehr darauf, weil wir auch hier einen der wenigen großen, direkt von West nach Ost ziehenden Alpenwege vor uns haben, sondern sie ist vielmehr darin begründet, daß allein diese Längslinie in sich ganz isoliert ist und, anders als die Straße über die Furka oder diejenige durch das Pustertal, nirgends von einer von Nord nach Süd ziehenden Linie durchschnitten wird. Deshalb ist dieser Weg aber auch die einzige Linie, an der man das Wesen und die Stärke des die Alpen in der Längsrichtung durchziehenden Verkehrs ganz unvermittelt beobachten kann. Wenn nun der Weg über den Arlberg je näher wir an die Gegenwart heranrücken auch weiterhin von Kriegszügen gemieden und von der Politik vernachlässigt, für den Handel allein dagegen immer wichtiger wird, so lassen sich hieraus zwei für die Verkehrsgeschichte der Alpen wichtige und zu allen Zeiten gültige Gesichtspunkte gewinnen, einmal, daß von den durch die Alpen auf und ab gehenden Kulturbeziehungen diejenigen zwischen dem Norden und Süden stets die umfangreicheren und geschichtlich wertvolleren gewesen sind; ebenso läßt es sich dabei aber auch bemerken, daß die Kräfte, die den Handelsverkehr in das Leben rufen und ihm die Wege weisen, mit einem ganz besonderen Maß gemessen sein wollen, und daß wir daher in der Handelsgeschichte einem innerlich besonders selbständigen Zweig der Kulturgeschichte gegenüberstehen.

Die Straße über die Malser Haide.

Östlich des Arlbergs kündet uns nun aber schon die große, hoch über Landeck thronende Burg eine andersgeartete geschichtliche Atmosphäre an. Wir betreten hier den Bereich jener Alpenstraße, die südlich vom Vintschgau, also vom Gebiet der Brennerstraße herankommend, über die Malser Haide und die Reschenscheideck durch das obere Inntal läuft, um sich dann einesteils nach dem Arlberg zu, besonders aber auch nach der Fernlinie auseinanderzuspalten und so an lezterer Stelle wieder zu dem großen System der Brennerstraße zurückzukehren. Auch diese Straße ist dadurch eigentümlich, daß ihre Bedeutung von Anfang an einem besonders starken Wechsel unterworfen gewesen ist, daß sie ihrer Wichtigkeit nach zuweilen vollständig an die anderen großen Alpenlinien heranreichte, um dann plötzlich wieder in den Rang einer

[1]) Sta. S. 49; Atz. S. 237.

untergeordneten Lokalverbindung zurückzutreten. Obgleich schon die Anlage der ersten römischen Staatsstraße durch Tirol vielmehr hierher als nach dem Brenner hinwies, so scheint trotzdem doch am Ende des Altertums an der Malser Haide alles Leben wie ausgestorben zu sein. Auf der Höhe des Mittelalters sehen wir dagegen dann plötzlich auch hier einen regen Handelsverkehr hindurchziehen, während später im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert dieselben Striche wieder nur ein stilles Gebirgstal gewesen sind, um jedoch jetzt, im zwanzigsten Jahrhundert, von neuem Anzeichen erkennen zu lassen, daß hier die Zustände des vierzehnten Jahrhunderts im Maßstabe der modernen Zeit wiederaufleben wollen.

Für den Zeitpunkt, an dem es im Mittelalter an dieser Linie lebendig wurde, haben wir einen wichtigen Anhalt in der Gründungszahl der Abtei Marienberg von 1090 und noch mehr in derjenigen des Hospizes S. Valentin auf der Haid von 1140. Da diese Daten aber nun um Jahrhunderte früher als die Eröffnung der Arlbergstraße liegen, so kann der damals dort anklopfende Verkehr seinen Ursprung auch nur südlich am Wormserjoch bezl. im Etschtal und nördlich an der Fernlinie gehabt haben. Wie rasch dieser Verkehr dann aber überhaupt an Stärke und Wichtigkeit zugenommen hat, davon redet mehr als alles andere das Dasein des am Südfuß der Malser Haide gelegenen Ortes Glurns; denn es ist doch gewiß auffallend, wenn wir plötzlich (1304) auf jener kleinen, reichlich hoch gelegenen Ebene dicht neben dem alten Römerort und Straßenpunkt Mals noch einen zweiten Punkt in Gestalt einer nach damaligen Begriffen völlig ausgewachsenen Handelsstadt finden, die später auf der Ständebank Tirols den siebenten Platz einnahm. Wie verhältnismäßig selbständig aber der über die Malser Haide gehende Verkehr neben dem Brennerverkehr war, zeigt sich auch darin, daß man auf jener Linie nicht etwa schon bei Bozen vermittelst der Brücke über die Talfer (Talavera) in die Brennerstraße einschwenken mußte, sondern diese über Terlan und das Überetsch, ganz ebenso wie die erste Straße der Römer in jenen Gegenden, auch erst südlich bei Neumarkt erreichen konnte[1]), wie überhaupt jener Straßenzug in früheren Zeiten neben der eigentlichen Brennerstraße als die obere Straße bezeichnet zu werden pflegte und die Erinnerung an seine frühere Bedeutung auch in Tirol stets lebendig geblieben ist[2]).

Wandern wir aber nun von Imst aus südwärts der Reschenscheideck selbst zu, so laufen die Spuren des ältesten Straßenzuges zunächst nicht wie heute an Landeck vorbei, sondern durch das unterste Piztal und dann über das Pillerjoch nach Prutz[3]). Bei Pfunds und bei Nauders (Novders) finden wir dann mittelalterliche Zollstellen und südlich der Malser Haide, die übrigens ebenso wie die Lenzer Heide durch ihre Schneestürme berüchtigt ist, nehmen dann auch mit jedem Schritte, den wir neben der jungen Etsch hinabgehen, die Zeugnisse des Mittelalters in überraschender Weise zu, hier, wo bei Burgeis Marienberg

[1]) Jo. S. 21. [2]) W. S. 77. [3]) Z. A. 1900. S. 111.

und die Fürstenburg, Mals mit seinen zwei Schlössern und sieben Kirchen, Glurns und Lichtenberg, Schluderns mit der Churburg und Matsch mit seinen Ruinen dicht nebeneinander liegen.

Das Vintschgau.

Tatsächlich ist auch jene Stelle, wo das Etschtal aus der südlichen in die östliche Richtung umbiegt, Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt gewesen, in den die Machtansprüche der mittelaterlichen Gewalthaber von nah und fern wie heftige Winde von allen Seiten her hineingeschlagen und hier nun Schicht auf Schicht aufeinander gehäuft haben. Die früheste Kunde dieser Gegend haben wir zunächst in einer Urkunde vom J. 824 vor uns, als dem Bistum Como seine Rechte in Bormio und Matsch bestätigt werden[1]), eine Ausdrucksweise, die somit zugleich offenbart, daß es sich dabei nur um bereits bestehende Verhältnisse gehandelt haben kann, deren Ursprung in diesem Falle noch im römischen Altertum zu suchen sein wird. Kein Zufall ist es wohl aber, wenn sich zu ebenderselben Zeit, wie wir gesehen haben, auch schon der Bischof von Chur im Münstertal festsetzt, und daß wir daher bereits jetzt noch einen zweiten Interessenten behutsam die Grenzen dieses Gebietes umschleichen sehen. Rein äußerlich, nach fränkischem Staatsrecht, war damals auch diese Gegend in weitem Umfange zu einer Grafschaft zusammengefaßt. Es ist dies jene alte von der Passer bis Pontalt im Engadin reichende Grafschaft Vintschgau, die jedoch mit der späteren gleichen Namens nicht allzuviel gemein hat, da diese östlich und westlich beschnitten sich nur vom Schnalsertal bis Finstermünz erstreckte.

Allzuviel Lebenszeichen sind uns freilich von jenen alten Grafen im Vintschgau aus jenen dunklen Jahrhunderten nicht übrig geblieben. Jedenfalls werden sie, nachdem sie im J. 1027 unter die Oberhoheit von Trient gekommen waren, auch kaum anders als vorher weitergelebt haben, da dieses wirklich festen Fuß im Vintschgau überhaupt niemals fassen konnte; denn die eigentlich werbende Kraft kam hier vielmehr vom Westen her, mit dem der obere Teil des Vintschgaues zunächst immer enger zusammenwuchs. Marienberg wurde von einem Grafen von Tarasp gegründet, und dann ist es vor allem das Bistum Chur, das hier Schritt für Schritt vordrang, das sich 1278 die Fürstenburg bei Burgeis erbaute, das am Eingang des Martelltales das Schloß Montan als Lehen vergab[2]) und dem Mals, Schlanders und Allgund bei Meran seinen Pfeffer steuern mußten[3]). Bis nach Bozen herab reichen jene Beziehungen, wo die Burg Ried ein churerisches Lehen war, und zeitlich bis in das siebzehnte Jahrhundert, als die Bischöfe von Chur, sobald ihnen daheim der Boden zu heiß wurde, sich nach Meran zurückzuziehen pflegten[4]). Erst die letzte Periode des Mittelalters läßt dann hier eine von Osten kommende Gegenströmung entstehen, die jedoch erst tief in der neuen Zeit (1665) ihren Abschluß fand, und durch die dann Chur wieder nach und nach bis an die heutigen Grenzen des Tiroler Landes zurückgedrängt wurde.

[1]) Ju. S. 273. A. 2. [2]) Ju. S. 281. A. 5. [3]) Oe. II. S. 254. [4]) Sta. S. 99, 121.

Das Vintschgau als ethnographische Leitlinie von Nordwest nach Südost.

Aber auch noch für andere, von weiter her stammende Beziehungen, die schwerer in Worte zu fassen sind, hat jene eigenartige, die Alpen von Südwesten nach Südosten durchziehende Diagonallinie als Leitfaden gedient. Wenn die Spuren des alemannischen Vordringens sich gerade in stärkerem Maße nach Osten, über den Arlberg und in das nordwestliche Tirol hinein beobachten lassen, so können wir die Wellenschläge dieser Bewegung noch in der Bevölkerung an der Malser Haide erblicken, wo heute die schwäbische Mundart herrscht[1]). Es entspricht weiterhin der führenden Rolle, die der Adel im Mittelalter einnahm, daß dieser auch bei jener Bewegung von Schwaben in die Berge hinein die größten Entfernungen zurückgelegt hat. Als weitester Punkt dieser Art kann wohl Lazise am Gardasee gelten, das 1015 von einem schwäbischen Ritter erbaut worden sein soll; auch die Herren der Burg Enn bei Neumarkt läßt ein unbestimmter Nachklang um das J. 1000 aus der Schweiz eingewandert sein, Andeutungen, die sich greifbarer bei den Namen der Brandis und der Wanga wiederholen, die gleichfalls alte schwäbische Geschlechter, auch in Südtirol zu Hause waren[2]).

Noch deutlicher sehen wir aber auch ein großes deutsches Fürstengeschlecht, die Welfen, denselben Weg einschlagen. Wenn diese Familie, deren Stammsitz ja am Bodensee lag, wirklich eine Seitenlinie der alten bayrischen Agilolfinger gewesen ist[3]), so hätten wir in ihr heute wohl die älteste Dynastie der Welt vor uns. In den Alpenländern treffen wir sie zuerst auf dem Boden der heutigen Westschweiz, wo bereits im J. 864 ein Welfe Konrad als Graf zwischen dem Jura und den Alpen erscheint[4]), greifbarer und zahlreicher jedoch mit dem Beginn des neuen Jahrtausends, und zwar eben nach der anderen Richtung, nach Südosten hin. Ein Welf war bis 1027 Graf im Eisak- und Inntal[5]); es ist derselbe, der damals von dort durch Konrad II. zu Gunsten Brixens verdrängt wurde, während dann später (1047) wieder Welf III. in den Besitz der Mark Verona und 1070 Welf IV. in den von Bayern gelangte. Letztere Vorgänge scheinen nun aber auch die Veranlassung geworden zu sein, daß die ganze welfische Familie, auch die Vettern zweiten und dritten Grades, dieser Bewegung folgten. So sind nicht nur die alten Eppaner Grafen sondern wahrscheinlich auch die alten Grafen von Fuchs und die Vögte von Matsch dieses Stammes gewesen, da sich diese beiden Familien nicht nur bei den Welfenspielen in Zürich (1163) einfinden, sondern weil man bei ihnen auch dem jenem Geschlechte eigentümlichen Namen Egno begegnen kann[6]). Jedenfalls sehen wir nun auch bald darauf fast die ganze westliche Hälfte Tirols, Füssen und die Gegend am Fernpaß, das Inntal zwischen Zirl und Imst, das Vintschgau, das Passeier- und das Sarntal und selbst die Umgebung Bozens mit welfischem Besitz durchsetzt[7]), wie

[1]) St. S. 10; Vgl. Anh. 23. [2]) Erb. S. 181; Atz. S. 192. [3]) B. W. S. 21, vgl. Annalista Saxo, J. 1126. [4]) Otto von Freising, Chronik, 6. u. 7. Bch., L. Dyk. S. 6. A. 6. [5]) Ju. S. 304. [6]) B. W. S. 48; Tir. S. 40; Stampfer Schlösser in Meran pp, Innsbruck 1894, S. 182. [7]) Archiv für österreichische Geschichte, 63. B. S. 651 f; Steub, zur rätischen Etnologie Stuttgart 1854, S. 67; B. W. S. 21; N. A. S. 99.

noch heute jene Burgennamen Welfenburg am Inn, Welfenstein am Eisak und Welsberg im Pustertal an diesen Zustand erinnern. Wenn diese Entwickelung auch nur in ihren Umrissen zu erkennen ist und bereits am Ende des zwölften Jahrhunderts in das Wanken geriet, so hat sie doch vollständig einen dieser Familie von alters her eigentümlichen Zug an sich, eine Zurückhaltung gegenüber großen Problemen, dafür aber jenes einseitige starke Verständnis für die Handhabung der Staatskunst vom materiellen Gesichtspunkte aus.

Das Vintschgau als historische Landschaft.

Überhaupt vermag kaum eine andere Gegend in den Alpen hinsichtlich der geschichtlichen Erinnerungen eine so mächtige Sprache wie das Vintschgau zu reden, wo die Spuren einer großen, tiefbewegten Vergangenheit auch heute überall noch wie mit Händen zu greifen sind. Es ist dies freilich doch nur eine Sprache, die mit einem Gefühl des Erstaunens und der Trauer überall ausklingt. Wie stattlich erscheint aus der Ferne Glurns mit seinem schmucken Mauerkranz, der einst so solid und stark aufgeführt werden konnte, daß selbst heute noch kaum ein Stein aus ihm ausgefallen ist — und wie gewaltig ist dann der Kontrast im Innern des Ortes, dessen große Häuser meist tot und verwahrlost dastehen, und wo nicht mehr Handelsleute sondern nur der Bauer in trägem Schritt und dessen Vieh die Gassen durchzieht. Auch die verfallenen und verlassenen Adelsburgen reichen hier ihrer Zahl und Größe nach durchaus an diejenigen heran, wie man sie am Rhein und bei Bozen findet, und zuweilen kann es uns auch dort wie ein Hauch von jener versunkenen Epoche anwehen, wenn wir erfahren, daß am Eingang des Vintschgaues auf dem Schlosse Forst Oswald von Wolkenstein gefangen saß, daß auf dem Schlosse Obermontan eine Handschrift des Nibelungenliedes zum Vorschein kam, und wenn wir heute von den gewaltigen Wänden der Ruine Lichtenberg die Fresken aus Laurins Rosengarten mit ihren bunten Farben auf den mit Schutt und Steintrümmern bedeckten Erdboden herabschauen sehen.

Der Jaufen im Mittelalter.

Um die mittelalterliche Bedeutung Merans, das von der aus dem Vintschgau kommenden Straße durchzogen wird, richtig zu verstehen, müssen wir uns noch mit einer zweiten Straße auseinandersetzen, die dort in jene einmündet, mit dem Weg über den Jaufen. Wenn der allgemein beliebte Römerursprung der Jaufenstraße auch heute noch auf sichere Beweise wartet, so ist dies jedenfalls viel weniger verwunderlich, als daß auch die Ansichten über deren mittelalterliche Bedeutung bisher recht verschieden gewesen sind[1]), da diese Frage doch mit den Schicksalen des Passeiertales innig zusammenhängt. Und wenn wir nun aber von vornherein sehen, wie die mittelalterliche Geschichte des Passeiertales ungleich älter und inhaltreicher ist als diejenige aller anderen benachbarten Alpentäler, die niemals zu einem betretenen Übergang hinaufführen konnten, so kann dies bereits für einen Umstand gelten, der auch für die Benutzung des Jaufens selbst sprechen muß. Es ist und bleibt schon etwas Be-

[1]) Vgl. W. S. 120.

sonderes, wenn der Name des Passeier, so wie er heute lautet, bereits im J. 1116 vorkommt[1]), wenn nicht nur einst die Grenzen der Grafschaften Bozen und Vintschgau sondern über ein Jahrtausend hindurch diejenigen der Bistümer Trient und Chur hier den Talbach entlang liefen, und wenn hier am linken Ufer der Passer die Kirche von S. Leonhard bereits im J. 1116 vom Bischof Gebhard von Trient und am rechten Ufer diejenige von S. Martin im J. 1356 vom Bischof Petrus von Chur eingeweiht wurde[2]), Vorgänge, aus denen daher ebensosehr die lebendige Kraft jener Grenzlinie wie die Belebtheit dieses Tales selbst im Mittelalter hervorgeht.

Aber auch sonst sind gerade die Schicksale des Passeier ganz und gar ein Abbild der politischen Geschichte Tirols in der zweiten Hälfte des Mittelalters, wie es äußerlich unter der Oberhoheit von Trient aus den Händen der Welfen in die der Hohenstaufen und dann 1266 in die der Grafen von Tirol überging, die sich nun rückwärts von Meran ihren ersten geschlossenen Regierungsbezirk einrichteten. Um das J. 1300 steht diese Entwickelung hier auf ihrem Höhepunkt, als die Schildhöfe im Passeier in patriarchalischer Weise den landesfürstlichen Haushalt zu versorgen hatten, und zugleich durch das Tal über den Jaufen herüber ein lebhafter Verkehr zog, den jene Fürsten durch ihre Privilegien bewußt unterstützten[3]), und an dem sie schon deshalb ein besonderes Interesse hatten, da damals diese von Meran nach Innsbruck laufende Linie das eigentliche Rückgrat bildete, an das sich der Machtzuwuchs des Landesfürstentums räumlich angliedern konnte. Zwei Ereignisse ganz verschiedener Art haben dann freilich bald nachher jenem Leben auf der Jaufenstraße derart das Grab gegraben, daß sie seitdem bis auf den heutigen Tag zu einer Linie zweiten Ranges herabgesunken ist, einmal die Eröffnung des Kuntersweges (um 1320), durch die der Brenner auch den innertiroler Handel nach und nach völlig an sich riß, und dann noch vielmehr die Verlegung der mittelalterlichen Residenz von Meran nach Innsbruck, die den Jaufen nun auch in politischer Beziehung unwichtig machte. Seit dem fünfzehnten Jarhundert haben daher hier nur noch die mit Meraner Wein beladenen Fuhren das Passeier bis nach Innsbruck durchzogen, wozu dann später auch der neu aufgekommene Bergbau am Schneeberg einiges Leben, aber nur in der näheren Umgebung des Paßüberganges selbst, gebracht hat[4]).

Wandern wir nun über den Jaufen nach Meran hinab, so ist es jedenfalls ein höchst widerspruchsvoller Befund, der sich zunächst bei der Betrachtung des Hospizes am Passe, dem sogenannten Sterzinger Jaufenhaus, aufdrängt. Denn wie es schon zu der großen Wahrscheinlichkeit, daß der Jaufen eine recht alte Verkehrsstraße ist, und zu der allgemein und tief eingewurzelten Tradition von dem hohen Alter dieses Hospizes selbst nicht recht passen will, daß dasselbe urkundlich doch erst verhältnismäßig spät (um 1200) nachgewiesen werden

[1]) B. W. S. 22. [2]) B. W. S. 293, 260. [3]) B. W. S. 24. [4]) B. W. S. 39.

kann, so muß ebenso bei seinem Anblicke die geradezu herausfordernd ungeschützte Lage dieses Gebäudes innerhalb seiner nächsten Umgebung auffallen. Da aber keine gegenteiligen Anzeichen vorliegen, so muß es nun doch wohl schon siebenhundert Jahre an der gleichen Stelle wie heute gelegen haben[1]). Auch abwärts in S. Leonhard kann das Hospiz nicht später als im J. 1212 entstanden sein, da sich der deutsche Orden damals dort niederließ[2]). Weiter hinab kündet schon der Name S. Martin das hohe Alter dieses Ortes an, der tatsächlich auch schon im zwölften Jahrhundert mehrmals genannt wird, und hier, wo der Zoll erhoben wurde, haben auch bis vor kurzem noch einzelne Häuser bestanden, deren eigentümliche Bezeichnungen in dem mittelalterlichen Leben und Treiben daselbst ihren Ursprung hatten (Mailänderhaus für die Kaufleute, Eselhaus für die Saumtiere, Sperberhaus für die Züchtung dieser Jagdvögel, Wascher- und Wachthaus)[3]). Wie sehr aber einst der Jaufen der eigentliche Meraner Paß war, offenbart sich besonders darin, daß gerade dort, wo sich jene Straße der Stadt nähert, reichlich solche Stellen zu finden sind, die in der mittelalterlichen Geschichte Merans einen besonderen Rang einnehmen. So zunächst Kains, wohin die Spuren Corbinians hinweisen[4]), und gegenüber die schöne alte S. Georgskirche, dann die Zenoburg, auf deren Hügel sich König Heinrich von Böhmen eine stattliche Burg erbaute[5]); zu allerletzt aber, in dem Augenblick, in dem wir in das Stadttor Merans selbst eintreten, tritt uns dann dasjenige Zeugnis entgegen, das mehr als alles andere geeignet ist, den Jaufenweg in die Reihe der wichtigeren mittelalterlichen Straßen zu erheben; denn der Torturm daselbst bildet den Rest der alten Feste Ortenstein, in der ursprünglich die Burggrafen als die unmittelbaren Verweser des deutschen Königs ihren Sitz hatten, und die einst den Namen Klause führte, weil sie hier die durch den engen Raum zwischen dem Passerufer und dem steilen Hang des Segenbühels führende Straße vollständig absperrte[6]).

Es liegt trotzdem in der Natur des Jaufens, der für die direkte Linie zwischen Deutschland und Italien stets einen Umweg bilden wird, daß er während der eigentlichen Römerzüge kaum jemals von den deutschen Herrschern in Person betreten worden sein kann. Dagegen ist er im vierzehnten Jahrhundert von Ludwig dem Bayer mehrmals benutzt worden, aber auch nur deshalb, weil dessen Ziel damals neben Italien zugleich auch Meran war. Auch ein besonderer Vorfall von einer jener Reisen ist auf uns gekommen, als Ludwig im Februar 1342 zur Hochzeit seines Sohnes mit Margarete Maultasch nach Meran zog, und als der in dem zahlreichen Gefolge des Kaisers befindliche Bischof von Freising oben auf dem Passe mit dem Pferde stürzte und dabei tötlich verunglückte[7]).

1) Fischn. S. 68; B. W. S. 312. 2) B. W. S. 293. 3) B. W. S. 274. 4) Maz. S. 30. 5) Tap. S. 7. 6) G. Pr. Meran 1888, S. 19, 11. 7) Oe. II. S. 230, 238; W. S. 138. 1913 wußte die alte Wirtin des Jaufenhauses zu erzählen, daß die Stelle, wo sich dieser Vorfall ereignet habe, wenig südlich der Paßhöhe, durch ein Steinkreuz bezeichnet gewesen sei, das erst bei dem Bau der neuen Straße entfernt worden wäre.

In Meran selbst betreten wir zunächst ein heiß umkämpftes, und zwar nicht von Blut aber von Tinte dunkel gefärbtes Schlachtfeld. Wie die an der Töll gefundene Römerinschrift, durch die das Dasein eines castrum Majense erwiesen ist, den Streit darüber nicht hat verhindern können, ob dieses castrum bei Meran oder anderswo gestanden hat, so haben auch weiterhin die aus dem frühen Mittelalter stammenden Geschichten vom Leben des h. Valentin und Corbinian, die ja zweifellos zum Teil in der Gegend Merans spielen, sich für die Forschung als ein rechtes Danaergeschenk erwiesen, weil sie weder über die Lage des von ihnen genannten castrum Majense noch über dessen eigentliche Bedeutung im ersten Mittelalter irgend etwas Bestimmtes verlauten lassen, trotz aller Tatsachen und Schlüsse, die man aus ihnen entnehmen zu können glaubt[1]. Wenn jener Mangel an sicheren Nachrichten sich nun in dem ersten halben Jahrtausend des Mittelalters an unzähligen anderen Stellen wiederholt und daher zunächst nur vom Standpunkte der Lokalgeschichte aus wirklich zu bedauern wäre, so wird durch ihn doch auch die Erklärung des Namens des heutigen Meran ganz besonders erschwert. Dieser Umstand allein ist es aber, der gerade hier nachteilig in das Gewicht fällt, weil sich ja auf der Bühne der großen Geschichte hinter der deutlich erkennbaren aber unscheinbaren Gestalt der spätmittelalterlichen Stadt Meran noch wie ein gewaltiger Geist in anspruchsvollen aber unklaren Umrissen derselbe Name als Wohnsitz der Goten und als deutsches Herzogtum Meran erhebt. Meran.

Wenn heute die Landschaft bei Meran nicht nur in geographischer sondern auch in kultureller Beziehung so viele verwandte Züge mit dem benachbarten Bozen aufweist, so ist dies freilich eine Ähnlichkeit, die nur auf den ersten Blick standhält; denn zwischen diesen beiden Punkten besteht insofern eine große Verschiedenheit, als der Stadtgrund Bozens seit dem dreizehnten Jahrhundert wirklich stets der zugkräftige, ausschlaggebende Mittelpunkt des benachbarten Gebietes gewesen ist, während die Stadt Meran an sich niemals zu einer solchen Überlegenheit emporwachsen konnte. So ist es das eigentliche Merkmal der Meraner Landschaft, daß jedes Zeitalter hier an einer anderen Stelle das Wichtigste zu tun hatte, und daß die geschichtlich denkwürdigen Punkte hier überall in der Umgebung zerstreut liegen. Von den langobardischen und bayrischen Grenzburgen, die fern vom Etschufer die hohen Bergwände umsäumen, von der Stätte der ältesten Arbeit der christlichen Kirche unten im Tale, verschiebt sich der Schwerpunkt dieser Landschaft dann seit der Wende des ersten Jahrtausends ausgesprochen nach dem Schlosse Tirol, das hier im Alpenlande als einer der vorbildlichen mittelalterlichen Fürstensitze erscheint, durchaus ein Seitenstück zu Thüringens Wartburg, nicht allein als Baudenkmal sondern auch seiner Wirkung nach, weil hier wie dort die Fäden der Herrschaft über ein ganzes Land zusammenliefen, und jener Zustand auch heute noch in

[1] Vgl. Maz. S. 31 f.; Sta. S. 12 f.; Tap.

den über das Schloß Tirol vorhandenen Geschichten, wenn auch nicht mit dem gleichen sonnigen Schimmer wie bei den Sagen der Wartburg, nachzittert.

Wenn wir dann im J. 1239 auch Meran selbst zuerst als forum und später bis 1320 auch als burgum, oppidum und civitas genannt finden[1]), so haben wir damit zwar endlich jenen unstäten, in die Ferne schweifenden Ortsnamen in Fesseln geschlagen und an die Stelle der heutigen Laubengasse in Meran angeschmiedet, geschichtlich aber auch nichts mehr als eine Wirkung des Anbruchs jenes materiellen Zeitalters vor uns, das eben auch hier wie überall anders als städtebildend hervortrat. Damals, vor allem während des vierzehnten Jahrhunderts, befand sich der Schwerpunkt dieser Landschaft also wirklich auch einmal in dem von seinen mittelalterlichen Mauern umschlossenen Stadtgrund Meran. Es sind dies die Zeiten, als die hohen Häuser ebenso ansehnliche Kaufmannsgeschlechter mit ihren Warenvorräten wie die Wohnungen der Fürsten und Bischöfe und die Ställe für deren Pferde beherbergten, als am Rennweg die Ritterspiele abgehalten wurden, und als sich besonders die Hofhaltung der Tiroler Fürsten mit allen ihren Bedürfnissen hier vollständig eingelebt hatte[2]). Von den Lebensbedingungen eines solchen Herrschers aber, bei dem man nicht weiß, wo der hohe Herr aufhört und der Spießbürger anfängt, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn König Heinrich von Böhmen im J. 1317 einmal verordnet, daß die in Meran feilgebotenen Fische nirgends anders als vor seinem Hause verkauft werden dürfen, oder wenn ein anderes Mal die Anlage der städtischen Aborte ein besonderer Gegenstand seiner Sorge ist[3]). Als später freilich der Handel auf der Reschen- und Jaufenstraße abstarb und auch die Fürsten immer seltener von Innsbruck herüberkamen, hat dann auch hier jenes Bild einem anderen Platz gemacht, und Meran ist dann bald nichts mehr als eine kleine Landstadt, die nur durch ihre Läden und Werkstätten die Umgebung versorgte, während zunächst die wohlhabenden Schösser und Adelssitze außerhalb des Ortes und heute noch viel mehr die weitverstreuten Villen des Kurortes der Landschaft ihr charakteristisches Gepräge aufdrücken.

Das Etschtal zwischen Meran und Bozen.

Von Meran liefen dann, zu einer Linie vereinigt, die Straße aus dem Vintschgau und diejenige vom Jaufen her südlich das Etschtal hinab. Wir haben hier ein Stück Gebirgsland vor uns, das dicht neben der benachbarten Brennerstraße zwar nicht so sehr als mittelalterliches Straßenglied wichtig ist, das aber um deswillen um so mehr Beachtung verdient, weil das Kulturbild dieses Striches auch in den letzten Jahrhunderten ganz geringe Veränderungen erfahren hat, und daher auch heute noch hier überall die Lebensart der alten Zeiten in frischer Anschaulichkeit zu Tage tritt. Die Straße lief damals wie auch heute noch entlang des nördlichen Talrandes über Gargazon, wo sich Kaiser Lothar im September 1132 einmal aufhielt[4]), und Terlan, das, von je her ein wichtiger Ort, als Torilan bereits im J. 923 vorkommt, und wo auch die Art

[1]) Maz. S. 36. [2]) Sta. S. 327f. [3]) Sta. S. 347, 350. [4]) Oe. II. S. 230.

der Bebauung der Gegend, die Abgrenzung der Güter und zum Teil auch die Benennung der Höfe bis in unsere Tage noch dieselbe wie einst im dreizehnten Jahrhundert war[1]). Wie aber auch hier bereits das Altertum, wie die Römerfunde in Nals, Terlan und Moritzing und alle die romanisch klingenden Ortsnamen beweisen, sich seine Wohnstätten abseits des sumpfumsäumten Etschbettes am Rande der höher gelegenen Talhänge suchen mußte, so paßte sich das Mittelalter nach seiner Weise noch viel entschiedener dieser Notwendigkeit an, indem es mit seinen Burganlagen noch einen Schritt höher hinaufstieg. Wie viel begehrt und heiß umstritten aber auch jene Landschaft einst gewesen ist, kann schon die große Anzahl dieser Burgen deutlich machen. In allen Arten sind sie vertreten, und so dicht bei einander wie sonst nirgends in den Alpen; zunächst unten im Tale die Klause bei Neuhaus dicht neben der Landstraße, bevor sich diese in die Richtungen nach Bozen und nach dem Überetsch auseinanderspaltete; oben an den Hängen dann ebenso die Burgen am Eingange der Seitentäler (Eschenlohe, Wehrburg, Zwingenberg) und vor allem jene gewaltigen, umfangreichen Anlagen mit ihren bewegten Schicksalen als Mittelpunkte wirklicher kleiner Herrschaftsgebiete (Mayenburg, Leonburg, Payrsberg, Greifenstein); dazwischen verstreut aber auch jene öden, stummen, schwer zugänglichen Gemäuer, von deren Vergangenheit jede Kunde erstorben ist (Wolfsthurn, Pfeffersburg, Festenstein), und zuletzt dann diejenigen aus der letzten Periode des Mittelalters, die mit der Zunahme der Sicherheit des Lebens wieder die Nachbarschaft der Ortschaften aufsuchten und so den Übergang von dem befestigten Hause zu dem Herrensitz unserer Tage veranschaulichen (die Schwanburg in Nals, nach der schließlich die Herren des hoch über jenem Ort gelegenen Payrsberg hinabstiegen; Katzenzungen neben Prissian mit seinem Wallgraben und Pechnasen, aber ebenso mit seinen prächtigen Innenräumen; Fahlburg, Siebeneich)[2]). Das letzte und wichtigste Ereignis in der Geschichte aller dieser Burgen bleibt aber auch hier, daß ihre Besitzer freiwillig oder unfreiwillig den Tiroler Fürsten huldigen mußten, die von Meran her während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts allmählich die Macht des alten Landesherrn, des Bischofs von Trient, nach Süden zurückdrängten, eine Entwickelung, die an dieser Stelle aber deshalb besonders folgenschwer werden sollte, weil sie zugleich über das Schicksal dieser ganzen Gegend entschied, und auf diese Weise jener so tief im Süden gelegene und den italienischen Einflüssen offen stehende Landstrich bis auf unsere Tage mit dem deutschen Kulturkreis vereinigt worden ist.

[1]) Atz. S. 289f. [2]) Erb. S. 158, 170.

VI. Kapitel.

Der Brenner und seine Nebenwege.

Hervorragende Wichtigkeit der Brennerstraße im Mittelalter.

Wenn wir nunmehr zu der Geschichte des Brenners in seiner ganzen Ausdehnung übergehen, so geraten wir damit in ein Alpengebiet, über das im Mittelalter sehr viel zu sagen ist. Zahlreiche und mannigfache Gründe sind es, auf denen dieses Verhältnis beruht. Faßt man allein die Länge des Weges in das Auge, wie er am Nordrand der bayrischen Alpen das Gebirge betritt und dieses erst dicht vor Verona wieder verläßt, so ergiebt sich schon, daß keine andere Alpenstraße mit dieser großen Ausdehnung konkurrieren kann, ein Maß, das außerdem noch viel mehr in das Gewicht fällt, wenn man sich erinnert, daß auch kein anderer Alpenweg überall in seiner Nachbarschaft so viele Nebenstraßen besitzt, die alle mehr oder weniger mit dem Hauptübergang verwachsen sind. Wenn weiterhin zu der Wegefreundlichkeit des Brenners auch die geringe Höhe des Paßüberganges (1371 m) selbst beiträgt, so gründet sich jene doch nicht minder auf die Beschaffenheit der beiden Anlaufwege, da hier nördlich und auch südlich in geringerem Maße sich schwierige Stellen, steile Höhenunterschiede und schmale Engpässe, finden, wie sie sonst überall an den Straßen der Mittelalpen anzutreffen sind.

Der Hauptgrund für die Kulturfreundlichkeit der Brennerstraße wird jedoch zu allen Zeiten nicht auf dem Straßengrund selbst sondern rechts und links desselben zu suchen sein. Keine andere Alpenstraße durchzieht auch im Bereiche des Hochgebirges so häufig größere und kleinere, für das menschliche Wohnen günstige Ebenen. Überblickt man den Weg des Gr. S. Bernhard von Ivrea bis Vevey, den des S. Gotthard von Bellinzona bis Luzern, so haben wir hier selbst in den belebtesten Zeiten an den Straßenpunkten doch nur einen rasch vorübereilenden Durchgangsverkehr vor uns. Am Brenner erweitert sich dagegen jenes Verkehrsleben überall, in Schwaz und Innsbruck, in Sterzing, Brixen und Bozen zu einem vielseitigen, inhaltsreichen Getriebe, das auch die Abwandlungen der mitteleuropäischen Kulturgeschichte in allen ihren Farben

viel deutlicher erkennen läßt. Im Altertum, als das der Kultur erschlossene Gebiet nördlich bereits an den Ufern der Donau aufhörte, konnte diese geschichtliche Produktivität freilich nur unvollständig in die Erscheinung treten; nachdem aber einmal auch diese Linie nach allen Seiten hin von einem weiten Kulturgebiet umgeben war, mußte sich auch sofort die lebendige Kraft jener günstigen geographischen Bedingungen offenbaren, die dem beschränkten Menschengeist heute fast unverwüstlich erscheinen kann, und auf die es jedenfalls auch zurückzuführen ist, daß wir nunmehr die Brennerstraße seit den Zeiten des deutschen Königs Heinrich I., des Städteerbauers und Slavenbesiegers, bis auf unsere Tage ununterbrochen ihre hervorragende Stelle behaupten sehen, so sicher, eine so lange Zeitspanne hindurch, wie es bei keiner anderen Alpenstraße, weder bei dem Gr. S. Bernhard noch bei dem S. Gotthard, der Fall gewesen ist.

Die Periode der Römerzüge.

Dies ist auch der Grund, weshalb sich gerade in der Geschichte dieser Alpenstraße deutlicher als anderswo verschiedene ganz bestimmte Perioden erkennen lassen. Sie beginnen zunächst mit dem ersten halben Jahrtausend des Mittelalters, in dem sich die neuen Verhältnisse zurechtrücken und die Grenzen der jungen mittelalterlichen Reiche in fortwährender Bewegung sind, eine Zeit in der der Brenner an Wichtigkeit jedoch noch durchaus neben den westlichen, Straßen der Alpen zurücktritt, während dann seit dem Erstarken einer eigentlichen deutschen Herrschermacht, mit dem Vorrücken der Reichsgrenze nach Osten, in die Gebiete der Slaven hinein, auch sofort der Brenner als die Linie erscheint, deren sich der Verkehr des Reiches nach dem Südlande vorwiegend bedient. Wir haben hier die Zeit der Römerzüge vor uns, die den Brenner nun recht eigentlich zum deutschen Paß der Alpen gemacht hat, auch schon deshalb, weil jene ganze Straße damals überall, und auch am weitesten nach Süden hin, deutsches Gebiet durchzog.

Die Wanderung durch die Orte entlang der Straße wird es uns klar machen, daß wir uns hier in einem Stück des alten deutschen Reiches befinden, in dem sich die deutschen Herrscher ebenso häufig, ebenso zahlreich wie an den Ufern des Rheines, auf den Burghöhen Schwabens und des Harzes aufgehalten haben, und das so die Erinnerungen an die bewegtesten Zeiten des deutschen Mittelalters in sich schließt. Der Beweis dafür, daß der Brenner am allermeisten von den deutschen Königen bei den Römerzügen benutzt wurde, ruht freilich auch hier vielmehr nur darauf, weil die Zahl derjenigen Römerzüge so besonders groß ist, bei denen die Wahl jedes anderen Überganges viel unwahrscheinlicher bleibt als eben die des Brenners, viel weniger dagegen auf jenen zwölf Zügen, die unbedingt hier herüber gegangen sein müssen [1]). Die Kalamität in der Ortsbezeichnung der mittelalterlichen Berichterstattung ist also auch hier vorhanden, da jener Weg, wenn er überhaupt genannt wird, nur als per vallem Tridentinam oder per Alpes Noricas bezeichnet wurde, wie ja im Mittelalter überhaupt Bayern

[1]) Vgl. W. S. 80f.

als Noricum, Regensburg und sogar Nürnberg als norische Städte[1]), die Brennergegend selbst aber als Norital angesprochen wurde[2]). Sobald also bei einer solchen Reise diese Bezeichnung gebraucht oder auch nur Verona als Durchgangsstation genannt wird, ist es jedenfalls gewiß, daß dabei eine Durchquerung Tirols in meridionaler Richtung vorliegt und deshalb auch die Benutzung des Brenners an sich sehr wahrscheinlich. Um freilich eine Brennerpassierung im Sinne des Untersuchungsrichters festzustellen, dazu würde gehören, daß dabei Wilten oder Rentsch (bei Bozen, nicht aber dieses selbst) oder ein zwischen diesen beiden an der Straße gelegener Ort verzeichnet ist, eine Bedingung, die wie gesagt nur bei zwölf Zügen zutrifft.

Glanzzeit der Brennerstraße im späteren Mittelalter. Venedig.

Seit dem Tode Friedrich Barbarossas, zu demselben Zeitpunkt, in dem die geschichtliche Bedeutung der Römerzüge nachzulassen und so die Brennerstraße für die Reichspolitik weniger wichtig zu werden beginnt, setzt dann aber hier eine dritte, andersgeartete, langandauernde Periode ein, eine Periode, in der die Brennerstraße mit fast unverwüstlicher Kraft vorwiegend als Handelsstraße diente, und die recht eigentlich als die Glanzzeit dieses Weges bezeichnet werden muß. Wenig Neues unter der Sonne. Wie einst auf die Gestaltung des römischen Straßennetzes in Rätien und Norikum in weiter Ferne die Verhältnisse an der Donaumündung und die Sicherung von Konstantinopel eingewirkt haben, so wird auch diesmal jener Umschwung an derselben Stelle erst dadurch verständlich, wenn wir den Blick weit nach Osten richten, dorthin, wo der Occident und der Orient aneinanderstoßen. In der ersten Hälfte des Mittelalters war der Verkehr zwischen diesen beiden Kulturkreisen auf dem Landwege an Regensburg vorbei die Donau entlang und über Byzanz gegangen, auf derselben Bahn, auf der sich auch die ersten Kreuzzüge bewegt hatten, während dann mit dem Vordringen des Islam, mit dem Verfall Ostroms, diesem Zustand immer mehr der Boden entzogen wurde und hier immer deutlicher eine andere Verkehrsrichtung in das Leben trat, die den Landweg vermeidend und südlich abschwenkend von Syrien aus sich den Strömungen des mittelländischen Meeres anvertraute. Es ist der Name Venedigs, auf den wir hier auftreffen, das durch diesen Umschwung seine Bedeutung erlangte, besonders aber die hieraus entstandene Konstellation mit einem bewundernswerten Scharfsinn und mit einer harten Zielgerechtigkeit Jahrhunderte hindurch auszunutzen verstand. Die Geschichte Venedigs beginnt bereits, als es seine Selbständigkeit gegen Karl den Gr. zu behaupten suchte, wie das Emporkommen dieser Stadtrepublik nur infolge ihrer Lage möglich gewesen ist zwischen jenen zwei großen politischen Machtkreisen, dem fränkischen und dem byzantinischen Reiche, deren Mittelpunkte so weit von Venedig selbst entfernt waren, daß auch dem starken Arm bei einem Ausholen nach dieser Stelle hin die Kraft versagen mußte. So bietet Venedig über-

[1]) O. F. S. 179; Vict. S. 80; Augsburg heißt dagegen eine Stadt Rätiens, Ra. S. 35. [2]) Schloß Arnholz bei Matrei hieß einst Norenholz.

haupt von Anfang bis zu Ende das Abbild eines Pufferstaates, mit allen Chancen, allen Schicksalen, die aus einer solchen Situation geboren werden können, zugleich aber in einer Großartigkeit, wie es in der Geschichte kein zweites Mal wieder anzutreffen ist.

Die unbedingte Herrschaft, die Venedig fast vier Jahrhunderte hindurch über den Handel im südöstlichen Europa behauptete, und der übermächtige Einfluß, den es somit auch auf die Gestaltung der östlichen Alpenwege ausübte, werden aber erst dadurch richtig verständlich, wenn man sieht, in welcher Weise es seine Handelsgesetze und sein Hausrecht an Ort und Stelle selbst handhabte. Denn der am Canale grande dicht an der Rialtobrücke gelegene, 1228 zum ersten Mal erwähnte, dann mehrmals erweiterte und schließlich 1505 nach damaligen Begriffen in den größten und reichsten Verhältnissen umgebaute Fondaco dei Tedeschi[1]) hatte durchaus nicht etwa nur als Sammelpunkt und Unterkunftsort der deutschen Reisenden zu dienen, sondern er war mehr als alles andere die Zentralstelle, die alle aus Deutschland kommenden und nach Deutschland gehenden Waren passieren mußten, um hier — was das erste und das letzte war — den venezianischen Zollbestimmungen unterworfen zu werden[2]). Mit einer Härte und Eigensüchtigkeit, wie sie nur in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters möglich war, hat hier Venedig jenes Verfahren durchgeführt, und es ist nicht zu viel gesagt, daß es Zeiten gegeben hat, in denen in Deutschland kaum ein Fetzen Seide, kaum eine Messerspitze Pfeffer existierte, deren Wert nicht einmal unter den Wölbungen jenes Fondaco verrechnet worden wäre, und von der nicht bloß der venezianische Kaufmann sondern auch der dortige Fiskus sein Promille als Vorteil eingestrichen hätte.

Wenn wir daher alle nach Venedig hinführenden Straßen der Ostalpen, unter diesen aber an erster Stelle die Tirol durchziehenden Straßen, seit dem vierzehnten Jahrhundert zu lebhaften Handelswegen werden sehen, so tritt uns darin zunächst nichts anderes als der Grundzug der handelsgeschichtlichen Entwickelung der ganzen östlichen Hälfte der Alpen im Mittelalter entgegen, und zugleich die Ergänzung zu jenem Bilde, das sich in derselben Zeit in den Westalpen eingelebt hatte, als dort der Handelsverkehr aus Nordwestitalien nach den Messen in der Kampagne herüber und hinüberlief. Es sind dies demnach Zustände, die mit ihren Wurzeln hier wie dort noch tief in den alten mittelalterlichen Verhältnissen stecken, die aber, wie besonders hervorgehoben werden muß, im Westen sehr bald durch die Eröffnung des Gotthard von Grund aus verändert worden sind, im Osten dagegen viel länger und stetiger angedauert haben. Das Dasein Venedigs als Handelsmacht ersten Ranges erstreckt sich über vier Jahrhunderte, und noch länger sogar, in gewissem Sinne bis auf den heutigen Tag, wenn auch in den letzten Jahrhunderten nicht in derselben hervorragenden Weise wie vorher, hat auch die Brennerstraße eine Epoche als große

[1]) W. S. 98, 141. [2]) Schu. S. 351 f.

Handels- und Weltstraße durchlebt, ein Zeitraum, der auch dadurch etwas ganz Besonderes an sich hat, weil er sich in die gewohnten, althergebrachten Abschnitte der großen Geschichte schlechterdings nicht einfügen will und, innerlich ganz gleichartig, sich aus dem Mittelalter bis tief in die neue Zeit hineinerstreckt.

Schwer ist es nicht, den Anbruch jener Periode und ihre befruchtende Wirkung an der Brennerstraße und an deren Zugangslinien zu bemerken; er offenbart sich auf den ersten Blick dadurch, daß, besonders in dem nördlichen Teile Tirols, jetzt nicht mehr bloß die Burgen und Klöster, sondern auch die Ortschaften selbst entweder ganz neu an das Tageslicht treten, oder doch erst recht eigentlich von sich reden machen. Es ist dies übrigens ein Vorgang, wie er ganz und gar für die kulturelle Entwickelung des Mittelalters charakteristisch bleibt, da die Gründung und das Aufblühen der Städte überall durchaus nicht die Ursache sondern nur die Folgerscheinung der Zunahme des Handels und des Gewerbes gewesen ist[1]). Ein sichtbares Andenken an jene Bauperiode, das allein dem damals an allen Orten sich geltend machenden Durchgangsverkehr seinen Ursprung verdankt, haben wir in den Tiroler Städten in den charakteristischen Laubengängen vor uns, die dort überall an den beiden Seiten der langen Hauptstraßen (niemals der Nebenstraßen) entlang laufen und heute noch besonders treu das Leben der alten Zeiten veranschaulichen können. Solche Laubengänge, die übrigens durchaus nicht einer Verwandtschaft mit dem Süden sondern vielmehr nur einem klimatischen Bedürfnis entsprungen sind, finden sich auch sonst an unzähligen anderen Orten nördlich und südlich der Alpen[2]); der Umstand, daß sie gerade in Tirol so zahlreich auftreten, zeigt aber doch, welch' wichtigen Faktor hier der ungehinderte Verkehr vor den großen Gast- und Wohnhäusern in dem wirtschaftlichen Leben gebildet hat. Wie scharf aber auch jener Umschwung in die dortigen sozialen Verhältnisse hineingeblasen haben mag, kann man aus dem Schicksal der Schongauer, jener berühmten Künstlerfamilie ersehen, die im zwölften Jahrhundert noch in Bozen ansässige welfische Dienstmannen, im dreizehnten bereits Bürger von Augsburg geworden sind[3]).

Aber auch noch in einer anderen, echt mittelalterlichen Weise kommt jene plötzliche Verkehrszunahme zum Ausdruck, darin, daß um dieselbe Zeit an der Brennerstraße die Hospize überall fast wie Pilze aus der Erde schießen[4]). Diese jüngeren Hospize stellen sich jedoch hier zumeist bereits als eine Weiterbildung des alten mittelalterlichen Hospizwesens und als ein Übergang zur späteren Gasthofswirtschaft dar, da sie sich an die Ortschaften anschließen, wo der Betrieb leichter aufrechtzuerhalten war. Besonders ist es der deutsche Orden, der bewußt in diese Bewegung eingegriffen hat und so von einem gesunden Tatendrang geleitet wurde, als er nach dem Abflauen der Kreuzzugs-

[1]) Schu. S. 153. [2]) Metz, Allenstein, Bologna u. a. Vgl. F. 1906. S. 30, dagegen Riehl. S. 11.
[3]) F. 1906. S. 336. [4]) W. S. 110f; N. A. S. 8.

bewegung seinen Wirkungskreis aus dem Orient auch nach Tirol verlegte und dort seine Niederlassungen gründete. 1202 fällt die Gründung der deutschen Ordens-Komturei in Bozen, und es steht damit nur ganz im Einklang, wenn dies genau dasselbe Jahr ist, in dem wir zum ersten Male auch von den in dieser Stadt abgehaltenen Jahrmärkten hören[1]). Bald darauf treffen wir den Orden dann in Gestalt der Ballei an der Etsch und im Gebirge auch überall in der Nachbarschaft, in Schlanders (1212), im Passeier (1219), in Prissian (Zwingenburg)[2]), in Lana und Sarnthein (1396)[3]), am zahlreichsten jedoch an der Brennerstraße selbst, wo sich seine Besitzungen von Süd nach Nord wie an einer Schnur aufeinanderreihten (1283 Trient; Bozen; 1227 Lengmoos; 1297 Velthurns; 1254 Sterzing und 1470 Reifenstein)[4]).

Die Straße über den Fernpaß.

Eine wenn auch mehr seitab im Nordosten gelegene aber noch durchaus zum Brennersystem gehörige Linie ist die Straße über den Fernpaß. Betrachtet man diese zunächst hinsichtlich der Punkte, deren Verbindung sie in weiter Ferne ermöglicht, so offenbart sie eine innerhalb der Alpenstraßen nicht allzuhäufige Eigenschaft, insofern sie nicht in direckt nordsüdlicher Richtung sondern ausgesprochen in der Diagonale, von Nordwest nach Südost, den Voralpenwall durchschreidet. Dieser Umstand, der außerdem noch dadurch an Wichtigkeit gewinnt, weil westlich jener Straße bis zur Bregenzerklause eine andere brauchbare Linie, um in das Innere des Gebirges einzudringen, ganz fehlt, wird mithin der Fernlinie im militärischen Sinne stets eine erhöhte Bedeutung verleihen, eine Sachlage, die dann auch in den Kriegsereignissen der neuen Zeit ganz offen zu Tage getreten ist. Es hat aber doch auch hier den Anschein, als ob ebendieselbe Eigenschaft schon einmal in den unseren Blicken viel mehr entzogenen ersten Jahrhunderten des Mittelalters, während dem Auf und Ab der germanischen Völkerverschiebungen, in Wirksamkeit getreten wäre, und daß sich ein Seitenstrahl des von Schwaben nach dem Gebirgsland gerichteten Vordringens des deutschen Volkstums auch auf dieser Bahn bewegt hat. Es ist nicht bloß die Sage, die gerade den Fernpaß im reichen Maße umspielt, sondern auch ein gewichtiges geschichtliches Zeugnis, das die Begangenheit dieser Straße schon im ersten Mittelalter außer allen Zweifel stellt, dasjenige, daß Imst und zwar als oppidum Humiste bereits im J. 764 (in der Gründungsurkunde des Klosters Scharnitz genannt wird[5]), gewiß eine auffallende Tatsache, da überhaupt die Namhaftmachung einer Stadt in Nordtirol in so früher Zeit ganz einzig dasteht.

Abgesehen von jener nach weithin sich äußernden Eigenschaft war jedoch die Beschaffenheit der Fernstraße (Mons Fericius) wegen der Moorbildungen (Lermoos Biberwier) und der ausgedehnten Waldungen im Bereich der Paßhöhe

---

[1]) B. W. S. 293; W. S. 114. [2]) Erb. S. 175. [3]) N. A. S. 100. [4]) B. W. S. 293; Atz. S. 10, 166, 75, 80; Fischn. S. 31, 43. [5]) F. 1906. S. 135.

nach dem Maßstabe der alten Zeiten nichts weniger als wegefreundlich, und der reimfröhliche Pilger, der im J. 1487 von Kempten durch jenes Gebirge nach dem Brenner zog, hatte daher ganz Recht, wenn er den Verren nur als „den langen, hôhen berg“ bezeichnete[1]). Trotzdem ist es uns auch hier nicht schwer gemacht, noch die Spuren des alten Verkehrslebens zu entdecken, nicht nur in den Befestigungen am Wege, Fernstein und der echt mittelalterlichen Klause von Ehrenberg[2]), sondern besonders infolge des Milieus, das sich am Südausgang der Straße findet, das noch heute ganz dem an den begangensten mittelalterlichen Straßenstellen gleicht und in seiner Mannigfaltigkeit in Nordtirol nirgends seinesgleichen hat, hier, wo Tarrenz mit seinen vielen alten Gasthäusern liegt und Imst mit den Burgruinen in der Umgebung und den interessanten befestigten Punkten im Orte selbst (Rofenstein, Sprengenstein, Austerturm)[3]). Die im vierzehnten Jahrhundert errichtete Hauptkirche zeigt hier schon durch ihre Lage dicht neben der Hauptstraße und am Nordausgange des Ortes an, wohin das Gesicht dieser Stadt damals vornehmlich gerichtet war, wie sie auch wegen ihrer Größe nur ein Werk besonders entwickelter bürgerlicher Wohlhabenheit gewesen sein kann. Auch bei zwei ernsten Ereignissen der deutschen Kaisergeschichte ist die Fernlinie zu nennen, einmal als Kaiser Lothar auf der Rückreise aus Italien im J. 1137 in Breitenwang (Breduvanc) bei Reutte in einer elenden Bauernhütte starb, und seine Leiche dann von hier nach Königslutter transportiert wurde, und das andere Mal, als 1267 Konradin fast von derselben Stelle, von Hohenschwangau aus, seinen verhängnisvollen Römerzug antrat.

Die Straße über die Scharnitz.

Wir kommen nunmehr zu der Straße über die Scharnitz, die mehr als alle anderen Linien Nordtirols als ein wirkliches Glied der Brennerstraße betrachtet werden muß, schon äußerlich, weil sie die kürzeste Verbindung zwischen Verona und Augsburg einschließt, aber noch viel mehr deshalb, weil sie als solche nun auch fast zu allen Zeiten wirklich in Gebrauch gewesen ist. Gerade hier haben wir daher auch wieder ein treffliches Beispiel von der Lebenskraft der römischen Straßenführung vor uns, da diese ganze nördliche Hälfte der Brennerstraße auch meilenweit in der Ebene, wo ja die Gestaltung der Straßenzüge viel williger den Launen der einzelnen Zeitalter nachzugeben pflegt, jedenfalls bis zum vierzehnten Jahrhundert genau so blieb wie sie die Römer einst angelegt hatten und auch heute noch nicht vollständig außer Gebrauch gekommen ist. Dort aber, wo die Straße das Gebirge selbst betritt, begann einst jener große Wald von Scharnitz, der sich in dichter Ausdehnung von Partenkirchen bis Seefeld ausbreitete, und dessen Mitte noch heute durch den Namen Mittenwald bezeichnet wird. Daß jedoch die Begangenheit der hier durchlaufenden Linie auch zwischen dem Altertum und dem Mittelalter kaum eine Unterbrechung erlitt, geht daraus hervor, daß die Kirchen zu Mittenwald und Partenkirchen dem h. Petrus geweiht

---

[1]) W. S. 164. [2]) früher Ernberger Klause, ebenso wie Ehrwald früher Erwald, F. 1906. S. 138.
[3]) F. 1906. S. 137.

waren, und daß auch am Wege selbst die alten Ortsnamen (Partenkirchen, Klais, Scharnitz) zum Teil noch erhalten geblieben sind. Die genaue Lage des Klosters Scharnitz bleibt dagegen noch zu erforschen; auch dieses ist bereits im J. 764 gegründet, sehr bald aber aus jener Gegend hinweg nach Schlehdorf am Kochelsee verlegt worden[1]).

Auch weiterhin läßt sich die lebhafte Benutzung jenes Weges, schon lange bevor hier ein eigentliches Handelsleben einsetzte, aus den mittelalterlichen Itinerarien erkennen, die hier die einzelnen Straßenpunkte — Enspruc, Zirle, Medewald, Bardenkerke, Schongowe — fast wie Poststationen der neuen Zeit anführen[2]). Der wichtigste Punkt dieser ganzen Linie war damals übrigens nächst Scharnitz das heutige Partenkirchen, weil in dessen Nähe (nördlich bei Oberau) sich jene schon von den Römern geschaffene Straßengabelung befand, die sich in die Richtung nach dem Lech (Schongau) und in diejenige nach dem Ammersee (Weilheim) auseinanderspaltete. Auf dieser Situation war daher auch die Wichtigkeit der über Partenkirchen liegenden Burg Werdenfels begründet, die, wie man sich noch heute überzeugen kann, den von Nord nach Süd führenden Straßenzug, aber auch nur diesen, meilenweit überschaut, und es ist interessant, daß sich auch der Weg über Murnau und Weilheim als eine für die Römerzüge gebräuchliche Bahn feststellen läßt; denn hier zog 1021 Heinrich II. und 1237 Friedrich II. vorüber; auch die Leiche Ottos III. ist, als sie im J. 1002 aus Italien nach der Heimat gebracht wurde, hier durch Polling (südlich Weilheim) getragen worden, wo sich der Herzog von Bayern bei ihr einfand[3]).

Das Unterinntal.

Von der Scharnitz bis zur Klause bei Kufstein, also bis dort, wo der Inn das Gebirge verläßt, streicht in langer Linie der Voralpenwall dahin, der dabei in der Mitte von der über den Achenpaß gehenden Straße überschritten wird. Wenn wir diese Straße ebenso wie jenes ganze Gebiet im Mittelalter als eine der stillsten und abgelegensten Gegenden der Alpen ansprechen können, so umschließt es doch gerade deshalb auch heute noch in voller Stärke die Erinnerung an die Tätigkeit der alten christlichen Kirche; denn die Benediktinerklöster Benediktbeuern und Tegernsee im Norden und südlich das in tiefer Einsamkeit gelegene, 1705 nach Fiecht bei Schwaz verlegte Georgenberg[4]) sind es allein, die Jahrhunderte hindurch in diesen stillen Tälern gearbeitet und geschaltet haben.

Die Geschichte der Straße durch das Unterinntal aber ist die Geschichte des Unterinntales selbst, da die Natur in der breiten und wohnlichen aber auch langgestreckten Talsohle hier kaum irgendwelche schwierige Wegestellen geschaffen hat, obwohl andererseits die Zielgerechtigkeit dieses Tales als Reiselinie selbst nichts weniger als hervorragend genannt werden kann. Nur derjenige, der vom Brenner aus direkt nach Regensburg gelangen wollte, konnte früher mit Vorteil jenen Weg einschlagen, und in diesem Verhältnis ist daher auch

1) Ab. S. 56. 2) W. S. 118. 3) W. S. 119. 4) Riehl S. 20.

allein die Wichtigkeit des Unterinntals als Straßenteil während der ersten Hälfte des Mittelalters zu suchen. Wenn uns heute ferner jener Strich nicht weniger fest wie alle anderen Teile Tirols mit diesem Lande verwachsen scheint, so ist dieser Zustand doch gerade hier viel jünger als anderswo, da das Unterinntal, wenigstens mit seiner größeren nördlichen Hälfte, erst im sechzehnten Jahrhundert als letztes Glied jenem Gebirgsland angefügt wurde. Das ganze Mittelalter sehen wir dagegen auf diesem Boden neben den Herzögen von Bayern die verschiedensten geistlichen Gewalthaber mit einander ringen, Brixen und Salzburg, Bamberg und Regensburg, die von Süden, Osten und Norden her hier mit ihren Machtkreisen aufeinanderstoßen. So bedeutet der Name Absam bei Innsbruck wahrscheinlich nichts anderes als einen Sitz von „Abtleuten“ [1]), und es ist interessant, zu beobachten, wie gerade die von Salzburg herüberführenden natürlichen Verbindungen die Rinnen gebildet haben, mittelst deren dieses Bistum bis an die Ufer des Inn gelangen und nun hier Jahrhunderte hindurch die Burgen Itter an der Mündung des Brixentales und Kropfsberg an der des Zillertales behaupten konnte [2]).

Der Hauptteil der mittelalterlichen Geschichte spielt sich demnach auch hier viel weniger in den kleinen Straßenorten sondern oben auf den Burgen ab, in Frundsberg bei Schwaz, in Tratzberg d. h. der Trutzburg, in Matzen, das im J. 1176 das erste Mal genannt wird, und selbst bei Kufstein zunächst nicht unten am Inn sondern oben auf Tierberg, wo heute nur noch der wunderbar gelegene und unendlich weit ausschauende Bergfried vorhanden ist. Auf die Zähigkeit, mit der jene hohen Reichsstände sich einander den Rang streitig zu machen suchten, wird es nun aber auch zurückzuführen sein, daß ein mächtiger bodenständiger Adel hier nicht recht eigentlich aufkommen konnte. Als das einzige mittelalterliche Geschlecht, das im Unterinntal wirklich eine Rolle gespielt hat, treten die Frundsberg hervor, die aber dann im fünfzehnten Jahrhundert nach Schwaben übergesiedelt sind [3]). Von den Orten an der Straße ist Kufstein im J. 1205 nur ein castrum, 1329 dann aber als Besitz Kaiser Ludwigs des Bayern „burg und statt“. Weiter flußauf bezeichnet dann Rattenberg die alte bayrische Zollstätte und zugleich einen Punkt, den die Bayern mit besonderer Zähigkeit festgehalten haben, und der erst spät (1505) und nach langen Kämpfen von ihnen aufgegeben worden ist. Wenn auch Schwaz schon am Anfang des zehnten Jahrhunderts als Suates genannt wird [4]) und damals besondere Beziehungen zum Bistum Brixen gehabt zu haben scheint, so fällt sein Aufschwung doch erst ganz in jene der neueren Zeit viel näher stehende Periode hinein, als Schwaz und Hall und selbst Innsbruck hier plötzlich als Bergstädte und unter der unmittelbaren Einwirkung der Tiroler Fürsten emporkamen.

Die Kaiserstraße.

Bevor wir Innsbruck betreten, muß noch kurz einer Straßenlinie gedacht

[1]) F. 1906. S. 124. [2]) Schw. S. 45f. S. 157f.; Itter gehörte ursprünglich zu Regensburg. [3]) Schw. S. 125, 143. [4]) F. 1906. S. 123.

werden, die den Verkehr von Nordosten her der Brennerstraße zuführt. Es ist dies die von Salzburg und Reichenhall über Lofer, Waidring und S. Johann auf Wörgl laufende Verbindung, die zwischen S. Johann und Wörgl auch den Namen Kaiserstraße führt, weil sie hier am Fuße des Kaisergebirgs entlang läuft, ein Name, der freilich mit dem großen Worte Kaiser nicht das Geringste zu tun hat, sondern von Kaser d. h. Sennhütte herrührt[1]). Diese Straße ist heute dadurch, daß sie von der Giselabahn südlich umgangen wird, vollends in den Hindergrund getreten, und ein Blick auf die Karte zeigt auch, daß ihre Bedeutung allein von der Rolle abhängen wird, die Reichenhall und vor allem Salzburg in den Ostalpen einnehmen; aber gerade deshalb muß sie im Mittelalter als begangen vorausgesetzt werden, wie dies auch durch das Dasein eines Hospizes in S. Johann nachdrücklich bestätigt wird, das hier bereits im J. 1262 bestanden hat. Sonst kann man in jenen stillen Alpentälern auch noch die Beobachtung machen, daß die Ortsnamen hier, anders als im Unterinntal oder in der Umgebung von Reichenhall und Salzburg, nirgends ein hohes Alter sondern in der Hauptsache nur einen reindeutschen Charakter zeigen, während in den mit Heiligennamen versehenen (S. Johann, S. Ulrich, S. Jacob bei Waidring) die von Salzburg und Reichenhall ausgehende Kulturarbeit zu erkennen ist. Diese Beziehungen lassen sich gleichfalls sogar bis dorthin verfolgen, wo jene Linie in das Unterinntal einmündet, da in Wörgl nichts anderes als der Name des alten Salzburger Bischofs Virgilius (8. Jahrh.) enthalten sein soll[2]).

Innsbruck im Mittelalter.

Die Geschichte Innsbrucks spielt sich im Mittelalter an zwei ganz verschiedenen und räumlich getrennten Punkten ab, zunächst bis zum zwölften Jahrhundert am äußersten Rande der Ebene im Stifte Wilten und dann auf dem Boden der heutigen Stadt. Bei Wilten selbst ist nicht bloß „dessen Name in seinem rätischen Rätsel Veldidena stecken“ sondern auch dessen Platz genau an der Stelle stehen geblieben, wo sich dieser Ort zur Römerzeit befand. Diese liegt nun freilich für die Richtung nach dem Brenner so zwingend wie nur möglich, weil die zu dem Paß heraufführende Straße, nachdem einmal der Inn überschritten worden ist, sich westlich der Sill schlechterdings keinen anderen Punkt heraussuchen kann als denjenigen, wo sie unmittelbar vor dem Anstieg auf den Berg Isel an dem heutigen Wilten vorbeigeht. Jene erste Stufe der eigentlichen Brennerstraße, vom Portal der Wiltener Klosterkirche bis zur Station Plateau der heutigen Stubaitalbahn, ist daher auch eine Straßenstrecke, die seit den frühesten Zeiten bis in das neunzehnte Jahrhundert, als dann hier die neue Kunststraße in einer großen Kehre nach Westen ausholte, immer in derselben Weise in Gebrauch geblieben sein muß, und deren hohes Alter auch heute noch in den Resten alter, wenn auch fast gänzlich abgetragener und eingesunkener Befestigungen deutlich vor Augen tritt. Es kann aber trotzdem kaum für eine besondere Bedeutung Wiltens im Mittelalter sprechen, wenn dieses Klosters

[1]) N. S. 1. [2]) F. 1906. S. 122.

weder gelegentlich der vielen Römerzüge, die hier unbedingt vorübergekommen sein müssen, noch irgendwie sonst einmal gedacht wird.

Bei Innsbruck zeigt dagegen schon der reindeutsche und redende Name den späteren Ursprung der Stadt an; denn es ist richtig, daß dieser Ort, wenn er noch in der romanischen Periode entstanden wäre, heute wohl Pfunzen (Pons Oeni) heißen müßte, das Produkt einer Sprachbildung, wie es an einer anderen gleichgearteten Stelle am Inn, in der Nähe von Rosenheim, uns auch wirklich entgegentritt[1]). Ob freilich die Entstehung Innsbrucks auch ihrem Wesen nach als ein Werk des Mittelalters oder nur als ein Wiederaufleben antiker Verhältnisse anzusehen ist, darüber würde allein die Tatsache zu entscheiden haben, inwieweit sich der Innübergang, der dort auch zur Römerzeit bestand, schon damals zu einem stadtartigen Platze entwickelt hat. Die erste mittelalterliche Ansiedelung steht hier jedenfalls bereits durchaus unter dem Zeichen des Handelsverkehrs; sie befand sich zunächst auf dem schmalen linken Innufer, rückte jedoch sehr bald, um Raum zu gewinnen, auch auf das andere Ufer hinüber, als im J. 1180 die an dem Aufkommen des Platzes interessierten Andechser Grafen dort von dem Kloster Wilten ein Stück Land erlangten und nun auf diese Seite den Markt verlegten[2]). In rascher Folge giebt nun auch jene Stadt ihre Lebenszeichen von sich. Am 20. Juni 1204 berichtet uns der Bischof Wolfger von Passau von der Zeche, die er dort für sich und sein Pferd gemacht hat[3]), 1239 erhält der Ort von dem letzten Andechser, Otto III., das Stadtrecht und zugleich das Niederlagsrecht, das darin bestand, daß die Waren hier abgeladen und auf neuer Achse weiterbefördert werden mußten, und das mithin einen regelrechten Warendurchzug voraussetzt[4]). Aber auch in der großen Geschichte sehen wir Innsbruck jetzt plötzlich auftauchen; denn bei dem Römerzug Ottos IV. (1209) nennt dessen Chronist Arnold von Lübeck diesen Ort mit Namen und charakterisiert noch dazu die Lage jenes Bereiches (civitas) mit kurzen aber ganz treffenden Worten[5]). Weniger bekannt ist es dagegen vielleicht, daß um dieselbe Zeit auch schon in weiter Ferne von seiner Heimat ein Innsbrucker Kind von sich reden gemacht hat, Wilhelm von Innsbruck, der um 1234 in Pisa den berühmten schiefen Campanile um drei Geschosse höher hinaufbaute[6]).

Auch aus dem heutigen Innsbruck kann man noch unschwer jenen ältesten Kern herausschälen, der, nicht anders wie alle anderen Tiroler Straßenpunkte, in der Hauptsache nur aus einer langen, mit Lauben versehenen Straße bestand. Es ist dieses die heutige Herzog Friedrichstraße, die ebenso wie die später an sie angesetzte Maria-Theresiastraße genau von Nord nach Süd, in der Richtung der großen Brennerstraße läuft. An diese schloß sich am Innufer der befestigte Sitz der Andechser, die heutige Ottoburg, deren Namen demnach hier wie ein

[1]) F. 1906. S. 126. [2]) W. S. 115. [3]) W. S. 107. [4]) W. S. 105. [5]) A. L. S. 351.
[6]) Schubring, Berühmte Kunststätten Nr. 16. L. 1902. S. 41.

letzter Schatten aus längst vergangener Zeit an die eigentlichen Gründer dieser Stadt und an die Macht jenes berühmten Geschlechtes erinnert. Auch die Jacobskirche, die Pfarrkirche der Stadt, liegt hier in unmittelbarer Nähe. Später hat sich der Platz, von dem der Herzschlag Innsbrucks ausging, dann immer mehr vom Innufer selbst entfernt, zunächst nach dem Goldenen Dachl, als der Ort noch nichts anderes als die Residenz des habsburgischen Landesfürstentums war, später nach der Hofburg und nach der Franziskanerkirche, als dieselben Habsburger Landesfürsten zugleich eine Weltstellung vertraten, während dann weiter östlich die Jesuitenkirche und heute der Hauptbahnhof — jedes in seiner Art — uns die beiden letzten Stationen dieses Zuges vor Augen führen kann.

Matrei und der Brennerpaß.

Genau halbwegs zwischen Innsbruck und der Brennerhöhe stoßen wir dann auf das kleine aber kulturgeschichtlich unendlich vielseitige Matrei, einen echten Alpenstraßenpunkt, dem dieser Lebensnerv in allen Zeiten erhalten geblieben ist. Auch heute zeigt dieser Markt vorwiegend nur jene lange von Nord nach Süd laufende Hauptstraße, an deren zum Teil riesigen Häusern fast überall ein schmiedeeisernes Gasthofsschild weit hinausragt, die aber doch, weil der Ort niemals Stadtrechte besessen hat, keine Lauben aufweist. Vervollständigt wird dieses Bild dann durch das am südlichen Ende jener Straße gelegene mittelalterliche Hospiz (1447) und nicht minder durch die vielen Burgen und festen Häuser, die sich einst um jenen Ort herumgruppierten (Trautson, Aufenstein, Arnholz, Latschburg, Bergstein), und die wir gleich zahlreich erst wieder in Sterzing und Brixen antreffen.

Auf die eigentliche Ursache der Bedeutung Matreis führt uns aber ein Gang nach dem Nordausgang des Ortes, weil hier, unmittelbar unter der Burg Trautson, jene wichtige Straßenteilung liegt, durch die sich der Weg nach dem Inntal in zwei, durch die tiefe und lange Schlucht der Sill getrennte Arme spaltet. Von diesen ist der eine westliche die eigentliche Brennerstraße, die wir bei Wilten betreten hatten, während der andere, östliche, die Richtung nach Hall einschlägt. Auf letzterer Linie, die in ihrer Anlage von der gegenüberliegenden Brennerstraße ganz verschieden ist, und die in großen aber unmodernen Windungen die Schluchten der in die Sill herabstürzenden Bergbäche umgeht, um dann hoch über das Plateau nach Hall hinabzuziehen, zeigt schon der Augenschein ebenso wie die alten Ortsnamen (Pfons, Gedeier, S. Peter, Igls, Vill, Lans) das hohe Alter der Straße an. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß das selbständige Ziel dieser Straße nur der östlich der Sill gelegene Teil des Unterinntals sein kann, und daß ihre Existenz daher durchaus geeignet ist, nicht nur die frühere Bedeutung von Hall sondern auch diejenige von Ambras zu unterstreichen. Ebenso kann aber auch die seit der Römerzeit kaum eine Unterbrechung erleidende Geschichte von Matrei selbst darauf führen, dieser Strecke ein hohes Alter zuzusprechen; denn es ist jedenfalls Tatsache, daß wir uns im Mittelalter dort viel früher als in Wilten auf sicheren historischen Boden be-

finden. Schon 1060 wird Matrei und dann immer wieder genannt[1]), und bereits vor den Grafen von Tirol sind die Bischöfe von Brixen als die Herren dieses Platzes erkennbar, wie auch die hier ansässigen Lehnsleute derselben, die Aufenstein und die Trautson, zu den ersten Geschlechtern des Landes im Gebirge gehörten.

Wenn wir das Bild des Brennerpasses selbst mit demjenigen an den anderen belebten Alpenpässen vergleichen, so muß es sofort auffallen, daß dieser nicht über ein weites unwirtliches Hochplateau sondern in einem sauber abgemessenen und von hohen Bergwänden umgebenen Engpaß nach Süden hinüberzieht, und wenn das Mittelalter einst hier die Stelle am Lueg in antro oder in spelunca nannte, so hat es damit ganz das Richtige getroffen[2]). Zu bemerken wäre auch das Fehlen irgendwelcher Hospizgründung auf dieser so außerordentlich betretenen Übergangsstelle, obwohl jener Mangel seine Erklärung darin findet, weil an dieser wirtlichen Alpenstraße die Ortschaften selbst südlich und nördlich bis nahe an die Paßhöhe herantreten können. Trotzdem enthüllen sich gerade hier in der Nähe dieser Paßhöfe, wenn man in das Kulturbild der alten Zeiten tiefer einzudringen sucht, eine ganze Reihe ungeahnter Fragestellungen und Schwierigkeiten. Denn wenn man nördlich Steinach den Spuren des alten Straßenzuges nachgeht, so laufen diese nicht wie heute durch die Schlucht von Stafflach und dann durch Gries hindurch sondern ganz offensichtlich höher, am westlichen Talrand entlang über Noesslach, um dann in Vinaders anzukommen. Dieses Vinaders liegt nun zwar ganz abseits der Richtung, die heute direkt nördlich auf den Brennerpaß zuführt; es ist aber trotzdem die älteste Pfarre der Gegend und als solche auch dem h. Leonhard geweiht, der sich ja nicht selten an den mittelalterlichen Straßenpunkten einzustellen pflegte; auch den Namen Vinaders selbst hat man als Station der Weinhändler zu erklären versucht[3]). Südlich des Brenners treffen wir dann den ersten sicheren geschichtlichen Untergrund wohl weniger in Gossensass selbst als in dessen unmittelbarer Nähe, in Straßberg, wo nicht nur der Name sondern auch die ganze Anlage heute die frühere Bestimmung dieses Platzes als einer rechten Straßensperre kundtun, dessen Besitz aber sehr bald den Händen der Bischöfe von Brixen entglitt und in die Gewalt der Tiroler Fürsten kam, deren Pfleger hier zugleich als Richter von Sterzing seit 1309 ihren Sitz aufgeschlagen hatten[4]).

Sterzing. Wenn, wie wir schon erfahren haben, im J. 828 jener Quartinus ercheint und bei dieser Gelegenheit auch dessen in jener Gegend gelegene Besitzungen aufgezählt werden[5]), so ist dies eine Nachricht, die wie ein Blitz aus dunkler Nacht einmal auf die Verhältnisse am Südabhang des Brenners ein rasch verschwindendes Licht wirft, und die besonders deshalb interessant ist, weil sie den Schluß rechtfertigt, daß damals in jenem Landstrich ganz geordnete, wenn

[1]) F. 1906. S. 148. [2]) W. S. 134. [3]) St. S. 53; vgl. Scheffel, Die Brennerstraße zur Römerzeit Berlin 1912, S. 54f. [4]) Fischn. S. 12, 57. [5]) Ju. S. 267.

nicht ganz behagliche Verhältnisse geherrscht haben mögen. Volle vier Jahrhunderte gehen aber seitdem wieder dahin, in denen von jener Gegend nicht das Geringste verlautet. Aber auch hier kann uns, ebenso wie bei Bozen oder Meran, ein Blick auf die Landschaft sofort darüber belehren, daß wir die eigentliche mittelalterliche Geschichte Sterzings nicht in dem Orte selbst sondern in den Burgen und Ortschaften zu suchen haben, die, höher als die Talebene gelegen, jenen Ort wie ein Kranz umwinden. Außer Straßberg sind dies das nach dem Jaufen zu gelegene Wolfsthurn und Reifeneck, dann weiter Thunburg, Elzenbaum (1149 Elsenpoum) Reifenstein (1100 Riffinstein), Sprechenstein und Trens (1060 Trentis), und wir sagen auch hier bereits nichts Neues mehr, daß das Hauptereignis in der Geschichte der dortigen Burgen nichts anderes ist, als wie sie auf diese oder jene Weise in die Gewalt der Tiroler Fürsten gekommen sind.

Im dreizehnten Jahrhundert, also mit dem Beginn jener besonders gearteten Zeitepoche, die eben in der Geschichte der Alpenländer, wie man will, viel zeitiger oder viel später als anderswo eintritt, stellt sich dann aber auch hier pünktlich der Ort Sterzing ein, und auch fast in derselben Weise, wie wir es schon bei Innsbruck kennen gelernt haben. Wie dort wenn auch nicht der redende Name des Ortes, aber doch der gottesarme Wegfahrer als redendes Stadtwappen, das hier aus der Not eine Tugend macht. 1204 wird Sterzing das erste Mal urkundlich genannt, hierauf 1252 und 1296, bis man 1314, was nicht unwichtig ist, sogar eine Leihbank daselbst vorfindet[1]). Wenn nun aber bei dem Verlaufe dieser ganzen Entwickelung die Ähnlichkeit mit Innsbruck zunächst besonders in die Augen fällt, so müssen doch hier trotzdem andere Kräfte als dort am Werke gewesen sein, wo die mächtigen Andechser Grafen recht eigentlich die Entstehung von Innsbruck in die Hand nahmen, und wir werden jene in Sterzing darin zu suchen haben, daß gerade hier die nördliche Schwelle der Jaufenstraße lag, deren Glanzzeit ja auch in das dreizehnte Jahrhundert fällt.

Brixen und seine Umgebung im Mittelalter.

In der Gegend von Franzensfeste und Brixen hat das Zeitalter der Eisenbahnen dagegen in kurzer Frist so viele neue Bedingungen geschaffen, daß es heute hier viel schwerer ist, sich das Straßenbild der alten Zeit zurückzurufen. Die Wichtigkeit dieser Stelle hat ja stets darauf beruht, daß sich hier die Straße aus dem Pustertal mit der Brennerstraße vereinigt, ein Treffpunkt, der heute für den Verkehr einzig und allein gebieterisch in dem Bahnhof Franzensfeste mit allem, was zu diesem gehört, verankert liegt. Im Mittelalter sehen wir jedoch dort ringsherum ein ganz anderes, komplizierteres Wegebild vor uns, das jedoch, wenn man genau hinsieht, in dem Bau der Landschaft, in der Mischung von Hochgebirge und Mittelgebirge und in der Richtung der nach Süden durchbrechenden Gewässer, seine zwingende Grundlage hatte. Der Abfall des Mittelgebirges, der sich vom Hochplateau von Spinges aus zungenartig nach Süden

[1]) W. S. 113, 115.

bis nach Neustift hinab erstreckt, und der östlich und westlich von den tief eingeschnittenen Flußtälern des Eisak und der Rienz umfaßt wird, mußte früher ganz von selbst zwei verschiedene Ablaufpunkte entstehen lassen für diejenigen, die aus dem Pustertal kommend auf der Brennerstraße weiter ziehen wollten, derart, daß die einen, deren Ziel in Brixen oder weiter im Süden lag, bereits bei Schabs die Straße aus dem Pustertal verließen, die anderen, nach Norden Reisenden dagegen noch den Eisak mittelst der Ladritscher Brücke überschritten und erst dort in die Brennerstraße einbogen. Dieser letztere Vereinigungspunkt lag demnach bei dem heutigen Weiler Unterau und war, wenn auch überschattet von umfangreichen modernen Bauten, bis vor kurzem an der Straßenkirche und an dem alten Gasthaus daselbst noch ganz deutlich zu erkennen, während sich als eigentlicher Wachposten dicht neben ihm die Brixener Klause erhob.

Von hier zog dann die Brennerstraße weiter nach Süden, bis Waidbruck sich immer eng an die westliche Talseite anschmiegend und so auch nur an dem westlichen Rand der Stadt Brixen vorbeiführend, dort, wo heute das alte Gasthaus zum Elefant liegt, so daß an dieses einst sein Besitzer mit vollem Recht den Spruch anschreiben lassen konnte: Wer da baut an der Straßen muß jedermann von sich reden lassen. Schon hierdurch kommt es aber auch zum Ausdruck, daß wir in Brixen, anders als in Innsbruck, Sterzing oder Bozen, durch die jene Straße mitten hindurchführt, niemals einen eigentlichen Handelsort zu suchen haben, und daß die geschichtliche Bedeutung dieses Platzes eine Schicht tiefer, in der Periode der Römerzüge liegt. Wir befinden uns aber auch hier wirklich an einem Punkte der Brennerstraße, an dem wie nur noch in Trient oder Verona die deutsche Kaisergeschichte haftet. Zwar wissen wir nicht, wie viele der deutschen Herrscher hier einmal vorübergezogen sind, aber selbst diejenigen, die sich zweifellos in Brixen aufgehalten haben, bilden eine stattliche Reihe; neben Heinrich IV. (1080) sind es Otto II. (967), Konrad II. (1027), Heinrich III. (1055), Otto IV. (1209), Friedrich II. (1236) und dessen Sohn Heinrich (1226)[1].

Der älteste Teil Brixens, und so auch derjenige, um den sich alles jenes durch die Römerzüge hervorgerufene Getriebe herumgruppiert hat, steht heute noch in den Grundmauern der Domkirche, die im J. 1174 das erste Mal abbrannte, und besonders in dem an sie südlich anstoßenden Gebäuden, dem Kreuzgang, der Johannes- und der Liebfrauenkirche vor uns, und gerade letztere gehört deshalb wohl zu den denkwürdigsten Stätten der Alpen, weil in ihr ein Teil der ältesten Wohnung der Brixener Bischöfe erhalten geblieben ist, bei denen auch die deutschen Herrscher bei ihrer Durchreise einzukehren pflegten. Dicht unter dem Schatten der Domtürme, im Kreuzgang und in der Johanniskirche haben wir nun auch den Ort jenes Konzils vom J. 1080 zu suchen, und es ist schon etwas von ernster Stimmung, die denjenigen überkommen kann, der

[1]) W. S. 80 f.

heute durch den stillen Ort nach jenen einfachen und mit ganz geringen Mitteln aufgeführten kirchlichen Gebäuden schreitet und dabei an die Zeiten denkt, als hier jene Versammlung stattfand, an der das ganze Abendland auf das Tiefste interessiert war.

Klausen und Seben.

An keinem anderen Punkte der Brennerstraße aber ist bis heute wohl das Bild des Mittelalters treuer erhalten geblieben als in Klausen. Dies zeigt sich überall, an dem eng zusammengedrängten Ort, dem es durch seine Lage einfach unmöglich gemacht ist, sich über den alten Kern auszudehnen, an dem Stadttor mit der (neueren) Hospizkirche dicht daneben, und — ein kleiner aber wichtiger Zug — an dem Erdboden, der im Laufe der Jahrhunderte sich derart erhöht hat, daß jetzt hier ebenso wie in den altberühmten Stätten Italiens der Fußboden der Kirchen stufentief unter der Straßenoberfläche liegt. Das, was an Klausen von je her das Wichtigste war, findet sich aber ganz ausgesprochen am Südende des Ortes, dort, wo die Pfarrkirche und die Eisakbrücke liegen, und wo sich dicht darüber der Turm Branzoll erhebt, an dem der einzige Weg vorbei muß, der überhaupt nach Seben hinaufführt.

Dieser Sebener Felsen kann nun aber nicht etwa bloß wegen seiner Geschichte einen besonderen Gegenstand des Interesses bilden, sondern allein schon wegen seiner eigenartigen Gestalt und seiner beherrschenden Lage; er ist merkwürdig ebenso durch seine hohen, in regelmäßiger Steilheit sich erhebenden Wände wie durch die verhältnismäßig große Ebene, die sich auf dieser geschützten Höhe ausdehnt und die dadurch um so wohnungsfreundlicher wird, weil sie, von Norden langsam abfallend, der begehrenswerten Südseite ihr volles Gesicht zeigt. Schon auf diesen Tatbestand gründet es sich daher, daß wir hier an einer Stätte uralter Kultur stehen, und daß wir auch im Mittelalter dort oben, nicht unten in Klausen, den Brennpunkt der ganzen Umgegend zu suchen haben.

Die mannigfachen kirchlichen Gebäude, die sich heute hier erheben und die zum weitaus größten Teil erst aus der neueren Zeit stammen, lassen trotzdem noch ganz gut erkennen, wie es hier im Mittelalter ausgesehen hat, als die dortigen kirchlichen Bauten in starke und ausgedehnte Befestigungsanlagen eingebettet lagen. Diese Anlagen bedeckten damals die ganze Oberfläche der Höhe und waren unverkennbar in verschiedene Abschnitte gegliedert, deren wichtigster, die eigentliche Hochburg, wie es die Gestalt des Sebener Felsens nicht anders zuläßt, im Norden gelegen war. Der Umfang dieses letzteren Teiles entspricht weiterhin genau dem heute von dem Nonnenkloster eingenommenen Raum, und es klingt nicht unwahrscheinlich, daß, wie berichtet wird[1]), gerade an dieser Stelle noch wichtige Reste jener alten Burg existieren, — Prätorium und Königssaal werden sie mangels anderer besserer Bezeichnungen genannt — die eingebaut in die glatten Fronten des Nonnenklosters heute den Blicken der Außenwelt entzogen sind.

[1]) N. A. S. 16f.

So vereinigte dieser Straßenpunkt alle Eigenschaften in sich, um Seben und Klausen auch im Mittelalter eine hervorragende Wichtigkeit zu verleihen, und wir treffen hier daher auch einen kostbaren Besitz der Brixener Bischöfe an, der diesen, als sie wirkliche Fürsten des Reiches waren, nicht nur als wirksame Straßensperre sondern besonders auch als eigentliche Landesfestung dienen mußte. Tatsächlich erscheint nun auch das Geschlecht der alten Sebener Burggrafen, das nebenbei, wie die Namen seiner Mitglieder erkennen lassen, deutschen Stammes gewesen ist[1]), im elften und zwölften Jahrhundert durchaus als die rechte Hand seiner geistlichen Lehnsherren, während die Ritter und Pfleger von Seben, denen es später Platz gemacht hat, sich in nichts von dem übrigen Tiroler Adel unterscheiden. Auch der Klause unter Seben wird von den mittelalterlichen Geschichtsschreibern mehrmals gedacht, wie dies an sich schon ein seltener Fall ist, wenn man eine solche Sperre nicht nur als allgemeinen Begriff sondern wirklich in Verbindung mit einer bestimmten Örtlichkeit genannt findet. Die Bezeichnung als clusa sub Sabione sita, wie sie zum ersten Male im J. 1027 vorkommt[2]), ist aber besonders um deswillen interessant, weil dies ja genau derselbe Name (Subsabione) ist, den jener Ort schon vor einem Jahrtausend führte, und weil wir demnach hier ein treffliches Beispiel der Kontinuität der Kulturentwickelung Südtirols in dem ersten nachchristlichen Jahrtausend vor uns haben. Genannt wird jene Klause dann ebenso im J. 1177 als Brixener Zollstelle und besonders noch 1237, als Kaiser Friedrich II. auf seinem Römerzug hier Station machte[3]). Aus den dürftigen und unsicheren Nachrichten, die wir sonst noch über die in Tirol gelegenen Klausen haben, die wir aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Sebener Klause beziehen können, schimmert übrigens so etwas hindurch, als ob zuweilen auch die Herzöge von Bayern gewaltsam an diesem Punkte eingegriffen hätten[4]).

Von Klausen nach Bozen.

Der Weg von Klausen südwärts, wo sich das Eisaktal immer mehr zur Schlucht verengt, ist eine Straßenstrecke, an der man besonders deutlich wieder jene Beobachtung machen kann, daß die Wirkungen des Verkehrs auch in früheren Zeiten seitwärts der großen Heerstraße kaum weiter zu dringen pflegten als der Hufschlag der Reittiere oder das Rädergerassel der durchgehenden Wagen zu vernehmen war. So finden wir hier östlich der Brennerstraße, vom Villnöstal bis nach Aldein sich hinziehend, jenes hochgelegene aber wohnliche Bergland, zu dem erst im neunzehnten Jahrhundert bequeme Zugänge vom Eisak- bezl. Etschtal her geschaffen worden sind, und das daher auch heute noch wie die Seiten eines alten aufgeschlagenen Buches vor uns liegt. Die vielen Ortschaften, die dort wie aus einer Musterkarte nach den typischen Heiligen dieses Gebirgslandes benannt sind (S. Peter, Valentin, Vigil, Ulrich, Christina, Oswald, Nicolaus, Georg), reden eine deutliche Sprache, welch' überwiegender Anteil an der Entstehung der dortigen Kultur der Kirche zuzusprechen ist; sie

[1]) Mor. S. 15. [2]) Ju. S. 306. [3]) N. A. S. 4f. [4]) N. A. S. 18.

müssen aber gerade deshalb die Aufmerksamkeit um so mehr auf diejenigen lenken, die jenes vermissen lassen, weil wir in diesen zweifelsfrei die ältere Schicht vor uns haben (Tiers, Seis Siusis, Prösels Pressels, Völs Fellis). Auch heute noch hebt sich als der alte Vorort dieser Gegend Kastelruth heraus. Wenn dieses als castellum ruptum urkundlich schon im J. 985 genannt wird, so lag demnach damals die über dem Orte gelegene Burg in Trümmern; sie muß aber doch dann später noch einmal aufgebaut worden sein, da sie im dreizehnten Jahrhundert von neuem einen umstrittenen Punkt abgegeben hat[1]).

Die tief unter Kastelruth gelegene Trostburg (Tirestberch) beherrschte dagegen einst die wichtige Stelle, wo die Brennerstraße vom Eisaktal auf Nimmerwiedersehen Abschied nahm, um weiter bis Bozen den Weg über den Ritten einzuschlagen. Dem Burgenkundigen wird es sofort auffallen, wie diese Feste mit ihrer schlanken Gestalt ganz jenen malerischen mittelalterlichen Wasserburgen gleicht, ein Aussehen, das sie deshalb angenommen hat, weil sie, auf engem und geschütztem Raume zusammengedrängt, mit ihrer ganzen Anlage in die Höhe rücken mußte, während im Innern besonders der untere Teil schon durch seine riesigen und durch das Alter buchstäblich geschwärzten Quadern zu erkennen giebt, daß er in viel früherer Zeit als die höheren, im sechzehnten Jahrhundert errichteten Stockwerke entstanden ist[2]). Nicht weniger eindrucksvoll redet hier jedoch von dem mittelalterlichen Straßenleben auch die Leonhardskapelle gegenüber in Kollmann. Dieser alte Bau, der sich genau an der Stelle findet, wo einst der alte Weg vom Tale nach der Höhe abbog, steht infolge seiner Größe und seines anspruchsvollen Grundrisses als Straßenkirche ganz einzig da, und wenn die Kette, die diese Kirche von außen umschloß, ganz aus den Hufeisen geschmiedet war, die im Laufe der Zeiten von den Saum- und Fuhrleuten geopfert wurden[3]), so hätten wir demnach hier in mittelalterlicher Weise dieselbe Regung, dasselbe Motiv vor uns, das einst die Reisenden des Altertums veranlaßte, Münzen an den schwierigen Wegestellen als Weihgabe niederzulegen.

Von Kollmann bis zum Dorfe Rentsch bei Bozen erstreckt sich nun jener Höhenweg, der bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts[4]), also ein und ein halbes Jahrtausend hindurch, als Teilstrecke einer der wichtigsten Heerstraßen Europas benutzt worden ist. Er mußte entstehen, da sich hier unten im Tale der Eisak durch eine enge, stundenlange und früher fast unwegsame Schlucht hindurchzwängte, und er konnte auch nur die Richtung über den Ritten einschlagen, da die Reise von Waidbruck nach Bozen sich hier nicht nur kürzer gestaltet, sondern weil sie, nachdem einmal der Anstieg überwunden ist, auch viel bequemer und ebener dahinführen kann als auf der durchschnittenen und

[1]) N. A. S. 77, 79. [2]) Der kulturgeschichtlich wertvollste Teil der Trostburg war bis vor kurzem ein im Erdgeschoß neben der Kapelle gelegenes, mit drei Tonnengewölben überdecktes und ganz in romanischem Stile errichtetes Profanzimmer. [3]) N. A. S. 62. [4]) W. S. 149.

unregelmäßig gebildeten Gebirgslandschaft, die sich dort östlich des Eisak ausbreitet. Die Besiedelung des Rittens im Altertum ist schon aus den mannigfachen antiken Ortsnamen daselbst ersichtlich; gegen die Begangenheit und Belebtheit dieses Weges im Mittelalter braucht es aber gerade hier nicht zu sprechen, wenn diese heute mehr abseits gedrängt worden sind, und wenn heute hier die eigentlichen Straßenpunkte sämtlich nur einen reindeutschen Klang haben. Denn diese Orte erscheinen nun auch ganz deutlich in den mittelalterlichen Reiseberichten, an der Spitze, als die gebräuchliche Nachtstation zwischen Klausen und Bozen, Lengstein[1]), dem im J. 1177 von Friedrich Barbarossa in Venedig das Recht zur Abhaltung eines Marktes verliehen wurde, dann Unterinn (Unna) und Lengmoos, das einst bezeichnenderweise Ober- und Unterstraß hieß[2]), und wo auch einmal der Aufenthalt eines deutschen Herrschers bezeugt ist, da die bekannte Verfügung, durch die Konrad II. den Bischof von Trient mit den Grafschaften an der Etsch belehnte, von jenem im Frühjahr 1027 hier oben erlassen worden ist[3]). Der Punkt, wo dies geschah, wird damals freilich nur als Mons Ritena locus, qui dicitur fontana frigida, bezeichnet; es kann dieser aber kaum ein anderer als Lengmoos gewesen sein, wenn man entdeckt, daß die Quelle, die hier zum Hause des deutschen Ordens geleitet wird, noch heute Kaltenbrunn heißt[4]).

Und so vermag auch heute noch jener alte Weg, der freilich, wie sein Name sagt, nur zu Pferd und nicht zu Wagen benutzt werden konnte, noch genug Zeugnisse des alten mittelalterlichen Straßenlebens aufzuweisen, hier, wo überall und besonders auch an den wichtigen Wegestellen (S. Verena, Sebastian, Justina) eine Kapelle auf die andere folgt, wo ebenso das alte, aus großen Quadern errichtete Pflaster und auch an dessen Rändern jene alten ausgemauerten Schächte vorhanden sind, die zum Sammeln des Regenwassers auf diesem dürren Hochplateau dienen sollten. Einige Aufmerksamkeit können hier aber auch manche der alten an der Straße gelegenen Höfe auf sich lenken, weil deren ganze Bauart durchaus nicht auf landwirtschaftlichen Betrieb eingerichtet ist. Die Kapellen, die hier innerhalb der Umfriedigungen liegen, die festen Gewölbe, die weiten Torbögen, die auf letzteren befindlichen, auf Schmiedearbeit hinweisenden steinernen Hausmarken, lassen vielmehr darauf schließen, daß jene Gebäude einst als Einkehr für die Reisenden dienen sollten, und daß wir daher hier möglicherweise eine besonders alte Art der mittelalterlichen Gasthöfe vor uns haben. Auch die für jene Höhengegend immerhin stattliche und ganz in einem Gusse in gotischem Stile errichtete Niederlassung des deutschen Ordens in Lengmoos fügt sich wie das Herzstück in alles dieses hinein.

Charakter der Bozner Landschaft im Mittelalter.

Dieser einzig dastehende mittelalterliche Höhenweg ist es nun auch, den Vincenz von Prag im Auge gehabt hat, als er bei einem Römerzuge Friedrich Barbarossas von dem Mons Pausanus redet[5]). Der Aufenthalt deutscher Herr-

[1]) N. A. S. 5; W. S. 127. [2]) Atz. S. 148. [3]) W. 126. A. 7. [4]) Atz. S. 165. [5]) W. S. 96.

scher in Bozen gelegentlich der Römerzüge ist außerdem bezeugt bei dem Rückzug desselben Kaisers im J. 1155, kurz nachdem er sich durch die von den Veronesern besetzte Klause glücklich Bahn gebrochen hatte[1]), dann im J. 1191 bei dem Zuge Heinrichs VI., 1220 bei demjenigen Friedrichs II.[2]), und zuletzt 1267 bei dem Zuge Konradins[3]). Man bemerkt sofort, daß diese Fälle sämtlich nur der Zeit der Staufer angehören, und daß es demnach seinen besonderen Grund haben muß, wenn der Ort Bozen nicht früher erwähnt wird. Die Erklärung liegt aber allein darin, daß dieser Ort erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters der Schwerpunkt jener ganzen Gegend geworden ist, und daß deren reiche und bewegte Geschichte vorher von einem jener mittelalterlichen Dynastensitze nach dem anderen gewandert ist, die hier gleichfalls so zahlreich wie nur möglich überall im Tal und auf den Berghängen verstreut liegen.

Ein eigentümlicher, fröhlicher Unterton ist es nun, der zumeist in den Berichten jener letzten Römerzüge, sobald sie von Bozen reden, anklingt, die Kunde von dem Bozner Wein, der auf alle, die hier durchkamen, hoch und gering, einen gewaltigen und berechtigten Eindruck gemacht hat. Aber auch dies ist nur ein getreuer Ausdruck der Wirklichkeit, da diese ganze Gegend bis zu den Zeiten, als Bozen zur Handelsstadt wurde, wirtschaftlich allein unter dem Zeichen der Weinkultur gestanden hat, und hier wirklich Jahrhunderte hindurch um diesen roten Wein, um den Besitz der Weingüter, auch viel rotes Blut geflossen ist[4]). Zwei Diener der Kirche, der Bischof von Freising und der Abt von Innichen, eröffnen mit einem solchen Streit diesen Reigen bereits in der Mitte des neunten Jahrhunderts[5]), und so geht es weiter die Jahrhunderte hindurch; auch die Stiftungen, die dann am Ende des Mittelalters für die Bozner Pfarrkirche gemacht werden, sind fast durchgängig auf den Einkünften begründet, die aus solchen Weingütern fließen[6]).

Der Reichtum und die Vielseitigkeit der geschichtlichen Erinnerungen, wie sie bei Bozen dem Besucher entgegentreten, haben ihren Hauptgrund in der Stellung jener Gegend als geographischer und politischer Grenzpunkt und in der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Gewalten, die sich hier nacheinander in hellem Streit oder in zähem, berechnenden Ringen den Rang abgelaufen haben. Es kann tatsächlich kein besseres Zeugnis für die Vortrefflichkeit dieses Landstriches geben, als wenn wir um die Wende des ersten Jahrtausends, also zu den Zeiten der größten wirtschaftlichen Machtentwickelung der Kirche, nicht mehr als zwanzig und einige kirchliche Gewalten die Hände nach jenem Besitz ausstrecken und in der Bozner Gegend begütert sehen[7]). Wenn zu gleicher

---

1) O. F. S. 178. 2) W. S. 82, 83. 3) Oe. II. S. 237. 4) Wenn Otto von Freising (O. F. S. 178) sagt, daß Bayern von Bozen „mit einem süßen und zur Ausfuhr nach auswärtigen Gegenden geeigneten Landwein versorgt wird“, so ist dies deshalb von Interesse, da diese Kunst jetzt einigermaßen verloren gegangen zu sein scheint. 5) Atz. S. 200. 6) Spornberger, Geschichte der Pfarrkirche, Bozen 1894, S. 77 f. 7) Atz. S. 6, 197, 200.

Zeit hier die Landesherrschaft aus dem Besitz der Karolinger in die der Herzöge von Bayern und von diesen wieder in die der Bischöfe von Trient übergeht, so hat dies alles, auch im letzteren Falle, jedoch viel weniger zu bedeuten als die wirklichen Zeichen eines scharfen Regiments, das hier von den Eppaner Grafen ausgeübt wurde, und das so den ältesten erkennbaren Abschnitt der mittelalterlichen Geschichte der Bozner Gegend bildet. Die Blüte dieser Eppaner Grafen, einer Seitenlinie der Welfen [1]), fällt in das elfte und zwölfte Jahrhundert; sie waren in der Bozner Grafschaft die Lehnsleute des Bistums Trient, aber sicherlich keine sehr bequemen, und es macht überhaupt ganz den Eindruck, als ob das Schicksal diesem Geschlecht zuerst vor allen anderen jene große Zukunft in den Schoß gelegt habe, in die weltliche Herrschaft über Tirol hineinzuwachsen.

Die Eppaner Grafen.

Eine Katastrophe eigener Art, über die wir zufällig genauer unterrichtet sind, weil ihre Kreise in die deutsche Reichsgeschichte hinübergreifen, mußte dazu dienen, diese Entwickelung zu zerstören. Als im J. 1158 Papst Hadrian IV. zwei Gesandte aus Italien zu Kaiser Friedrich Barbarossa abgeschickt hatte, wurden diese auf ihrer Reise durch Tirol von den Grafen von Eppan, „bei denen der verruchte Hunger nach Gold die Oberhand gewonnen hatte, gefangen genommen, ausgeplündert und in Banden gelegt, eine Roheit, die jedoch der Herzog von Bayern (Heinrich der Löwe) bald darauf gebührend rächte“ [2]). Wenn sich nun auch der Hunger nach Gold durchaus mit welfischen, und der Vetternhaß des Herzogs mit allgemein menschlichen Eigenschaften in Einklang bringen läßt, und wenn hier, wie natürlich, auch die Gewaltsamkeit des Mittelalters in Rechnung zu ziehen ist, so bleibt trotzdem bei diesem Unternehmen ein solcher Teil Verwegenheit, ein durch Generationen hindurch großgezogener Übermut übrig, daß jene Leute schon um deswillen das Interesse herausfordern müssen. Aber gerade nach dieser Richtung hin machen sich auch die mangelhaften Seiten der mittelalterlichen Geschichtsquellen geltend. Gewiß, wir wissen schon einiges von diesen Eppaner Crafen, aber über allen diesen Gestalten lagert es doch wie eine dichte Staubschicht, die uns die feineren Formen, die geistigen Regungen verschleiert, und es ist sicher, daß uns alle jene Vorgänge, selbst wenn wir bloß die Hälfte der Nachrichten über sie besäßen, viel klarer vor Augen stünden, wenn sie dem klassischen Altertum angehören würden.

Tatsache bleibt aber, daß seit diesem Zeitpunkt die Stellung der Eppaner an Festigkeit eingebüßt hat, und daß sie dann bald völlig vom Schauplatz verschwinden, wenn auch die Beseitigung dieser mächtigen Vasallen viel weniger dem Hochstift Trient sondern zuguterletzt einem Dritten, dem Tiroler Grafengeschlecht, zur Freude gereichen sollte. Im folgenden dreizehnten Jahrhundert ist freilich nun die Macht Trients zunächst wieder mit doppelter Stärke nach Norden vorgeschritten und hat hier alle Verhältnisse durchdrungen. Damals besaß dieses Bistum auf dem Ritten einen Hof [3]) und um Bozen herum eine

[1]) Vgl Anh. 24. [2]) Ra. S. 40 f. [3]) Atz. S. 148.

Burg neben der anderen; Weineck und Greifenstein sind seine Lehen, und auch diejenigen, die neu gebaut werden, wie Wanga und Runkelstein, „sollen jederzeit dem Bischof offenstehen“ [1]). Das Wichtigste von allen diesen scheint aber doch bereits damals die Stadt Bozen selbst gewesen zu sein, wenn wir aus dem J. 1256 hören, daß sie tausend Pfund Berner an jährlichen Steuern nach Trient zahlen mußte [2]). Je länger um so bedrohlicher haben dann aber auch hier von Norden her die Tiroler Grafen an die Pforten dieser Stadt angepocht. Der erste Posten, den sie dicht vor Bozen an sich brachten, ist das Schloß in Gries gewesen, das, wie heute noch ersichtlich, deshalb so besonders stark und fest gebaut sein mußte, weil es mitten in der Ebene lag. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts hat daher einmal zwischen den Bischöfen von Trient und Meinhard II. von Tirol der Streit um die Stadt Bozen in hellen Flammen gestanden [3]), wenn er dann auch noch zwei volle Jahrhunderte hindurch weiterbrannte, und erst im J. 1473 kann er als wirklich entschieden gelten, als die Zitadelle der Bozner Ebene, Sigmundskron, in den Besitz der Tiroler Grafen überging.

Die Stadt Bozen.

So kann man auch nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert von einer eigentlichen Geschichte der Stadt Bozen reden, und wenn jene außerdem ganz ähnliche Züge wie diejenige Innsbrucks zeigt, so ist dies nur ein Zeichen dafür, wie stark und gleichmäßig hier überall das neue Zeitalter hereingebrochen ist. Wie dort liegen auch hier die ältesten mittelalterlichen Gründungen ein Stück abseits der späteren Handelsstadt, in Gries, das zuerst Zella hieß und 1166 dem Bistum Freising gehörte [4]), und „in der Aue“ südlich davon, wo das erste Kloster in dieser Gegend angelegt wurde [5]). Auch bei Bozen weist das älteste, heute nicht mehr gebräuchliche Stadtwappen eine Brücke auf. Während des dreizehnten Jahrhunderts tritt dann aber auch hier ein Zeugnis nach dem anderen an das Tageslicht, das die aufstrebende Handelsstadt kennzeichnet, die Zölle, die jetzt reiche Einnahmen abwerfen, die Geldinstitute und die zweimal im Jahre stattfindenden Messen [6]). Dies sind nun auch dieselben Zeiten, in denen das alte Stadtbild Bozens, so wie es sich heute noch erkennen läßt, fertig geworden ist. Damals begann auch der Bau der Bozner Pfarrkirche, an der deshalb nicht vorübergegangen werden darf, weil in dem Aussehen dieser einen Kirche sich das Schicksal der ganzen Landschaft wie im Bilde widerspiegelt. Die ersten Anfänge lassen in der Anlage und im Einzelnen hier durchaus die Nachbarschaft des Südens und im besondern die von Trient erkennen, während der Bau dann später, freilich nicht zum Vorteil des künstlerischen Resultates, immer mehr in die gotische Form hineinwächst. Es ist dies alles aber nichts anderes als eine Folge der politischen Zugehörigkeit Bozens zu Tirol, die hier zugleich den nördlichen Kultureinflüssen vollends die Pforte öffnete. So scharf und mit

1) Atz. S. 192; Erb. S. 7. 2) W. S. 115. 3) Atz. S. 12. 4) Atz. S. 196, 201. 5) Atz. S. 230.
6) W. S. 102, 103, 113, 100.

jenem leidenschaftlichen Einfluß auf das Denken und Handeln wie heute pflegten sich freilich während des Mittelalters die nationalen Empfindungen ganz und gar nicht zu äußern[1]), aber eine stille, nachhaltige Wirkung ließen sie sich auch damals nicht nehmen, und schon deshalb war es kein unwichtiges Ereignis, wenn schließlich in Sigmundskron der Gastaldo Trients, der hier Jahrhunderte hindurch seinen Sitz gehabt hatte, dem Richter der Tiroler Fürsten Platz machte.

Wie aber die antike Topographie der Bozner Ebene der Forschung so besonders schwere Aufgaben stellt, so läßt auch das Mittelalter nicht ab, uns hier seine Rätsel aufzugeben; denn die Geschichte der heutigen Stadt Bozen wird so lange nicht auf sicherer Grundlage ruhen bis nicht die Ursache dafür gefunden ist, warum die längste und wichtigste Straße der Stadt, die Laubengasse, nicht in der hier doch alles beherrschenden Richtung von Nord nach Süd sondern in direktem Gegensatz hierzu von Ost nach West läuft. Das spätere Stadtbild, bei dem die vom Ritten herabkommende Brennerstraße durch die heutige Bindergasse, wo die ältesten Gasthöfe der Stadt liegen, dann durch die Lauben und schließlich durch die heutige Goethestraße zur Eisakbrücke gelangte, ist ja doch nur ein Abbild, wie der Verkehr sich mit jener Orientierung auseinandergesetzt hat, die er bereits hier vorfand. Eine noch viel bösere Stelle findet sich nun aber nicht weit außerhalb der Stadt, nördlich, am Eingange des Sarntales. Heute sehen wir hier auf einem verhältnismäßig engen Raum zusammengedrängt eine überraschende Menge von Burgen (Troyenstein und Klebenstein, Runkelstein und Ried, das Fingellerschloß, Wangen u. a. m.), eine Situation, wie man sie schießlich zwar noch hie und da in den Alpen, aber dann doch nur an den allerwichtigsten Wegestellen auftreiben kann. Was wollen alle diese Burgen hier! Es ist klar, daß, wenn man hierfür eine Erklärung sucht, die mittelalterliche Bedeutung des Sarntales in erster Linie mitzusprechen hat. Daß auch auf dieses einmal der Verkehr ein Auge geworfen hätte, dafür könnte nun allerdings das Vorkommen des deutschen Ordens in Sarnthein als Anhalt dienen[2]), obgleich doch auch wieder ein Blick in diesen Ort zeigt, daß er sonst nicht das Geringste von jenen charakteristischen alpinen Straßenpunkten an sich hat. Hätten wir in jenen Befestigungen am Eingange des Sarntales dagegen lediglich Talsperren vor uns, so wären doch wieder ein oder zwei derselben genügend gewesen, und wenn wir schließlich auch mit Recht in Betracht ziehen müssen, daß wir uns hier in einem alten Grenzland befinden, so bleibt doch immer noch die Frage übrig, warum dieser Grenzschutz gerade an jener Stelle so reichlich ausgefallen ist[3]).

Von Bozen nach Trient.

Ungleich deutlicher in ihren früheren Schicksalen liegt dagegen jene Gegend vor uns ausgebreitet, die man von den Burgen am Eingange des Sarntales weit überschauen kann, das Überetsch. Heute ist dies ausgedehnte Plateau fast überall von der Weinkultur erobert worden, während wir uns dasselbe im

[1]) Schu. S. 218. [2]) N. A. S. 100. [3]) Vgl. Anh. 25.

Mittelalter noch viel mehr mit Wald bedeckt vorstellen müssen. Für die Phantasie aber giebt es ein wundervolles Bild, als hier, wo die Sonnenstrahlen es so gut meinen, die vielen mittelalterlichen Burgen aus den grünen Baumkronen herausragten und deren Herren zu fröhlichem Jagen auszogen. Daß diese Vorstellung aber durchaus der Wirklichkeit standhält, dafür sind der beste Beweis die alten Fresken auf Hocheppan, wo der Jäger zu Pferd mit seinem Hunde den Hirsch verfolgt. Auch unterhalb jener Burg, am jenseitigen Talrand liegt ein Ort mit Namen Siebeneich[1]), und noch heute findet man in den Schlössern des Überetsches (Kampenn bei Kaltern, Gandegg) in großer Zahl die Geweihe der Hirsche, die einst hier erlegt worden sind.

Wir kennen übrigens den das Überetsch durchziehenden Weg bereits als das letzte selbständige Glied der von Norden, von der Reschenscheideck, herabkommenden Straßenrichtung, und ebenso wie dessen nördlicher, dicht unterhalb Sigmundskron gelegener Anfangspunkt so hebt sich auch dessen südlicher Endpunkt noch heute ganz deutlich aus der Gegend ab. Dieser letztere befand sich bei Gmund, Auer und Neumarkt gegenüber, und so finden wir denn auch dort, freilich in unendlicher Einsamkeit und fast vom Buschwald versteckt, die Ruinen einer mittelalterlichen Feste ersten Ranges, der Leichtenburg, von deren früheren Schicksalen freilich kaum ein Schall auf uns gekommen ist, deren Lage aber trotzdem ohne weiteres erkennen läßt, daß sie einst hier dem Verkehr die Gesetze vorschreiben wollte. Von Neumarkt ab gegen Süden zieht dann aber die Brennerstraße auf dem linken Etschufer in einem einzigen Strange dahin, an dem auch die Reste des mittelalterlichen Verkehrslebens nicht fehlen, wenn diesen auch von hier ab die südliche Art der Kultur viel schärfer zugesetzt hat. Hierzu gehört Neumarkt selbst mit seinen Lauben und überall die früher als Gasthöfe benutzten großen Gebäude sowie die alten Kirchen (S. Florian bei Salurn, S. Lazzaro bei Lavis), köstliche Baudenkmäler, die unbeachtet und wohl auch unbenutzt am Rande der Straße liegen, bis dann bereits nördlich Gardolo, einem gleichfalls von Alter geschwärzten Straßenpunkt, weithin der Torre verde als point de vue die Nähe Trients ankündet.

Das mittelalterliche Trient.

Da diese Stadt so recht als Sammelpunkt heraustritt für die Römerzüge, die von Norden durch Tirol nach Italien beabsichtigt waren, finden wir in ihr auch alle jenen deutschen Herrscher wieder, die wir vorher ebenso in Brixen wie in Bozen angetroffen hatten, wie es auch Tatsache ist, daß sich Trient, ganz im Gegensatz zu Verona, in seiner Gesinnung der deutschen Reichspolitik stets durchaus zuverlässig gezeigt hat. Daher ist auch nur ein einziger Fall zu erkennen, bei dem ein deutscher Herrscher einmal bereits hier bei seinem Durchmarsche Schwierigkeiten gefunden hat. Als Kaiser Lothar im J. 1136 nach Italien zog und sich dem Gebiet von Trient näherte, fand er dort in feindlicher Absicht die Etschbrücke zerstört und konnte nur vermittelst einer Furt den

[1]) Vgl. Anh. 26.

Übergang erzwingen. Diese Bewegung setzt übrigens voraus, daß Lothar vorher auf dem rechten Etschufer marschierte, und die Stelle, wo er den Uferwechsel bewerkstelligte, kann daher ebensogut gegenüber Trient selbst wie ein ganzes Stück nördlich desselben gelegt werden. Da der Kaiser aber damals jedenfalls den Weg durch das Überetsch eingeschlagen haben muß, so ergiebt sich in weiterer Entfernung noch die Wahrscheinlichkeit, daß wir hier einen Römerzug vor uns haben, bei dem der Führer selbst nicht vom Brenner sondern vom Vintschgau herabgekommen ist[1]).

Wichtig ist aber auch, daß wir neben den späteren deutschen Herrschern bereits die Karolinger in den Mauern Trients finden. Außer Pippin, dem Sohn Karls des Gr. (781), müssen sich Karlmann, Karl III. und Arnulf hier aufgehalten haben, und im J. 838 fand daselbst eine besondere Zusammenkunft Ludwigs des Deutschen mit seinem Bruder Lothar statt[2]). Dieses letztere führt uns nun aber auf dasjenige, worin wir die eigentliche Bedeutung Trients während der langen Jahrhunderte des Mittelalters zu erblicken haben; denn dieser Platz liegt so günstig wie kein anderer, um die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln, die damals viel enger und vielseitiger als heute ineinander verwachsen waren und sich tief in die Vorstellung der Völker eingelebt hatten. Ihren welthistorischen Ausdruck hat ja diese Tatsache schließlich während des sechzehnten Jahrhunderts in dem in Trient abgehaltenen Konzil gefunden, an dessen Bedeutung kein anderes heranreicht, und dessen Folgen — für den Blick von uns Eintagsmenschen wenigstens — noch auf lange, ungezählte Generationen nachwirken werden.

Bei der Wahrnehmung, wie Trient heute neben Bozen einen völlig italienischen Eindruck macht, bei der Frage, wie sich infolgedessen die politische Zukunft dieser Stadt gestalten mag, bei allen jenen Gedanken, die sich dem modernen, von nationalem Empfinden beherrschten Besucher hier aufzudrängen pflegen, wird man aber nur zu leicht dazu veranlaßt, das in seiner Art einzig dastehende Bild zu übersehen, das dieser Ort in geschichtlicher Beziehung bietet. Wie die Gegend von Bregenz heute deshalb so interessant ist, weil sie den letzten Rest der reindeutschen vorderösterreichischen Länder darstellt, so stehen wir auch hier an einer bevorzugten Stelle, wo wir heute noch, in ihren Grundlagen wenig verändert, jene Mischung zwischen nördlichem und südlichem Wesen vor uns haben, wie sie im Mittelalter viel weiter an dem Südabfall der Alpen verbreitet war, den man damals ebensogut den Süden Deutschlands wie den Norden Italiens nennen konnte. Wenn die mittelalterlichen Bischöfe Trients stets nur deutsche Namen führen, wenn das älteste Statut der Stadt aus dem dreizehnten Jahrhundert deutsch abgefaßt ist, so ist dies nur ein Ausdruck der Tatsache, daß damals die herrschenden Klassen, die Obrigkeit, wie die alte

[1]) Oe. II. S. 230. Auch bereits bei dem Zuge Lothars von 1132 kann man wegen des Aufenthaltes in Gargazon auf die gleiche Vermutung kommen. [2]) Oe. II. S. 220, 221, 247.

Kirche sagte, auf diesem Boden überall von Deutschland abhingen, ändert aber doch nichts daran, daß dort das aus der Antike stammende Wesen immer noch nachwirkte, und daß so auch das dortige Kulturleben aus dem, was einmal gewesen war, einen Teil seiner Kräfte zog. Und ein genaues Abbild jenes Zustandes liegt nun auch in dem Stadtbilde Trients vor uns, das übrigens auch in der Jetztzeit viel weniger als die anderen Orte an der Brennerstraße über seinen früheren Umfang hinausgewachsen ist. Es ist dies freilich auch nichts anderes als die entwickelte römische Stadtanlage, die von dem Mittelalter ohne weiteres übernommen und mit dessen Zutaten versehen wurde. Aber eben deshalb müssen die Städte mit einem solchen Aussehen einst noch viel zahlreicher im Süden der Alpen zu finden gewesen sein, da diese Epoche dort ja fast überall unmittelbar an die Römerzeit angeknüpft hat. Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, als der Wohlstand mächtig aufblühte, haben dann freilich auch in Trient die oberen Stockwerke der Häuser nach ihrer aus dem Süden gekommenen, ausdrucksvollen und kunstgerechten Weise umgebaut, aber die Erdgeschosse mit den altertümlichen Türeinfassungen, die langen, regelmäßigen Straßenlinien, die gewaltige Erhöhung des Fußbodens, die mächtigen, sauber gebauten Stadtmauern zeigen doch auch hier, wie der alte Grundriß der Stadt fast unverändert geblieben ist.

Die beiden mittelalterlichen Brennpunkte des Ortes sind der Dom und das Kastell, die frühere Bischofsburg, die auch durch die späteren künstlerischen Umbauten nichts von ihrem feudalen Charakter verloren hat. Auch am Dom sind zwei Bauperioden zu unterscheiden, da dessen Entstehung in die Zeit Bischof Ulrichs II. (1022—1055) fällt[1]), während er in seiner jetzigen Gestalt ein Werk des dreizehnten Jahrhunderts ist. Hier haben demnach ganz deutlich jene beiden Epochen ihre Spuren hinterlassen, in denen die Bischöfe Trients einen Anlauf zu politischer Machtentwickelung machen konnten, zunächst das elfte Jahrhundert, als sie wirkliche Reichsfürsten wurden, und dann wieder die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem es ihnen noch einmal gelungen war, ihre weltlichen Vasallen einigermaßen von sich abzuschütteln, von deren Übermut während des zwölften Jahrhunderts der Weg zwischen Trient und Bozen so viel erzählen kann. In diese zweite Epoche gehört nun jener berühmte Bischof Friedrich von Wanga (1207—1218), dessen Name heute in dem dortigen Torre Wanga fortlebt, und man fühlt, daß die Zeiten Friedrichs II. angebrochen sind, wenn unter diesem neben dem Bau des Domes Kolonisten in das Land gezogen, die Schulden getilgt, der Bergbau getrieben und ein Gesetzbuch (codex Wangianus) zusammengestellt wird[2]). Bemerkenswert ist auch, daß in der näheren Umgebung Trients die mittelalterlichen Adelsburgen fast ganz fehlen, was aber seinen Grund nur darin hat, daß eben hier „der Czar nicht weit war“. Selbst jene wichtige Befestigung, die hier im Altertum von dem

[1]) Riehl S. 227. [2]) Atz. S. 228.

Dos Trento auf das Etschtal herabblickte, ist während des Mittelalters nach und nach so vollständig verschwunden, daß ihre Stelle schließlich zu einem Vogelherd verwendet wurde.

Die Berner Klause.

Es ist erklärlich, daß am südlichen Ende der Brennerstraße sich nun die Spuren der Römerzüge immer reichlicher zusammendrängen. Darum stehen aber auch die Gräber hier viel zahlreicher am Wege. In Trient war es, wo Kaiser Lothar von tötlicher Krankheit ergriffen plötzlich zusammenbrach[1]); hier wurde 1038 der in Italien gestorbene Herzog Herrmann von Schwaben bestattet. In Verona starb im J. 1215 der Bischof von Ratzeburg[2]), und daselbst findet man auch an der Südseite von S. Zeno das Grabmal von Pippin, dem Sohne Karls des Gr.[3]). Seine besondere Ursache hat es aber auch, wenn jetzt in dieser Gegend bei den Römerzügen Stationen genannt werden, die an sich ganz unbedeutend sind, wie Lizzana bei Rovereto (1014), Volargne (1047 und 1055) und Marciaga nördlich Garda (1111); denn wohl oder übel haben sich die Herrscher dort aufhalten müssen, da wir nunmehr in den Bereich der Berner Klause eingetreten sind.

Die Berner Klause ist jene Stelle, wo die Etsch zum letzten Male vor ihrem Eintritt in die Ebene ein enges, von hohen und steilen Wänden eingefaßtes Gebirgstal durchfließen muß. Wenn diese Erscheinung am Südabhang der Alpen auch bei fast allen anderen Straßenzügen ganz in gleicher Weise wiederkehrt, so mußte sie doch hier schon wegen der Belebtheit der Brennerstraße und deshalb von um so größerer Bedeutung werden, weil die Berner Klause sich unter allen jenen Engpässen wenn nicht durch ihre Länge so doch durch ihre Schmalheit besonders unvorteilhaft auszeichnet. Da wir direkt von Bozen und dem Ritten herabkommen, so drängt sich außerdem sofort der Gedanke auf, warum das Altertum nicht auch hier auf eine Höhenführung abseits der Schlucht verfallen ist. Wenn ein solches Werk hier aber schon deshalb nicht zur Ausführung zu kommen brauchte, weil der Weg durch jenen Engpaß nicht allzulang ist, so bleibt eine Erwägung nach dieser Richtung hin doch trotzdem von Wert, da sie unsere Aufmerksamkeit von der Klause selbst auch auf deren seitliche Umgebung richtet, und eine Betrachtung der letzteren nicht außer acht gelassen werden darf, wenn man zu einer richtigen Beurteilung dieses wichtigen militärischen Punktes gelangen will.

Wir können zunächst die Tatsache hinnehmen, daß uns kein einziges sicheres Zeugnis erhalten ist, nach dem diese Wegestelle während der Römerzeit einmal eine besondere Rolle gespielt hat, daß sie aber dann sofort bei Anbruch des Mittelalters als wichtiges Eingangstor Italiens zu Tage tritt. Die von der Sage überwucherten Andenken an jene Zeit haften nun aber nicht nur an der Berneclus selbst sondern noch viel ausgesprochener oben an der Burg Rivoli, die westlich der Klause am rechten Etschufer gelegen war, und wieder weiter west-

[1]) W. S. 82. A. 24. [2]) Oe. II. S. 226, 236. [3]) Baedeker Oberitalien 9. Au. S. 190.

lich an dem auf gleicher Höhe befindlichen Garda (Garden), und wenn von den drei Punkten, die hier jene Barriere bilden, jetzt die Berner Klause in der Geschichte weitaus den größten Raum einnimmt, so hat dies nur seinen Grund in der ausführlichen und lebensvollen Schilderung, die uns Otto von Freising von der Eroberung derselben durch Friedrich Barbarossa im J. 1155 hinterlassen hat[1]). Es giebt aber noch eine ganze Anzahl anderer Römerzüge, bei denen sich die Herrscher mit jener Gegend auseinandersetzen mußten, und die nur einen wortkargeren oder verständnisloseren Herold gefunden haben, bei denen die Spannung aber nicht geringer als damals gewesen sein mag.

So wissen wir, daß schon im J. 1003, als das Herannahen Heinrichs II. vom Brenner her erwartet wurde, der Bischof von Verona die Klause besetzen ließ, um sie für den deutschen König offenzuhalten, daß aber der italienische Gegenkönig Heinrichs, Arduin von Ivrea, sie noch rechtzeitig dem Bischof entriß und nun hier zweimal, erst den deutschen Vortruppen und dann dem Heere des Königs selbst Widerstand leistete[2]). Ebenso mußte sich Lothar im J. 1136 auch hier mit Gewalt Bahn brechen[3]), und Friedrich Barbarossa fand bereits auf seinem ersten Zuge nach Italien 1154 Rivoli von Feinden besetzt und ließ die dortigen Veroneser hängen[4]). Auch im J. 1166 konnte letzterer dann schließlich zum dritten Mal hier nicht vorwärts kommen, da Rivoli von den Veronesern eingenommen und so die Klause wieder in deren Händen war[5]). Nicht anders erging es dann auch Heinrich, dem Sohne Friedrichs II., der im J. 1226 sechs Wochen in Trient lagerte und dann trotzdem unverrichteter Sache umkehren mußte, „da die Veroneser, die damals im Besitz der dortigen Klausen waren, sich gegen ihn im Aufstand befanden“[6]). Vollständig glatt verlief dagegen der Zug Ottos IV. (1209), aber nur infolge des günstigen Zufalls, weil diesem bei seinem Erscheinen sofort die Burg Rivoli von einer Anzahl Veroneser übergeben wurde, die jenen Platz besetzt hielten, der in der Stadt herrschenden Partei aber selbst feindlich gegenüberstanden[7]). Ebenso wird bei den vielen Vorbereitungen, die Friedrich Barbarossa im J. 1158 für seinen zweiten Römerzug traf, ausdrücklich hervorgehoben, daß damals schon Monate vorher der Kanzler Rainald von Köln und der Pfalzgraf Otto nach Italien vorausgeschickt wurden, und „daß diese sich gleich anfangs der an der Veroneser Klause gelegenen und durch ihre natürliche Lage unüberwindlichen Burg Rivoli versicherten, weil durch deren Besetzung der Marsch durch diesen Engpaß sicher gewährleistet wurde“[8]). Neben Rivoli und der Klause spielt nun aber auch noch die Burg Garda eine Rolle, etwa derart, daß erst wenn auch diese besetzt ist, hier ganz reiner Tisch gemacht ist. Erst nachdem auch diese sich ergeben hat, zieht Lothar 1136 in Verona ein; 1158 wird sie einmal von Friedrich

[1]) O. F. S. 173f. [2]) Oe II. S. 247. [3]) Oe. II. S. 231. [4]) Jahrbücher von Pölde, J. 1154.
[5]) Oe. II. S. 234. [6]) W. S. 94. A. 60. [7]) Oe. II. S. 235. [8]) Ra. S. 36.

Barbarossa vergebens berannt und auch 1209 versichert sich Otto IV. vor dem Weitermarsch noch besonders ihres Besitzes[1]).

Aus allen diesen Nachtrichten geht nun aber zweierlei hervor, das für das Verständnis dieser im Mittelalter so ausnehmend wichtigen Position durchaus ausschlaggebend ist, einmal, daß der Schwerpunkt derselben nicht so sehr in der Klause als vielmehr in Rivoli lag, so daß nur derjenige, der Herr dieser Burg war, auch über die Offenhaltung und Schließung jener bestimmen konnte[2]), sowie ferner, daß sobald die deutschen Herrscher hier Widerstand fanden, auch stets die Veroneser dabei die Hand im Spiele hatten. Diese beiden Gesichtspunkte können nun aber auch dazu dienen, über jene berühmte Eroberung der Klause durch Otto von Wittelsbach im J. 1155 noch einiges Licht zu verbreiten, obgleich jenes Ereignis bereits eine ganze Litteratur hervorgebracht hat[3]). Man muß hier davon ausgehen, daß der Kaiser damals plötzlich zur raschen Rückkehr nach Deutschland gezwungen war. Dieser hatte daher, als er an den Südausgang der Brennerstraße kam, auch bereits einen Teil seines Heeres entlassen[4]), wie ebenso vorher wohl auch keine Zeit gefunden, sich der Gesinnung der Veroneser und der Burg Rivoli zu versichern. Deshalb ließ er auch von vornherein Rivoli links liegen und zog oberhalb Veronas, ganz wie die Veroneser verlangten, von dem rechten auf das linke Etschufer. Trotzdem tat aber bereits hier der Anschlag seine Wirkung, der von den Veronesern damals, ähnlich wie später in Susa, direkt gegen die Person und gegen die Umgebung des Kaisers geplant war; denn jene ließen nun mächtige Holzstöße gegen die von dem Heere benutzte Brücke antreiben, um diese dadurch zu zerstören und so die Marschkolonnen auseinanderzureißen. Dieses Mittel scheint übrigens hier sozusagen in der Luft zu liegen, da die Cimbern dasselbe schon einmal in jener Gegend gegen die von den Römern geschlagene Brücke angewendet haben. Daß Friedrich dann aber auch die Klause selbst gesperrt fand, ist um so weniger wunderbar; und es ist wirklich das Verdienst Otto von Wittelsbachs, wenn dieser Anschlag nicht nur vereitelt werden, sondern daß ihm vor allem auch die Strafe auf dem Fuße folgen konnte. Eigentümlich ist auch hier die Rolle, — halb Befehlshaber der Veroneser, halb Straßenräuber — in der sich Alberich, der Anführer der in der Klause befindlichen Feinde, bewegt, und man merkt, wie sich selbst auch Otto von Freising über diesen nicht recht klar gewesen ist; wir wissen aber, daß wir uns hier in der Heimat der späteren Kondottieri befinden.

Verona. Wenn auch Verona heute eine Stadt Italiens ist, so gehört es doch trotzdem durchaus und in erster Linie zu jenen Stellen, die mit der Erinnerung an die deutsche Geschichte so eng wie nur möglich verknüpft sind; denn es wird schwer halten, selbst auf deutschem Boden einen Ort ausfindig zu machen, den

---

[1]) Oe. II. S. 231, 235; Ra. S. 80. [2]) Entscheidend für das gegenseitige Verhältnis von Rivoli und der Klause ist die Feststellung des Alters der Brückenstelle, die sich heute dort bei dem Orte Incanol befindet. [3]) Vgl. W. S. 87f. [4]) O. F. S. 173.

wie hier Verona die deutschen Kaiser immer wieder betreten haben. Finden wir doch hier alle jene wieder, die einmal durch Tirol gezogen sind, derart, daß durch drei Jahrhunderte hindurch nur ein einziger, Konrad III., fehlt in der langen Reihe von Otto I. bis Konradin. Wir wissen bereits, daß die deutschen Herrscher zumeist das nordwestlich der Stadt am Etschufer gelegene Benediktinerkloster bei S. Zeno als Aufenthaltsort wählten, und es kann das Bild nur lebendiger machen, wenn wir sehen, wie sie es zuweilen so einrichteten, daß sie hier, wo ja ein natürlicher Ruhepunkt in der Reiseroute gegeben war, die hohen Feste der Christenheit verleben konnten; so haben Konrad II. (1036) und auch Papst Leo IX. (1049) hier Weihnachten, Heinrich IV. (1081) Ostern und Heinrich V. (1111) Pfingsten gefeiert[1]). Auch entspricht es ganz der günstigen Lage Veronas, daß es gern als Platz gewählt wurde, wo die entscheidenden Instanzen Deutschlands und Italiens auf halbem Wege zusammenkamen, und so treffen wir hier den dritten Punkt an der Brennerstraße, an dem ein Kirchenkonzil stattgefunden hat. Es ist dies dasjenige vom J. 1184, bei dem auch der damalige Papst Lucius III. persönlich anwesend war. Im J. 983 hielt Otto II. kurz vor seinem Tode hier einen Reichstag ab, und auch im J. 874 reisten König Ludwig (der Deutsche), Kaiser Ludwig von Italien und der Papst hierher, um miteinander zu verhandeln[2]). Wie in den Zeiten Theodorichs, so galt noch im achten Jahrhundert Verona als der festeste Platz des Langobardenreiches[3]), und dann ist diese Stadt das ganze Mittelalter hindurch noch durchaus die Pforte gewesen, durch die der Verkehr zwischen Deutschland und Italien heraus und herein zog, während ihre Beziehungen nach Osten, die in der römischen Kaiserzeit und dann in der neueren Zeit gleich stark hervortreten, damals ganz abgestorben sind.

Das, was heute Verona an echt mittelalterlichen Andenken aufzuweisen hat, findet sich in der Hauptsache nur außerhalb der eigentlichen Stadt, östlich dicht um das Kastell S. Pietro, einst cattedra di Pipino genannt, wo demnach die Zeit der Karolinger unmittelbar an die der Langobarden angeknüpft hat, und westlich gegenüber, eben bei der Kirche S. Zeno, die bezeichnenderweise auch in eine Ober- und Unterkirche geteilt ist, und deren Umgebung trotz ihrer elenden Gassen es deutlich verrät, daß hier einst ein viel wichtigerer und vornehmerer Stadtteil gelegen haben muß. Wie aber überhaupt die Ablehnung und Zurückhaltung gegenüber der deutschen Reichspolitik zumeist die Veroneser Geschichte beherrscht hat, so sind dann im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die frei gewordenen nationalen Kräfte hier vollends so nachhaltig aufgetreten, daß jetzt im Innern der Stadt vom Mittelalter fast nichts mehr zu erkennen ist.

Indessen haben wir doch auch hier ein Zeugnis dafür, daß auch Verona, wie es seiner Lage nach auch gar nicht anders möglich war, einst reichlich von Die Gotik in Italien.

[1]) Oe. II. S. 225, 226, 227; Gi. III. B. S. 822. [2]) Oe. II. S. 220. [3]) P. D. S. 183.

nördlichen Elementen durchsetzt gewesen sein muß. Es besteht dieses darin, daß wir heute hier nicht weniger als drei Kirchen ausfindig machen können, die im gotischen Stile aufgeführt worden sind (Dom, S. Anastasia, S. Fermo Maggiore). Wenn die romanische Bauweise den Ländern nördlich und südlich der Alpen gleichmäßig angehört, so gilt dies doch viel weniger für die Gotik, die nach Italien von Norden her eingeführt wurde und inmitten der südlichen Kultur nie recht heimisch worden konnte. Dies bedeutet aber auch, daß wir gotische Bauten in Italien vornehmlich an solchen Stellen finden werden, wo irgendwelche Verwandtschaft mit dem nördlichen Kulturleben zu jenen Zeiten noch besonders stark vorhanden war, als sich die Gemüter hier bereits allgemein der neuen nationalen Kunstweise zuzuwenden begannen. Man kann übrigens nicht nur ganz genau beobachten, wie die von Norden gekommene Gotik in Italien nach Süden zu immer mehr an Kraft verliert, sondern auch, daß die verhältnismäßig stärkste Strömung dieser Art über den Brenner gekommen ist und von dort den uralten Weg nach der Hauptstadt des Landes eingeschlagen hat (Verona; Mantua, Palazzo ducale; Bologna, S. Petronio; Florenz; Orvieto). So besitzt selbst Rom heute eine gotische unter seinen ungezählten Kirchen, S. Maria sopra Minerva, die sich freilich hier wie ein Fremdling aus einer anderen Welt ausnimmt, bei deren Besuch es dem Deutschen aber wie die Erinnerung an liebe Bekannte oder wie das Rauschen des von den Alpen herabkommenden Nordwindes anmutet.

Die westlich und östlich der Berner Klause nach Italien führenden Verbindungen.

Infolge der nachhaltigen Wirkung der Veroneser Klause als Straßensperre mußten nun übrigens auch die westlich und östlich der Brennerstraße nach Italien auslaufenden Verbindungen eine erhöhte Bedeutung erlangen, eine Erscheinung, die bis in die neueste Zeit in Geltung gewesen ist, und die deshalb auch das südliche Tirol im kriegsgeschichtlichen Sinne zu dem interessantesten Teil des ganzen Alpengebiets gemacht hat. Es ist natürlich, daß auch schon die deutschen Herrscher, sobald sie Rivoli und der Klause seitwärts auszuweichen suchten, damit ein größeres Wagnis auf sich nahmen, wie dies auch aus den mittelalterlichen Quellen zuweilen ganz deutlich herausschimmert. Als Friedrich Barbarossa 1166 seinen Zug in gerader Richtung nicht weiter fortsetzen konnte, marschierte er durch das Val Camonica und erschien von dort ganz unerwartet in der Lombardei[1]), eine Bewegung, die recht eigentlich militärischen Scharfblick verrät, und die auch deshalb interessant ist, weil der Kaiser bei derselben den Weg über den Tonal einschlug, dessen Schicksale im Mittelalter sonst ganz im Dunkeln liegen. Eine andere erfolgreiche Bewegung seitab der Brennerstraße führte auch bereits Lothar aus, der im August 1133 von Brescia den Weg den Chiese aufwärts wählte und dabei die dort als Klause dienende Burg Lodrun (Lodrone) eroberte[2]), und es ist gewiß auch ein be-

[1]) W. S. 54. A. 59. [2]) Oe. II. S. 230.

merkenswertes Vorkommnis, wenn uns hier am Rande des stillen Idrosees bei einer jener Ruinen, wie sie auch an den einsamen Gebirgsstraßen nichts Seltenes sind, plötzlich bestimmt und scharf umrissen jene Erinnerung an die deutsche Kaiserzeit entgegentritt. Auch Ludwig der Bayer (1327) und König Ruprecht (1401) haben sich, als ihnen der Weg im Süden von Trient gesperrt war, hier westlich der Brennerstraße, freilich mehr wie listige Abenteurer in die Lombardei hineingeschmuggelt[1]).

Wenn die politischen Schicksale der weiten Gestade des Gardasees sich auch im Mittelalter in der Hauptsache in der durch die Natur vorgeschriebenen und im Altertum bereits wirksamen Richtung bewegen, und daher auf dem östlichen Ufer Verona, auf dem westlichen Brescia das Hausrecht besaß, so tritt doch jetzt hier noch eine Besonderheit zu Tage, die ihren Grund in der Ausnahme von einer Regel hat. Denn obwohl ein weites Gewässer sonst stets ein verbindendes Moment abgiebt, so haben sich diesmal an der Nordspitze des Gardasees die steil abfallenden und von beiden Seiten das Gewässer einengenden Berge ihre trennende Kraft nicht nehmen lassen und hier einen dritten gesonderten Teil der Uferlandschaft geschaffen, der durch seine Landverbindungen fest an den Norden gekettet war. Darum ist Riva im Mittelalter zumeist ein wenn auch heiß umkämpftes Bollwerk des nördlichen Gebirgslandes gewesen, und noch heute hat derjenige, der Trient besitzt, es nicht aus der Hand gelassen. Ebenso sehen wir damals nun auch die zahlreichen und gewundenen Gebirgstäler westlich und östlich der Etsch in dauernder Abhängigkeit von dieser Stadt, wie der Name Giudicarien heute noch an jenen Zustand erinnert, weil hier, in Stenico, die Richter der Trienter Bischöfe ihren Sitz hatten[2]).

Wer aber dann aus dieser in der Hauptsache ganz italienisch gefärbten Alpenlandschaft über einen jener Übergänge hinübersteigt, auf die ernst die Gipfel der Brenta herabschauen, der kann schon auf diesen Wegen, die keine Spuren alten Verkehrs verraten, und noch mehr am Ziele seiner Wanderung erkennen, daß er in ein besonders geartetes Gebiet gelangt ist. Es ist aber nicht so sehr die ethnographische Verschiedenheit, sondern ein ganz charakteristischer Kultureindruck, wie er sich in dieser Weise heute in den Alpen sonst an keiner Stelle vorfindet, der hier seine Fragen stellt. Ein überraschendes Bild gewährt es, wenn hier die Landschaft weit und breit, in den langen Linien der Talsohlen, aber nicht minder auf den grünen Hängen, von einer ungezählten Menge von Ortschaften übersät ist, Ortschaften, die alle ein und dasselbe Aussehen haben, weiße Punkte, geschlossene Steinnester, unter denen auch die mittelalterlichen Burgen und Adelssitze zahlreich vertreten sind. Es ist eine reich bevölkerte, an allen Stellen von fleißiger Menschenhand beherrschte Gegend, auf die man aus der Vogelschau hier hinabzublicken glaubt, jener Nonser Perg, dessen Reichtum „an Fisch, Wildpret, Wein und Korn" noch das Mittelalter zu

[1]) Oe. II. S. 251. [2]) Eine ganz ähnliche Namensgebung liegt auch im mitteldeutschen Vogtland vor.

rühmen wußte. Tritt man aber heute in jene Ortschaften selbst hinein, so bemerkt man staunend, daß das, was man voraussetzt, vor Jahrhunderten allerdings einmal Wirklichkeit war, daß aber jetzt in einem Dorfe, in einem Hause wie dem anderen ein Verfall, ein Niedergang eingezogen ist, und daß diese Entwickelung in gerader, unaufgehaltener Linie einen stillen und ernsten Zug von Jahrhunderten hinter sich hat. Wir haben an dieser Stelle nicht die Gründe jener Erscheinung zu untersuchen, sondern nur festzustellen, daß uns während des Mittelalters kein Reisebericht, kein irgendwie wichtiges Ereignis in diese ebenso abgelegenen wie in sich geschlossenen Täler hinabführt, die damals aber trotzdem noch ein gleich wohlhabendes Gebiet wie im Altertum gewesen sein müssen.

Wer wiederum ein anderes eigentümliches Kulturbild kennen lernen will, aber ein solches, das in seinen Schicksalen ganz offen daliegt, der findet dieses östlich der Etsch in der unmittelbar dem Nons- und Sulzberg gegenüberliegenden Alpenlandschaft. Hier zieht das unendlich lange Tal des Avisio von Lavis aus in nordöstlicher Richtung immer höher hinan, um schließlich im Schatten der Marmolata zu endigen, ein Tal, das trotz seiner Ausdehnung und trotz seiner guten Wegbarkeit doch stets ein armes Nebenland geblieben ist und wo daher auch die geschichtlichen Erinnerungen fast inhaltslos sind, während in den bewaldeten Seitentälern, die von hier und ebenso südlich vom Travignolo und oberen Cismone aus in die Gebirgswelt hineinführen, sich noch heute jene geheimnisvolle Stille und Unberührtheit ausbreitet, als ob der erste Tag der Schöpfung angebrochen wäre. Eine Illustration zu jener ereignislosen Vergangenheit ist es aber auch, wenn wir gerade hier wieder häufiger die Heiligennamen als Ortsnamen verwendet finden (S. Lugano, Pellegrino; Val di S. Nicolo, di S. Lucano; S. Martino d. C.; S. Ursula im Fersental), wie ja diese Striche stets wohl der sicherste Teil des Hinterlandes von Trient gewesen sind, und jene Kulturarbeit daher auch nur von dieser Stadt ausgegangen sein kann.

Überhaupt liegen die Verkehrsmöglichkeiten auch auf dem linken Ufer der Etsch kaum anders wie auf dem rechten; denn auch hier gelangt man nach Süden zu aus jenem unwichtigen in ein um so wichtigeres Gebiet, in das Suganatal mit seiner Straße, die wie schon zu der Römer Zeiten auch im Mittelalter die belebteste Straßenlinie Südtirols nächst der Brennerstraße selbst geblieben ist. Schon deshalb wird auch der Weltverkehr diese Straße nie ganz aus dem Auge verlieren, weil sie nur noch eine verhältnismäßig kurze Strecke das Gebirge durchzieht und dann der Nordspitze der Adria zueilt, also die Verbindung des im Gebirge und an der Brennerstraße gelegenen Trient mit dem Meere auf dem kürzesten Wege bewerkstelligt; in ihrer nördlichen Hälfte, wo sie noch ganz eine Alpenstraße ist, hat sie außerdem aber auch stets eine militärische Bedeutung besessen, weil sie von Trient aus eine zweite, nicht bessere oder schlechtere Möglichkeit als die Brennerstraße selbst darbietet, um den Fuß auf den Boden Oberitaliens zu setzen.

Als eine ganz gebräuchliche Reiseroute lassen die mittelalterlichen Reiseberichte auch diesen Weg erkennen und nennen so auch seine Stationen, so wie sie heute vorhanden sind, und wie sie zum Teil schon unter den Römern bestanden haben[1]). Die Straße tritt, nachdem sie Trient hinter sich gelassen hat und zunächst das Fersinatal hinangestiegen ist, dann in das Tal der Brenta ein, dort, wo einst die stattliche und ausgedehnte Burg Persen als ein viel begehrter Besitz nicht nur diese dicht unter ihr liegende Straßenstelle sondern auch weithin alle Täler der Umgebung als ihre Pflegschaften beherrschte. Der nächste wichtige Punkt findet sich weiter genau in der Mitte des Gebirgsweges, in Borgo, „der Burgenstadt", das als alter Straßenpunkt in den Bergen in seinem Aussehen überraschend Klausen a. E. gleicht, wo auf dem sich über dem Tal erhebenden Felsen zwei Burgen übereinanderliegen, während unten dem Ort selbst die durchlaufende Landstraße den Grundriß vorgeschrieben hat. In Primolano und unter den Ruinen der Feste Cofel stehen wir dann an einer wirksamen Straßenteilung, weil hier genau östlich die schon von den Römern gebaute Straße nach Feltre und von da nach der Adria abging, eine zweite Linie dagegen, die erst im Mittelalter deutlich fühlbar wird, als die eigentliche Fortsetzung des Suganatals in der langen, engen und düsteren Schlucht der Brenta weiterführte, um dann plötzlich wie durch ein goldenes Tor in der von Sonne und Leben durchfluteten italienischen Ebene anzukommen. An diesem letzteren Punkte liegt Bassano, eine echte Voralpenfestung, von der im Altertum kaum irgendwelche Spuren vorhanden sind, die aber in ihrer besonders gut erhaltenen Umwallung ihr mittelalterliches Gesicht nur um so trotziger herauskehrt.

In der Geschichte tritt nun aber auch ganz deutlich die verschiedene Bestimmung jener beiden Straßenrichtungen hervor, ersterer, wo der spätere Reiseverkehr wieder nur ein altes ausprobiertes Römergleis für seine Zwecke übernahm, und letzterer, die sich dem nach Süden ziehenden Feldherrn anbot, weil sie auf kurzem Wege die Berge hinter sich ließ. Damit ist indessen auch die mittelalterliche Bedeutung dieser Straßen erschöpft, da ein eigentlicher Handelsverkehr hier niemals gelaufen ist; dies zeigt ebenso das Schicksal von Ospedaletto, das als Hospiz hier zwar an einsamer Stelle entstand, aber doch ganz in seinen Anfängen stecken blieb, wie ein Besuch der anderen an der Straße gelegenen Flecken, in denen sich die Hauptgebäude nirgends zu jenem stattlichen Aussehen ausgewachsen haben, wie es der Handelsverkehr mit sich zu bringen pflegt. Hier, wo Venedig nicht mehr allzuweit entfernt ist, merken wir auch um so deutlicher den Einfluß dieser Stadt, der das Suganatal nur dann nicht gleichgültig gewesen wäre, wenn es zu ihrem Machtbereich gehört hätte. Die Grenzen Venedigs sehen wir aber nun bereits zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Norden auf dem Festlande genau abgesteckt, wo sie an dieser Stelle mit dem Stadtgebiet von Bassano endigten, nordöstlich dagegen auch ein weites

[1]) Oe. II. S. 246.

Stück des Gebirgslandes, „die Venezianer Alpen" einschlossen; und hier lief jene Straße im Tal der Piave nach Cortina d' Ampezzo hinan, die, weil sie viel länger das Gebiet Venedigs durchzog, nun auch von dessen Handel konsequent als die gegebene Verbindungslinie mit dem Norden benutzt worden ist.

Es sind nun noch diejenigen kriegerischen Unternehmungen des Mittelalters zu nennen, die, als die Berner Klause gesperrt war, sich den Weg durch das Suganatal zu bahnen suchten. Als Karlmann 875 aus Tirol herabkam und sein Gegner Karl der Kahle die Klause besetzt hielt, machte ersterer „diese Stellung dadurch wirkungslos, daß er sie rasch auf einem sonst schwierigen Gebirgswege umging" [1]. Da nun aber bald nachher die beiden Gegner nirgendswo anders als an der Brenta eine Zusammenkunft hatten, kann auch schon für diese Operation das Suganatal in erster Linie in Frage kommen. Außer Zweifel und besonders lebensvoll steht dagegen auf dieser Strecke der erfolgreiche Zug Heinrichs II. im J. 1004 vor uns, der in seinen entscheidenden Stunden übrigens ganz in derselben Weise verlaufen ist wie später die Einnahme der Berner Klause durch Otto von Wittelsbach. Auch hier sehen wir im Gebirge irgendwo an der Brenta den Marsch stocken, weil eine schwer zu nehmende Stellung an der Straße vom Feinde besetzt ist. Der König teilt seine Truppen; während die eine Abteilung die Feinde unten und in der Front beschäftigt, umgeht die andere, die aus Kärntnern d. h. aus tüchtigen Kletterern zusammengesetzt ist, die Sperre und ersteigt eine über dieser gelegene Höhe; dann erfolgt das Zeichen, — diesmal ein Trompetensignal — daß die Bewegung ausgeführt ist, und der Sieg läßt nicht auf sich warten [2]. Da der über diesen Vorgang erhaltene Bericht, so lebensvoll er auch ist, keine Personennamen und vor allem außer der Brenta keine Ortsnamen enthält, wird der Geschichtsforscher freilich erfolglos versuchen, die genaue Stelle dieser Ereignisse ausfindig zu machen; für den Militär sind sie aber doch auf echtem Goldgrund geschrieben, da auch diese ein Jahrtausend alte Erzählung nur jene Regel bestätigt, daß auch im Gebirge der Verteidiger, der sich an einen Punkt anklammert, dem energischen Angreifer erliegen muß, weil diesem stets mehr als ein Weg zur Verfügung steht.

---

[1] Oe. II. S. 247. A. 1. [2] Oe. II. S. 249.

VII. Kapitel.

Vom Pustertal bis zur Birnbaumer Straße.

Wie die von West nach Ost laufende Furka in das Herz der Zentralalpen, der Arlberg zu den Wegen des Brennersystems hinüberführt, so dient die in gleicher Richtung durch das Pustertal laufende Straße dazu, die Verbindung der Mittelalpen mit den Ostalpen herzustellen. Die verkehrsfreundliche Wirkung ist aber hier um so ausgeprägter, da diese Straße an Länge ebensosehr dem Arlberg gleichkommt, aber doch nicht wie dieser am Rande der Alpen sondern nicht anders wie die Furka genau in der Mitte des Gebirges gelegen ist. So gelangt man tatsächlich auf dem Wege von Franzensfeste nach Lienz aus dem Bereich einer mitteleuropäischen Hauptstraße, wie wir den Brenner kennen gelernt haben, plötzlich in eine Gegend, wo der Herzschlag Osteuropas schon viel deutlicher zu spüren ist; und wie die Wellen der drahtlosen Telegraphie wohl den Ausgangspunkt, nicht aber den Weg, den sie genommen haben, erkennen lassen, und doch an einem bestimmten Ziele anlangen, so haben hier oft genug die Ereignisse ihren Widerhall gefunden, die ihren Ursprung länderweit entfernt im Orient hatten. Es ist ja nur ein Abbild dieser Beziehungen, wenn in der Zeit der Kreuzzüge die nach Palästina reisenden Pilger Tag für Tag scharenweise an dem Kloster Sonnenburg vorbeiziehen[1]), wenn im J. 1348 die aus dem Orient gekommene Pest gerade um Neustift herum besonders verheerend auftritt[2]), und wenn dieses und Salern, der über Brixen gelegene Sommersitz der Bischöfe, später aus Furcht vor den Türken befestigt wird[3]). Das Pustertal.

Schon der Wanderer, der von Brixen aus die Straße nach dem Pustertal einschlägt, kann es als ein Zeichen für deren Belebtheit auffassen, wenn er dort an dem Aussehen der Gassen, an den Kirchen am Wege bemerkt, wie die alte Stadtentwickelung ganz besonders in jene Richtung hineingewachsen ist. Ganz deutlich tritt diese Erscheinung dann aber in dem Dasein von Neustift vor

---

[1]) Oe. II. S. 240. [2]) W. S. 132. Eine hierher gehörige Lokalsage erzählt Erb. S. 94. [3]) Riehl S. 109; N. S. 244.

Augen, dessen Lage östlich des Eisak zeigt, daß dieses große mittelalterliche Hospiz mit der Brennerstraße wenig zu tun hatte, dessen Gründungszeit (1142) und dessen rasche Entwickelung dagegen um so mehr die Bedeutung der Linie durch das Pustertal in der zweiten Hälfte des Mittelalters illustrieren. Derjenige Punkt freilich, der von Anfang an das westliche Ende jener Straße mit starker Faust beherrschte, findet sich in Rodeneck, einer Anlage, die übrigens nicht recht mit den mittelalterlichen Baugewohnheiten übereinstimmt, weil sie nach Süden zwar weit und sicher in das Land hineinschaut, aber durchaus nicht auf einer schwer zugänglichen Stelle und auch ein ganzes Stück von der alten Straße selbst entfernt liegt. Trotzdem sehen wir dieses Rodank schon um das J. 1000 unter der Oberhoheit der Bischöfe von Brixen, 1269 dagegen in den Händen der Tiroler Fürsten, die es nicht mit Unrecht als eine besonders wertvolle Erwerbung betrachteten.

Wenn wir heute das Pustertal sich von Mühlbach bis Lienz erstrecken und sauber an Tirol angegliedert sehen, so ahnen wir freilich nicht, welche Fülle widerstrebender Schicksale, welches Durcheinander abgestorbener Gewalten auch hier unter dieser einförmigen Decke begraben liegt. Wie Tirol selbst, so ist auch dieser Name in das Große gewachsen, da die Grafschaft Pustrussa im J. 973 nur bis Toblach reichte[1]), und erst nach fünfhundert Jahren die Gegend von Lienz, den alten Lurngau, und zuletzt auch das Gebiet von Innichen mit ihrem Namen überzogen hat. Unter denen aber, die einst hier mit ihren Machtansprüchen aneinander gerieten, sind alle mittelalterlichen Instanzen Tirols vertreten, unter ihnen besonders früh auch die Kirche in der Gestalt des Bistums Freising, das durch seinen Besitz in Innichen hier die bodenständigen kleinen Dynasten auseinanderhielt. Es ist außerdem bemerkenswert, daß auch die alten Grafen des Pustertales hier kaum später und verhältnismäßig klar umrissen auf der Bühne erscheinen, Otger und Vokold, die nach damaligen Begriffen sehr aufgeklärte Leute gewesen sein müssen, weil der erstere, nachdem er sich vor der Zeit seines Erbes begeben hatte, hoch im Enneberg den Rest seines Lebens verbrachte[2]), und ebenso sein Sohn Vokold, der im Anfang des elften Jahrhunderts das Kloster Sonnenburg als Burg der Sühne (Suanapurck) gründete, dessen Schirmvögte übrigens die Bischöfe von Trient, nicht die von Brixen waren[3]). Letztere halten dann aber trotzdem sehr bald nach dem Aussterben dieses Geschlechtes in dem alten Pustertal ihren Einzug, während die Gegend von Lienz noch weiter unter der Hand ihrer Grafen bleibt. Auf alle diese folgen dann aber auch hier vom dreizehnten Jahrhundert ab die Grafen von Tirol, die nun sicher wenn auch langsam Blatt um Blatt abschälen und schließlich das ganze lange Tal in ihr Land einfügen.

An ein solches Rennen und Ringen erinnert nun auch besonders lebhaft

---

[1]) Unterforcher, G. Pr. Eger 1890; Sonderabdruck S. 11. [2]) Haush. S. 157. [3]) F. 1906. S. 207; Ju. S. 311.

das Schicksal der Orte, denen wir auf jenem Wege begegnen. Diese zerfallen ganz deutlich in zwei Arten, die einen, die schon im frühen Mittelalter hervortreten und deren Bestimmung ohne weiteres zu erkennen ist, und die späteren, die den verschiedenen Machthabern ihren Ursprung verdanken, die sich hier häuslich einzurichten gedachten. Zu den ersteren gehören S. Lorenzen mit der Michaelsburg und Ehrenburg am Taleingang des Enneberg, Olang und Toblach (Douplachi). Die letzteren beginnen dagegen mit Mühlbach, einer etwas verfehlten Gründung der Grafen von Tirol als Handelsplatz und Rivalin Brixens. Dann folgt S. Sigmund, das seinen Namen vom Grafen Sigmund von Tirol hat, und Sonnenburg, heute ein verwahrlostes Gebäude, aus dem das warme Leben entflohen ist, das aber an jener wichtigen Straßenstelle liegt, wo hier der Weg von der Hauptstraße in das umfangreiche Enneberg abgeht[1]). Dort im Enneberg hat damals wohl die Kirche die Ortschaften nach ihren Heiligen benannt, und der deutsche Adel sich seine Burgen und Ansitze gebaut, aber die romanische Bevölkerung zeigt doch, wie alle diese Täler hier Jahrhunderte hindurch von den Weltereignissen ganz unberührt geblieben sind. Die Stelle des alten Mittelpunktes des Pustertales hat sich dann später von S. Lorenzen nach Bruneck hin verschoben, das erst um 1250 durch die Bischöfe von Brixen (Bischof Bruno) entstanden ist. Noch heute hat dieses kleine Gebirgsstädtchen etwas Eigenartiges und besonders Zierliches an sich, und es mag gesagt sein, daß es trotz der großen Entfernung merkwürdig an einen kleinen Ort an der Ostsee, an Putbus, erinnert; es ist aber wirklich dasselbe zarte Parfüm, der Eindruck der Liliput-Residenz, der uns hier wie dort umduftet. Der älteste Sitz der Brixener Bischöfe im Pustertal ist dagegen Aufhofen (Ufhova) gewesen. Innichen kennen wir bereits als einen anderen kirchlichen und Welsberg als alten welfischen Besitz, und auch eine Erinnerung an die Görzer Grafen liegt hier in der Nähe, „Pfalzen", das einst zwar ein Jagdhaus derselben, immer aber ein stiller Alpenort war. Es geht den Namen demnach wie den Menschen; sie wissen nie, wo sie einmal hingeraten können, da dieses Palatium hier nicht mit weißem Marmor, wohl aber mit weißem Gebirgsschnee aufwarten kann.

Darin aber gehört das Pustertal ganz zu den Ostalpen, daß dessen Straßengeschichte plötzlich einen anderen und lebhafteren Charakter annimmt, sobald auch hier im zwölften Jahrhundert jene ganz neue, von dem Handelsleben beherrschte Periode angebrochen ist. Dies äußert sich besonders in Lienz, dessen Schicksale vorher ganz im Dunkeln liegen, während die Art, wie es sich dann geltend macht, wieder an die Entwickelung von Innsbruck oder Sterzing erinnert. Auch hier erscheint der Ort, der vorher anderswo (Debant = Agunt, Oberlienz = im elften Jahrhundert Luenzia) gelegen hatte, plötzlich an der Stelle, wo wir ihn heute sehen, und es ist dies auch der Grund, weshalb heute kein einziges Gebäude in demselben an Alter über das vierzehnte Jahrhundert hinaufreicht. Lienz.

[1]) Vgl. Ju. S. 310.

Aber auch hier lockt dann der immer mehr steigende Wohlstand auch die weltlichen Besitzer der Stadt, die Grafen von Görz, in deren Bannkreis. Diese beziehen im J. 1272 das über Lienz gelegene Schloß Bruck, das sich schon auf Grund seiner aus zwei Stockwerken bestehenden Kapelle als ein mittelalterlicher Fürstensitz ausweist, und in dem überhaupt das älteste geschichtliche Denkmal jener Stadt zu erblicken ist.

Charakteristik der Straßen der Ostalpen im Mittelalter.

Auch deshalb befinden wir uns in Lienz bereits ganz in den Ostalpen, weil von den Straßen, die von hier nach allen Himmelsrichtungen ausgehen, die weitaus wichtigste doch stets diejenige des Drautales geblieben ist, das von hier immer bergab in langer gerader Linie aus den Alpenländern herausführt. Alle diese von Westen nach Osten streichenden und in den Ostalpen so zahlreich vertretenen Flußtäler haben nun zwar diesen Teil des Gebirges von je her besonders fest mit seiner östlichen Nachbarschaft zusammenwachsen lassen; sie sind zugleich aber auch die Ursache dafür, daß das Straßensystem selbst viel ausgedehnter, unregelmäßiger und komplizierter wird, und daß besonders gerade hier die Zielgerechtigkeit der von Nord nach Süd ziehenden Linien viel weniger ausgeprägt ist. Und wenn die hierdurch bedingte Schwierigkeit, die Straßen der Ostalpen in ein bestimmtes System zu fassen, schon den willensstarken Römern gegenüber nicht ohne Wirkung blieb, so mußte jenes noch viel mehr im Mittelalter zur Geltung kommen, als eine kräftige staatenbildende Macht dort Jahrhunderte hindurch nicht zu finden war. Damals sind die Straßen der Ostalpen tatsächlich insgesamt in zahlreiche einzelne Glieder auseinandergefallen, die jedes für sich ein ebenso selbständiges wie spießbürgerliches Leben führen, auf denen infolgedessen aber auch der Wechsel der Kulturbeziehungen viel schwächer abfärbt und die Wirkungen des Weltverkehrs viel leiser anklingen. So ist die Beschreibung der mittelalterlichen Straßen der Ostalpen bei weitem nicht das leichteste, sicherlich aber das am wenigsten interessante Kapitel der ganzen Verkehrsgeschichte der Alpen.

Villach.

Wir beginnen bei diesem mit der über den Pontebbapaß ziehenden Straße, und zwar deshalb, weil diese auch damals auf dem Ostflügel des Gebirges vorwiegend der Verbindung zwischen dem Südland und dem Nordland gedient hat, und ihr so jenes Moment anhaftet, das den Alpenstraßen überhaupt zu allermeist Farbe und Leben verleiht. Der nördliche Fußpunkt dieser Straße, die sich übrigens als ein besonders geschlossenes Glied aus den Ostalpen abhebt, liegt im Herzen Kärntens, in Villach. Wer einen Eindruck des Mittelalters daselbst bekommen will, der mag die Grabsteine der dortigen Pfarrkirche mustern, die mit einem unendlichen Zeitaufwand, aber auch mit einem unendlichen Behagen gearbeitet sind; denn es ist wirklich eine verhältnismäßig friedsame Vergangenheit, ein stilles, in sich gesättigtes Kulturleben, das hier vorübergezogen ist, obwohl wir freilich sonst vergeblich nach irgendwelchen ausdrucksvolleren geschichtlichen Resten suchen werden. Wie dem Arbeiter, dessen Spaten nach

langem gedankenlosen Graben plötzlich klirrt, wenn er auf einen harten, in der Tiefe liegenden Stein stößt, so ist es dem Geschichtsschreiber bei dem wichtigsten Ereignis der Villacher Geschichte, dem Schicksalstag des Erdbebens vom 25. Januar 1348 zu Mute; auch er fühlt, daß hier eine andere, unbildsame aber unendlich mächtige Kraft seine Gedanken stört. Wenn übrigens Villach bereits 877 als Brückenstelle, 1060 dagegen als Markt erwähnt wird [1]), so sind dies für jene Gegend auffallend alte Daten, die sich eben nur aus der wichtigen Lage des Ortes erklären lassen; auf den Handelsverkehr und in gleicher Weise auf jenes unsagbare östliche Milieu deutet dann auch das Dasein einer Judengemeinde im J. 1255 hin.

Die Pontebbastraße.

Weiter südlich erheben sich dann einander gegenüber, beide zugleich als Sperren des langen Gailtales, die Schlösser Federaun (Veterona) und Arnoldstein, von denen ersteres gleichfalls 1348 bei jenem Erdbeben einstürzte [2]), während Arnoldstein später als das alte Veterona erbaut und schon um 1120 von Bamberg aus zu einem Kloster eingerichtet wurde [3]), eine Umwandlung, die zeigt, auf welch' sicheren Füßen bereits damals hier die bambergische Herrschaft gestanden haben muß. Der eigentliche Anfang der Gebirgsstraße liegt dann unter dem Schlosse Straßfried bei Thoerl, 1227 ausdrucksvoller „zu dem Tor“ genannt [4]), von wo man über Tarvis, das erst 1399 das erste Mal erscheint [5]), die Paßhöhe bei Saifnitz erreicht. In Saifnitz (d. h. Froschfeld) dagegen, wo sich auch die älteste Pfarre des österreichischen Kanaltals befindet, kann man fast daran glauben, daß hier die Besiedelung seit dem Altertum keine Unterbrechung erlitten hat. Hier, in Sevenich, sehen wir um die Wende des zwölften Jahrhunderts daher auch zweimal den Bischof Wolfger von Passau Station machen, der dabei übrigens gar kein schlechtes Gasthaus vorgefunden haben kann [6]). Auch Uggowitz findet sich schon 1260. Da aber, wo heute Malborghet steht, befand sich ursprünglich nur ein dem Bischof von Bamberg gehöriger Hof, und der alte Name Bamborghet (1354) ist demnach erst später zu Malborghet geworden, als die Bischöfe hier eine Feste gebaut, und diese sich wirklich den Friaulern gegenüber als ein „schlimmes Bollwerk“ bewährt hatte [7]). Leopoldskirchen kommt das erste Mal 1275 vor, aber auch dieser Name führt ein rechtes Versteckenspielen auf, da er ursprünglich Diepoltskirchen lautete. Dieser Heilige, den niemand anders als die Waldbarbeiter als ihren Patron verehrten, hatte sich aber doch bei jener Holzknechtsansiedelung inmitten eines großen Waldreviers, wie es der Ort früher war, ganz an der richtigen Stelle eingefunden [8]). Überhaupt stimmen die ältesten Nachrichten über die Orte an jenem Gebirgswege gerade darin überein, daß jene Gegenden im ersten Mittelalter nur ganz dünn besiedelt waren [9]), eine Beobachtung, durch die somit auch jene allgemeine An-

1) Kr. S. 101. 2) Kr. S. 160. 3) Kr. S. 102. 4) W. P. S. 37. 5) Z. A. 1900. S. 417. 6) Z. A. 1900. S. 416. 7) Carinthia, 1906. S. 45. 8) Carinthia. 1906. S. 44. 9) Z. A. 1900. S. 417.

nahme von der Volksleere der Ostalpen in jenen Zeiten im einzelnen ihre Bestätigung finden kann.

Von Pontebba ab beginnt dann das wirkliche Kanaltal, in dessen Mitte die alte eigentliche Klause (Chiusaforte, 1227 Zer Cluse) liegt[1]), die im Mittelalter eine der wichtigsten Besitzungen der Patriarchen von Aquileja war. Weiter talab, aber noch in den Bergen, liegt Venzone neben der Stelle, wo die Straße vom Ploecken her in das Kanaltal einmündet, während man dann auf halbem Wege zwischen diesem Ort und Gemona, und genau dort, wo man schließlich am Ende des engen düsteren Tales die lichte Ebene vor sich sieht, Ospedaletto, einem von den Patriarchen von Aquileja gegründeten Spital begegnete. Heute laufen Straße und Bahn mitten in der Ebene weiter; der Straßenzug der alten Zeiten hielt sich dagegen noch östlich am Bergabhang und betrat so Gemona, recht eigentlich den alten südlichen Eintrittspunkt der durch die Ostalpen führenden Wege. Es ist bemerkenswert, daß selbst im siebenten Jahrhundert die Existenz dieser Stadt verbürgt ist[2]), und wir wissen auch, daß sich zwei deutsche Herrscher, Konrad III. (1149) und Karl IV. (1354) einmal hier aufgehalten haben. Im dreizehnten Jahrhundert besaß die Stadt eine Zollstätte und, was wichtiger ist, das Niederlagsrecht[3]); wenn aber hier und ebenso in Venzone auch noch heute die in demselben Jahrhundert errichteten gotischen Kirchen die vergangene Blütezeit dieses Striches kundtun, so genügt dies doch in keiner Weise, um den Niedergang des alten Wohlstandes zu verschleiern, der auch hier durch den Umschwung der Verkehrsverhältnisse eingetreten ist.

Südlich Gemona in der Ebene teilt sich die Straße in zwei Richtungen, von denen die eine, die nach Venedig zielt, nicht viel jünger als dieses selbst sein kann, die andere, bereits aus dem Altertum stammende und nach Udine laufende, dagegen im Mittelalter die eigentliche Lebensader des Patriarchates Aquileja war. Wenn Udine heute besonders lebhaft den Eindruck der hoch entwickelten und in sich geschlossenen venezianischen Kultur verkörpert, so schaut unter diesem prächtigen Überwurf doch noch leidlich sichtbar ein älteres Gewand hervor, das deshalb geschichtlich nicht minder Beachtung verdient, weil es einzig an diesem Orte anzutreffen ist; denn jene Stadt war, bevor sie an Venedig kam, zwei Jahrhunderte hindurch (1238—1420) der Sitz der Patriarchen von Aquileja, die hier als Herrscher Friauls den letzten Abschnitt eines fast tausendjährigen hochfürstlichen Daseins verlebten. Östlich von Udine liegt abseits und dicht an den Bergen Cividale, das heute durch seine Erinnerungen an die Langobardenzeit berühmt ist, wie es deren Erhaltung wohl zumeist nur jener geschützten Lage zu verdanken hat.

Die Straße über den Pontebbapaß heißt im Mittelalter allgemein die Straße durch den Kanal[4]), und sie tritt von Anfang an als der letzte bezl. erste Wegeteil heraus, den die zwischen den Ostalpenländern und Italien verkehrenden

1) W. P. S. 37. 2) P. D. S. 87. 3) W. P. S. 33. 4) W. P. S. 24.

Reisenden zu benutzen pflegten. Mit jenem Namen wurde hier das rinnenförmige, tief eingeschnittene Tal bezeichnet, das die nach Süden laufende Fella von Pontebba bis Venzone benutzen muß. Zum ersten Mal erscheint diese Alpenstraße bestimmt in der Geschichte im Mai 1149, als Konrad III., der erste Staufer, nach Beendigung des zweiten Kreuzzuges hier nach Deutschland herüberzog[1]); es ist dies nebenbei derjenige Staufer, dessen Name innerhalb der Römerzüge ganz zurücktritt und der auch niemals in Verona gewesen ist. Seit diesem Zeitpunkte folgen dann aber die Beweise für die Benutzung der Kanalstraße rasch aufeinander; so wurde von Friedrich Barbarossa bei dem Römerzug im J. 1158 die östlichste Kolonne, die aus den Streitkräften der Herzöge von Kärnten und Österreich und aus ungarischen Hilfstruppen bestand, hier zum Marsche nach der Lombardei angesetzt[2]), und nicht weniger spricht für die Bedeutung dieser Linie, daß zu derselben Zeit auch die wichtigsten geistlichen Stifter in den Ostalpen es für nötig hielten, sich rechtzeitg Mautbefreiungen zu Chiusaforte sicherzustellen[3]), und wie wir dem vielgereisten Bischof von Passau hier begegnet sind, so ist selbst der Schalk nicht ausgeblieben, der in der Gestalt des als Frau Venus verkleideten Ulrich von Lichtenstein von Treviso an die Orte am Wege mit seiner Anwesenheit beglückte, um schließlich dann am neunten Tag in Villach „stille zu liegen“[4]).

Diejenige Urkunde aber, die diese Straße auch als einen wichtigen Handelsweg erkennen läßt, liegt vor in einem im J. 1234 zwischen dem Patriarchen von Aquileja und dem Grafen von Görz geschlossenen Vertrage. Damals waren die Einkünfte der Patriarchen am Zoll zu Chiusaforte dadurch bedroht, daß die Kaufleute aus Österreich, Steiermark und Kärnten immer häufiger den Weg über den Ploecken wählten und auf diese Weise „die seit langer Zeit benutzte Straße durch den Kanal“ außer Gebrauch zu kommen begann[5]). Der Patriarch vermochte damals jedoch noch erfolgreiche Gegenmaßregeln zu treffen, so daß der Handel noch ein volles Jahrhundert hindurch über diese Straße zog; wenigstens warf die Verpachtung der an ihr gelegenen Zollstellen den Patriarchen in den J. 1255 und 1279 noch recht ansehnliche Summen ab.

Es sind aber doch Kaufleute aus Siena und Florenz, denen wir dort als Zollpächtern begegnen, und wie Venedig auf dem Festlande durch den Gegensatz zu dem Patriarchat Aquileja emporgekommen ist, so konnte es auch nicht ausbleiben, daß jenes, als es am Ende des vierzehnten Jahrhunderts hier die Arme frei bekam, auch die Zügel fester anzog und den Handel auf diejenigen Straßen lenkte, die es auf einer längeren Strecke in Besitz hatte, und auf denen die Transportverhältnisse infolge der von Venedig ausgehenden energischen Fürsorge auch tatsächlich günstiger waren. Auch die Pontebbastraße hat daher damals durch die neu entstandene Straße über den Predil, vor allem aber durch die Ampezzaner Straße, den größten Teil ihrer Handelsbedeutung verloren.

1) W. P. S. 27. 2) W. P. S. 28. 3) W. P. S. 31. 4) W. P. S. 36. 5) W. P. S. 31 f.

Der eigentliche Reiseverkehr ist dagegen niemals von ihr zu verscheuchen gewesen, und wie Karl IV. auf seinem Römerzug im J. 1354 den Pontebbapaß benutzte, so ist auch das letzte Unternehmen, das wir überhaupt so nennen können, die Reise Friedrichs III. nach Italien (1451) diesen Weg hin und her gegangen. Alte Zöpfe hat es stets gegeben; das Wichtige und Zukunftsreiche ist dabei nur, daß sie jetzt gerade hier hindurchgetragen wurden; denn die geschichtliche Bedeutung Karls IV. und Friedrichs III. besteht doch viel weniger darin, daß sie Nachfolger der Staufer sondern daß sie die Vorläufer jener Fürsten waren, die bald nach ihnen die Herrschaft über die ganze östliche Hälfte der Alpen angetreten und dieses weite Ländergebiet zu dem Glied eines wirklichen Reiches zusammengefaßt haben.

Die Ploeckenstraße.

Wir mußten die Ploeckenstraße schon bei der Geschichte der Pontebbastraße streifen und tatsächlich gehören diese beiden Wege auch eng zusammen, da sie südlich in dieselbe Bahn zusammenlaufen und auch nördlich von derselben Basis ausgehen. Diese bildet ebenso das Drautal wie das Gailtal, von denen auch das letztere in unendlich langer und gerader Linie, gleich als ob sie mit dem Lineal gezogen wäre, von Osten her in die Berge eindringt, und in dessen Vergangenheit daher auch die aus dieser Himmelsrichtung gekommenen Ereignisse, die Einwanderung der Slaven und später die Türkenkriege, tiefe Spuren hinterlassen haben, während das Gailtal das, was es im Mittelalter an dauerhafter Kultur besaß, allein dem Erzstift Bamberg zu verdanken hatte. Vergleicht man die Ploeckenstraße mit der Pontebbastraße, so muß zunächst die Zielgerechtigkeit in der Nord-Südrichtung auffallen, durch die sich jene Straße so vorteilhaft von der Kanalstraße auszeichnet. Ihr Nachteil liegt dagegen in der Höhe des Überganges (Ploecken 1360, Saifnitz 800 m) und darin, daß man bei ihr auf dem Wege von der Drau her noch einen zweiten Höhenrücken, den Gailbergsattel, übersteigen muß; und wenn wir nun tatsächlich sehen, daß die Ploeckenstraße neben der Pontebbastraße stets die weniger wichtige geblieben ist, so liefert dies, ähnlich wie bei dem Splügen, ein lehrreiches Beispiel für die Zugkraft der mannigfachen Gründe und Nebenumstände, die der Verkehr neben der Zielgerechtigkeit der Linien an sich in Rechnung zu stellen pflegt.

Darin aber ist die Ploeckenstraße wieder ganz und gar ein Ebenbild der Reschenstraße, weil auch ihre Bedeutung von Anfang an ganz ungleich gewesen ist, weil sie plötzlich fast als ein Übergang erster Ordnung erscheint, um nachher wieder Jahrhunderte hindurch fast unbenutzt und unbetreten ihr Dasein zu fristen. Nachdem ihre Wichtigkeit durch den im vierten Jahrhundert hier ausgeführten Straßenbau Valentinians ganz offen zu Tage tritt, muß sie dann auch noch bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts ein gebräuchlicher Reiseweg geblieben sein. Fortunatus, der spätere Bischof von Tours, hat damals zu Ehren des h. Martin ein Gedicht verfaßt, das zunächst wie viele andere gleichartige Erzeugnisse auch nur ein Merkmal der Übergangszeit zwischen dem Altertum

und dem Mittelalter darstellt, weil die in ihm enthaltene strenge kirchliche Weltanschauung für ihren Ausdruck noch ganz auf die antike Form angewiesen bleibt, das für die Alpengeschichte aber deshalb einzigartig zu nennen ist, weil der Verfasser sich in ihm genauer über den Weg verbreitet, den er selbst auf seiner Reise von Tours nach Ravenna eingeschlagen hat. Als einst dem frommen Mann die Verse so willig aus der Feder flossen, hat er es gewiß nicht geahnt, daß er in den Alpen, in dem Raum zwischen der Reschenstraße und der Pontebbastraße, zwar nicht wegen des Feuers seiner Muße, auch nicht einmal wegen seiner Frömmigkeit, sondern nur wegen jener eingeflochtenen Reisebeschreibung Unsterblichkeit erlangen sollte; denn da die Ortsbestimmung des Fortunatus an vielen Stellen zweifelhaft bleiben muß, so hat die Gelehrsamkeit der fleißigen späteren Lokalforscher schließlich bereits jeden nennenswerten Alpenweg, der zwischen jenen beiden Straßen liegt, schon einmal für die Reise des Fortunatus in Anspruch genommen. Eine Tatsache kann aber auch bei ihr wenigstens als sicher gelten, diejenige, daß Fortunatus als letzte Teilstrecke im Gebirge den Übergang über den Ploecken benutzt hat, da er von Agunt (d. h. dicht östlich Lienz) aus dem Drautal „in scharfer Biegung"[1]) hoch auf die Berge hinaufsteigt und dann schließlich bei Osoppo nach Friaul gelangt.

An diesen Zeitpunkt schließt sich nun aber wieder eine lange, dunkle und verlassene Periode an, bis im dreizehnten Jahrhundert, in dem sich der Handel stürmisch und erfinderisch alle Alpenwege dienstbar machte, auch plötzlich die Ploeckenstraße als eine beachtete und wertvolle Linie hervortritt. Hauptzeugnis dafür ist eben jener Handelsvertrag vom J. 1234, aus dem hervorgeht, wie der Ploeckenpaß (Mons Crucis) jetzt sogar der Pontebbastraße Konkurrenz macht[2]); wie weiter als Beweis dafür, daß dieser Zustand fast zweihundert Jahre anhielt, das Dasein einer Zollstelle in Tolmezzo im J. 1279 und besonders die Tatsache dienen kann, daß auch die Habsburger, als sie ein Jahrhundert später in den Besitz von Kärnten gelangten, der Offenhaltung der Ploeckenstraße denselben Wert wie der der Pontebbastraße beilegten[3]). Und um allem zu genügen, so hat auch dieser Übergang damals seinen Römerzug gesehen; denn Ruprecht von der Pfalz zog im J. 1401 hier herüber nach Italien, wobei er sich in Mauthen und Venzone aufgehalten hat[4]). Aber auch auf diese zweite Blüteperiode folgt dann hier eine um so größere Vereinsamung, eine Erscheinung, deren Ursachen hier kaum andere gewesen sein können, als wie sie damals auch den Niedergang der Pontebbastraße hervorgerufen haben, die hier jedoch bis auf heute nachwirken. Wie man schon aus der Tatsache, daß Oberdrauburg kein alter Ort ist[5]), auf die geringe Benutzung der Ploeckenstraße im früheren Mittelalter schließen kann, so lassen auch heute noch die Orte am Wege, von Mauthen bis Tolmezzo, jenes Aussehen vermissen, das von einer wichtigen Vergangenheit

[1]) „rapte" Vgl. P. D. S. 38; W. P. S. 20; W. S. 63; Oe. II. S. 242; B. W. S. 20. [2]) W. P. S. 32 f. [3]) W. P. S. 43. [4]) Oe. II. S. 243. [5]) Kr. S. 103.

redet, wie es diesem Umstand aber auch zu verdanken ist, daß auf dem Ploeckenübergange selbst auch heute die Römerreste um so zahlreicher erhalten sind, und so hier für die Lokalforschung noch ein reiches und dankbares Arbeitsfeld offen daliegt.

Die Straße über den Birnbaumer Wald.

Als dritte der über den südlichsten Gebirgskamm der Ostalpen laufenden Straßen, die somit sämtlich den Einflüssen des Nordlandes viel weniger unterworfen, an Italien dagegen um so fester gekettet sind, haben wir nun jene alte von Aquileja in direkt östlicher Richtung laufende Straße zu betrachten, die nach keiner allzulangen und allzusteilen Gebirgswanderung in dem Gebiet der Save anlangt, um sich dort in verschiedene Arme zu teilen, die sich als rechte Landstraßen bald in der Donauebene verlieren. Wir kennen diese Straße aus dem Altertum als eine Bahn, auf der zunächst die römische Macht zielbewußt gegen den Osten vordrang, die jene Kräfte aber dann mit einer in das Tragische gesteigerten Gegenwirkung nach dem Westen zurückwerfen sollte, eine Vergangenheit, durch die das von jener Straße durchzogene Gebiet für alle Zeiten zu einer der geschichtlich denkwürdigsten Stellen der Welt gestempelt worden ist. Überblicken wir nun aber die Schicksale jener Straße im Mittelalter, so ist es fast, als ob die Geschichte hier einmal ein Musterbeispiel dafür habe schaffen wollen, wie sehr sich die Zeiten ändern können, und wie unberechenbar die Kräfte sind, die sie spielen läßt; denn, nachdem die letzten trüben Wellen der Völkerwanderung sich verlaufen, nachdem die Ungarneinfälle aufgehört haben, vergehen Jahrhunderte, in denen die Weltereignisse hier achtlos vorübergehen, und in denen auch jener Straßenzug selbst für den großen Verkehr ganz abseits liegt.

Nur in einer einzigen Hinsicht bleibt diese Landschaft auch jetzt für die Geschichtsbetrachtung lehrreich. Wer die mittelalterliche Geschichtsschreibung von ihrer schwierigsten und undankbarsten Seite kennen lernen will, der mag in jenen Jahrhunderten die politische Entwickelung dieser Landschaft darstellen, die, immerhin recht umfangreich, sich von Aquileja bis nach Landstraß und Pettau und von den Quellen der Save bis nach Istrien hin ausdehnt. In diesem weltfernen Gebiet, das die Begehrlichkeit der Mächtigsten weniger reizen konnte, und das in jenen Zeiten darum auch niemals die Regententätigkeit eines großen Herrschers auf sich gelenkt hat, sehen wir nun um so ausgesprochener einen Tummelplatz der Größen zweiten und dritten Ranges, ein zügelloses Durcheinander der verschiedensten Gewalten vor uns, die eine die andere verschlingen und trotzdem in veränderter Form neu entstehen. Neben dem bodenständigen Patriarchat von Aquileja treffen wir vorübergehend und weit verstreut die Stifter Salzburg in Krain, Brixen bei Görz, Freising in Istrien[1]), von weltlichen Gewalten leben und vergehen dagegen die Markgrafen von Friaul, die Grafen von Görz und die Markgrafen von Istrien[2]), und unter diesen die Herren von Salcano und

[1]) Kr. S. 85, 88, 115. [2]) Kr. S. 86, 87, 85.

Duino[1]), während die Save abwärts die Herzöge von Kärnten vordringen und weiter östlich die Grafen von Cilli emporkommen. Es ist eine bunte und aus allen Richtungen der weiten Nachbarschaft gekommene Gesellschaft, eine Blütenlese mächtiger Geschlechter, die wir hier auf und ab wogen sehen; sind doch die Grafen von Görz nur ein Zweig des alten Grafengeschlechtes aus dem Pustertal, und unter der Markgrafschaft Istrien begegnen wir im zwölften Jahrhundert nichts anderem als einer jener ungezählten Besitzungen der Andechser Grafen, deren Schwerpunkt, wie wir wissen, jedoch durchaus in Tirol lag, und die nur von diesem Küstenstrich (Mairania) ihren Titel als Herzöge von Meran führten, eine Haut, die demnach leicht eine falsche Vorstellung von diesem Geschlecht erweckt, aus der es aber bis an das Ende aller Dinge nicht mehr herauskann.

Wenn um die Wende des Jahrtausends die alte Birnbaumerstraße als Straße der Ungarn in den Urkunden eine ganz gebräuchliche Bezeichnung ist[2]), und die von ihr gezogene Furche auch jetzt noch immer das beste Mittel für die Grenzbestimmung abgeben muß, so weist dies ebenso auf die große Vergangenheit dieses Straßenzuges wie darauf hin, wie tief sich dessen Spuren in der Landschaft eingeprägt hatten, und daß er auch damals noch das Rückgrat der ganzen Gegend bildete. Besonders auf der italienischen Seite steht hier noch während der ersten Hälfte des Mittelalters ganz der alte Rahmen aufrecht, aber doch so, daß er je länger je mehr in sich selbst zusammenfällt. Concordia ist noch 1137 eine Bischofsstadt[3]); in Aquileja aber sitzen die Patriarchen und hier geht zunächst auch noch der aus dem Orient kommende Seeweg in den Landweg über[4]). Weiter östlich am Rande der Berge steht im J. 1001 noch Salcano aufrecht, aber wichtiger als dieses erhebt sich wenig südlich davon Görz, der Ort, „der slavisch Goriza heißt"[5]), als eine Pfalz seiner Grafen, die später sogar einmal in der Reichsgeschichte von sich reden machen, als Albert II. von Görz neben Rudolf von Habsburg als Thronkandidat auftrat. Auf der Strecke zwischen Görz und Laibach ist im Mittelalter dagegen weit und breit nur der Ort Wippach nachweisbar[6]), und über jener römischen Alpenstraße, die einst mit dem ausgedehntesten und vollendetsten Befestigungsapparat umgürtet war, lag bereits damals wie jetzt, wie hohes grünes Moos über einer alten beschriebenen Steinplatte, nur ein weites Waldgebiet gebreitet. Es veranschaulicht die Vereinsamung dieser Straße, wenn wir im Mittelalter hier im Bereich des Überganges keiner Hospizgründung, keiner Straßenfeste begegnen. Auf den Trümmern des Römerkastells bei Hrusica hat damals nur eine heute längst verschwundene Kapelle der h. Gertrud gestanden, ein Heiligenname, aus dem sich jedoch auch keine Schlüsse auf irgendwelchen Durchgangsverkehr ableiten lassen.

So ist auch die mittelalterliche Lebensader Laibachs durchaus nicht wie vorher diese von Westen herankommende Straße sondern vielmehr die nördlich

---

1) Kr. S. 116. 2) W. P. S. 20; Kr. S. 86. 3) Annalista Saxo. J. 1137. 4) O. F. S. 44
5) Kr. S. 86. 6) Kr. S. 110.

der Save herantreibende deutsche Kolonisation gewesen. Auch Laibach feiert seine Auferstehung als eine Pfalzburg weltlicher Dynasten. Wichtig ist aber vor allem ein Vergleich der ersten urkundlichen Erwähnung des Ortes um 1144 mit derjenigen von Villach vom J. 877, weil man daraus ungefähr ablesen kann, in welch' langsamen zeitlichem Tempo die deutsche Kolonisation damals hier nach Südosten vorgedrungen ist. Im dreizehnten Jahrhundert steht dagegen auch in Laibach der ganze städtische Apparat fertig vor uns[1]), das Schloß, die im Besitz auswärtiger Klöster befindlichen Höfe, die deutschen Bürgernamen mit ihren verschiedenen Berufsarten und besonders auch das Haus einer Kommende des deutschen Ordens daselbst (1228), dessen Anwesenheit übrigens darauf schließen läßt, daß damals jene ganze kolonisatorische Bewegung hier noch durchaus im Vorschreiten begriffen war. Die östlichsten Punkte, mit denen wir uns hier noch zu beschäftigen haben, liegen dann meilenweit entfernt südlich in Landstraß und nördlich in Cilli und Pettau. Es kann keinen lebensvolleren mittelalterlichen Ortsnamen geben als dieses Landstraß d. h. Landestrost an der Grenze der unverbesserlichen kroatischen Welt, wo wir hier im J. 1234 dieselbe Entwickelung, wie sie ein halbes Jahrtausend vorher überall am Nordabhang der Berge stattgefunden hatte, sich im kleinen wiederholen und vor allem andern ein Kloster entstehen sehen, das, wie seine wirtschaftliche Fundierung zeigt, für sein Bestehen nur auf die Kräfte in seiner nordwestlichen Nachbarschaft angewiesen war[2]). In Cilli und besonders in Pettau haben wir dagegen den seltenen Fall vor uns, daß die deutsche Herrschaft hier bei ihrer Ankunft noch das antike Gehäuse für ihre Zwecke verwenden konnte. Als mittelalterlichen und deutschen Ort sehen wir Cilli im J. 1185, während auf Pettau direkt von Norden, vom Murtal aus, durch die damalige Vormacht der Ostalpen, Salzburg, schon viel früher die Hand gelegt worden ist[3]).

---

[1]) Kr. S. 107, 109, 110. [2]) Kr. S. 106, 107, 113. [3]) Ju. S. 257; Kr. S. 99, 98.

VIII. Kapitel.

Die Salzburger Machtsphäre.

Das Innere Kärntens.

Als das Herzstück des mittelalterlichen Verkehrsnetzes der Ostalpen, aber doch nur als ein solches, dem es schwer fällt, den ganzen Körper zu speisen und recht zu beleben, kann jener Landstrich betrachtet werden, der sich südlich vom Ossiacher- und Wörthersee, die Täler der Glan, Gurk und Olsa einschließend, bis nördlich zu dem Sattel von Neumarkt hinzieht. Es ist auch jetzt wieder die tiefgehende Verschiedenheit mit dem römischen Altertum, die sich bei einer Betrachtung jener Landschaft vor allem andern aufdrängt; zur Römerzeit, als hier das Dasein Virunums alles regelte und beherrschte, und im Mittelalter, als von diesem jede Spur verschwunden ist, aber nun farbenreich und anmutig, wie in einem Garten, der zu allem dienen muß, Kirchen und Klöster, Burgen und Städtchen nebeneinander emporwachsen. Wenden wir von hier den Blick nach Osten und Süden, nach dort, von woher im Altertum wichtige Verbindungen in jene Gegend hereinführten, so ist die Geschichte des unteren Drautales im Mittelalter zunächst nur eine unwichtige lokalgeschichtliche Episode, in der, wie bei hundert anderen im deutschen Osten, das Vordringen der deutschen Kultur den größten Raum einnimmt. Völkermarkt ist zwar bereits um 1100 ein Volchinmercatus; der Markt Unterdrauburg wird dagegen erst 1237 angeführt[1]), und selbst Klagenfurt kann nur unter jenem Gesichtspunkt betrachtet und nicht eigentlich als die Tochter sondern nur als die Enkelin Virunums angesehen werden; denn es sagt genug, daß diese Furt an der Glan im J. 1213 immer noch nichts anderes als „Stadtbauern“ zu Bewohnern[2]) und, wie auch heute der Augenschein zeigt, nicht das geringste mittelalterliche Gepräge an sich hat. Auch der Weg, der südlich von Klagenfurt über den Loiblpaß führt, kann mit wenigen Worten abgetan werden. Auch hier sehen wir eine langsam vorschreitende und durchaus kirchliche Kulturarbeit vor uns, wenn im J. 1143 an dem nördlichen Fußpunkt dieses Weges das Cisterzienserkloster Victring entsteht,

[1]) Kr. S. 103. [2]) Kr. S. 101.

dessen Mönche von weither, aus Villars in Frankreich, bezogen wurden[1]), wenn ein Jahrhundert später auf dem Passe selbst das Hospiz mit seiner Leonhardskirche erscheint, und wenn schließlich im vierzehnten Jahrhundert dann auch südlich des Passes Neumarktl als novum oppidum auftaucht[2]).

Eine gute Illustration, in welcher Richtung im Mittelalter der Weg von Villach aus nach Norden weiterführte, bietet uns auch hier wieder eine Reise jenes Bischofs Wolfger von Passau, der einst hier entlang des Ossiachersees über Feldkirchen nach Friesach und dann weiter zog[3]). Wenn überhaupt in jener Zone ein wichtiger Ort genannt werden soll, so kann dies bis in das dreizehnte Jahrhundert nur S. Veit sein, das damals die Pfalz der Herzöge Kärntens war[4]) und wo auch im J. 1149 Konrad III. durchgezogen ist. Wirkliche mittelalterliche Straßengeschichte, nicht weniger reichhaltig, wie sie sonst nur an den belebtesten Nordsüdlinien der Alpen zu finden ist, tritt uns dagegen plötzlich in Friesach entgegen. Wir kennen diesen Punkt, an dessen Alter (928) in jener Periode kaum ein anderer in den inneren Ostalpen heranreicht, bereits als einen Besitz der Salzburger Erzbischöfe, an deren Herrschaft hier nun zunächst auch alles und jedes innen und außen erinnert; außen das erste Dominikanerkloster Kärntens und das Stift Virgilienberg (1232)[5]) und nicht minder die Schlösser, vor allem Petersberg, das auch eine salzburger Münzstätte einschloß, dann aber auch die Gründung des Ortes als Stadt selbst durch Erzbischof Konrad I. um 1125, mit der zugleich die Entstehung eines Hospizes verbunden war[6]). Wenn dieses Hospiz dann aber um 1215 in den Besitz des deutschen Ordens gelangt und dessen Kommende für ganz Kärnten in Friesach ihren Halt findet, so fühlen wir darin nur den Pulsschlag des Verkehrslebens, wie wir ja auch Konrad III. am 15. Mai 1149 hier wiederantreffen können und wahrscheinlich auch Friedrich II. (1235) und Karl IV. (1368) durch Friesach gezogen sind[7]). Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hat übrigens einmal hier eines der größten Turniere, von denen wir überhaupt wissen, stattgefunden, während die spätere Bedeutung der Stadt als Handelsplatz heute noch ohne weiteres an dem Aussehen der großen Wohnhäuser und der alten Gasthöfe erkenntlich ist.

Indessen verlohnt es sich doch auch hier in die Urkunden selbst hinabzusteigen, weil wir in dem Leben und Treiben dieser jungen städtischen Ansiedelung während des zwölften Jahrhunderts wie im Spiegel ein Bild der Kulturentwickelung vor uns haben, wie sie damals in den Ostalpen geradezu vorbildlich gewesen sein muß. Es sind zunächst nichts anderes als deutsche Vornamen mit ihrem alten Klange, die uns hier bei den Bürgern begegnen, für deren weiteres Signalement nun aber, weil sie schon nichts weniger als Exemplare ihrer Gattung geworden sind, auf ganz drastische Beinamen zurückgegriffen werden muß. Auch mannigfache Gewerbe, u. a. der Bergbau, sind vertreten; die Hauptrolle spielt

---

1) Kr. S. 80. 2) Kr. S. 103, 114. 3) Oe. II. S. 263. 4) Kr. S. 101. 5) Kr. S. 56, 100.
6) Oe. II. S. 267. 7) Oe. II. S. 275, 277.

aber immer noch die verschiedene Stammesart dieser Leute; aus Würzburg und Köln, aus Sachsen und Schwaben, von allen Enden des deutschen Landes sind sie hierher gekommen, ein Zug, wie er für diesen Boden so besonders charakteristisch ist[1]).

Die Stadt Salzburg im Mittelalter.

Da wir nun aber bereits hier in Friesach so deutlich den Einfluß Salzburgs walten sehen, so muß uns dies um so mehr in Erinnerung bringen, daß wir jetzt in jener Zone angelangt sind, die im Mittelalter vorwiegend von dieser Voralpenstadt abhängig war, und die sich südlich bis nach Kärnten und westlich und östlich vom Zillertal bis nach Admont hin ausbreitete. Wenn es nicht auch die Geschichte selbst, einwandfrei und zweifellos, erzählte, so würde doch schon die Art, wie die Sage, ganz so farbenreich und ganz so deutsch, über Salzburg gelagert ist, den Schluß rechtfertigen, daß im Mittelalter eine große und berühmte Vergangenheit, ein bewegtes und echt deutsches Leben an diesem Orte vorübergegangen ist. Und es ist auch nichts weniger als eine falsche Vorstellung, wenn man annimmt, daß einst auch das Städtebild Salzburgs ganz dem jener alten deutschen Städte wie Speier und Regensburg geglichen haben mag, als sich die alten noch heute stehenden Kirchen hier an derselben Stelle aber in reinem romanischen Stile erhoben, als aber auch zugleich die Salzburger Bischöfe oft genug fern von ihrer Stadt weilten, um an der Ostgrenze des Reiches oder im Gefolge der deutschen Herrscher selbst auf die große Politik ihren Einfluß geltend zu machen.

Ein ganz anderes Gesicht ist es dagegen, das Salzburg heute zeigt, ein Ausdruck, der zwar auch das Eine, Wesentliche besonders treu festgehalten hat, daß hier die ganze Vergangenheit, alle Macht und Herrschaft allein der Kirche gehört, der aber, so geschlossen und charakteristisch er auch vor uns steht, doch ganz und gar das Produkt einer andersgearteten und viel späteren Kulturperiode ist. Dies hat es aber auch verursacht, weshalb Salzburg von dem, was es einst im Mittelalter so groß und mächtig gemacht hat, heute nur die allergeringsten Erinnerungen in sich schließt. Zu greifen sind sie nur an den Resten der Kleinkunst, an Kirchenportalen und Wandmalereien, aber man vermag sie doch nachzufühlen, jene Zeit des mächtigen mittelalterlichen Kirchenfürstentums, wenn man in Betracht zieht, daß die enge räumliche Verbindung zwischen Kirche und Bischofshof ein charakteristisches Merkmal der mittelalterlichen Bauweise war, und wenn daher heute noch die Räume der dortigen Residenz unmittelbar mit zwei großen Kirchen in Verbindung stehen, wenn man von jener mittelst weniger Schritte den Chor der Franziskanerkirche betreten und nun in das Innere dieses Gebäudes hinabblicken kann, das gerade von dieser Stelle aus seine gewaltige Anlage und seinen mittelalterlichen Ursprung am allerdeutlichsten zu erkennen giebt.

Der Höhepunkt der Salzburger Geschichte ist das Jahrhundert von 1077 bis zur Zerstörung der Stadt unter Friedrich Barbarossa (1167), und es beginnt

[1]) Kr. S. 101.

mit der Erbauung der Feste Hohensalzburg, die deshalb ein außergewöhnliches Unternehmen bedeutet haben muß, weil auch schon den Zeitgenossen die Stärke dieser Befestigung auffiel[1]). So wie dieser Bau heute vor uns steht, gehört er freilich ebensowenig wie alle anderen geschichtlichen Baudenkmäler Salzburgs dem Mittelalter an; seinen ursprünglichen Charakter hat er jedoch insofern nicht eingebüßt, da er stets vor allem als Festung und erst in zweiter Linie als Wohnsitz der Bischöfe diente, und daher auch ihm, wie allem anderen, was in Salzburg Geschichte atmet, von Anfang an der Saum des Frauengewandes gefehlt hat. Die älteste mittelalterliche Gründung ist dagegen auch hier, wie schon der Name anzeigt, das Stift S. Peter, das bis zum J. 1110 zugleich die Wohnung der Bischöfe einschloß, die übrigens wie ihre Nachbarn in Brixen auch seit 976 in Regensburg einen Hof als ihr Absteigequartier besaßen. Der Aufschwung Salzburgs während des zwölften Jahrhunderts zeigt sich dann besonders in der Wiederaufnahme des Salzbergbaues in Hallein, der von nun an eine unversiegbare Einnahmequelle der Bischöfe bildete, und in der Entstehung von zwei Hospizen in der Stadt selbst (1126, 1143)[2]), aber wie bei Regensburg, so wiesen auch hier die Verkehrsbeziehungen während der Hauptzeit des Mittelalters ebensosehr nach dem Osten wie südlich nach den Alpen hin. Von den deutschen Herrschern hat einmal im J. 1149 Konrad III., als er von einem Kreuzzuge zurückkehrte, in Salzburg Pfingsten gefeiert, während sein nächstes Ziel damals auch nur Regensburg sein konnte[3]).

Die Straße über den Radstädter Tauern.

Wenn wir uns nun nach den Verbindungen umsehen, die von Salzburg nach Süden über die Alpen hinüber nach Italien führen, so kann man sofort bemerken, wie hier nach dieser Richtung hin ebenso der zerteilte und unübersichtliche Bau der Ostalpen wie die verhältnismäßig große Höhe der Tauern durchaus ihren Einfluß geltend machen; denn so viele Paßwege auch diese lange Kette überschreiten, so ist doch nur ein einziger derselben, der über den Radstädter Tauern, so beschaffen, daß er in früheren Zeiten annähernd die Bestimmung einer Teilstrecke einer durch die Alpen von Nord nach Süd laufenden Straßenrichtung erfüllen konnte. Es ist dies dieselbe Linie, die wir bei Friesach verlassen haben, die während des Mittelalters tatsächlich für die Reisen von Salzburg nach Aquileja oder Venedig zumeist benutzt worden ist, und auf deren nördlicher Hälfte man nun damals auch an allen wichtigen Punkten die Herrschaft der Salzburger Erzbischöfe zu fühlen bekommen konnte. Im zwölften Jahrhundert sagten die Leute der Salzburger Bischöfe von der Burg Werfen im Salzachtal mit Stolz, „daß den Reisenden durch ihren Anblick ein unerbittliches Halt zugerufen wurde“; es ist aber nicht weniger bezeichnend, daß sie dabei nur solche Reisende im Auge haben, „die nach Kärnten oder ins Pongau oder ins Pinzgau ziehen wollen“[4]).

Zielgerecht und wie geschaffen als enge Straßenrinne durchschneidet das

[1]) La. S. 304. [2]) Oe. II. S. 273. [3]) Oe. II S. 275. [4]) Oe. II. S. 272.

Salzachtal zunächst den nördlichsten Gebirgswall, ein Straßenteil, der daher bis Bischofshofen so eng wie nur möglich mit Salzburg verwachsen ist, und dessen Punkte somit auch zum Teil ebensofrüh wie dieses selbst an das Tageslicht treten. Eine sehr alte, aber etwas anrüchige Vergangenheit hat Golling aufzuweisen, da es früher (1384) Galigen hieß und von nichts anderem als von Galgen[1]) herkommt. Die Spuren einer weltlichen Herrschaft führen hier übrigens zunächst nach Kuchl (710 Cucullae) als den Sitz der karolingischen Gaugrafen hin; es ist aber auch hier derselbe Vorgang wie in Bünden und Innertirol; in der nächsten Nachbarschaft der bodenständigen Bischöfe verflüchtigt sich und verschwindet sehr bald diese heimatlose Instanz[2]). Der Sitz der bischöflichen Macht an dieser Strecke wird dagegen vor allem Werfen, die im J. 1077 enstandene Straßenburg, deren Erbauer, Erzbischof Gebhard, auch dort im J. 1088 gestorben ist, und an deren Fuße bald auch ein Burgflecken gleichen Namens entstand. In die Tätigkeit der damaligen Bischöfe kann man aber gut hineinblicken, wenn dieser Ort nun sogleich auch mit Zoll- und Marktrecht ausgestattet und mit Herbergen und Handelshäusern versehen wird[3]).

Es kann jedoch kaum für die Bedeutung der Radstädter Tauernstraße sprechen, wenn im zwölften Jahrhundert hier auf der Paßhöhe nur eine Kapelle[4]), und erst viel später (1562) ein wirkliches Hospiz zu finden ist, so oft auch die Salzburger Bischöfe sonst auf ihren Reisen nach und von Kärnten diese Straße betreten haben müssen; zwei derselben, Konrad I. (1147) und Eberhard II. (1246) sind übrigens auf diesem Wege selbst gestorben[5]). Radstadt (Radistadt) ist dann im J. 1296 einmal von Herzog Albrecht von Österreich, wenn auch erfolglos, belagert worden[6]); man sieht also, wie jetzt auch die Punkte an jenem Straßenteil für einen wertvollen Besitz zu gelten anfangen.

Das Pinzgau und das Zillertal.

Nicht so früh und nicht so mühelos ist dagegen die Herrschaft Salzburgs in die weiten Gebiete des Pinzgaues vorgedrungen. Es ist richtig, daß wir in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters den ganzen Pinzgau fest und sogar das Zillertal einigermaßen an Salzburg angegliedert sehen; aber vorher hat doch gerade in diesen, damals dem großen Verkehr ganz abgewendeten Tälern auch die Hand Bayerns über die vielen kleinen Dynasten hinweg noch am längsten bis tief in die Berge hineingereicht. Der Weg durch das Pinzgau und über die Gerlos hinüber ist jedenfalls im Mittelalter von denjenigen nicht selten benutzt worden, die von Salzburg nach der Brennergegend oder nach Verona reisen wollten. Auf diesem Wege zog im J. 1162 der Erzbischof von Salzburg nach Verona zum Kaiser[7]); auch Karl IV. selbst hat die Gerlos überschritten, und das im J. 1189 in Zell a. Z. entstandene und von Salzburg aus gegründete Hospiz zeigt besonders deutlich jenes Verkehrsbedürfnis an. Es muß aber trotzdem auffallen, daß das Zillertal (Cirlstal) auch heute noch im Vergleich zu

---

[1]) Sa. L. XXI. S. 2. [2]) Sa. L. XXI. S. 10. [3]) Sa. L. XXI. S. 34. [4]) Oe. II. S. 272. [5]) Oe. II. S. 274. [6]) Vict. S. 114. [7]) Oe. II. S. 273.

seiner ganzen Nachbarschaft einen ganz anderen Charakter aufweist, hier, wo alle Burgruinen fehlen, und wo die Ortsnamen fast sämtlich nur einen reindeutschen aber wenig inhaltreichen Klang haben, und es ist auch Tatsache, daß vor allem die Ausläufer des Zillertales noch bis tief in die neue Zeit hinein ein ganz und gar abgelegenes Stück Welt gewesen sind.

Die Hohen Tauern.

Von den zahlreichen Übergängen aber, die westlich der Radstädter Straße die Tauernkette überschreiten, hebt sich im Mittelalter zunächst derjenige über den Velber Tauern neben seinen beiderseitigen Nachbarn, dem Krimmler und Kalser Tauern, wie demjenigen von Heiligenblut durchaus als der bei weitem wichtigste heraus, wie dies in den Burgen und alten Kirchen an der nördlichen und südlichen Schwelle jenes Weges, in Mittersill und Windischmatrei, und nicht zuletzt auch dadurch vor Augen tritt, daß Salzburg schließlich eben allein diesen Übergang in seiner ganzen Ausdehnung bis nach Windischmatrei hinüber an sich gebracht hat, während sich vorher auch hier eine Ausstrahlung bayrischen Einflusses in der Linie Kitzbühel, Mittersill, Windischmatrei bis nach Lienz herab beobachten läßt. Wenn dann weiter, wie schon im Altertum, auch die beiden aus dem Mallnitzer Tal in die Rauris bezl. nach Gastein führenden Tauernübergänge die Spuren mittelalterlichen Verkehrs zeigen, so hatte dies jedoch auch damals seinen Grund nicht in der Ferne, sondern an Ort und Stelle, in dem Bergbau. Aus der Gründungszahl 1489 des Hospitzes in Gastein läßt es sich erkennen, daß dieser hier erst am Ende des Mittalters wieder in Aufnahme gekommen ist, derart, daß er wie aller rasch erworbener Reichtum die Lebensbedingungen dieser Gegend plötzlich von Grund aus umgestaltete, um dann aber auch nach seinem Versiegen nur desto vergrämtere Züge in der Gegend zurückzulassen. Eine andere, noch vollständig zu den Tauern gehörige Teilstrecke ist ferner der aus dem Murtal über Rennweg und Gmünd nach Spittal im Drautal führende Übergang. Die Begangenheit dieses Weges im späteren Mittelalter wird durch jenes im J. 1191 von den Grafen von Ortenburg im Einverständnis mit Salzburg gegründete Hospiz bezeugt[1]). Auch das am Zusammenfluß der Liser und Malta gelegene Gmünd selbst erscheint als ein alter Ort[2]); nicht weniger wichtig ist es aber, daß das dortige Schloß den Erzbischöfen von Salzburg gehörte, und da ebenso weiter nordöstlich, im Schlosse Moosham bei Tamsweg, auch an dieser südlichen Schwelle der Radstädter Tauernstraße die Pfleger Salzburgs ihren ständigen Sitz hatten, so sehen wir hier während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in einem Teile der Alpen wieder dieselbe Erscheinung vor uns, wie eine selbstbewußte Herrschaft es verschmäht, die hohen Gebirgskämme als ihre Grenzen hinzunehmen, sondern ihre Überlegenheit dadurch zum Ausdruck bringt, daß sie jene an den wichtigsten Punkten, an den Straßenübergängen, weit in das jenseitige Gebiet hineintreibt.

1) Oe. II. S. 271. 2) Kr. S. 103.

IX. Kapitel.

Das Ennstal und das Murtal bis zum Semmering.

Die Wege über die Niederen Tauern.

Wenn wir nun die späteren Schicksale der großen römischen Straße in das Auge fassen, die ihren Weg aus Venetien durch Norikum nach Lauriacum und der Donau suchte, so können wir an ihnen besonders gut die Art erkennen, wie sich das Verkehrsleben in den Ostalpen während langer Jahrhunderte des Mittelalters geltend zu machen pflegte; denn einen eigentlichen Straßenzug haben wir jetzt hier überhaupt nicht mehr vor uns, sondern nur eine Verkehrsrichtung, in deren einzelne Glieder auf ganz verschiedene Weise und zu ganz verschiedenen Zeiten neues Leben hineinfließt, und die daher auch nur in einem bestimmten Maße zu einander in Beziehung stehen. Es ist zunächst derselbe Übergang, der über den Neumarkter Sattel, den auch diejenigen benutzen mußten, die im Mittelalter nicht nordwestlich nach Salzburg, sondern auch in direkt nördlicher Richtung nach Wels und Enns gelangen wollten, ein Übergang, dessen damalige Wichtigkeit auch in den dortigen Burgruinen ganz deutlich vor Augen tritt. Heute verdankt das ganze Straßennetz nördlich und östlich dieses Überganges allein dem beherrschenden Willen Wiens seinen Ursprung, derart, daß die für jene Zentrale unwichtig gewordenen Linien jetzt fast völlig verödet liegen. Aber nicht einmal die Straße über den Rottenmann, die vorher für die Verbindung von Süd nach Nord lange Jahrhunderte in Gebrauch war, zeigt hier die früheste und wichtigste mittelalterliche Straßenrichtung an; denn diese ging nicht dort herüber, sondern sie verließ das Murtal sogleich wieder, um in direkt nördlicher Richtung auf Oberwölz und S. Peter zu laufen und dann über die Sölker Scharte in das Ennstal hinabzusteigen[1]).

So liegt denn auch hier, in diesem jetzt so stillen Tale, ein bezeichnendes Stück alter Geschichte vor uns, und wir können in dessen Vergangenheit heute auch einigermaßen jene zugkräftigen Erscheinungen wiederfinden, denen wir sonst an den großen mittelalterlichen Alpenstraßen begegnet sind. Da eben Oberwölz

[1]) Oe. II. S. 267.

(Weliza) selbst nur an diesem Wege und ein ganzes Stück abseits des Murtals gelegen ist, so muß es als eine ebenso auffallende wie wichtige Tatsache gelten, daß wir bereits im J. 1007 das Bistum Freising in dem Besitz dieses Punktes und in dem des ganzen Tales antreffen, das hier zur Sölker Scharte hinaufführt. Diejenige Macht, die zuerst die friedliche Durchdringung der Ostalpen in die Hand genommen hat, ist Freising gewesen. Wenn nun aber hier in der Nachbarschaft, und u. a. auch am Rottenmann, sich fast zu derselben Zeit das neugegründete Bistum Bamberg festsetzt[1]), so kann man hieran ebensosehr den Eifer erkennen, der jener ganzen Bewegung innewohnte, zugleich aber auch selbst in diesen abseits liegenden Gebieten fast ein ähnliches freundnachbarliches Verhältnis voraussetzen, wie es folgenreicher und einschneidender in jener Periode auch an den bündner Straßen zwischen Pfäfers und Chur zu beobachten war. Daß dieser ganze Straßenteil aber einst tatsächlich eine besondere Bedeutung gehabt haben muß, das verkünden auch heute noch das durchaus stadtartige Aussehen von Oberwölz mit seinen Mauern und seiner mittelalterlichen Spitalkirche, sowie die Burgen in der Umgebung des Ortes, die uns dann auch in besonders großer Anzahl wieder an der nördlichen Ausmündung dieser Linie, bei Gröbming im Ennstal, entgegentreten, und ebenso suchen wir auch hier wie dort nicht vergebens nach jenen Ortsnamen, wie sie überall in den Alpen von einer bis tief in das Mittelalter hinaufreichenden Vergangenheit Zeugnis geben (südlich Althofen, S. Peter; nördlich Stein a. d. E., S. Martin u. a. m.).

Es ist zu bemerken, daß auch jener Handelsvertrag zwischen Görz und Aquileja vom J. 1234, den wir schon kennen und der sich in erster Linie mit den Straßen über die Karnischen Alpen beschäftigt[2]), neben anderem von einem ganz bestimmten Strom des Handelsverkehrs redet, der sich damals in altgewohnter und sicher vorgezeichneter Bahn nicht etwa von Osten aus dem Murtal sondern allein von Norden her über Niederwölz bewegt haben muß. Da aber hier nicht Oberwölz, sondern nur das südlicher, an der Mur selbst gelegene Niederwölz namhaft gemacht wird, so kann man freilich für jenen Handelszug neben dem Weg über die Sölker Scharte ebensogut auch den über den Rottenmann in Anspruch nehmen; die Tatsache bleibt aber doch bestehen, daß damals östlich der Straße über den Radstädter Tauern hier jedenfalls auch über die Niederen Tauern ein belebter und ausgetretener Weg geführt haben muß.

Allzugroß kann aber trotzdem die Bedeutung der Straße über den Rottenmann im eigentlichen Mittelalter nicht gewesen sein; dies geht aus dem ganzen Aussehen dieser Strecke, wo die Burgen und auch die alten Hospizanlagen fehlen, und besonders daraus hervor, weil damals der südliche Fußpunkt dieser Straße, Oberzeyring (Wenge), neben Oberwölz ganz in den Hintergrund tritt[3]). Wichtig sind an dem Wege über den Rottenmann nur die vielen nach Heiligen benannten Ortsnamen, und sie zeigen es daher auch hier wieder an, wie die

[1]) Kr. S. 84. [2]) W. P. S. 31. [3]) Kr. S. 96. A. 227.

Erschließung des Innern der Ostalpen fast ausschließlich der Tätigkeit der mittelalterlichen Kirche zu verdanken ist. Es ist aber noch durchaus keine Straßenpolitik, sondern zunächst nur die reinste Kolonisationsarbeit, die sich gerade dort geltend machen konnte, wo die Enns mit allen ihren Nebenflüssen das Gebirge durchfließt, und der heutige Name Windischgarsten wie die Tatsache, daß der slavische Name Cirmina erst seit der Wende des zwölften Jahrhunderts dem deutschen Rottenmann Platz macht, lassen es erkennen, daß der Boden für jede bleibende Erwerbung hier vorher erst der Slavenwelt abgewonnen werden mußte. Hieraus erklärt sich nun aber auch der verhältnismäßig späte Beginn dieser Entwickelung; denn wenn nördlich in der Ebene Kremsmünster seine Tätigkeit schon dreihundert Jahre früher begonnen hatte, so fällt die Gründung von Admont doch erst in das Ende des elften Jahrhunderts; zu gleicher Zeit erscheint auch der Ort Lietzen in der Nachbarschaft[1]) und ebenso, 1082, das Stift zu Windischgarsten. 1138 entsteht S. Gallen, und erst nach geraumer Zeit stellt sich auch hier ganz folgerichtig der Verkehr selbst ein, dessen Vorhandensein nun im J. 1190 die Gründung eines Hospizes am Fuße des Pyhrn zur Folge hat. Man sieht aber doch, wie jung und hilfsbedürftig selbst damals noch hier die Kultur gewesen sein muß, wenn das Wesen dieses Spitals dadurch charakterisiert wird, daß es an den äußersten Grenzen Norikums liegt, und daß der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Bamberg sich die Bruderhand reichen müssen, um dieses Werk überhaupt zu stande zu bringen[2]). Das Ennstal.

Der Verkehr aber, der jetzt auch den nördlichsten Abschnitt jener alten Nordsüdlinie wieder zu beleben sich willig zeigt, konnte auch damals als sein letztes Ziel nur die Donauebene betrachten. Dort ist Enns als der Erbe des alten Lauriacum auch während des eigentlichen Mittelalters kein unbedeutender Ort gewesen, aber doch vor allem deshalb, weil an ihm der Donauhandel vorüberzog, während Steyer als eine Pfalzburg stets nur der Mittelpunkt eines mittelalterlichen Herrschaftsgebietes blieb. Es sind schon einige Ansätze einer größeren Zukunft, die im zwölften Jahrhundert schließlich auch hier, auf dem Boden des heutigen Oberoesterreich, in die Erscheinung treten, eine Entwickelung, die jedoch durch den im J. 1192 erfolgten Anfall dieses Landes an die oesterreichischen Babenberger auf einmal durchschnitten wurde. Für die Herren Wiens war es aber dann eine nicht schwer zu erkennende und nicht schwer zu lösende Aufgabe, wenn sie die zwischen Enns und den Neumarkter Sattel laufenden Fäden von dort hinwegzulenken und mit ihrer eigenen Hauptstadt zu verknüpfen suchten.

Nicht so sehr als Straßenzug, aber als abwechselungsreiches Kulturgebiet behauptet in der Geschichte das Tal der Mur seine Rolle. Dieses beginnt im Westen im engen Murwinkel, in den noch die weißen Gipfel der Hohen Tauern hinabschauen, um von dort in unendlich langer, wenn auch einigermaßen ge- Das Murtal.

[1]) Kr. S. 75, 96. [2]) Oe. II. S. 268.

wundener Linie bis Bruck, oder, wenn man Wasser Wasser sein läßt, in der Fortsetzung des Mürztales bis zum westlichen Abhang des Semmering die Mitte der Ostalpen zu durchziehen. Nicht zu verkennen ist die Ähnlichkeit mit dem Engadin, wenn auch dort alles pointierter und zusammengedrängter, hier dagegen alles verflüchtigter und verbreiterter sich darstellt. Aber es ist doch dasselbe lange Längstal, das ebenso durch die Spaltung des Gebirges in zwei verschiedene, einander gleichlaufende Ketten, hier der Niederen Tauern und der Kärntner Alpen, entsteht, und das wie jenes als Straßenlinie selbst zwar unwichtig ist, aber doch von um so mehr Verkehrswegen in der nordsüdlichen Richtung durchkreuzt wird. Darin aber unterscheidet sich das Murtal von dem Engadin, daß die mittelalterliche Geschichte hier viel bunter als dort ist, und daß es damals, ganz im Gegensatz zu dem es umgebenden Gebirgsland, alles andere als ein einsames Stück Welt, sondern ein Strich war, in dessen leidlich wohnlicher Sohle sich das Leben von je her viel inhaltreicher entwickeln konnte. Es ist, als ob die Sonne durchbrechen wollte, wenn wir sehen, wie dort in der Frauenburg bei Unzmarkt Ulrich von Lichtenstein sein Wesen treibt und von hier seine Fahrten unternimmt, die aber doch ohne einen ganzen Teil Frohsinn und Leichtsinn nicht möglich gewesen wären, und es ist ebenso ein mehr prosaisches aber bezeichnendes Zeugnis der gleichzeitigen mittelalterlichen Lebensbedingungen daselbst, wenn der Name dieses Unzmarkt als Huntismarckt d. h. als ein Platz gedeutet werden muß, wo Hunde gezüchtet oder verkauft wurden[1]); es zeigt, wie sich damals hier weit und breit nichts anderes als ein großes Waldgebirge ausbreitete, und wie die Welt daher dort wirklich noch zum guten Teil nur durch die Weisheit dieses Tieres bestehen konnte. Auch Knittelfeld bedeutet nur einen Flecken, der dem Walde abgewonnen worden ist.

Auch hier giebt, ähnlich wie nördlich im Ennstal, ungefähr das zwölfte Jahrhundert den Zeitpunkt an, in dem alle die Orte in der Talsohle in den Urkunden auftreten, und in dem wir daher diese ganze Gegend überall plötzlich von deutschem Leben überzogen sehen. Es kann dieses aber doch gerade hier weniger eine völlige Neukolonisierung sondern nur die Tatsache zum Ausdruck bringen, daß damals nun auch das lange Tal der Mur völlig von den deutschen, von Westen her gekommenen Mächten in Besitz genommen wurde. Wenn irgendwo in den inneren Ostalpen so ist es an jener geschützten Talstrecke zwischen Judenburg und Leoben wahrscheinlich, daß sich hier nicht allein die antike Bevölkerung, wenn auch in schwachen Resten, länger als anderswo erhielt, sondern daß dann besonders auch das slavische Wesen schon vor dem Platzgreifen der deutschen Herrschaft einigermaßen festere Kulturformen angenommen hatte. So haben wenigstens Judenburg und Leoben eine Art Vergangenheit aufzuweisen, die über die deutsche Besiedelung hinaufreicht, und die so etwas von einem mittelalterlichen Stapelplatz an sich hat. Judenburg wird bereits

[1]) Kr. S. 95, 156.

1074 genannt und die dortige Judengemeinde ist wirklich beinahe so alt wie dieser Ort selbst, während in Leoben, obwohl dieses später auftritt[1]), sich sogar der slavische Name erhalten konnte, und überhaupt die Bauanlage und besonders der große rechteckige Marktplatz daselbst ganz und gar typisch für jene ostdeutschen städtischen Neugründungen sind, wie sie einst dort überall aus den früheren slavischen Niederlassungen emporwuchsen.

Dort aber, wo die Mur bei Bruck umbiegt und nun in südlicher Richtung das Alpenvorland der Steiermark durchfließt, stehen die treibenden Kräfte der damaligen Zeit noch einmal in aller Einfachheit und Deutlichkeit vor uns. Wenn hier einst im Altertum allein von Süden her das Römertum einzog, so kommen die Mächte, die jetzt von diesem Lande Besitz ergreifen, aus der genau entgegengesetzten Richtung, aus dem Norden. In diesen übersichtlichen Verhältnissen ist es bis zu den Zeiten Heinrichs III. (1054) die Hengistiburg, an der Stelle des heutigen Marktes Wildon südlich Graz, gewesen, von der aus hier die Herrschaft und der Grenzschutz ausgeübt wurde[2]), ein Platz, dem ganz jener große aber dunkle Nachklang anhaftet wie allen jenen Schauplätzen, an denen die Entscheidungen im Verlauf der Rückeroberung des deutschen Ostens gefallen sind. Aber wenn hier einst auch die deutschen Herrscher in Person eingegriffen haben, so sind dann nach ihnen die Salzburger Erzbischöfe und die Grafen von Steyer auf demselben Plan erschienen, eine Entwickelung, wie sie überall auf dem Boden des alten Reiches durch den Wechsel in der Art der herrschenden Gewalten bedingt war. Den letzteren, den Grafen von Steyer, verdankt in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Graz seine Entstehung, wie Steyer eine rechte „Burgstadt", wo der Sitz der Fürsten das Bürgertum an sich zog und auch bis zu einem gewissen Grade förderte[3]), um dadurch zugleich eine intensive und nachhaltig wirkende Angliederung dieses Gebietes an das Deutschtum in die Wege zu leiten.

Der Weg über den Semmering.

Diese mächtige und selbständige, allein von dem Westen ausgehende und fest an den Westen kettende Kulturströmung ist nun aber auch der Grund, daß im Mittelalter die Erschließung des Semmerings, trotz der Existenz Wiens, nur von jener Himmelsrichtung her erfolgen konnte. Überhaupt ist der Semmering, wie kein anderer sonst, ein Alpenweg, dessen Bedeutung sich im Verlauf der Geschichte in einer stetig aufsteigenden Richtung bewegt hat; denn dieselbe Straße, die während der Römerzeit eine unwichtige Verbindung blieb und bleiben mußte, wird dann, in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters wenigstens, bereits zu einer der belebtesten und betretensten Linien der ganzen Ostalpen, um schließlich, gleich wie Wien selbst, ein Träger des Weltverkehrs zu werden. Die früheste mittelalterliche Gründung aber kann auch hier, wie es in den Alpen fast überall der Fall ist, nur eine kirchliche sein, die wir in Gestalt der Abtei Gloggnitz in der Nähe des Übergangs selbst entdecken, und die, der entfernten

[1]) Kr. S. 95. [2]) Kr. S. 69. [3]) Kr. S. 96.

Lage jenes Gebietes entsprechend, erst am Ende des elften Jahrhunderts (1094) hier nachweisbar ist. Aber auch hier mag zunächst, ähnlich wie bei Admont, die reine Kulturtätigkeit in erster Linie gestanden haben, inmitten jenes großen Waldkomplexes, der damals um den heutigen Übergang ringsherum und in besonders weiter Ausdehnung die nordwestlich desselben gelegenen Berge und Täler überzog. Es ist dies der Zerwald, eine Bezeichnung, die vor allem nach der steiermärkischen Seite hin üblich war, und die als deutscher Name wohl nichts anderes als Zirbelwald bedeutet, während, eine immerhin merkwürdige Erscheinung, der slavische Name Semmering erst seit dem dreizehnten Jahrhundert allgemein Geltung gewonnen hat[1]). Nicht unwahrscheinlich ist es übrigens, daß auch schon einmal in jenen frühesten Zeiten ein deutscher Herrscher, und nicht ohne Grund, diesen damals ungewöhnlichen Weg betreten hat; denn als es Heinrich IV. nach langem, erzwungenen Aufenthalt in Italien im J. 1097 endlich wieder möglich wurde, nach Deutschland zurückzukehren, zog er über die Ostalpen, wo er dann auf deutschem Boden zuerst wieder in Nußdorf bei Wien anzutreffen ist[2]).

Wirklich inhaltreich stellt sich nun aber gerade an jener Linie die Art heraus, wie hier die Entstehung eines Hospizes vor sich geht; denn die Tatsache, daß dieses, das heutige Spital, im J. 1160 von dem Markgrafen von Steyer am Südabhang des Überganges gegründet wird, beweist nicht nur, daß damals der von Westen kommende Verkehr hier durchaus der ausschlaggebende war, sondern sie zeigt auch, wie in jenem nordöstlichsten Teil des Alpenlandes sehr bald nicht so sehr die Kirche sondern die weltlichen Dynasten in den vollen Besitz der Herrschaft traten. Es sind dies auf der westlichen Seite des Semmerings eben die Markgrafen der Steiermark, auf der östlichen, auf dem Boden des Wiener Waldes, dagegen zunächst die in Pütten seßhaften Machthaber[3]). Beide machen dann aber, diese früher, jene später, den Babenbergern Platz, deren erste Gründung an diesem Wege selbst in Wiener Neustadt vor uns steht[4]). Die Art aber, wie eifrig dann auch im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts für die Unterhaltung jenes Hospizes gesorgt wird, läßt weiterhin erkennen, daß diese Anstalt damals bereits auf weite Strecken ein Lebensbedürfnis geworden war[5]), und auch deshalb muß jene Gründung von besonders weittragender Bedeutung gewesen sein, weil sich nun auch dieser ganze Weg plötzlich innerhalb der geschichtlichen Ereignisse als eine betretene Bahn geltend macht.

Wenn wir uns erinnern, daß die Kreuzzugsbewegung damals noch in vollem Gange war, daß sie aber jetzt zum Teil auch ihren Weg zur See, von der Adria aus, nach Asien nahm, so werden wir auch darin einen Grund für die plötzliche Belebtheit der Semmeringstraße zu suchen haben; und an irgend einem Punkte auf diesem Wege muß es daher auch gewesen sein, an dem der König von England, Richard Löwenherz, im Dezember 1192 auf dem Rückweg aus dem heiligen

[1]) Kr. S. 169. [2]) Oe. II. S. 276. [3]) Kr. S. 66, 168. [4]) Kr. S. 95. [5]) Oe. II. S. 269.

Lande und als Pilger verkleidet in die Gefangenschaft des Herzogs von Österreich fiel. Zu gleicher Zeit stellt sich auch der Bischof Wolfger von Passau ein, der auf seiner Reise von Bologna nach Wien auch hier bis zuletzt wieder gewissenhaft die einzelnen Stationen, Leoben, Krieglach (Crugelar), Gloggnitz (Glockenze) und Neustadt (Nova civitas) verzeichnet[1]), und wenn nicht mehrmals, so ist doch einmal, im J. 1217, Walter von der Vogelweide diesen Weg gezogen. Diesem folgt dann ebenso Ulrich von Lichtenstein, 1227 und 1240, um auf seine Weise den Hof zu Wien unsicher zu machen, und, da er einmal bei Laune ist, beschreibt er auch seine Fahrt, und wir lernen auf diese Art seine Nachtquartiere kennen, Mürzzuschlag und Gloggnitz, und insbesondere nebenbei, daß jener Weg selbst damals ein betretener und begangener Übergang war, und als solcher auch allgemein Semmering hieß[2]). Wie würde der Dichter wohl über uns den Kopf schütteln, wenn er erführe, daß uns heute gerade diese Tatsachen wichtig sind; aber dieses Verhältnis beruht doch nur auf Gegenseitigkeit; denn auch wir können ja den unstäten Gesellen nicht mehr verstehen, wie er damals in einem farbenfreudigen Anzug, in weißem Sammetmantel und mit dicken, mit Perlen geschmückten Zöpfen hier herüberzog.

Die Wiener Ebene und Wien im Mittelalter.

Damals ist es also bereits das in Wien zusammenströmende Leben, vor allem die prächtige Hofhaltung der Babenberger, der alle jene Reisenden zustreben, und unter die vielen Folgen, die für Wien die Erhebung zur ständigen Residenz der Herrscher Österreichs gehabt hat, gehört es nun auch, daß sich diese Stadt, wie München und Bern, jetzt immer mehr zu einer rechten Voralpenstadt auswächst. In jenem Zeitraum von vollen sieben Jahrhunderten, der zwischen dem Verschwinden der römischen Herrschaft in Wien und Carnuntum und dem Beginn dieser Entwickelung liegt, haben wir dagegen hier einen Zustand vor uns, der mit der Geschichte der Alpenländer so gut wie in keinem Zusammenhang steht, und während dem von hier nach Süden und in die Berge hinein nur ganz dünn und locker geknüpfte Verbindungen führten. Denn dort, wo die letzten östlichsten Ausläufer der Alpen an die Donau herantreten, lag seit den Zeiten Karls des Gr. nur eine deutsche Markgrafschaft, von Anfang an wohl die wichtigste und stärkste von allen, aber doch nur ein Grenzland, und bezeichnenderweise treffen wir auch Wien selbst im Mittelalter zum ersten Mal wieder an, als es im J. 1030 von den Ungarn eingenommen wird[3]). Früher aber, und am äußersten Ende jenes Gebietes steht hier die Hainburg vor uns, ebenso wie die Hengistiburg zum Teil noch in Sage getaucht, als ein viel umstrittener, aber stets nur nach Osten oder Westen schauender Punkt. Zugleich wie Wien macht sich dann aber auch einwärts und in der Leitlinie der Donau ein Platz nach dem anderen und ein vielseitigeres Leben bemerkbar, in den Adelsburgen, den Gründungen der Kirche, den Städten in ihrer ersten dürftigen

[1]) Oe. II. S. 263. [2]) L. Zeitung, Wissenschaftliche Beil. 1904. N. 95. [3]) Die größeren Jahrbücher von Altaich, 2. Au. L. Dyk. S. 13.

Entwickelung, zwischen denen verstreut sich die Pfalzen der Landesherren, Hainburg und Melk, die Feste auf dem Kahlenberge, Klosterneuburg und Mödling erheben.

Die Tatsache aber, daß die Babenberger dauernd von Wien angezogen wurden, ist deshalb so wichtig, weil in ihr die Veränderung zum Ausdruck kommt, die jetzt innerhalb dieses ganzen Gebietes Platz gegriffen hat. Es ist äußerlich zunächst kein anderes Verhältnis, wie es in demselben Jahrhundert zwischen Innsbruck und den Grafen von Andechs vorgewaltet hat, als der Herr des Landes, Heinrich II., im J. 1142 seinen Sitz nach Wien verlegte. Aber hier schließt dieser Vorgang einen viel größeren Inhalt ein; denn wenn jetzt die Babenberger sich in diesem, nach damaligen Begriffen weniger geschützten Platz zu wohnen entschließen, so muß inzwischen aus dem gefährdeten Grenzland ein sicheres Herrschaftsgebiet geworden sein; vor allem sieht man aber auch, wie die Kräfte der Dezentralisation, die ja ein Merkmal des mittelalterlichen Kulturlebens ist, hier bereits im Absterben begriffen sind und wie dieses Zeitalter gerade dort besonders früh zur Neige geht. Daß das mittelalterliche Wien aber eine deutsche Stadt war, so mannigfaltig deutsch vielleicht wie es später niemals wieder der Fall gewesen ist, geht aus dem Dasein der gleichzeitigen gotischen Bauten daselbst zur Genüge hervor, während das Selbstbewußtsein, der steife Nacken, der die Wiener Bürgerschaft im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auszeichnet, wohl darin seine Erklärung findet, daß gerade die dortige Bevölkerung ganz besonders durch den Zuzug aus den verschiedensten Teilen Deutschlands entstanden ist.

Die Entwickelung des Gotthardweges zur Weltstraße einerseits und der Zusammenschluß der Ostalpenländer unter Österreich andererseits sind es, die beide die Fundamente für eine ganz neue Periode in der Geschichte der Alpenländer abgeben, eine Periode, die sich scharf von dem vorangegangenen Mittelalter daselbst abhebt und die hier nun auch ein volles halbes Jahrtausend, bis zu den Zeiten Napoleons I. angedauert hat. Wer das Leben in der weiten Ebene, wo die meisten Menschen wohnen, mit demjenigen im Hochgebirge vertauscht, muß früher oder später sich doch den veränderten Bedingungen unterwerfen, denen die Natur ihn dort gegenüberstellt. Aber auch die Geschichte trifft dasselbe Schicksal, und im besondern versagt sich hier die Betrachtung und Einteilung des geschichtlichen Verlaufs nach jenen sonst allgemein üblichen und zeitlich genau abgegrenzten großen Perioden. Doch was ist schließlich alle Geschichte des Mittelalters in den Alpen, mag sie nun auf anerkannte oder ungewohnte Gesichtspunkte, auf erwiesene oder zweifelhafte Tatsachen eingestellt sein, anderes, als ein Stück der Vorstellung eines Einzelnen, desjenigen, der sie gerade geschrieben hat. Wir stehen alle dem Glauben viel näher und dem Wissen viel ferner, als wir es gern zugeben oder wünschen möchten, und nicht die Geschichte, wohl aber der Geschichtsschreiber, wird an seiner schmerzlichsten und schmerzhaftesten Seite durch das Wort Goethes getroffen: Wenn man sich bei der Geschichte nicht beruhigt wie bei einer Legende, so löst sich sonst alles in Zweifel auf.

Anhänge.

1.

Die auf klassischem Boden so weit verbreitete Erscheinung, daß die ältesten und vornehmsten Kirchen ganz ausgesprochen außerhalb der alten römischen Stadtmauer liegen, kehrt auch in den Alpenländern wieder (Como, Verona, Trient, Neumarkt a. d. E., Bozen und Gries, Glurns, Sterzing, Bruneck, Lienz, Reichenhall), und mit Recht mutet sie uns so eigentümlich an, da in ihr ein Stück der ältesten christlichen Denkweise und Lebensart verborgen liegen muß. Es kann in der Tat kaum ein besseres Zeugnis für das Alter und die weite Verbreitung dieser Sitte geben, als wenn Eugippius schon um 510 im Leben Severins (K. 22) die Existenz „einer außerhalb der Mauern Passaus gelegenen Kirche" als etwas ganz Alltägliches anführt. Atz meint einmal, daß man „in der Altstadt selbst (Bozen) kein religiöses Gebäude suchen dürfe, weil ein solches in einer befestigten Stadt, unmittelbar hervorgegangen aus einem römischen Standlager, nicht bestehen durfte" (Atz S. 6). Diese Erklärung kann aber doch nicht alles enthalten; denn einmal findet sich jene Erscheinung auch in viel späterer Zeit und an Orten, wo bei dem Einzug der Kirche auch nicht eine Spur vom römischen d. h. heidnischen Altertum mehr vorhanden gewesen sein kann (Bruneck), und andererseits stehen auch oft genug solche außen gelegene kirchliche Gebäude auf römischen Grundlagen (S. Zeno in Verona, Sterzing), wie ebenso auch innerhalb der römischen Stadtmauern selbst Kirchen existieren, die älter sind als die außerhalb befindlichen (Trient, S. Pietro). Wahrscheinlich wird hier die Art der Bestattung ein Wort mitzureden gehabt haben.

2.

Schon Schulte (Schu. S. 61) sagt: „Und ist es nicht auffallend, daß die Hospize am Gr. S. Bernhard und auf dem Septimer den Namen des h. Petrus tragen, standen sie vielleicht im Besitz der römischen Kirche, man kann die Frage aufwerfen, aber nicht beantworten", während N. A. (S. 31, 38, 69, 83) die Tatsache einfach als ausgemacht annehmen, daß die Peterskirchen überall älter als alle

anderen sind. Die Legende, wie der h. Rupert von den Ruinen Juvavums angezogen wird, und dort wie selbstverständlich zu Ehren des h. Petrus eine Kirche gründet (Hau. S. 127), plaudert eben nur Alltägliches aus, und es ist nicht zu viel gesagt, daß dieser Heiligenname in den Alpen geradezu die Wünschelrute abgeben kann für denjenigen, der hier nach Römerresten sucht.

Zum Beweis dieses für die Archäologie nicht unwichtigen Fingerzeiges seien hier folgende Peterskirchen angeführt, in deren unmittelbarer Nähe Römerfunde gemacht worden sind: Die Kastelle in Verona und Trient, S. Pietro südlich Ala (F. 1878. S. 62), Borgo Kastell, Leifers (Atz S. 109), Maretsch bei Bozen, Schloß Tirol, Kastelruth, Seben. Auch dort, wo bei Matrei a. Br. ein berühmter Etruskerfund zum Vorschein kam, liegt ganz benachbart, bei Mitzens, eine Peterskirche, die übrigens in Nordtirol nicht allzuhäufig sind, wie überhaupt schon, selbst wenn alle anderen Beweise fehlten, das Vorhandensein so vieler Peterskirchen auf der Linie zwischen Verona und Klausen und die Seltenheit dieser nördlich davon auf das verschiedene Schicksal jener beiden Hälften der Brennerstraße während der Römerzeit einen Schluß gestatten würde.

3.

Man kann den Namen S. Ulrich in Groeden damit in Verbindung bringen, weil das Bistum Augsburg dort Besitzungen hatte. Da aber diese Ortschaft latinisch Urtischei heißt (Mor. S. 13), liegt auch der Gedanke nahe, daß die Kirche es sich hier überhaupt nicht allzuschwer machte und den h. Ulrich einfach wegen des Gleichklanges der Namen heranholte. Dieselbe Ähnlichkeit findet sich auch bei S. Orsola, deutsch Aichberg, im Fersental.

4.

Wohl alle früheren Bearbeiter dieser Züge (besonders auch Eg. S. 220, A. 5) nehmen stets drei fränkische Kolonnen an, die getrennt über die Alpen marschierten, und verteilen jene nun auf drei verschiedene Übergänge. Dieses ergiebt sich aber durchaus nicht ohne weiteres aus den Quellen (Gregor von Tours X. 3; P. D. S. 69); denn diese reden zunächst nur von einer rechten und linken, aber nicht ausdrücklich von einer mittleren Angriffsrichtung. Außerdem erheben sich bei der Annahme von drei Kolonnen viel größere Schwierigkeiten, wie man dann die drei Hauptführer der Franken, Auduald, Olo und Cedinus, und die anderen zwanzig Herzöge auf die einzelnen Kolonnen verteilen soll; denn bei drei Kolonnen würden auf die rechte Auduald und sechs Herzöge, auf die linke Cedinus und dreizehn Herzöge, auf die mittlere dagegen nur Olo und ein Herzog entfallen müssen. — Die Schwierigkeiten werden freilich auch dann nicht behoben, wenn man, wie Paulus Diakonus zu tun scheint, die drei besonders namhaft gemachten Hauptführer in die Zahl der zwanzig Herzöge hineinrechnet. Dasselbe Recht auf Wahrscheinlichkeit hat es daher, wenn man bloß zwei Kolonnen annimmt,

Cedinus und dreizehn Herzöge links, Audualdd, Olo und die übrigen rechts, wobei es aber auch unklar bleiben muß, in welchem Verhältnis Olo zur rechten Hauptkolonne stand, und wo er sich etwa von dieser abgezweigt hätte.

5.

Die Stelle (P. D. III. Bch, K. 31) lautet: Pervenit etiam exercitus Francorum usque Veronam, et deposuerunt castra plurima per pacem post sacramenta data, quae se eis crediderant nullum ab eis dolum existimantes. Nomina autem castrorum quae diruerunt in territorio Tridentino ista sunt: Tesana, Maletum, Sermiana, Appianum, Fagitana, Cimbra, Vitianum, Bremtonicum, Volaenes, Ennemase, et duo in Alsuca et unum in Verona. Haec omnia castra cum diruta essent a Francis pp.

6.

Vom militärischen Standpunkt bleibt doch die erschöpfende Erklärung für jene Vorgänge nur die, daß die Worte der Lorcher Annalen „ad clusas se conjungentes" so zu verstehen sind, daß hier, wie beides auch nach dem Sprachgebrauch durchaus möglich ist, nur eine Klausenstelle, und zwar die bei Susa gemeint ist, und daß ad nicht westlich sondern nur in der Nähe der letzteren Klause zu bedeuten hat.

Von Genf aus hatte Karl jedenfalls den kürzeren Weg, Bernhard die weitere Umgehung übernommen. Karl hielt, wie deutlich zu ersehen ist, Desiderius einige Tage lang, bis zu Bernhards plötzlichem Eingreifen im Rücken der Langobarden, mit Verhandlungen hin. Wenn die Sage Karl selbst eine Art Umgehung machen läßt und diesem alles Verdienst zuerkennt, so hat sie damit nicht eigentlich Unwahres gesagt, sondern nur, wie üblich, den Mund etwas zu voll genommen; denn der intellektuelle Urheber des Erfolges war sicher Karl, die entscheidende Umgehung besorgte dagegen Bernhard. Auch die Worte der Lorcher Annalen, daß Bernhard „mit einigen Getreuen seinen Zug unternahm", legen eine vorangegangene genaue Verabredung mit Karl nahe.

7.

Unmittelbar südlich Schönberg befindet sich heute an der Brennerstraße ein altes Steinkreuz. Da diese Merkmale jetzt allgemein als mittelalterliche Grenzzeichen angesehen werden, und da irgendwelche andere Grenze hier sonst niemals bestanden hat, so kann man daher die Stelle jenes Kreuzes kaum anders als einen Punkt ansehen, wo einst der Gau Norital nördlich mit dem Gau Inntal zusammenstieß.

8.

Alle diese Andeutungen sind doch immer interessant genug, um das Für und Wider eines Römerzuges Karls des Gr. in der Richtung Gardasee —

Madonna di C. — Münstertal — Chur bezl. umgekehrt einmal zu erörtern. Tatsächlich fällt in das J. 774 — nicht 775 — ein Zug Karls von Italien über die Alpen nach Deutschland. Karl war am 16. Juli noch in Pavia und noch vor dem 14. August in Speier. Oehlmann (Oe. II. S. 306 u. I. S. 241) verlegt diesen Zug wegen der Marschrichtung nach dem Mittelrhein und der eben nicht langen Zeit auf den Gr. S. Berhard. Diese Begründung ist jedoch nicht zwingend. Die Wahl jenes Weges, auf den die Sage fortwährend zurückkommt, würde nun allein wegen ihrer Absonderlichkeit zunächst durchaus kein Ding der Unmöglichkeit darstellen, da auch andere Römerzüge bekannt sind, die sich auf recht ungewohnten Pfaden bewegt haben (Friedrich II., 1212); auch die von Pavia bis Speier notwendige Zeitspanne würde bei der in Frage kommenden guten Jahreszeit selbst für einen längeren Reiseweg voll ausreichen. Unbedingte Voraussetzung, um jene Richtung überhaupt für möglich zu halten, wäre aber, daß man irgend ein geschichtlich annehmbares Motiv für ihre Wahl auftriebe. Ein ganz schwacher Fingerzeig dieser Art könnte vielleicht sein, daß Karl gerade am 16. Juli 774 in Pavia über jenes langobardische Pfalzgut verfügte, das im Val Camonica und am Gardasee gelegen war (Ab. S. 193), in einer Zone, die demnach die südliche Basis dieser sagenhaften Marschrichtung zu bilden hätte. Wenn es sich dann weiter erweisen ließe, daß Karl an seine in Pavia getroffenen Verfügungen noch eine Besichtigung an Ort und Stelle angeschlossen hätte, oder daß etwa jene Verfügungen überhaupt erst dort getroffen worden wären, was übrigens im Mittelalter wegen des schwierigen Transportes der Urkunden, die man doch so gern bald und sicher nach Hause trug, eher das Gebräuchliche war (Vgl. Oe. II. S. 198; ein besonderer Fall auch N. A. S. 5), so würde die Wahrscheinlichkeit dieser Marschrichtung noch viel stärker hervortreten.

Es giebt aber auch noch eine andere Möglichkeit, die hier in Betracht gezogen werden kann. Der nächste Römerzug nach dem J. 774 fällt bereits in das Frühjahr 776. Karl mußte damals rasch über die Alpen nach Friaul ziehen, um dort jenen Aufstand niederzuwerfen. Auf deutschem Boden finden wir ihn zuletzt Weihnachten 775 in Schlettstadt, während er dann, was demnach für unsere Erwägung nicht unwichtig ist, mit kleinem Gefolge die Reise antrat (Vgl. Ab. S. 250). Über den Weg, den er einschlug, haben wir aber keinen anderen Anhalt als die Worte der Lorcher Annalen: Carolus Italiam ingressus est partibus Forojuliensium petens. Oehlmann (Oe. II. S. 275) meint, daß Karl damals durch die Ostalpen gezogen sei, eine Annahme, die aber doch wohl unzulässig ist, wenn man bedenkt, daß er auf diese Weise ganz und gar durch Tassilos Gebiet hätte ziehen müssen, wo er damals auch nicht das Geringste zu suchen hatte. Aber eben die Feindschaft gegen Tassilo einerseits und das abgelegene Marschziel und die Eile, die nötig war, andererseits können auf den Gedanken führen, daß er damals von Westdeutschland aus auf dem kürzesten Wege an Tassilos Grenze vorbeizukommen suchte, und von diesem Gesichtspunkt aus

wäre eine Marschrichtung, etwa Bodensee, Rätien, Gardasee, ganz zweckentsprechend gewesen.

9.

Demum Carolo assignavit, quidquid de suo regno extra hos terminos fuerit, ita ut Carolus et Ludovicus viam habere possint in Italiam, Carolus per vallem Augustanam, quae ad regnum ejus pertinet, et Ludovicus per vallem Segusianam, Pippinus vero et exitum et ingressum per Alpes Noricas atque Curia. Vgl. Oe. I. S. 202 f.

10.

Von mittelalterlichen Klausen, die auch in den Kriegsereignissen der neueren Zeit eine Rolle gespielt haben, sind anzuführen: Fort Bard 1800; Anfo (Lodrone) 1526, 1848, 1859, 1866; Rivoli (Berner Klause) 1797; Primolano (Covel) 1796, 1866; Pontebba (Chiusaforte) 1797; Martinsbruck (Altfinstermünz) 1798; Bregenzer Klause 1646; Ehrenberger Klause 1546, 1552, 1632, 1703; Klaus bei Neuhaus 1797; Klausen a. E. 1797, 1809; Brixener Klause 1797; Mühlbacher Klause 1809; Lienzer Klause 1809; Hirschbühel 1809; Paß Lueg 1805, 1809; Paß Strub 1800, 1805, 1809.

11.

Eine besonders verdienstvolle Arbeit dieser Art hat Oehlmann geliefert. Dieser führt in Beilage II und III (Oe. II. S. 304 f) sämtliche Römerzüge nach ihren Pässen und Jahrhunderten mit Quellennachweis an, eine Zusammenstellung, die durchaus die Bestimmung eines erschöpfenden Leitfadens erfüllt, für alles, was über die Römerzüge überhaupt bekannt ist.

Aber auch hier lassen die bei den Namen der Pässe angeführten Fragezeichen deutlich genug die über jenes Gebiet verbreitete Unsicherheit erkennen, eine Unsicherheit, die sich noch als viel größer herausstellt, wenn man entdeckt, daß zuweilen selbst die Benutzung der von Oehlmann als sicher angegebenen Übergänge nicht standhält; so nimmt z. B. Oehlmann nicht mehr als 36 Züge über den Brenner als sicher an, während Wanka (W. S. 80) mit Recht in derselben Zeit nur ganze 12 als solche gelten läßt.

12.

Während das, was in den Alpen aus dem vorrömischen Volkstum noch nachwirkt, uns niemals mit jener Klarheit vor Augen treten wird, die jeden Zweifel ausschließt, ist einiges von dem auch heute noch mit aller Deutlichkeit zu erkennen, was von den Alpenromanen in ihren alten Sitzen fortlebt. So sind hier für die Ausdrücke des Gemeindelebens und der Wirtschaftsführung Worte in Gebrauch, die ihren Ursprung allein in jener romanischen Sprache haben, die vor der Herrschaft der modernen Sprachen in Geltung war. Viele Tier- und Pflanzennamen, solche, die sich auf die Almwirtschaft (Eg. S. 19), auf Viehzucht und das Wassernutzungsrecht beziehen, gehören hierher, wozu (Ju. S. 171)

in den südtiroler Gegenden auch noch die mit der Weinkultur zusammenhängenden Ausdrücke treten (Torkel, Praschglet, Bazeide, Pergel, Saltner). Auch die noch heute geltenden Bezeichnungen für die Gemeinde und deren Unterabteilungen wie Technei an der oberen Etsch, Technei, Malgrei und Terze in Südtirol und am Eisak, und Oblei im Pustertal sind romanischen Ursprungs; ein Gleiches gilt auch für viele tirolische Familiennamen (St. S. 67 f, 160 f); so findet sich z. B. bei Prutz häufig der Name Venir (Jäger), weil sich dort einst das landesfürstliche Jagdamt befand.

13.

Solche mittelalterliche Personennamen, denen man in der Alpengeschichte begegnet, sind in Bünden: Helanengus, Hunfrid, Herloin, Ruodpert (Pl. S. 299, 359, 360, 362, 393) und als Bischöfe von Chur: Gerbrach, Hartbert, Hildibold und Volkard.

In Nordtirol treffen wir: Ratold, Rapoto, Hiltprant, Wahrmunt (Schw. S. 47, 48, 86, 91), in Südtirol: Minigo, Goteschalk, Engilda, Isigren, Trutmar (N. S. 243), dann Wago, Warinbert, Chael, Sivrid, Reginbert, Merboto, Reimprecht (N. A. S. 33, 71, 103, 105; Mor. S. 15) und im zehnten Jahrhundert als Bischöfe von Brixen: Wisund und Richprecht (N. A. S. 33). In der Geschichte Innichens bezl. Freisings sind zu finden: Erembert, Atto, Hitto, Erhambert, Waldo, Utto, Drachholf, Egilbert, Ellenhard, Meginward, Engildin, Egelolph, Ortolf, und in den Ostalpen: Werihent, Rodulf, Godoschalk, Adalgar, Piligrin (Kr. S. 86, 79, 81), als Patriarchen von Aquileja, ferner Gotpold, Rabinger, Sighard, Markward (Kr. S. 87, vgl. auch S. 56).

Frauennamen sind: Theusinda, Odda (Pl. S. 295), Irminlind, Sifftl (Sofia), Diemut, Ofnia (N. A. S. 33, 73, 102), dann Adalswind, Ilmengard, Willibirg und Richlinde (Kr. S. 56, 79, 86).

14.

M. D. A. II. T. 6 Au. S. 360. — Deutsch sind heute noch daselbst die Dörfer Gereut (Frassilongo), Aichleiten (Rovete), S. Franz, S. Felix und besonders Palei im hintersten und höchsten Teile des Tales (Z. A. 1902. S. 44). Wenn jedoch im Fersental sogar die Bergnamen zum Teil deutsch sind (Zingerle, Tirolensia, Innsbruck 1898, S. 13), so würde dies eher für eine Besiedelung sprechen, die weiter als das fünfzehnte Jahrhundert zurückreicht.

15.

Verzeichnis einer Anzahl fremdländischer Ortsnamen im Süden der Alpen, für die früher auch eine deutsche Bezeichnung üblich war. Ausgehend von jenen drei alten germanischen Gruppen Oberitaliens sind unter I die Orte bis zum Ticino, unter II die bis zur Brenta, und unter III die bis Istrien vorkommenden Orte angeführt:

I.

Aigle, Aelen	Airolo, Eriels	Val d'Anzasca, Falzask
Aosta, Osten	Bellinzona, Bellenz	Bourg S. Pierre, Peters Kastell
Domo d'Ossola, Duhm	Faido, Pfaid	Formazzatal, Pommat
Foppiano, Unterwald	Giornico, Irneß	Gislarengo, Geiselhering
Gondo, Gunz	Livorno, Lavur	Locarno, Luggarus
Val Maggia, Mayental	Martigny, Martinach	Valle d'Ossola, Eschental
Vevey, Firvizuburg		

II.

Alfarei, Alfreid	Arco, Arch.	Asiago, Slege
Avio, Aue	Beseno, Bisein	Bormio, Worms
Brendola, Brünndel	Brusio, Brüs	Calceranica, Kalkrain
Caldonazzo, Galnetsch	Canazei, Kanascheid	Canezza, Ganetsch
Cavalese, Gableß	Cembra, Zimmers	Chiavenna, Claefen
Chiazza, Gliezen	Chiusa, Berneclus	Cismone, Sysmo
Como, Kam	Ficcarolo a. P., Figurol	Flavon, Pflaum
Folgaria, Vilgereut	Fondo, Pfund	Fozza, Wüsche
Frassilongo, Gereut	Gallio, Ghel	Garda, Garden
Val Lagarina, Lagertal	Lavarone, Lafraun	Levico, Leuin
Lugano, Lauis	Masetto, Alzeit	Mendrisio, Mundriz
Molveno, Malvein	Noze, Ueltzbach	Nogaredo, Haseldorf
Poschiavo, Puschlav	Riva, Reiff	Roane, Roban
Roncegno, Rundschein	Rovereto, Rovereith	Rovete, Aichleiten
Monte Scanuppia, Knappenberg	Schio, Schleid	Soglio, Sils
Sporo, Spaur	Tiene, Thinen	Torcegno, Durchschein
Trezzo, Tesserete	Vallarsa, Brandtal	Verona, Bern
Vigo di Fassa, Wiegen	Visione, Visiaun	

III.

Ampezzo, Peitsch	Aquileja, Aglei	Cadore, Kadober
Capo di Ponte, Plassprugg	Caporetto, Karfreit	Castna, Khöstau
Cittanuova, Neuenburg	Cividale, Sibidat	Cleulis, Klalach
Conegliano, Künzlau	Convedo, Cubida	Cortina d'Ampezzo, Heiden
Duino, Tybein	Fiume, S. Veit a. Pflaumb	Gemona, Klemaun
Gradiska, Grädisch	Mestre, Meisters	Moggio, Mosach
Monfalcone, Neumarkt	Ospetaletto, Spitalett	Piave, Plabe
Pirano, Pyrian	Parenzo, Paranz	Rosazzo, Rossach
Sappada, Bladen	Sauris, Zarah	Serravalle, Sperval
Tagliomento, Tulement	Timau, Tischelwang	Tolmezzo, Schönfeld
Tolmino, Tolmein	Trecento, Tritshent	Udine, Weiden
Venzone, Puscheldorf		

Die westlichen der unter II angeführten Orte können übrigens ebensogut für die Gruppe I in Frage kommen. — Die Alldeutschen haben sich in Pergine (Persen, Suganatal) einen für ihre Bestrebungen sehr günstigen Angriffspunkt herausgesucht und nun dort auch sogleich alle und jede Orte der Umgebung unnachsichtlich in deutsche umgetauft. Es ist aber interessant zu sehen, wie auch hier die tiefinnere Natur der Dinge solchen forcierten Bestrebungen gegenüber Recht behält; denn dicht vor den Fenstern der Burg Persen liegt ein Ort Susa, dessen Namen alles andere nur nicht deutsch sein kann, der wie Granit in diese moderne Strömung hineinragt und bei dem auch von vornherein auf jede Umdeutung verzichtet werden mußte.

16.

Die unmittelbare Veranlassung zu diesen Verleihungen war jedoch nicht so sehr, wie die Tiroler Geschichtsschreiber gern meinen, die ausgesprochene Absicht Konrads II., den Brennerweg in verläßlichen Händen zu wissen, sondern sie ist in dem Aufstand Ernsts von Schwaben gegen den Kaiser zu suchen; wurden doch die beiden Grafschaften, die an Brixen kamen, niemand anderem als dem Grafen Welf, Ernsts bestem Verbündeten, abgenommen. Vgl. Gi. II. B. S. 253.

17.

Tatsache ist einerseits, daß im zwölften Jahrhundert die Bewohner des Küstenlandes an der nördlichsten Adria als Nachkommen der Goten angesehen wurden, und daß dieser Landstrich damals Merania hieß (Z. A. 1903. S. 46f), und Tatsache ist andererseits, daß der Byzantiner Eunapius bei den alten Goten „die Leiber für die Beine zu schwer“ fand, und daß diese Eigentümlichkeit heute auch bei der Bevölkerung um Meran in Tirol zu beobachten ist. Sie wird bezeugt durch Hörmann (Z. A. 1901. S. 110), und der Verfasser, der besonders auch gute alte Bilder dieser Art vor Augen gehabt hat, muß sie bestätigen. Tatsache ist auch, daß Schneller den Namen der Stadt Imst aus dem Gotischen ableitet, und daß sonst nirgends, nur im Passeier, bei einer Alpe der gleiche Name wiederkehrt (F. 1906. S. 139).

Als Mittelglieder der Schlußfolgerung, daß die heutigen Burggräfler Nachkommen der Goten seien, drängt sich somit ebenso überraschend und aufdringlich wie schwer zu fassen nicht nur jene Namensähnlichkeit an sich, sondern auch die Möglichkeit auf, daß die Andechser zu diesen beiden Plätzen Beziehungen hatten, und man möchte glauben, daß, selbst wenn die Anwesenheit der Andechser hier und dort sich als ein Spiel des Zufalls herausstellt, so doch wenigstens jener Gleichklang der Namen auch andere gleichartige Substanzen in sich schließt. Dies alles wäre schon eine wissenschaftliche Untersuchung wert, die aber von der Feststellung ausgehen müßte, wann die Meinung von dem Gotenursprung der Burggräfler zum ersten Male zu Tage tritt. Ist diese jetzt

wirklich älter als ein Jahrhundert, so wären dann von zwei verschiedenen Stellen aus in das, was die Zeiten verschüttet haben, Schächte hineinzutreiben, einmal, ob und inwieweit die Andechser auch zu Meran i. T. in Beziehung standen, und dann, ob jene beiden Ortsnamen überhaupt desselben Stammes sind. Vor letzterer Stelle liegt auch schon einiges Werkzeug, unbrauchbares und brauchbares, umher. So soll der Name des tirolischen Meran von den Marcomanen herkommen oder so viel wie „am Maiser Rain“ heißen (Giovanelli, Ara Dianae, Bozen 1824, S. 73); nach anderen bedeutet er „an der Murre“ (Sta. S. 24; Tir. S. 127). Seine älteste nachweisbare Form ist übrigens Maranum (1273), während es zweifelhaft bleibt, ob ein im J. 857 im Trienter Tal gelegenes Mairania mit ihm gemeint ist (Unterforcher, G. Pr. Eger 1892, Sonderabdruck S. 54). In dieser letzteren Form, also Mairania, erscheint aber manchmal auch der Name für das adriatische Küstenland (Kr. S. 85).

18.

Dieses Aussterben betraf u. a. die alten Eppaner Grafen (1170), die Traungauer (1192), die Grafen von Mittersill, die Grafen von Lechsgemünd und Matrei (um 1200), die Zähringer (1218), die Herren von Peilstein (1219), die Hallgrafen von Plein (1219), die Grafen von Ulten (1248), die Wanga (1280). Andere Geschlechter mit gleichem Loos vgl. Kr. S. 125. — Eine Häufung solcher Fälle, aber doch nicht in derselben Ausdehnung, ist übrigens dann wieder am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu bemerken, vgl. auch B. W. S. 30.

Es läßt sich beobachten, daß eine Familie in derselben Stellung selten über vierhundert Jahre aushält. Nach rückwärts gerechnet käme man also hier auf die Zeit Karls des Gr., und so tatsächlich in eine Periode, in der ganz Südostdeutschland zahlreich mit neuen Herrengeschlechtern bevölkert wurde. Man kann aber auch daran denken, daß damals der durch die Kreuzzüge hervorgerufene Kräfteverlust nachgewirkt hat. Den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen, ist jedoch überhaupt mißlich; denn wie die Schneelawine aus unendlich vielen Schneeflocken zusammengesetzt ist, so ist auch dieses Problem nur ein Konglomerat über das Entstehen und Vergehen vieler einzelner Menschenleben, und es ragt daher in jenes Gebiet hinein, das sich von vornherein jeder strikten Erkenntnis entzieht.

19.

Zu den mittelalterlichen Burganlagen ist noch zu sagen, daß bei diesen das Vorhandensein unterirdischer, zur Flucht bestimmter Gänge doch vielleicht nicht so völlig in das Gebiet der Fabel zu verweisen ist, wie es gewöhnlich geschieht. Wer nur das Gegenwärtige vor sich sieht, wird mit Recht geltend machen, daß solche Anlagen unendlich schwer auszuführen waren, außerdem, selbst wenn vorhanden, schwer unbekannt und vom Feinde leicht wirkungslos gemacht werden konnten. Es muß aber auch in Betracht gezogen werden, was vergangen und vergessen ist, das entsetzliche Schicksal, das nach einer langen Belagerung den

Überwundenen erwartete; man denke nur an das Los der Kufsteiner Besatzung noch im J. 1504 (Schw. S. 6). Daher liegen wenigstens dort solche Fluchtmittel im Bereich der Möglichkeit, wo eine langandauernde feudale Entwickelung bestanden hat, die über große Mittel verfügte. Unbewiesene Annahmen von dem Vorhandensein unterirdischer Gänge existieren in Kapsburg (Schw. S. 77), Trautson (Matrei), Klausen a. E. (von der Stadt nach Seben) und in Salzburg (von der Residenz nach Hohensalzburg). Vgl. auch Sche. III. B. S. 176f; Sa. L. XXI. S. 11.

20.

Oehlmann (Oe. I. S. 186f.) weist darauf hin, daß von den Wegen der Westalpen der Mont Cenis am meisten die Bedingung westöstlicher Richtung erfüllt, und führt hierauf dessen Benutzung im Mittelalter vorwiegend zurück. Dies scheint jedoch deshalb nicht stichhaltig zu sein, da gar kein Grund vorliegt, warum den Römern, die gerade in den Westalpen ihr Straßennetz ganz systematisch ausgebaut hatten, dieser Umstand entgangen sein sollte.

21.

Man könnte einwenden, daß bei einer deutschen Bewegung von Süd nach Nord, wie sie hier angenommen wird, die deutschen Uris dann doch wahrscheinlich gleichfalls aus dem Süden gekommen sind, und daß schon diese, um ihren Weg überhaupt auszuführen, die Schlucht der Schöllenen vorher hätten wegbar machen müssen. Diese Schwierigkeit ist zuzugeben. Um so wichtiger mußte es daher dem Verfasser sein, als er, lange nachdem er seine Ansicht trotzdem nicht anders niedergelegt hatte, bei einer nochmaligen Durchsicht der Abhandlung Schibers dessen Äußerung entdeckte, daß dieser „sich die deutschen Siedler des Reußtales nicht vom Gotthard sondern vom Sustenpasse kommend denkt“ (Z. A. 1903. S. 72. A. 1.).

Auch Schulte (Schu. S. 217f., S. 171 f.) ist hinsichtlich der Art der treibenden Kraft derselben Ansicht; er legt jedoch die Richtung dieser ganzen Bewegung von Nord nach Süd, nicht von Süd nach Nord.

22.

Oehlmann (Oe. II. S. 188), der bei der Reise des Kaisers von Trient nach Chur zunächst an die gerade Linie denkt, gerät dabei richtigerweise zunächst auf den Ofenpaß, wenn man nicht aber überhaupt bei jenem überraschenden, energischen Entschluß auch an andere ungewöhnliche Alpenwege denken kann. Bemerkt sei, daß — aber doch wohl ohne jeden besseren Grund — für die zweite Hälfte dieser Reise sonst zumeist der Julier genannt wird (M. Schw. S. 82; Da. I. B. S. 147, wo übrigens auch die Jahreszahl 1215 steht. Vgl. auch Schu. S. 91).

23.

Ein Unglück ist es nicht, wenn darüber so viele verschiedene Meinungen existieren, wie weit ostwärts in die Alpen sich die Grenze des alemannischen

Vordringens erstreckt hat. Wir sind, wie einem alten guten Hausmittel der Ansicht Steubs gefolgt, der auch einmal gesagt hat, „daß an der Malser Haide die letzten Schwaben wohnen". Beda Weber (B. W. S. 18 f.) läßt Alemannen aus dem Oetztal auch in das Hinterpasseier kommen; im Sarntal sind die Bauernhäuser jedenfalls ganz den schwäbischen ähnlich, und nach Christomannos (Z. A. 1900. S. 323) soll dies hinsichtlich der Mundart sogar bei den Bewohnern Deutschnofens der Fall sein. Neuerdings (54. G. Pr. Innsbruck S. 36) hat freilich Zoesmair wieder die Alemannen mit Stumpf und Stiel aus ganz Tirol verbannt.

24.

Auch die Vornamen der alten Eppaner Grafen bestätigen diese Tatsache; denn bei ihnen findet sich nicht nur der bei den alten Welfen besonders charakteristische Elicho = Egno, sondern auch alle anderen gebräuchlichen wie Heinrich und Arnold.

Nach Atz (Atz. S. 5) liegt bei Leifers ein Seslbrunnen = Ezilobrunnen, ein Name, der daher auch mit diesem Geschlecht zusammenhängen kann. Vgl. auch Archiv für österreichische Geschichte 63. B. S. 642.

25.

Auch die Heiligennamen an dieser Stelle (S. Johann, Anton, Georg), besonders aber S. Peter und Martin, jene alten Herren, geben zu denken. Est ist übrigens bemerkenswert, daß Neeb und Atz (N. A. S. 90), die als Ortskundige besonders Bescheid wußten, „die hohe fernere Bedeutung der Ausmündung des Sarntales seit älteren Zeiten" einfach als bekannt voraussetzen, als Ursache hierfür nehmen sie aber zweierlei zugleich, einmal den Grenzschutz und ebenso die Belebtheit des Weges durch das Sarntal an.

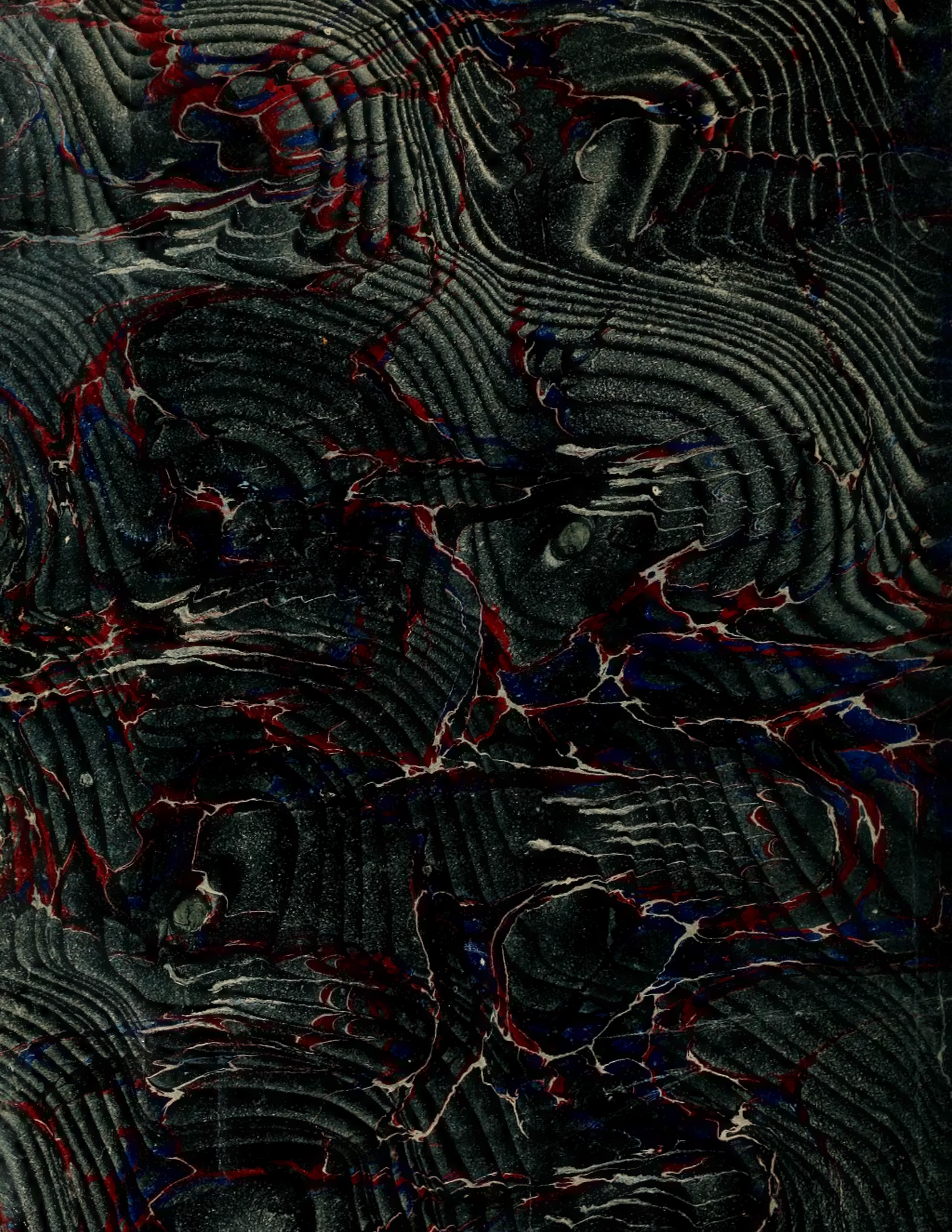
26.

Wenn die Tatsache auch nicht erweisbar ist, daß nach diesem Ort jener Hartmann benannt war, der sich im J. 1168 in Susa im Gefolge Friedrich Barbarossas befand, so liegt sie doch um deswillen durchaus im Bereich der Möglichkeit, weil ein wirklich hierher gehöriger Heinrich im J. 1220 in der Umgebung Friedrichs II. anzutreffen ist (Erb. S. 150). Ein anderer Ort dieses Namens liegt bei Meißen, ein anderer in Schlesien.

Druckfehler-Verzeichnis.

Es muß lauten, Zeile 1 von oben auf

S. 98	anstatt	V. Kapitel	VII.	Kapitel,
S. 104	„	VI. „	VII.	„
S. 128	„	I. „	VIII.	„





UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

